DEUTSCHE MONATSSCHRIFT FÜR POLITIK, WISSENSCHAFT, KUNST UND...



Monatsschrift

<36622495400019

Deutsche Monatsschrift

für

Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben.

Herausgegeben

von

Adolph Kolatschek,

Mitglied der deutschen Nationalversammlung.



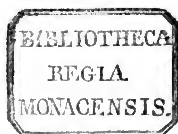
I.

Juli, August, September.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1850.



Inhalt.

Siebentes Heft.

Achtes Heft.

Neuntes Heft.

Zur vergleichenden Staatskunde.

Von Karl Hagen.

Erster Artikel.

Vom Einfluß der Natur auf den Volkscharakter.

I.

Einleitung.

Man hat der Fortschrittspartei zu allen Zeiten vorgeworfen, daß sie sich um die gegebenen thatsächlichen Verhältnisse zu wenig kümmere, und daß sie, während sie sich in Ideale und Täuschungen versenke, inzwischen den Boden unter den Füßen verliere. Auch der heutigen Fortschrittspartei, der Demokratie, machte man diesen Vorwurf. Und allerdings nicht ganz mit Unrecht. Denn das ist auf keine Weise zu läugnen, daß ihre Niederlage vorzugsweise dem Umstande beizumessen ist, daß sie sich über ihre eigenen Kräfte täuschte, sowohl der Zahl als auch dem Gehalte nach, ein Fehler, welcher aus dem Mangel einer ruhigen vorurtheilslosen Erwägung und Beobachtung der Thatsachen, der Wirklichkeit entsprang. Aber die Demokratie gesteht diesen Fehler, so wie viele andere bereits selber ein, und fühlt die Nothwendigkeit, ihn in Zukunft zu verbessern. Und gerade hierin erblicken wir das sicherste Zeichen, daß die Demokratie eine Zukunft hat. Ein Mensch, der die Stärke besitzt, seine Fehler selber zu gestehen, ist etwas werth und kann es zu was Großem bringen, während derjenige, welcher seine Fehler nicht einsehen will, sei es aus Eitelkeit, sei es aus Trotz, niemals weiter kommt, sondern immer von Neuem unterliegt. Die Gothaer Partei, welche Fehler auf Fehler begangen hat, und zwar so dicke und große, daß selbst der unbedeutendste politische Kannegießer sie bemerken muß, ist weit entfernt, diese Fehler einzusehen, geschweige denn einzugestehen. Selbst nachdem die Dreikönigsverfassung und der „Bundesstaat" eine so klägliche Wendung genommen, wird sie niemals es über sich gewinnen können, ihre Taktik als eine gänzlich verfehlte anzuerkennen. Sie wird vielmehr fortfahren, sich gegenseitig zu beräuchern, und den „weitsehenden staatsmännischen" Blick zu bewundern, den ihre Führer an den Tag gelegt; sie wird vielleicht das Mißlingen selbst des Erfurter Werkes auf die Frankfurter Linke schieben, obschon dieselbe in Erfurt gar nicht gegen-

wärtig war, wie sie denn das Mißlingen des Verfassungswerkes in Frankfurt ebenfalls auf die Linke schob, obschon dieselbe immer in der Minderheit sich befunden. Eine solche Partei, welche Eigenlobes und Selbstvergötterung so voll, und gegen die eigenen Fehler so entsetzlich blind ist, wie die Gothaer, kann keine Zukunft haben. Sie muß vom politischen Schauplatze verschwinden. Die Demokratie dagegen hat, wie gesagt, eine Zukunft wegen der Einsicht in ihre Mängel. Sie muß und wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß es mit dem bloßen Aufstellen gewisser Grundsätze nicht gethan sei, daß selbst der Umsturz nicht genüge, sondern daß sie sich in den Stand setze, wenn die Zeit gekommen, mit sicherer und kräftiger Hand einen Neubau aufzuführen. Dieß ist aber nicht möglich ohne die umfassendste Kenntniß aller der Elemente, welche im Staate von Bedeutung sind, aller der Kräfte, welche sein Leben bedingen. Unter diesen nimmt die Natur eine der ersten Stellen ein. Und die Demokratie muß sich um so mehr bemühen, in das Wechselverhältniß zwischen Staat und Natur einzudringen, als ihr Ziel ja gerade darin besteht, den Staat und seine gesammten Einrichtungen natürlich zu machen.

Das ist ja überhaupt die Aufgabe der neuen Welt, an der sie seit mehr als drei Jahrhunderten arbeitet, in allen Sphären des geistigen wie des öffentlichen Lebens das rechte Verhältniß zwischen der Natur und dem idealen Elemente zu finden und dadurch eine wahrhaft sittliche Ordnung der Dinge zu ermöglichen.

Man weiß, zu welch unglückseligen Folgen in der sittlichen Welt der Versuch geführt hat, der Natur ihre Berechtigung bestreiten zu wollen. Im Staate ist es nicht anders. Auch hier sind die elementaren Kräfte gewaltig, und ein Verkennen und Nichtachten derselben rächt sich früher oder später. In einem gewissen Sinne hatte daher die Reaktion recht, wenn sie den Grundsatz aufstellte, daß die politischen Einrichtungen des einen Volkes nicht beliebig auf jedes andere übergetragen werden dürften, indem in jedem Volke verschiedene Lebensbedingungen vorhanden wären, welche besondere Einrichtungen verlangten. Sie fehlte nur darin, daß sie bei uns z. B. gerade solche Einrichtungen vertheidigte und einführte, welche *nicht* mit unseren Lebensbedingungen übereinstimmten, sondern welche gerade als *fremdes* Gewächs angesehen werden müssen. Nicht oft genug kann man darauf aufmerksam machen, daß nur solche politische Einrichtungen heilsam sind und Dauer versprechen, welche auf den Volkscharakter gebaut sind, und daß der letztere sich nicht beliebig verändern läßt, sondern daß er etwas Ursprüngliches ist, aus der eigenthümlichen Natur des Landes entsprossen, welches das Volk bewohnt. Aber wie die Natur bei aller Großheit und bei aller oft unbesieglichen Macht doch niemals ein unübersteigliches Hemmniß in der sittlichen Welt ist, so hindert sie auch nicht die Völker, zu der Stufe des Staates emporzusteigen, die ihnen in der Weltordnung angewiesen worden. Aber die Natur ist mannichfaltig; ebenso die Charaktere der einzelnen Nationen. Sie haben diesen gemäß ihre besonderen Aufgaben zu erfüllen. Sie stellen sich auch in den Formen des Staats als Besonderheiten dar. Die Mannichfaltigkeit, welche in der Natur hervortritt, findet sich daher

auch bei den einzelnen Nationen und ihren politischen Einrichtungen. Diese Mannichfaltigkeit sind wir so wenig berechtigt zu tadeln, als wir die der Natur tadeln dürfen. Aber wie der Mensch die Natur in ihren Wirkungen, wenn sie ihm schädlich erscheinen, zu hemmen sucht, ohne daß dadurch das Wesen der Natur eine Veränderung erleidet, so ist das Volk berechtigt, ja verpflichtet, solche Wirkungen seiner Eigenthümlichkeit, welche aus dem Einschlagen einer falschen verderblichen Richtung entspringen, zu verhindern und zu beseitigen. Und auch dieß kann und darf nur so geschehen, daß das Wesen jener Eigenthümlichkeit nicht verletzt wird. Und darin scheint mir die wahre Staatskunst zu bestehen, aus der Natur des Volkes heraus den Staat mit allen seinen Einrichtungen, gleichwie einen Baum mit seinen Aesten und Blüthen sich entwickeln zu lassen, aber darüber zu wachen, daß nur die gesunden Zweige sich entwickeln, dagegen alle die Schößlinge abzuschneiden, welche den Keim zu verderblichen Richtungen in sich tragen.

Diese allgemeinen Bemerkungen glaubten wir voranschicken zu müssen, um die folgenden Untersuchungen in das rechte Licht zu setzen. Betrachten wir zunächst den Einfluß der natürlichen Beschaffenheit des Landes auf den Volkscharakter. Dabei haben wir besonders folgende Dinge in's Auge zu fassen: das Klima, die Fruchtbarkeit, Gebirg und Ebene, Flüsse und Meer.

II.

Das Klima.

Das Klima bewirkt in seinen beiden Extremen fast dieselbe Erscheinung. Zu große Hitze und zu große Kälte wirken unvortheilhaft auf den Menschen zurück. Die Aeußerung ist natürlich eine verschiedene. Im äußersten Norden ist durch die Kälte Alles in Leblosigkeit und Starrheit gehalten; es kommt nichts fort. Der Charakter der Natur ist Unerfreulichkeit. Dieß übt wesentlichen Einfluß auf den Menschen. Schon auf die Gestalt; der Mensch am Nordpol entwickelt sich nicht kräftiger, wie die Pflanze; es gibt lauter kleine unscheinbare kümmerliche Gestalten daselbst. Dann auf den Geist: äußerst geringe Anlagen, Gleichgültigkeit, Trübheit, keine Spur eines höheren Strebens, keine Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft. Die Natur macht auf den Menschen den Eindruck der Aermlichkeit, der Düsterkeit, der Traurigkeit. Er sieht daher in der Natur kein freundliches, liebevolles Wesen, da sie ihm nichts bietet, sondern er ist entweder gegen sie gleichgültig oder er fürchtet sie. In den heißesten Landstrichen dagegen, wie in Südamerika oder in Afrika, oder auf den asiatischen Inseln ist allerdings die Natur prachtvoll, großartig, im Thier, wie in der Pflanzenwelt. Aber es gibt daselbst keine Uebergänge. In wenig Monaten entwickelt sich Keim, Blüthe und Frucht. Darauf sinkt die Natur in Starrheit zurück. Ebenso der Mensch, bei welchem die äußersten Gegensätze dicht auf einander folgen; der höchsten maßlosesten Leidenschaft fähig, und dann wieder dumpf, träge, gleichgültig gegen Alles. Er hat nicht nöthig, sich anzustrengen. Die Natur gibt ihm Alles in Hülle und Fülle; er sieht daher in ihr im Widerspruch

gegen den Nordländer das Erfreuende und Liebevolle. Die Natur selbst bewirkt in ihm sorglose Behaglichkeit.

Den besten wohlthätigsten Einfluß auf den Menschen übt das gemäßigte Klima; so in Europa und Nordamerika. Hier ist Abwechslung der Natur durch die vier Jahreszeiten, und zwar eine allmählige. Die Natur entwickelt also Mannichfaltigkeit, Vielseitigkeit und zugleich Regelmäßigkeit, welche Erscheinungen auch beim Menschen entsprechende Eigenschaften erwecken. Die Natur bietet dem Menschen das, was er braucht, aber nicht von selber, sondern erst wenn seine Thätigkeit hinzukommt. Der Mensch ist also angewiesen, zu arbeiten. Dadurch löst er sich einigermaßen von den Banden der Natur, welche den Bewohner der kalten und der heißen Zone gefangen hielten; er hat mehr Raum für die Anwendung der Geisteskräfte; er kann sich freier bewegen; es ist ihm die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit der Entwicklung und zwar einer vielseitigen gegeben. Daher sind die Völker der gemäßigten Zone immer an der Spitze der Bildung gestanden, während die andern eine untergeordnete Rolle gespielt. Eine Ausnahme hievon scheinen China und Indien zu bilden, welche Länder bekanntlich als die Wiege der Kultur angesehen werden und die wenigstens zum Theil in der heißen Zone liegen. Die Ausnahme ist jedoch nur eine scheinbare. Diese beiden Länder bilden allerdings den Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung, die Anfänge, aber sie bleiben auch dabei stehen. Nach ihnen ist die Kultur immer bei Völkern der gemäßigten Zone, wie die Perser, Meder, Babylonier, Assyrier, Phönizier, Aegypter, Griechen, Römer, Deutsche u. s. w.

Aber innerhalb der gemäßigten Zone findet selbst wieder ein bedeutender Unterschied des Klima's statt, welcher denn nicht verfehlt, sich auch bei den Volkscharakteren hervorzuthun. So ist in Europa offenbar ein großer Unterschied zwischen den Völkern des Südens und des Nordens, und es ist nicht schwer, die Ursachen davon in dem Klima zu finden.

Der Süden (Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien) ist von der Natur offenbar bevorzugt, während der Norden (Deutschland, England, Skandinavien, Rußland) stiefmütterlicher behandelt ist. Im Süden ist die Natur schöner, anmuthiger, prächtiger, schon der Himmel heller, freier, die Sonne heißer, daher auch feinere und bessere Pflanzen- und Thierwelt. Alles reizt, lockt, belebt den Menschen zu heiteren Spielen und Genüssen; er wird durch die Natur gleichsam aus sich selber herausgezogen, zur Darstellung seiner selbst angetrieben. Daher im Süden mehr Lebensfülle, mehr Beweglichkeit, Lebendigkeit. Im Norden hingegen scheint die Natur gebunden. Schon der Himmel ist anders, meist trübe und neblig; die Natur sparsamer und karger mit ihren Erzeugnissen, überhaupt trauriger. Daher auch der Mensch nicht so lustig, heiter, sondern ernster, trüber, verschlossener.

Der Süden drängt eben daher zur Aeußerung hin, zur Erscheinung, zur That. Der Norden ist an sich haltend, mit sich beschäftigt, in sich einkehrend. Daher der Süden thatkräftiger, der Norden ideeller, philosophischer. So ist in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Griechenland viel mehr Handlung, viel mehr Leben, viel mehr That, als z. B. in Deutschland, wo lange Zeit hinfort Alles in gleichem einförmigen

Gleise sich hinzuschleppen scheint. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß, da der Süden leidenschaftlicher, der Norden hingegen ruhiger, überlegter ist, im Süden viel schroffere Uebergänge sich finden, als im Norden. So lösten sich in Italien die entgegengesetztesten Staatsformen einander ab. Auf die alte republikanische Freiheit folgte der Despotismus der Cäsaren; auf die demokratischen Städterepubliken des Mittelalters der moderne Absolutismus der italienischen und spanischen Fürsten. In diesem Jahrhundert wurde der schrankenlose Despotismus der Könige (von Neapel und Sardinien) durch eine fast republikanische Verfassung, durch die der spanischen Cortes, abgelöst (1820), diese mußte aber gleich darauf der unmenschlichsten Reaktion weichen. In den dreißiger Jahren wird der päbstliche Absolutismus durch eine republikanische Verfassung gestürzt; auch diese aber geht wieder vor der unmenschlichsten Willkürherrschaft zu Grunde. Die Ereignisse der beiden letzten Jahre zeigen dieselben Erscheinungen. Zuerst gegen den bisher bestehenden Absolutismus der lebhafteste Kampf, der allenthalben vom Siege gekrönt wird; an die Stelle der Willkürherrschaft die freiesten Verfassungen gesetzt, sogar hier und dort republikanische, wie in Rom, Toskana, Lombardei-und Venedig; dann, nach ein paar Monaten in Neapel schon wieder Sturz der Freiheit durch den Absolutismus, und im übrigen Italien treten bald darauf ähnliche Umwandlungen ein. — In Frankreich tritt dieser außerordentliche Wechsel der Politik nicht minder hervor; Absolutismus der Bourbons, Revolution von 1789, Republik, Terrorismus, Direktorium, Konsulat, Kaiserthum, erste Restauration, hundert Tage, zweite Restauration, Julirevolution, Bürgerkönigthum, Februarrevolution u. s. w. Auch in Spanien bemerken wir diese schroffen Uebergänge. Im Mittelalter daselbst die freieste Verfassung, dann seit Philipp II. der maßloseste Despotismus, hierauf 1812 wieder die demokratischste unter allen monarchischen Verfassungen, 1814 die grausamste Willkürherrschaft, 1820 Revolution und in Folge derselben Herrschaft des Radikalismus, 1823 Kontrerevolution und in Folge dieser Wiederherstellung des schrankenlosesten Absolutismus, 1833 Bürgerkrieg, 1835 Revolution im Sinne der Demokratie, von dieser Zeit an bis 1840 jedes Jahr Wechsel der Politik, einmal die Demokratie im Siege, ein ander Mal die Monarchie, 1840 Sturz der Königin Christine, Regentschaft Esparteros, 1842 Sturz Esparteros, bald darauf Zurückkunft Christinens u. s. f. In Portugal erlebt die Politik ebenfalls diesen raschen Wechsel; Absolutismus unter der Herrschaft des Marschall Beresford, 1820 Revolution und freieste Verfassung, 1823 Kontrerevolution, 1826 freie Verfassung Don Pedros, 1828 Absolutismus Don Miguels, 1832—1834 Bürgerkrieg, 1834 Sturz Don Miguels, von dieser Zeit an dieselbe Veränderung in der innern Politik wie in Spanien, eine Verfassung nach der andern, eine Partei siegend über die andere, und wiederum besiegt. In Griechenland ist es nicht anders. Ich will nicht an das Alterthum erinnern, sondern nur die neue Zeit im Auge behalten. Zuerst Despotismus unter den Türken, dann seit 1821 maßloseste Freiheit, selbst eine republikanische Verfassung; dann thatsächlicher Absolutismus unter Capo d'Istria zuerst, 1828, später unter der baierischen Herrschaft; hierauf, 1843, die Revolution vom September.

Das Charakteristische dieser politischen Bewegungen im Süden besteht in der Schnelligkeit, ja Plötzlichkeit der Ausführung eines kühnen Entschlusses. Die Politik wird, so zu sagen, durch Handstreiche gemacht. Die Revolutionen sind daher meist das Werk Weniger; sie entspringen nicht sowohl von selber aus der allgemeinen Entwicklung des Volkes und den damit in Widerspruch stehenden herrschenden Zuständen, als vielmehr sind sie berechnet, künstlich angelegt, und es hängt dann meist von der Geschicklichkeit der Unternehmer, wohl auch vom Zufall ab, ob sie gelingen oder nicht. Daher sind die Verschwörungen, die geheimen politischen Gesellschaften nirgends so häufig, als im Süden. Ich erinnere nur an die Karbonaria in Italien, an die Hetärie in Griechenland, an die Freimaurer in Spanien und Portugal und an die vielen geheimen Verbindungen in Frankreich seit der Restauration der Bourbons. Das Wesen dieser geheimen Verbindungen bestand darin, daß die Theilnehmer in verschiedene Grade eingetheilt waren, daß die niederen Grade dem höchsten unbedingt gehorchen mußten, daß der höchste Grad, welcher verhältnißmäßig nur aus wenigen Mitgliedern bestand, allein wußte, was er wollte, und daß dieser als den letzten Zweck nur die Revolution ansah, welche er aber nicht auf dem Wege der gewöhnlichen naturgemäßen Entwicklung, sondern nur durch kühnes entschlossenes Wagniß, also durch eine einzelne That herbeiführen zu können wähnte. Dieses Setzen der ganzen Zukunft auf Eine Karte entspricht ganz dem leidenschaftlichen, zur Handlung drängenden, thatendurstigen Charakter des Südens, welcher entschlossen ist, im Augenblicke Vieles, ja Alles zu wagen, um sogleich auch Alles zu erringen, dem aber die stetige, gleichmäßige, beständig in Anspruch nehmende, Ausdauer fordernde Entwicklung weniger zusagt.

Im Norden dagegen ist es anders. Hier erhalten sich die gleichen Zustände viel länger, selbst wenn man mit ihnen unzufrieden ist. Im Charakter des Nordländers liegt nicht jener Drang zur That, nicht jener leidenschaftliche Angriff mißliebiger Verhältnisse, welcher den Südländer bezeichnet. Der Nordländer denkt mehr, als er handelt. Zum Handeln kommt es bei ihm selten, und nur bei ganz außergewöhnlichen Veranlassungen entschließt er sich dazu. Seine Thätigkeit beschränkt sich mehr auf die des Geistes, des Verstandes. Man kann wohl sagen, daß der Nordländer, der Deutsche z. B. mehr politische Bildung besitzt, als der Südländer, soferne dieselbe theoretisch, auf dem Wege der Wissenschaft erlangt wird. Nichtsdestoweniger erträgt er viel länger schlechte, der öffentlichen Meinung widersprechende Zustände, weil er nicht weiß, wie er es anfangen soll, die Theorie in die Praxis zu übersetzen. Kommt es nun aber doch einmal zur Aenderung, so ist es charakteristisch, daß dieselbe in der Regel nicht als einzelne That, als eine in die Augen springende auffallende Handlung erscheint, sondern als das Ergebniß einer allmäligen, aber durchgreifenden Umwandlung des Geistes der Zeit, der endlich so mächtig einherschreitet, daß sich ihm selbst die Herrschenden nicht mehr widersetzen können. Ich mache hier nur auf die Reformation aufmerksam, auf die Umwandlung unserer Literatur und Bildung im 18. Jahrhundert, auf die allmälige Entwicklung unserer

öffentlichen Meinung in den letzten dreißig Jahren und auf unsere Märzrevolution. Denn die letztere war so recht das Ergebniß von der Gewalt des öffentlichen Geistes. Zu förmlichem Kampfe zwischen dem Volke und den Regierungen ist es nirgends gekommen, außer in Wien und Berlin, und selbst hier, weiß man sehr gut, ist der endliche Sieg des Volkes weniger durch greifbare Waffen, als vielmehr durch moralische erfochten worden. Je länger es aber im Norden dauert, bis die öffentliche Meinung gewisse Aenderungen thatsächlich bewerkstelligt, desto dauerhafter sind auch diese neuen Einrichtungen. Wir können hiebei freilich nicht unsere Märzrevolution als Beispiel aufführen; denn in der That, von dem, was diese erstrebt und zum Theil erlangt hatte, besitzen wir wenig mehr. Aber man muß nur bedenken, daß der Kampf noch nicht vorüber ist, sondern daß er blos ruht. Dagegen kann man die angeführten früheren Epochen unserer Geschichte als Beweise anführen. Die Reformation war so wenig mehr zu unterdrücken, wie die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und wie die politische Bildung des 19. Wohin die letztere führen muß, ist nicht schwer einzusehen.

Eine Ausnahme von diesem Charakter des Nordens scheint England zu bilden, insofern als seine frühere Geschichte reich ist an Handlung, an individuellen Zügen und an Plastik der Begebenheiten, welche dem Süden besonders eigenthümlich sind. Man muß jedoch bemerken, daß nach England (durch die französischen Normannen) ein südliches Element hereingebracht worden ist, und daß im Wesentlichen seine politische Entwicklung in den letzten drei Jahrhunderten nichts desto weniger den nordischen Charakter trägt. Selbst die große Revolution im 17. Jahrhundert zeichnet sich dadurch aus. Sie kam nicht eher zum Ausbruch, als bis die Sünden der Stuarts nach allen Richtungen hin ihr Maaß erfüllt hatten. Karl I. mußte erst die Verfassung verletzen, eilf Jahre lang kein Parlament zusammengerufen, das Eigenthum, die Freiheit und das Leben der Bürger angegriffen, kurz seine Herrschaft unerträglich gemacht haben, bis endlich dem englischen Volke die Geduld riß. Und bekanntlich war die Veranlassung zur Revolution ein Anstoß von Außen, die Händel mit Schottland. Der zweiten Revolution, unter Jakob II., gehen ähnliche Zustände voraus: auf der einen Seite unverkennbares Streben der Krone nach Absolutismus, auf der andern allmäliges Anwachsen der öffentlichen Meinung. Es bedurfte doch fast dreier Jahrzehende, bis das englische Volk sich zum zweiten Male zur Revolution entschloß, und auch dießmal wurde dieselbe von Außen durch Wilhelm von Oranien veranlaßt. Seit dieser Zeit bietet uns England das Schauspiel einer stetigen ruhigen politischen Entwicklung. Es schreitet vor, aber langsam. Veränderungen, welche der öffentlichen Meinung als wünschenswerth erscheinen, treten wohl ein, aber nicht mit dem ersten Male, daß sie gefordert worden sind, sondern erst nach langer Zeit, nach wiederholten Kämpfen darüber. So all' die bedeutenden politischen Veränderungen der neuesten Zeit, die Emancipation der Katholiken, die Reformbill, die Kornbill u. s. w. Es bedurfte der Kämpfe eines Menschenalters und noch darüber, bis diese wichtigen politischen Veränderungen durchgesetzt worden sind. Aber was das englische Volk einmal errungen hat, das

bleibt ihm auch. Ein Wechsel zwischen Absolutismus und Konstitutionalismus oder Republik, und umgekehrt, wie wir ihn bei den südlichen Völkern beobachtet, ist in England undenkbar. Es erringt, wie gesagt, neue Freiheiten langsam, aber dauerhaft. —

Der Süden hat endlich mehr Form, mehr Sinn für Anmuth, Schönheit, Darstellung. Daher auf der einen Seite viel mehr Persönlichkeit: die Menschen wissen sich zu benehmen, darzustellen, etwas aus sich zu machen; auf der anderen Sinn für Kunst, für die bildende sowohl, wie für die dichtende. Der Norden dagegen hat eigentlich keinen rechten Sinn für die Form, aber desto mehr Tiefe und Gehalt. Daher beim Nordländer weniger Persönlichkeit, Unbeholfenheit in seiner äußeren Erscheinung nicht nur, sondern auch in der Darstellung der Gedanken. Dieser durchgreifende Unterschied tritt in der Geschichte der Literatur und der bildenden Künste vielleicht am augenscheinlichsten hervor. Man kennt die hohe Bedeutung, welche Griechenland und Italien für die Kunst gehabt haben und noch haben. Auch der Norden hat sich darin hervorgethan. Vergleicht man aber z. B. nur die italienische Malerei mit der deutschen im Mittelalter, so tritt der oben angedeutete Unterschied grell hervor. Ueber die italienische Malerei ist Anmuth, Schönheit, Lieblichkeit der Formen ausgegossen. Die deutsche ringt nach Tiefe und Gründlichkeit, portraitirt ängstlich die Natur, besonders im Einzelnen, bringt es aber nicht zu schönen harmonischen Gestaltungen. Was man auch sagen mag, die altdeutsche Malerei ist eckig, gezwungen, ermangelt einer freien Bewegung und schöner Formen. Aber in Italien ist eben die Natur und daher auch der Mensch ein anderer, als in Deutschland. Und ebenso ist es in Bezug auf Poesie und Wissenschaft. Wer möchte hier wohl den Deutschen den ersten Rang absprechen, wenn man auf den Gehalt der Gedanken, auf die Tiefe der Forschungen sieht? Aber eben so sicher ist es, daß sie bezüglich der Darstellung hinter den südlichen Nationen zurückbleiben. Der Mangel an Schönheitssinn charakterisirte die deutsche Wissenschaft lange Zeit hindurch, ja es gehörte so zu sagen bei uns zum guten Tone, unverständlich und unklar zu schreiben, indem man fast darnach die Tiefe der Gedanken abmaß, während in Italien, Frankreich, Spanien das erste Erforderniß des Schriftstellers Klarheit und Schönheit der Darstellung ist. Auch die Gegenstände der Poesie sind wesentlich verschieden, im Süden und im Norden. Es tritt nirgends so deutlich, wie im Roman hervor, welcher das geistige und öffentliche Leben der Völker am besten widerspiegelt. Hier bewegt sich der deutsche meist in der Darstellung des Seelenlebens, von Zuständen und Situationen, während der südliche Roman von Handlung, Thaten, Verwicklungen, kühnen Abenteuern strotzt. Doch darauf werden wir später noch einmal zurückkommen. —

Der Unterschied zwischen Süd und Nord ist indeß sogar innerhalb desselben Volkes zu bemerken. So ist der Süden von Spanien, von Frankreich, von Deutschland wesentlich von dem Norden dieser Länder verschieden, insoferne von der Verschiedenheit innerhalb eines Volksstammes überhaupt die Rede sein kann. Bleiben wir zunächst bei Deutschland stehen. Durch unsere ganze Geschichte geht dieser Unterschied zwi-

schen Süd und Nord. Im Süden herrscht das bewegliche Element vor, im Norden das ruhige: dort mehr Drang nach That, Empfänglichkeit für Neuerungen, hier Anhänglichkeit an das Bestehende, Hergebrachte; dort das politische Element von Bedeutung, hier die geistige Bildung; dort Sinn für Schönheit und Kunst, daher Musik, Poesie, Malerei, hier wissenschaftliche Forschung; dort öffentliches geselliges Leben, hier Vorherrschen des Familienlebens. Schon im Anfange unserer Geschichte treten diese Gegensätze hervor. Der Süden kommt zuerst mit der Außenwelt in Berührung und nimmt neue Elemente in sein politisches Leben auf. Der Süden empfängt zuerst die neue Form des Staates, das Lehenwesen, und bildet es aus, während der Norden bis in die Zeiten Karls des Großen hinein an der alten republikanischen Verfassung festhält. Während des Mittelalters, der Epoche von Deutschlands politischer Bedeutung, ist der Süden der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Die bedeutendsten Kaisergeschlechter, an welchen sich Deutschlands politische Entwicklung abspinnt, die Salier, die Hohenstaufen, die Habsburger, sind dem Süden entsprossen. Die politischen Gegensätze zwischen Fürstenthum, Adel, Bürgerthum und Kirchenthum finden hier vorzugsweise ihren Kampfplatz. So blüht auch hier die ritterliche Dichtkunst, wie der Meistergesang. Auch das neue Ferment, welches gegen Ende des Mittelalters in das geistige Leben der Deutschen durch die Bekanntschaft mit der klassischen Literatur geworfen wird, geht von hier aus, und es ist charakteristisch, daß man dieselbe hier sofort in ihrer Beziehung zum Leben, zu der Politik auffaßt, wie denn die Ideen einer durchgreifenden Umgestaltung der politischen Zustände, auf Einheit und Freiheit gegründet, ebenfalls vom Süden ausgegangen sind. Die neue Bewegung auf dem Gebiete der Religion und Kirche hat dann wieder ihren Ursprung im Norden. Aeußerst bezeichnend ist aber, daß die politische Seite der Reformation, d. h. das Streben nach einer Umgestaltung der gesammten Reichsverfassung durch den Süden vertreten wird. Von hier ist das Unternehmen Huttens und Sickingens und der Bauernkrieg ausgegangen. Der Norden übernimmt dann vorzugsweise die wissenschaftliche, dogmatische Ausbildung der Reformation. Auch bei dem neuen Aufschwunge, den unsere Literatur und Bildung im 18. Jahrhundert genommen, steht wieder der Norden voran. So lange die geistige Bewegung sich vorzugsweise auf das Gebiet der Kritik, der wissenschaftlichen Forschung beschränkte, steht er an der Spitze: ich erinnere nur an die Lessings, die Winkelmanns, die Herders, die Kants. Sowie dieselbe aber auf das Gebiet der Poesie hinübergeht und schaffend auftritt, kommt wieder der Süden an die Reihe: Göthe, Schiller, Jean Paul, Hebel. Nach den Freiheitskriegen ist die politische Entwicklung wieder vorzugsweise vom Süden vertreten. Der Norden bleibt zurück und begnügt sich mit seinen alten Verfassungen und Einrichtungen. Erst in den dreißiger Jahren kommt er theilweise nach, und erhält in einzelnen Staaten, wie Hannover, Braunschweig, Kurhessen, Einrichtungen, welche der Süden schon vor einem Jahrzehend erworben: aber der Süden strebt jetzt weiter: von ihm sind die revolutionären Bewegungen 1832 und 1833 ausgegangen, welche auf eine Umwandlung des gesammten Deutschlands abzielten,

während die revolutionären Bewegungen des Nordens sich blos auf die einzelnen angegebenen Länder erstreckten, und ganze Staaten, wie z. B. Preußen, kaum berührten. In der Epoche der Reaktion von 1833 bis 1848, wo es darauf ankam, durch wissenschaftliche Forschung eine neue Zeit vorzubereiten, ist wieder der Norden an seinem Platze. Die hallischen Jahrbücher, der Deutschkatholizismus, die Lichtfreunde, die freien Gemeinden haben ihren Ursprung und ihre Ausbildung vorzugsweise im Norden. In Süddeutschland dagegen erlangt die Politik eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung: sie bemächtigt sich der öffentlichen Meinung und drängt dieselbe dicht an den Ausbruch hin. Die Märzrevolution von 1848 beginnt dann hier sofort: der Norden folgt. Aber der Süden will vorwärts, während der Norden stehen bleibt. Die zwei großen Parteien, welche sich gleich nach dem Märze bilden und deren gegenseitige Feindschaft das Mißlingen unserer Revolution herbeigeführt, kann man füglich als den Gegensatz zwischen Nord und Süd bezeichnen. Im Süden herrscht die Demokratie, im Norden das konservativ-konstitutionelle Element. Natürlich sprechen wir nur im Allgemeinen. Denn es versteht sich, daß die Demokratie im Norden so gut ihre Anhänger hat, wie das erhaltende Princip im Süden: aber im Süden überwiegt eben die Demokratie, wie im Norden der Konservatismus. Dieser Gegensatz zeigt sich überall: im Parlament wie in den Einzelstaaten. Im Parlamente bildeten die konservative Mehrheit Abgeordnete aus dem Norden, während die Linke größten Theils aus Abgeordneten des Südens bestand. Die Politik der That, des Fortschritts, kühner Entschlüsse wurde von der südlichen Linken gepredigt, während die Politik des Zauderns, des Zuwartens, der Unthätigkeit von der nördlichen Rechten geübt ward. Und so greifen auch die Einzelstaaten des Südens zur That: die zwei republikanischen Aufstände in Baden, der Septemberaufruhr in Frankfurt, die Mai- und die Oktoberrevolution in Wien. Diese waren zwar vereinzelt und mußten unterliegen. Wie es aber zuletzt zur Entscheidung kam, wie es sich bei dem Kampf um die Reichsverfassung um den Sieg der Revolution oder der Reaktion handelte, steht der Süden in der Mehrzahl auf. In Württemberg wird der König zur Annahme der Reichsverfassung gezwungen, in Baiern ist Alles reif zum Aufstande; nachher erfolgt die Revolution in der Pfalz, in Baden. Man bemerke wohl, daß selbst von konservativer Seite zugestanden wird, daß die Regierungen des Südens sich aus eigener Kraft gegen die Demokratie nicht hätten halten können, ein Zugeständniß, wie man sieht, daß die Demokratie hier in dem entschiedensten Uebergewichte sich befand. Und von wem wird der Sturz derselben, die Unterdrückung der Märzerrungenschaften bewirkt? Wiederum vom Norden. Die preußischen Heere sind es, welche die Revolutionen in Baden und der Pfalz unterdrückt und den Ausbruch derselben in Hessen, Württemberg und Baiern verhindert haben, während zugleich die nordischen Russen in den empörten südlichen Theil der östreichischen Monarchie, in Ungarn, einfallen, um hier die Revolution zu überwältigen, wodurch dieses Schicksal auch Deutschöstreich erleidet.

III.

Fruchtbarkeit und Nahrung.

Mit dem Klima hängt die Erzeugungsfähigkeit des Landes zusammen. Der Einfluß dieser auf den Menschen ist kein geringer. Es ist durchaus nicht gleichgültig, was der Boden erzeugt, und wie er es erzeugt. Ich habe schon angedeutet, daß die Völker in gesegneten Himmelsstrichen, wo die Natur fast ohne ihr Zuthun Alles in Hülle und Fülle bietet, in der Regel träge und stumpfsinnig sind, da der Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen sie nicht nöthigt, sich anzustrengen und mit Hülfe des Geistes wie der Hände der Natur ihre Gaben abzuzwingen. Auf der anderen Seite sind die Bewohner von durchaus unfruchtbaren Ländern ebenfalls nicht geneigt zu rastloser Thätigkeit, da alle geistige wie leibliche Anstrengung doch keine Erfolge verspricht. Der Bewohner hingegen von einem Lande, welches auf der einen Seite wohl die wichtigsten Erzeugnisse bietet, aber nicht gerade freiwillig, sondern erst, wenn die Thätigkeit des Menschen sie ihr abgerungen, die entgegenstehenden Hindernisse überwunden hat, ist offenbar in der für seine eigene Entwicklung günstigsten Lage. Die Arbeit ist ihm nothwendig, weil er ohne sie nicht bestehen, nicht leben könnte: sie macht ihm aber auch Freude und Vergnügen, weil er durch sie Erfolge erringt, und zwar um so entschiedenere, je größer seine Thätigkeit ist. Die Natur ist ihm also die Leiterin seiner Entwicklung, zunächst bei der Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse, dann aber immer höher und weiter steigend.

Man betrachte, abgesehen von den südlichen Asiaten und Amerikanern, nur die südlichen Theile von Europa. Die Trägheit und Arbeitsscheue des Italieners und des Spaniers rührt wesentlich von der Fruchtbarkeit seines Landes her, während am meisten Fleiß und Arbeitsamkeit in Deutschland, England, Scandinavien zu finden ist, wo die Beschaffenheit der Natur zur Thätigkeit anspornt und nöthigt.

Aber nicht nur die Art und Weise, wie der Natur ihre Erzeugnisse abgerungen werden, ist von wesentlichem Einflusse auf den Menschen, sondern auch das, was sie ihm bietet. Und hier kommen wir denn auf den wichtigen Gegenstand der Nahrungsmittel.

Der geistreiche Verfasser der Untersuchungen über die Thierstaaten hat neulich erst in dieser Monatsschrift das Wechselverhältniß zwischen den Nahrungsmitteln des Menschen und seinem geistigen Wesen berührt. In den dort ausgesprochenen Grundsätzen, so reich bespickt sie auch mit Witz und Ironie sein mögen, liegt doch die tiefste Wahrheit, und die Wissenschaft ist offenbar jetzt auf dem Wege, diese Wahrheit nach verschiedenen Seiten hin darzuthun. Kürzlich hat auch Moleschott in Heidelberg darüber geschrieben. Durch sein vortreffliches Buch über die Nahrungsmittel *), ein Werk, welches nicht allein für den Gelehrten vom Fach, sondern wesentlich auch für den Laien bestimmt ist, und das

*) Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk von Dr. Jac. Moleschott, Privatdocenten der Physiologie an der Universität zu Heidelberg. Erlangen, Ferdinand Enke. 1850.

wir Jedem empfehlen, der sich über diesen höchst wichtigen Gegenstand belehren möchte, zieht eben auch jener Gedanke wie ein rother Faden hindurch, daß zwischen den Nahrungsmitteln und dem geistigen Wesen des Menschen die entschiedenste Wechselwirkung statt finde. Anders sind die wilden Jägervölker, anders die Hirtenvölker, anders die Fischervölker, anders die ackerbauenden geartet. Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob man von Fleisch oder von Fischen, von Obst oder von Getreide lebt. „Bringt nicht die Viehzucht, sagt Moleschott S. 100, dieselbe Wirkung hervor bei Tartaren und Kalmuken, bei den Hirtenvölkern der Alpen und des schottischen Hochlands? Wer kennt nicht die Vorzüge des englischen Arbeiters, den sein Rost-Beaf kräftigt, vor dem italienischen Lazzarone, dessen vorherrschende Pflanzenkost einen großen Theil seines Hanges zur Faulheit erklärt? Und ist nicht endlich die geringere Kraft der Lappen und Samojeden, der Grönländer und Kamtschadalen, die sich fast ausschließlich von Fischen nähren, in welchen kaum mehr, als drei Viertel des Faserstoffgehaltes von Vögeln und Säugethieren zu finden sind, ein neuer Beweis für die Richtigkeit des Wortes: „Fleisch macht Fleisch!“ — „Wo der Ackerbau blüht, wie die Viehzucht,“ sagt er an einer anderen Stelle, „oder richtiger noch, wo gedeihliche Viehzucht die Ergiebigkeit des Ackers, wo fruchtbarer Landbau den Reichthum der Ställe erhöht, dort genießt der Mensch Fleisch und Brod, Milch und Früchte. Indem er beide mit Leichtigkeit verdaut, entspricht die Mischung seines Blutes der Verdauung, wie die Verdauung vom Bau ihrer Werkzeuge bedingt wird. Und wenn nun der Verdauung und Blutbildung des Menschen gemischte Kost von Pflanzen und Thieren gemäß ist, muß dann nicht auch bei gemischter Kost die Ernährung, wie sie dem Menschen eigenthümliche Muskeln und Knochen erzeugt, den Hirnstoff entwickeln, der das ächt Menschliche denkt und menschlich empfindet? Gleich weit von der Wildheit, welche Jägervölker mit den Raubthieren gemein haben, wie von der geringeren geistigen Beweglichkeit, welche den nur von Pflanzen lebenden Völkern deßhalb eigenthümlich ist, weil sie nicht verdauen, um ächt menschlich zu leben, sondern beinahe nur leben, um zu verdauen, gleich weit von Beiden entfernt sich der gebildete Europäer, der die gemischte Kost leicht verdaut, und aus dessen Blut Gehirne entstehen, deren Thätigkeit wir bewundern in den Gebilden, in welchen sich menschliche Schönheit und Weisheit verkörpern. — Immer wiederholt sich die kreisende Wechselwirkung, die den Menschen von allen Seiten mit der Natur verbindet. Die Verschiedenheit, welche die Abstufungen jener Wechselwirkung hervorbringen, erzeugt die Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen.“

IV.

Gebirg und Ebene.

Wie das Klima und die Landeserzeugnisse, so übt auch Gebirg und Ebene einen bedeutenden Einfluß auf den Charakter der Menschen. Die Gebirgsvölker sind wohl im allgemeinen rauher und ungebildeter, aber auch tiefer, sinniger, poetischer, patriotischer, freiheitsliebender, die der

Ebene kulturfähiger, aber auch flacher, der Verdorbenheit, der Entsittlichung zugänglicher.

Bei den Gebirgsvölkern verfehlt die sie umgebende großartige Natur ihre Wirkung nicht auf Geist, Gemüth und Phantasie. Die Felsen mit ihren abenteuerlichen Gestalten, die Berge mit den in ihrem Schooße verborgenen Schätzen, die düsteren Schluchten und die rauschenden Sturzbäche, die dichten Wälder mit ihren hohen Wipfeln und mit ihrer reichen Pflanzenwelt, die üppigen Thäler mit ihren murmelnden Flüssen, die grünen Matten und die weißen Seen — all' dieß stimmt den Menschen, der in dieser Welt lebt, poetisch, reizt seine Phantasie und drückt ihm das Gepräge tiefer Sinnigkeit und Gemüthlichkeit auf. Die Gebirgsgegenden sind die eigentliche Heimath der Mährchen und Sagen. Das Volkslied findet hier seinen nie versiegenden Quell, weil es nicht bloß dem einzelnen Individuum, sondern dem dichterischen Triebe des Volkes seine Entstehung verdankt. Die ganz besondere Eigenthümlichkeit, welche Gebirgsgegenden besitzen, und von denen jede fast einen verschieden Charakter entwickelt, macht auf den Gebirgsbewohner einen solchen Eindruck, daß er sich mit der ihn umgebenden Natur verschwistert und eins fühlt. Daher die außerordentliche Anhänglichkeit der Gebirgsvölker an ihre Heimath, daher das Heimweh, welches den Sohn des Gebirges ergreift, wenn er sich in die Fremde wagt. Daher auch die Vaterlandsliebe, welche bei den Gebirgsvölkern nicht etwa das Ergebniß der Reflexion, sondern eines tief in ihnen liegenden Triebes ist: daher die außerordentliche Tapferkeit, mit der sie gewöhnlich ihre Freiheit vertheidigen. Doch wird der Muth, die Tapferkeit und Freiheitsliebe der Bergvölker, welche ihnen allen eigenthümlich ist, noch durch etwas Anderes erzeugt. Die Bergluft macht von vornherein den Sohn des Gebirges stark; durch das beständige Bergsteigen, das ihm Gewohnheit ist, wird der Körper noch kräftiger; die vielen Gefahren, die damit verbunden sind, wenn er etwa als Jäger das Wild verfolgt, oder als Hirte seine Schaafe und Rinder auf felsige abschüssige Triften treibt, wecken sein Selbstvertrauen und seinen Muth; jeder Einzelne ist auf sich selbst, auf seine persönliche Geschicklichkeit und Kühnheit angewiesen; es ist begreiflich, daß solche Männer, wenn sie zusammenstehen, die tapfersten Thaten ausführen können. In der That: ein großer Theil der kühnen Freiheitskämpfe, welche in der Geschichte unsere Bewunderung erregen, sind von Gebirgsvölkern gekämpft worden. Ich erinnere nur an die Schweizer, die Tiroler, die Spanier, die Wallliser in England, die Serbier, die Bosnier, die Montenegriner, die Griechen von sonst und jetzt, die Tscherkessen.

Die Freiheitsliebe der Gebirgsvölker ist jedoch keine unbestimmte und unbedingte, sondern sie lehnt sich an etwas ganz Bestimmtes an. Sie wollen entweder ihre nationale Unabhängigkeit vertheidigen, oder ihre alten Sitten und Einrichtungen. Denn der Sohn des Gebirges ist wesentlich konservativ. Er hängt mit derselben Treue an den bestehenden von Alters hergebrachten gesellschaftlichen und politischen Zuständen, mit welcher er an seiner Heimath, an seiner Natur hängt. Diese Zustände können theils gut, theils schlecht sein. Die schlechten

vertheidigt er aber in der Regel mit derselben Zähigkeit, wie die guten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Gebirgsvölker mit der Außenwelt wenig in Berührung kommen, und daß sie daher von den Strömungen der allgemeinen Entwicklung nicht so ergriffen werden, wie die Völker der Ebene. Daher erhält sich das Alte mit größerer Kraft und Stärke, selbst in seinen Entartungen. So ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Aberglaube, der religiöse Fanatismus bei den Gebirgsvölkern am Meisten zu Hause ist. Auch hier erinnere ich an die Schweiz, an Tirol, an das baierische Hochland, an das schottische Hochland, an Spanien.

Bei den Völkern der Ebene treten ganz andere Erscheinungen ein. Das poetische, sinnige, gemüthliche Element tritt hier, in Ermanglung einer grotesken, unmittelbar auf den Menschen einwirkenden Natur zurück. Die Völker der Ebene entbehren jener Tiefe, Tüchtigkeit, Entschiedenheit und Ursprünglichkeit des Charakters, wie er den Gebirgsbewohner bezeichnet. Sie sind flacher, unbedeutender, weniger selbstständig, gleichsam als fühlten sie den Mangel einer schützenden Natur, an welche sich der Sohn des Gebirges wie an einen starken Pfeiler anlehnt, daher den Wechselfällen äußerer Geschicke, fremder Gewalten mehr preis gegeben. Dagegen sind sie an Kultur, an Verstandesbildung voran. Die Menschen werden durch keine trennende Natur auseinander gehalten; die Wechselwirkung der Geister, der Bedürfnisse, der Interessen hat einen großen Spielraum. Durch den gegenseitigen lebhaften dauernden Verkehr wird die Entwicklung des geistigen wie des bürgerlichen Lebens in jeder Beziehung gefördert. Auf der einen Seite sind sie daher allerdings zu Neuerungen geneigt, geht der Fortschritt von ihnen aus, auf der andern aber verfallen sie zugleich der Verfeinerung, der Ueberbildung, der Schwäche und den daraus entspringenden Lastern.

Am wohlthätigsten wirkt natürlich eine recht glückliche Mischung von Gebirg und Ebene, wie sich diese z. B. in Italien, Spanien, England, Deutschland findet. In Frankreich und Rußland ist die Ebene überwiegend. Doch besitzt Frankreich verhältnißmäßig noch viel mehr Gebirgsland, als das russische Reich. In Deutschland sind 3/4 Gebirgsland und nur 1/4 Ebene, und diese gränzt an die Meeresküste, nimmt also die Wirkungen von der Nähe der See auf, worüber sogleich die Rede sein wird. Nur einige kleine Landstriche finden sich in Deutschland, welche weder Gebirge noch die See besitzen, sondern in bloßer Ebene und noch dazu in einer sandigen liegen. Das ist Brandenburg, namentlich die Gegend um Berlin, das preußische Sachsen und ein Theil von Hannover.

V.

Das Wasser: die Flüsse und das Meer.

Von eben so großem Einflusse auf den Volkscharakter ist das Wasser: und hier ist es insbesondere das Meer, welches eine mächtige Wirkung äußert. Es ist in hohem Grade das belebende, fördernde, kulturbringende und zugleich stärkende Element. Die See macht durch die Gefahren,

welche sie bietet, und denen der Mensch nur mit seiner eigenen Kraft begegnen kann, denselben kühn, muthig, tapfer, todesverachtend. Sie wirkt daher auf dieselbe Weise, wie das Gebirge, ja noch gewaltiger. Daher alle seefahrenden Nationen sich durch Kühnheit, Tapferkeit, Unabhängigkeitssinn und Liebe zur Freiheit ausgezeichnet haben, wie die Griechen, die Friesen, die Normannen, die Schweden, die Holländer, die Engländer, die Nordamerikaner. Aber noch eine andere Wirkung hat die See, welche der des Gebirges geradezu entgegengesetzt ist. Während dieses den Konservatismus, eine gewisse Beschränktheit begünstigt und erzeugt, leitet die See den Blick aus der Heimath in die Fremde: sie verbindet die Nationen und die Länder, sie regt zu Entdeckungen an. Sie vertauscht die Erzeugnisse der verschiedensten Länder gegen einander und gleicht insoferne die Mängel und die Lücken aus, welche da und dort die Natur gelassen. Sie ist daher mehr, wie ein anderes, das kulturbringende Element. Daher sind die seefahrenden Nationen auch immer an der Spitze der Kultur gestanden. Je mehr daher ein Land mit der See in Berührung kommt, je mehr es von derselben durchschnitten oder durch seine Flüsse mit demselben verbunden ist, um so reger der Geist der Einwohner, um so empfänglicher und strebender sind diese für die Kultur, um so allgemeineren Einfluß übt die See auf die Gesammtheit.

Eine Vergleichung der Welttheile in dieser Beziehung wird uns alsobald zu überraschenden Ergebnissen führen. Nehmen wir eine Karte zur Hand. Hier bemerken wir zunächst Afrika als denjenigen Welttheil, welcher am wenigsten vom Meere durchschnitten ist: er hat den Anschein eines todten schweren Klumpens. Hierauf kommt Asien, bei welchem sich schon eine größere Küstenentwicklung findet. Aber Asien wird von Südamerika übertroffen, dieses wiederum von Nordamerika. Und an der Spitze aller steht Europa, welches auf allen Seiten vom Meere durchschnitten ist, so daß es kaum ein Land gibt, das nicht wenigstens nach einer Seite hin dem Meere zugewendet wäre. Das Verhältniß der Küstenentwicklung zu dem Festlande stellt sich bei den einzelnen Erdtheilen auf folgende Weise heraus:

in Afrika verhält sie sich	wie	1 : 150.
in Asien	„	1 : 105.
in Südamerika . . .	„	1 : 91.
in Nordamerika . . .	„	1 : 56.
in Europa	„	1 : 37.

Und demgemäß ist auch das Verhältniß dieser Erdtheile zur Kultur. Afrika steht auf der untersten Stufe, Asien wird bekanntlich als die Wiege unserer Kultur angesehen, blieb aber später zurück. In den beiden Amerika's entwickelt sich, besonders seit ohngefähr einem Jahrhundert, ein außerordentlich reges Leben, aber auch hier bedeutender im Norden als im Süden. Daß es nicht früher in die allgemeine Entwicklung eingegriffen, ist unter anderem dem Mangel an Eisen zuzuschreiben, ein Metall, ohne welches kein Volk eine höhere Stufe der Kultur erringt, und welches erst durch die Europäer dorthin gebracht worden ist. Und Europa

endlich ist immer an der Spitze der Kultur gestanden, obschon der kleinste Erdtheil, und wird, so hoffen wir, auch ferner diese Stelle einnehmen.

Der Einfluß des Wassers auf den Menschen ist so außerordentlich bedeutend, daß Ernst Kapp*) mit Recht die verschiedenen Epochen der Kultur nach diesem Principe eintheilen zu müssen glaubte. Kapp nimmt nämlich drei Epochen an, die potamische, die Mittelmeerepoche und die oceanische. Jene ist diejenige, wo sich die Kultur an die Flüsse anlehnt, in der zweiten gründet sie sich auf das Mittelmeer, und in der dritten beherrscht sie den Ocean.

Die erste Epoche wird durch Asien und Aegypten gebildet. In letzterem Lande, welches nach neuesten Forschungen auf das höchste Alterthum Anspruch machen kann, ist der Nil die Grundlage der gesammten Kultur. Ebenso lehnt sich in China und in Indien die Kultur an die Flüsse an. Aegypten sowohl, wie diese beiden asiatischen Länder hatten allerdings bereits das Meer zur Gränze. Dieß wurde jedoch nicht benutzt, weil die Küstenbeschaffenheit nicht einladend genug war, weil ferner zur Beschiffung des Meeres eine gewisse Bildung gehört, welche erst auf einer höheren Stufe der Entwicklung erreicht wird, und endlich weil die Natur durch die Flüsse bereits einen so großen Reichthum gewährte, daß das Bedürfniß zum Meere nicht hervortrat. Auch die vorderasiatischen Reiche, Babylon, Assyrien, Persien lehnen sich an die Flüsse an. Erst mit den Phöniziern tritt die asiatische Welt an das Meer. Dieses Volk überragte aber auch an Bildung weitaus die vorangegangenen Reiche und bildet den Uebergang zu der Epoche des Mittelmeeres.

Hier stehen denn abwechselnd diejenigen Völker an der Spitze der Kultur, deren Länder vielfach vom Meere durchschnitten sind. Zuerst die Griechen, dann die Römer. Die gegenüberliegende Küste von Afrika, Karthago, machte den letzten eine Zeit lang den Rang streitig, bis sie überwunden ward. Während des Mittelalters behauptet Italien seinen Rang als erstes Kulturland, weil es in die Mitte des Mittelmeeres hinausragend seinen Blick sowohl nach Osten, wie nach Westen richten kann, um die ganze damalige civilisirte Welt zu beherrschen. Und Italien blieb so lange an der Spitze der Kultur, als diese Epoche des Mittelmeeres dauerte, d. h. so lange als die Menschheit die Schifffahrt nicht über die Gränzen des Mittelmeeres oder der Binnenmeere oder der Küsten hinauszutragen wagte. Und hierin liegt denn der Grund, warum Länder, welche auf der einen Seite wenigstens dem Ocean zugewendet sind, wie Frankreich und die pyrenäische Halbinsel, lange Zeit hinfort sich diesem Einflusse Italiens fügen. Die geistige Kraft für den Ocean war ihnen noch nicht gekommen, und außerdem bot gerade die Beschaffenheit der dem Ocean zugewendeten Küste wenig Aufmunterung dar.

Die eigentlich oceanische Epoche beginnt mit dem germanischen Europa. Denn schon gegen Ende des Mittelalters tauchte im Norden des Erdtheils eine maritime Macht auf, welche ursprünglich auch an einem

*) In seiner vortrefflichen „philosophischen oder vergleichenden allgemeinen Erdkunde." Zwei Bände 1845.

Mittelmeere sich heranbildend und erstarkend, doch bald den Blick weiter schweifen läßt: das war die Hanse an der Ost- und Nordseeküste von Deutschland. Die Hanse ist für den Norden ebenso die Bringerin der Kultur, wie Italien es für den Süden war. Und sie ersteigt noch eine höhere Stufe, als sie bereits die ersten Schritte thut, um den Ocean zu gewinnen, und als durch sie angeregt die übrigen an der See gelegenen Nationen sich ebenfalls auf diesem neuen Elemente zu versuchen beginnen. Mit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, mit der Entdeckung Amerika's erschließt sich der europäischen Menschheit eine neue Welt, und zwar nicht blos den leiblichen Augen, sondern auch den geistigen. Es ist von der höchsten Bedeutung, daß fast gleichzeitig mit der Gewinnung des Oceans die Reformation ins Leben tritt, wodurch die Menschheit ebenso von den geistigen Banden Italiens erlöst werden sollte, wie durch jene großen Entdeckungen die Gränzen des Mittelmeers überschritten worden waren.

Aber, wie gesagt, den Kern der oceanischen Epoche bildet die germanische Welt. Obschon Spanien, Portugal, Frankreich seit dem 16. Jahrhundert einen Antheil an diesen oceanischen Bestrebungen haben, so waren diese theils aus den oben angegebenen Gründen, theils aus anderen, auf die wir in einem anderen Zusammenhange zurückkommen werden, entweder nicht dauernd oder unbedeutend. Die germanische Welt hingegen ergriff die Bedeutung des Oceans vollkommen. Und hier geschieht dieß zuerst von Holland, welches deßhalb eine Zeit lang (im 17. Jahrhundert) in einem gewissen Sinne an der Spitze der Kultur stand; dann aber noch entschiedener, in der großartigsten Weise von England. Es ist allgemein anerkannt, daß England seine Größe, seine Weltstellung, seine Bedeutung als erste Macht der Erde dem Ocean verdankt. —

Die Bedeutung der See ist also klar. Es versteht sich jedoch von selbst, daß, um die angegebenen Wirkungen der See bei einem Volke hervorzubringen, noch gewisse Bedingungen dazu nöthig sind. Das Volk muß sich zunächst an einen bestimmten Halt anlehnen können: d. h. der Staat, den es bildet, muß eine angemessene Größe haben. Daher können kleine Inseln niemals eine große Bedeutung erlangen: daher konnte Holland, so gewaltig es auch eine Zeit lang da stand, doch auf die Länge seine künstliche Größe nicht behaupten; daher fristet Dänemark, welches ganz vortrefflich gelegen ist, mit genauer Noth seine Existenz. Zweitens muß das Innere des Landes genug Materialien liefern zu einem gedeihlichen Dasein, wie dieß bei England in reichlichem Maaße der Fall ist. Dagegen konnten Schweden und Norwegen trotz ihrer guten seeischen Lage und trotz ihrer Größe doch nicht den ersten Rang erreichen, und wenn auch Schweden wie zur Zeit Gustav Adolphs und einige Menschenalter nach ihm es dahin gebracht hatte, so vermochte es doch nicht diese Stellung zu behaupten. Die Natur des Landes ist zu kärglich, zu unfruchtbar; das Land bietet nicht die nothwendigen Bedingungen zu einer allseitigen Entwicklung; der Staat hat das Ausland nöthig und ist daher in gewissem Sinne von ihm abhängig. Dann sind auch die Küsten von großer Bedeutung. Wo dieselben keine Buchten bilden, wo also

keine Häfen angelegt werden können, kann die Schifffahrt keine große Stufe erreichen. Wir haben oben schon Einiges bezüglich darauf angedeutet. Bei England gerade ist nun die Küstenbeschaffenheit vortrefflich; sie ist die beste, der Schifffahrt günstigste unter allen Ländern Europa's.

Ein Volk, welches durch die Nähe der See auf die Schifffahrt angewiesen ist, benützt diese natürlich vorzugsweise zum Handel. Alle seefahrenden Nationen sind daher zugleich Handelsvölker, und zwar in einem um so höheren Grade, je ausgebildeter ihre Schiffahrt ist. Diese Beschäftigung verfehlt nicht ihren großen Einfluß auf den Volkscharakter zu üben. Bei seefahrenden Nationen überwiegt daher das kaufmännische Element; ihr ganzes Wesen ist davon durchdrungen. Beispiele sind die Phönizier, die Griechen, die Karthager, die Italiener, die Holländer, die Engländer, die Nordamerikaner. Diese Erscheinung bringt wohl die großartigsten Wirkungen hervor; der Unternehmungsgeist wächst oft bis in's Unglaubliche. Aber sie hat auch ihre unerfreulichen Seiten. In der Regel ist Selbstsucht, Engherzigkeit, Gewinnsucht, Einseitigkeit in bedauerlichem Maße anzutreffen, und der praktische Sinn, welcher Handelsvölkern zu eignen pflegt, artet nicht selten in Geringschätzung der höheren geistigen Bildung aus und macht sich geltend auf Kosten des Herzens und des Gemüthes.

Fähig für die höchste Stufe der Bildung, für ein wahrhaft menschliches Leben, für den Staat in seiner Vollendung wird nur ein solches Volk sein, welchem die Natur die Bedingungen und Anregungen für alle Sphären der Entwicklung verliehen hat; ein gemäßigtes Klima, einen Boden mit entsprechender Fruchtbarkeit, das rechte Verhältniß zwischen Gebirge und Ebene, eine angemessene Flußwelt und die Nähe der See, letztere jedoch nicht in der Weise, daß sie die ganze Thätigkeit des Volkes in Anspruch nimmt, sondern nur soferne dieses Element nöthig ist, um die wesentlichen Wirkungen des Oceans zu erzeugen.

Sehen wir unter allen Ländern Europa's umher, so finden wir, daß Deutschland diesem Bilde eines von der Natur vorsorglich ausgestatteten Landes am nächsten kommt. Ein Fingerzeig, daß es noch zu dem Größten bestimmt ist!

Der Socialismus in Frankreich seit der Februar-Revolution.

Von S. Engländer.

P. J. Proudhon *).

II.

Proudhon bildet den Anfangs- und Endpunkt des modernen Socialismus; in seine Lehre münden alle bisherigen socialistischen Doktrinen. Er ist der Sündenbock der rothen Partei, gegen ihn entladet sich aller Haß und alle Verfolgungssucht der privilegirten Klassen, und kein Mann in Frank-

*) P. J. Proudhon, I, siehe Band II, S. 64.

reich steht so einsam, so verkannt, so von seiner eigenen Partei verketzert da. Die große Wirkung, welche die Schriften dieses Mannes sowohl nach Rechts als nach Links geäußert haben, die Mission, die ihm zu Theil geworden, zerstörend aufzutreten, und die er ohne Rücksicht und Barmherzigkeit verfolgt, erklären zum Theil diese seine Stellung. Proudhon hat die Zerstörungskraft und die Einsamkeit der Flamme. Das Feuer hat keine andere Gesellschaft als sich selbst, und kann sich auf keine andere Weise ausbreiten als durch Zerstörung. Wie groß und fürchterlich ist die Wirkung dieser Flamme, wie frißt sie sich durch Eisen und Holz hindurch! Welch' eine Einflußnahme auf die Gestaltung der Dinge in Frankreich hat die Lehre Proudhons genommen, wie hat er die Tyrannei der Reaktion unterwühlt und seine eigene Partei tyrannisirt! Seit der Februar-Revolution bis zum gegenwärtigen Augenblick ist Proudhon in seinem Blatte stets allen übrigen socialistischen Journalen, so wie der Bergpartei in der Nationalversammlung vorausgeeilt und hat diese stets gezwungen, ihm nach und nach wider ihren Willen zu folgen, sich ihm nachzuwinden. Die Barrikaden des Februars waren noch nicht ganz abgeräumt, Jedermann war noch vom Schwindel der Revolution ergriffen, da begann er bereits seinen selbstständigen organisirenden Weg. Er hat Alles angegriffen, was neben ihm den Socialismus verkündigte, und zuerst alle Mitkämpfer getödtet, um dann allein den Kampf fortzuführen. Die fourieristische Schule, Considerant an der Spitze, ist durch ihn vernichtet, Pierre Leroux in seiner ganzen Leere und L. Blanc in seiner chimärischen Tendenz dargestellt worden. Niemand hat die provisorische Regierung so unbarmherzig gegeißelt, als er; die Montagne hatte in ihm ihren schärfsten Kritiker gefunden. Er hat den Luxemburg zerbröckelt, die Organisation der Arbeit in ein Traumbild verwandelt und der socialen Revolution die Devisen gegeben, welche sie jetzt trägt. Die Montagne, welche auf ihrem Banquet in Chalet den 22. September 1848 mit aller Energie wider den Socialismus gesprochen hatte, nahm großentheils auf sein Drängen plötzlich die „social-demokratische Republik" zum Banner. Auf gleiche Art brachte er die Ideen eines freien Kredits, einer Tauschbank, einer Arbeit ohne Exploitation, einer Abschaffung jeder Regierung in allgemeinen Umlauf, und seine Kopisten waren es, die ihn am Meisten bekämpften. Die Vereinigung der Bourgeoisie mit dem Proletariat wurde zuerst von ihm, und zwar über einen Abgrund, den der Haß der Parteien täglich zwischen ihnen zu erweitern suchte, gepredigt. Den konstitutionellen Widerstand gegen die Reaktion empfahl er zuerst der demokratischen Partei, und that das in heißen Tagen, in welchen die bloßen Revolutions-Handwerker ihn deßwegen als Einschläferer behandeln konnten. Wenn der Mann im Elysee eine Leiche ist, die nur scheinbar fortlebt, so war es Proudhon, der ihm täglich das Gift reichte und ihn langsam tödtete.

Proudhon hat eine polemische Kraft, wie sie bisher noch selten einem Genie zu Gebote stand. Er ätzt die jetzige Gesellschaft weg, er löst jedes Hinderniß auf. Er hat einmal den Socialismus eine Protestation genannt; eine sehr allgemeine, aber doch für ihn sehr bezeichnende Erklärung. Proudhon will Bahn brechen; er könnte gegen seinen eigenen Schüler, gegen sich selbst polemisiren. Die Geschichte ist ihm die Verdrängung einer Utopie durch die andere. Offiziellen Utopien, die für einen Augenblick realisirt sind, aber auch kein wahres Leben besitzen, werden stets andere Utopien,

größtentheils reine Unmöglichkeiten, oder nur in einem geringen Grade ausführbar, entgegen gesetzt, und durch diese fortwährenden Auflösungen und Zerstörungen schreitet die Menschheit vor. Solche Utopien, die immer die bestehenden Zustände, welche eine scheinbare Realität haben, in der That jedoch utopistisch sind, unterwühlen, müssen unaufhörlich in der Geschichte vorkommen. Die Utopien des Pythagoras, Plato, der Manichäer, Albigenser, Hussiten, Anabaptisten, des Campanella, Morus, de Morelly und Baboeuf reichen sich in der Aufeinanderfolge die Hände. Diese Utopien bringen die Vermischung und die Synthese in die Gesellschaft, und bewirken, daß sich die Menschheit ihrer Widersprüche bewußt wird. Doch muß jede Utopie, wenn sie ihre anregende Kraft erschöpft hat, widerlegt werden. Proudhon stellt sich nun allen Utopien als Zerstörer entgegen. Sein Kriegsruf lautet: **Destruam et aedificabo**, und er übersetzt diesen biblischen Spruch durch: Ich zerstöre, a l s o baue ich. Proudhon erkennt zwei Gattungen von Utopien, die er gleichmäßig bekämpft: die eine, welche Alles durch den Einzelnen erreichen will, und die er Oekonomismus nennt, und die andere, welche Alles durch die Gesellschaft bewirken will, und die er Socialismus und noch häufiger Kommunismus nennt. Diese dialektische Form ist in allen seinen Schriften beibehalten und tritt in seinem Hauptwerk, den „Contradictions" am Klarsten hervor. Proudhon polemisirt daher gegen alle Oekonomisten, so wie gegen alle Socialisten. Der socialistischen Utopie läßt er nur so weit ihre Berechtigung zu Theil werden, als sie gegen die offizielle Utopie protestirend auftritt. Eine Hauptseite der Lehre Proudhons, die wir vollständig entwickeln werden, ist daher natürlich eine Kritik unseres ganzen ökonomischen Gebäudes, welches auf einer Hypothese, einer Fiktion, einer Utopie beruht, nämlich auf der Produktivität des Kapitals. In Folge dieser Hypothese fließt die Hälfte der Produkte der Gesellschaft unter dem Namen der Rente, Miethe, Pacht, des Agio, Interesse u. s. w. aus den Händen des Arbeitenden in die Hände des Kapitalisten, Eigenthümers und Unternehmers. Dieser Zustand ist die offizielle Utopie, welche durch die socialistischen Utopien eines St. Simon, Fourier, Cabet, Louis Blanc und Pierre Leroux aufgelöst werden mußte. Sobald dieß jedoch geschehen, erklärt er ihre Rolle für beendigt und fordert dann für die Freiheit das ganze Feld. Dieses zweischneidige Schwert hat Proudhon stets als Waffe geführt. Während er auf der einen Seite die todte Nationalökonomie beseitigt, rottet er auf der anderen die Socialisten aus, welche deren Erbschaft antreten wollen. Nichts ist, nebenbei bemerkt, possierlicher, als zu sehen, wie Proudhons Gegner, welche diesen dialektischen Prozeß nicht verstehen, seine Polemik gegen die Socialisten als Keule gegen dieselben benutzen und sie zuerst durch ihn todt schlagen lassen, um später ihn selbst todt zu schlagen. Diese Gegner sind groß, wenn sie Proudhon selbst sprechen lassen, und winzig klein, wenn sie gegen ihn sprechen wollen. Wir werden bei der Entwicklung der Proudhon'schen Doktrine sehen, wie die angedeutete dialektische Richtung alle seine Anschauungen beherrscht und stets die Idee der Freiheit zur Synthese hat.

Die Freiheit bildet das oberste Prinzip seiner Lehre. Dieser Freiheitstrotz glüht durch jeden Satz, den er spricht, und bildet den Boden aller seiner geistigen Bewegungen. Es ist dieß jedoch nicht die abstrakte Freiheitsliebe, welche ihr Reich in die Luft baut, auch nicht jene dämonische Verzer-

rung des Freiheitsgedankens, in welcher derselbe sich gegen jede Form auflehnt und eine jegliche, auch die krystallreinste, menschlich schönste, zerstören will, sondern Proudhon ist in seiner Vorstellung edel, begeistert, ideal und doch wieder zugleich von dem nüchternen berechnenden, praktischen, kalten Verstand geleitet; man könnte, wenn das paradoxe Gleichniß gestattet wird, an keinen rechnenden Vulkan glauben, wenn nicht Proudhons Schriften wären. Proudhon will die vollständige Freiheit, er stürmt auf dieselbe los; der Gefangene in der Conciergerie, der noch vor Kurzem nach Doullens gebracht wurde, ist der freieste Mann Frankreichs. Proudhon kämpft für die politische und sociale Freiheit, dieß ist seine allgemeinste Charakteristik. In politischer Beziehung gibt es keine Freiheit für ihn, so lange es überhaupt eine Regierung gibt, und in socialer Hinsicht fühlt er sich erst frei, wenn das feodale Eigenthum und das Kapital verschwindet. Daß diese letztere Tendenz in einem dem Kommunismus gerade entgegengesetzten Sinne von ihm verfolgt wird, soll später klar werden. Der Bürger wird ihm erst frei, wenn der Staat aufhört, und der Arbeitende bleibt so lange Sklave, als das Kapital nicht verschwindet.

Hegels Zeugungskraft hat in Deutschland Feuerbach und in Frankreich Proudhon hervorgerufen. So wie Proudhon ihm die dialektische Form verdankt, so hat er auch seine metaphysischen Ideen, die hier ebenfalls eingangsweise angedeutet werden müssen, auf dessen Lehre gebaut. Gott ist ihm die ewige, und der Mensch die progressive Vernunft. Die eine ist der andern nothwendig, und beide ergänzen einander. Ihren Einklang betrachtet Proudhon als die Regierung der Vorsehung. Sprüchwörtlich hat sich diese Harmonie durch den Satz: „Hilf dir selbst, so wird dir auch Gott helfen!“ ausgedrückt. Er befolgt in seinen metaphysischen Anschauungen den formalistischen Weg Kants. Es ist ihm klar, daß eine Untersuchung über das Wesen Gottes zu keinem Resultat führen könnte, und er verfolgt daher nur „die Biographie der Idee Gottes“; er analysirt den Glauben an Gott und bricht damit den Zauber, der diese Idee der Vernunft unzugänglich macht. Gott wird ihm auf diesem Wege in sein eigenes Ideal, in die Menschheit umgewandelt. Das theologische Dogma bleibt dann nicht mehr das Mysterium des Unendlichen, sondern wird das Gesetz unserer kollektiven und individuellen Freiheit. Die Menschheit betrachtet sich selbst und nennt dieses Bild Gott; Religion und Gesellschaft werden hiedurch gleichbedeutend. Proudhon ist durch diese metaphysische Anschauung dermaßen in Frankreich als Atheist verketzert, daß er selbst einmal in der Voix du Peuple erzählte, Briefe mit der Adresse: Herrn Proudhon, persönlichen Feind Gottes, zu erhalten. Und deßungeachtet hat sich Proudhon bei vielen Gelegenheiten gegen den materialistischen Atheismus ausgesprochen und ihn mit dem Selbstmord verglichen. In einer Erwiderung auf einen Angriff, den Pierre Leroux gegen ihn erhoben hatte, bemerkte er: „Ich weise die Bezeichnung Atheist zurück, und dieses, wisset es nur, nicht aus Heuchelei, noch aus einem religiösen Irrthum, sondern weil dieses Wort, im gewöhnlichen Sinn genommen, eine verhaßte Insinuation in sich schließt. Der Atheist ist der verworfene Materialist, ohne Achtung für Gerechtigkeit und für die Menschheit, welcher aus seinem Egoismus ein Gesetz, einen Gott seines Bauches, eine Sättigung seiner Leidenschaften macht. Auf diese Art war Spinoza nicht Atheist, und es war nicht wegen

solcher Ursachen, daß Kant, Fichte, Hegel später diesen Namen verdienten. Der angebliche Atheismus dieser großen Männer war nichts anderes als der Idealismus, zu seiner höchsten Macht erhoben, der Kulminationspunkt der metaphysischen und religiösen Spekulation.“ Nach dieser Prämisse wird man folgende Stelle aus einer Schrift Proudhons in ihrer wahren Tendenz zu würdigen wissen. „Gott!“ ruft er aus, „ich kenne keinen Gott, das ist noch Mysticismus. Beginnt dieses Wort aus Euren Reden zu streichen, wenn Ihr haben wollt, daß ich Euch anhöre; denn dreitausend Jahre der Erfahrung haben mich gelehrt, daß Jeder, der mir von Gott spricht, mir an meine Freiheit und an meine Börse will. Wie viel sind Sie mir schuldig? Wie viel schulde ich Ihnen? Das ist meine Religion und mein Gott. — Die erste Pflicht eines denkenden und freien Mannes besteht darin, die Idee Gottes, d. h. den Fanatismus aus seinem Geiste und seinem Gewissen zu vertreiben. Denn Gott, wenn er existirt, ist unserer Natur feindselig; wir gelangen aber zur Wissenschaft trotz ihm, zum Wohlsein trotz ihm, zur Gesellschaft trotz ihm, jeder unserer Fortschritte ist ein Sieg, in welchem wir die Gottheit zerschmettern. Man sage uns nicht mehr: Die Wege Gottes sind undurchdringlich! Wir haben sie durchdrungen, diese Wege, und haben in Charakteren von Blut darin die Beweise der Unfähigkeit, wenn nicht des bösen Willens Gottes gefunden. Meine Vernunft lange gedemüthigt, erhebt sich nach und nach zur Linie des Unendlichen; mit der Zeit werde ich immer weniger und weniger Handwerker des Unglücks sein, und durch das Licht, das ich erlangt haben werde, und die Vervollkommnung meiner Freiheit, werde ich mich reinigen, mein Wesen idealisiren, ich werde das Haupt der Schöpfung und Gott ähnlich werden. Du triumphirtest, und Niemand wagte dir zu widersprechen, als nachdem du den gerechten Job, das Bild unserer Menschheit, in seinem Körper und seiner Seele gequält hattest, seine reine Gottesfurcht und seine demüthige und andächtige Unwissenheit verhöhntest. Wir waren wie Nichts vor deiner unsichtbaren Majestät, der wir den Himmel als Thron und die Erde als Schemel gegeben hatten. Und jetzt bist du entthront und zerbrochen! Dein Name, so lange Zeit das letzte Wort des Gelehrten, die Sanktion des Richters, die Gewalt des Fürsten, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des reuigen Sünders, nun wohl, dieser unnennbare Name ist von nun an der Verachtung und dem Fluche Preis gegeben. Denn Gott, das ist die Dummheit und Niederträchtigkeit, Gott, das ist die Heuchelei und Lüge, Gott, das ist die Tyrannei und das Elend, Gott, das ist das Böse. So lange als die Menschheit sich vor einem Altar beugen wird, bleibt sie Sklavin der Könige und Pfaffen und bleibt verdammt! So lange ein Mensch von einem anderen Menschen im Namen Gottes einen Schwur annimmt, wird die Gesellschaft auf den Meineid gegründet sein, und der Friede und die Liebe wird von den Menschen verbannt bleiben. Gott, zieh dich zurück! Denn von heute angefangen, von deiner Furcht geheilt, und weise geworden, schwöre ich, die Hand gegen den Himmel erhoben, daß du nur der Henker meiner Vernunft, das Gespenst meines Gewissens bist.“

Durch dieses Citat wollten wir nicht nur Proudhons metaphysische Anschauung anschaulich machen, sondern auch nebenbei Proudhons revolutionäre Darstellungsweise zeigen, über welche wir bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen müssen. Proudhon ist in seinem Gedankenkreis nicht

immer originell, seine Gegner bestreiten ihm sogar jede Originalität, und schreiben u. A. den Ausspruch: La propriété c'est le vol Brissot zu. Allein, was ihn stets originell erscheinen läßt, das ist die Form seines Geistes. Er taucht jeden Gedanken unmittelbar in die Revolution und verleiht jedem seiner Aussprüche einen ungestümen, zerschmetternden Charakter, tritt stets kämpfend und nie unterhandelnd auf, so daß Alles bei ihm neu erscheint und auch neu ist. Er findet den nüchternen, britischen Gedanken eines Self Government, welchen konstitutioneller Doktrinarismus ungehindert in absoluten Staaten predigen konnte, und macht, indem er ihn ausspricht, die revolutionärste Idee, die Abschaffung jeder Regierung, die Aufhebung des Staates aus ihm. Auf gleiche Weise hat er die religiöse Idee mit dem politischen Zeitgedanken dadurch mit der revolutionären Flamme in Verbindung gebracht. Was im 18. Jahrhundert der Atheismus gewesen, das ist in unserem Jahrhundert die An—archie. Sowohl der religiöse Trieb als der Trieb zum Staate liegen im Menschen. Beide angeborne Gefühle erscheinen jedoch meistens nur in Verzerrungen, und historische Einflüsse der mannigfachsten Art haben den Menschen in diesen Ideen verkrüppelt. Je mehr Selbstbewußtsein der Mensch in diesen beiden Kreisen erhält, je mehr er in denselben seine Emancipation erfindet, desto mehr ist er in seiner Bildung vorgeschritten. Proudhon ist der Atheist der Politik; sein Atheismus ist nicht mehr der des 18. Jahrhunderts, sondern ein konkreter, sinnlicher Atheismus, der nicht nach dem leeren Himmel, sondern auf die volle Erde blickt, ein Atheismus, der nicht verzweifelt, weil er bloß die Erde hat, sondern gerade nichts haben will, als diese Erde, ein Atheismus, der, weil es keine Herrschaft Gottes gibt, auch keine Regierung der Menschen mehr haben will. Gott hat der Mythe gemäß die Welt aus dem Chaos geschaffen, Proudhon verlangt dieses Chaos zurück, um wieder sich und seine Selbstständigkeit zu gewinnen.

Auf gleiche Weise hat Proudhon in allen seinen Schriften das Prinzip, das Objekt und das Recht der Regierung kritisirt, und ist zu der Folgerung gekommen, daß die Philosophie eben so wenig die Regierung als die Existenz Gottes beweisen könne. Die Regierung, so wie Gott, sind ihm nicht Gegenstand des Wissens, sondern des Glaubens. Er stellt sich die Frage: Warum glauben wir an eine Regierung? Woher kommt in der menschlichen Gesellschaft diese Idee der Autorität der Macht, diese Fiktion eines oberen Wesens, Staat genannt? Sollte es nicht, fragt er weiter, mit der Regierung eben so sein, wie mit Gott und dem Absoluten, welche so lange und so fruchtlos die Philosophie beschäftigt haben? Sollte dieß nicht wieder eine unserer erstgebornen Auffassungen unserer Vernunft sein, welcher wir mit Unrecht den Namen Idee geben, und die ohne Realität, ohne Möglichkeit der Realisirung, nichts als ein Unbestimmtes ausdrücken und keine andere Wirklichkeit haben, als die Willkühr? Und da wir in Bezug auf Gott und die Religion durch die philosophische Analyse schon gefunden haben, daß die Menschheit unter der Allegorie ihrer religiösen Mythen nur ihr eigenes Ideal verfolge, könnten wir nicht auch suchen, was sie unter der Allegorie ihrer politischen Mythen wolle? Die politischen, so verschiedenartigen und widersprechenden Einrichtungen sind nicht wesentlich für die Gesellschaft, sondern sind bloße Formeln und hypothetische Kombinationen, mittelst deren die Civilisation sich in einem Anschein von Ordnung erhält, oder besser zu sagen, die Ordnung

sucht. Anstatt also in der Regierung mit den Absolutisten das Organ und den Ausdruck der Gesellschaft, mit den Doktrinären ein Werkzeug der Ordnung, mit den Radikalen ein Mittel der Revolution zu sehen, erblickt er darin ein Phänomen des Gesammtlebens, die äußere Darstellung unseres Rechts, die Heranbildung einer unserer Fähigkeiten. Proudhon erklärt ferner die Regierung eben so wie die Religion als eine Manifestation der gesellschaftlichen Spontaneität. Das, was die Menschheit in der Religion suche und Gott nenne, sei sie selbst, und das, was der Bürger in der Regierung sucht, und König, Kaiser oder Präsident nennt, das ist die Freiheit. Die beste Regierungsform, so wie die beste Religion, buchstäblich genommen, sei eine widersprechende Idee. Die Aufgabe bestehe gar nicht darin, wie wir am besten regiert würden, sondern wie wir am freiesten wären. Die Regierung des Menschen durch den Menschen ist daher eben so wenig zuzulassen, als die Ausbeutung eines Menschen durch den anderen; darin besteht eine der Hauptformeln Proudhons. Proudhon ist so konsequent, daß er die Republik nur dort erblickt, wo ein Volk ohne Nationalvertretung und ohne Magistratur besteht, und jeden Monarchisten nennt, der nicht die Abwesenheit jeder Regierung, d. h. die Anarchie anstrebt. Er behauptet, daß wer die ökonomische Revolution zugebe, damit auch das Aufhören des Staates erkläre. Dieses Verschwinden des Staates, sagt er, ist die nothwendige Folge der Organisation des Kredits und der Reform der Steuer, indem durch diese doppelte Neuerung die Regierung nach und nach überflüssig und unmöglich wird. Es verhält sich mit der Regierung eben so wie mit dem feodalen Eigenthum, mit dem Darlehen auf Interessen, mit der absoluten oder konstitutionellen Monarchie, den Gerichtseinrichtungen u. s. w., welche sämmtlich der Erziehung zur Freiheit gedient haben, aber welche fallen und ohnmächtig werden, sobald die Freiheit zu ihrer Gültigkeit gelangt ist. In seiner letzten Schrift: „Geständnisse eines Revolutionärs“ kommt dieses Selbstgefühl, unregierbar zu sein, am trotzigsten zum Ausbruch. Er ruft: „Alle Menschen sind frei und gleich, die Gesellschaft ist daher ihrer Natur und Bestimmung zu Folge autonom und unregierbar. Da der Kreis der Thätigkeit jedes Einzelnen durch die natürliche Theilung der Arbeit und durch die Wahl eines Standes, welche ein Jeder trifft, bestimmt wird, so sind die gesellschaftlichen Funktionen auf eine solche Art kombinirt, daß sie eine harmonische Wirkung hervorbringen müssen; die Ordnung entspringt aus der freien Thätigkeit Aller, es gibt keine Regierung. Wer immer die Hand an mich legt, um mich zu regieren, ist ein Usurpator und Tyrann; ich erkläre ihn als meinen Feind!“

Man fragte ihn: Also Sie wollen die Regierung abschaffen? Sie wollen keine Konstitution? Wer wird dann die Ordnung in der Gesellschaft erhalten? Was werden Sie an die Stelle des Staates setzen? An die Stelle der Polizei? An die Stelle der großen politischen Gewalten? Er erwiderte: Nichts! Die Gesellschaft ist die ewige Bewegung. Sie braucht nicht aufgezogen zu werden, und es ist nicht nothwendig, ihr den Takt zu schlagen; sie trägt ihren Pendel und ihre Feder stets gespannt in sich. Eine organisirte Gesellschaft braucht eben so wenig Gesetze als Gesetzgeber. Die Gesetze sind in der Gesellschaft wie das Spinngewebe im Bienenstock; sie dienen nur dazu, die Bienen zu fangen. Proudhon erklärt, daß die Gesellschaft erst dann

organisirt sein werde, wenn es Niemanden mehr geben wird, welcher Gesetze macht, oder sie beobachtet, oder nach ihnen richtet. Bloß weil die Gesellschaft bisher nie organisirt worden und sich stets bloß auf dem Wege der Organisation befunden, habe sie bisher Gesetzgeber, Staatsmänner, Helden und Polizeikommissäre gebraucht. Man wird später aus den Mitteln zur Abschaffung des Staates, welche Proudhon angibt, und auf die wir weitläufig zurückkommen werden, entnehmen, daß diese seine Idee, gegen welche sich beim ersten Anblick die Vernunft sträubt, von der Chimäre des Kommunismus ganz entfernt, ja demselben entgegengesetzt ist. Die Association, welche bis zum Kommunismus ausgedehnt ist, erklärt Proudhon ausdrücklich für den Gegensatz der Freiheit und des Fortschritts, als das Aufhören des Lebens, die gesellschaftliche Desorganisation.

Von dieser Anschauung über die Regierung ausgehend, stellt Proudhon einen ganz anderen Unterschied zwischen Monarchie und Republik auf, als die gewöhnlichen Republikaner, welche durch ein bloßes Verjagen eines Königs eine Gesellschaft republikanisirt zu haben glauben. Ihm ist die Monarchie nicht ein Individuum, eine Familie, eine Incarnation der Volkssouveränität, sondern ein Glaube und ein System, ein Glaube an ein göttliches Recht und ein System der Regierung. Beide Elemente findet seine Kritik bei den Demokraten ebenso eingewurzelt, als bei den Royalisten. Proudhon bewies vor Kurzem auf folgende Art den Republikanern, daß sie gar nicht wüßten, was die Republik sei: „Die Monarchie ist keines von den Dingen, die bei dem ersten Hauch der Revolutionen oder durch ein Dekret des Hotel de ville verschwinden. Eine Gesellschaft von der Monarchie zur Republik bringen, ist eben so schwer, als den menschlichen Geist umkehren. Es braucht Jahrhunderte, die Arbeit von zwanzig Generationen, um zu diesem Ziel zu gelangen. Ihr glaubt, indem Ihr den Kaiser verloren oder später, indem Ihr Karl X. und Louis Philippe vertrieben, dies Institut niedergerissen zu haben, und Ihr habt nur das Zeichen von demselben abgenommen. Das System bleibt Euch unverletzt in Euren Ideen und Euren Gewohnheiten. Ich würde mehr als einen ehrlichen Demokraten überraschen, wenn ich mich daran machte, ihm zu beweisen, daß er und die ganze demokratische Partei nie etwas Anderes gehabt haben, als monarchische Ideen, daß Alles, was sie denken, sprechen, vorschlagen, träumen, die Monarchie sei. Der Kommunismus der Ikarienser, was ist er anders, als absolute Monarchie? Ebenso steht es mit der Mehrzahl der übrigen socialistischen Utopien. Um die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu begründen, macht sich Cabet zum König, Saint-Simon zum Hohenpriester, Pierre Leroux zum Propheten, Louis Blanc zum Diktator. Es gibt keinen noch so bescheidenen Geranten einer Association, welcher nicht mindestens dahin strebt, alle Arbeiter seines Standes unter seiner Hand zu gruppiren. Es ist immer dasselbe hierarchische Vorurtheil, dieselbe Regierungsmanie. Der Aberglaube für das, was vom göttlichen Recht herrühren soll, ist trotz aller Lästerungen, deren Gegenstand es bisher gewesen, mehr eingewurzelt als je. So wie nach einem ganz monarchischen Sprüchwort die Stimme des Volkes die Stimme Gottes ist, so ist auch das göttliche Recht nichts Anderes, als ein volksthümliches Dekret, das auf mystische Weise durch ein einziges und ungetheiltes Skrutinium formulirt wird. Ohne bis zur Wahl Hugo Capets zurückzugehen, ohne von der nicht min-

der wunderbaren Wahl Louis Bonoparte's zu sprechen, ist doch auch die Art von Heiligung, welche den Volksvertretern durch das Sakrament der Wahl gegeben wird, ein unzweideutiger Beweis hievon. Worin, frage ich, unterscheidet sich ein Volksvertreter, der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen ist, von dem Monarchen des göttlichen Rechts? Der Volksvertreter koncentrirt in seiner Person den Willen, das Wesen von einmalhunderttausend, zweimalhunderttausend, bis zu einer Million von Staatsbürgern. Er ist mit unbeschränkten, absoluten Vollmachten bekleidet. Er hat die Fähigkeit, über alle göttlichen und menschlichen, natürlichen und übernatürlichen Dinge in seiner vollen Autorität, oder wie man vom Pabst sagt, ohne vorausgegangene Studien bloß in Folge der ihm durch die Operation des Skrutiniums eingeflößten Wissenschaft Gesetze zu geben, zu entscheiden und anzuordnen. Die Konstitution erklärt ihn unverletzlich, seine Verfügungen werden für unfehlbar gehalten. Was bietet denn der Mensch-König, der einzige erbliche Vertreter der Souveränität, mehr als das? Der Mensch, welchen vier Departements zugleich gewählt haben, wird durch diese einzige Thatsache der Anhäufung der Stimmen eine außerordentliche Persönlichkeit, und wenn er mehr als fünf Millionen Stimmen vereinigt, ein Gott. Das Volk empfindet auch deßhalb eine wahre Anbetung für seine Erwählten, und was wirklich spaßhaft ist, diese Abgötterei für Repräsentanten gewinnt sogar diejenigen, die ihren Gegenstand bilden. Betrachtet nur diese Männer, welche majestätisch auf dem parlamentarischen Sinai sich gelagert haben, es gibt nicht Einen unter ihnen, der sich nicht eine Art von Gerichtsbarkeit über den Gedanken des Volkes anmaßt. Wenn die 450 Mitglieder der gesetzgebenden Majorität uns einen so guten Weg führen, so rührt das nur daher, weil sie sich mehr unverletzlich, mehr legitim, mehr König glauben, als Karl X. und Louis Philippe. Das monarchische Prinzip ist ebenso lebendig, ebenso vollständig in einer Versammlung, die aus den Eingeweiden des Volkes hervorgegangen, wie in einem legitimen König; sie wird ebenso wie er für unfehlbar gehalten, und ebenso als Majestät behandelt, wie der mehr oder weniger authentische Sprößling einer ad hoc privilegirten und geheiligten Familie. Das wahre göttliche Recht ist das allgemeine Stimmrecht, so wie wir es ausüben."

Proudhon betrachtet den Staat als die äußere Konstitution der socialen Macht. Durch diese äußere Konstitution seiner Macht und Souveränität regiert das Volk nicht sich selbst, sondern es ist bald ein Individuum, bald sind es mehrere Personen, welche unter dem Titel der Wahl oder der Erblichkeit beauftragt sind zu regieren. Das Volk wird hiebei als unfähig betrachtet, sich selbst zu regieren, und von der Hypothese ausgegangen, daß die Gesellschaft nur in der monarchischen Inkarnation oder aristokratischen Usurpation, oder dem demokratischen Mandat zum Ausdruck kommen könne. Proudhon negirt nun diesen Begriff eines Kollektiv-Wesens, den Staat, die Regierung, möge dieselbe eine royalistische oder demokratische Färbung annehmen, und fordert die Persönlichkeit, die Autonomie, die physische, intellektuelle und moralische Individualität der Massen. Er ist der Ansicht, daß jede Staatsverfassung keinen anderen Zweck habe, als die Gesellschaft zu diesem Zustand der Autonomie zu führen, und daß die absolute Monarchie ebenso wie die repräsentative Demokratie nur Stufen auf der politischen Leiter seien, mittelst

welcher die Gesellschaften sich zum Bewußtsein und zum Besitz ihrer selbst erheben. In dieser An—archie erblickt er die höchste Stufe der Freiheit und der Ordnung, zu welcher die Menschheit gelangen könnte, und die wahre Formel der Republik, so daß zwischen Republik und Regierung, zwischen allgemeinem Stimmrecht und dem Staate ein Widerspruch bestehe. Diese Ansicht vertheidigt er auf doppelte Art, zuerst durch die historische und negative Methode, indem er bewies, daß in Frankreich jede Regierung unmöglich geworden, und prinzipiell jede Regierung kontre-revolutionär und reaktionär sein muß, und außerdem durch den Beweis, daß durch die ökonomische Reform und durch die industrielle Solidarität das Volk zur Reflexion und zum Selbstbewußtsein gelange und wie ein Individuum handle. So wie man bisher Psychologie des Einzelindividuums getrieben, eben so hält Proudhon die Psychologie der Nationen und der Menschheit für eine mögliche Wissenschaft. Als Ziel der Revolution, welche durch die Februar-Ereignisse begonnen hat, stellt Proudhon auf diese Weise die Begründung der absoluten Freiheit des Menschen und Bürgers auf. Für diese Tendenz gewinnt er in der politischen Richtung die Formel: „Organisation des allgemeinen Stimmrechts und Aufgehen der Macht in die Gesellschaft“, in der ökonomischen Ordnung: „Organisation der Cirkulation und des Kredits, d. h. Aufgehen der Eigenschaft des Kapitalisten in diejenige des Arbeiters.“ Diese Formel bildet den Ausgangspunkt seines Systems, und dient an und für sich zur Erklärung der Revolution in ihrer Wirklichkeit und Unmittelbarkeit.

Diese Ansichten über die Regierung hat Proudhon schon im Jahre 1840 in seiner Schrift: „Was ist das Eigenthum? oder Untersuchungen über das Prinzip des Rechts und der Regierung,“ auf die wir noch zurückkommen werden, ausgesprochen. Im letzten Kapitel dieses Werkes kommt folgende Stelle vor: „Welche Regierungsform werden wir nun vorziehen? — Wie, können Sie noch fragen, erwidert ohne Zweifel mancher meiner jungen Leser, Sie sind Republikaner! — Republikaner, ja; aber dieses Wort bezeichnet nichts. Res publica, das ist die öffentliche Angelegenheit; also Jeder, der die öffentliche Angelegenheit fördern will, kann sich Republikaner nennen. Die Könige sind ebenfalls Republikaner. — Nun wohl, Sie sind Demokrat? — Nein — Wie? Sie wären Monarchist? — Nein — Konstitutioneller? — Gott möge mich davor bewahren! — Also sind Sie Aristokrat? — Keineswegs. — Sie wollen eine gemischte Regierungsform? — Noch weniger. — Was sind Sie also denn? — Ich bin Anarchist.“ Diese Anschauung über den Staat geht durch alle seine Schriften, und er hat dieselbe auch in seiner parlamentarischen Thätigkeit bewährt. An den Redakteur des Moniteur richtete er den 4. November 1848 einen Brief, in welchem er sein Votum gegen die Konstitution erklärte. Er habe nach vier Monaten Diskussion sich unmöglich der Abstimmung enthalten können, aber er halte es für nothwendig, von seinem Votum Rechenschaft abzulegen. Er habe nicht etwa aus einem leeren Geiste der Opposition oder aus revolutionärer Agitation gegen die Konstitution gestimmt, oder nicht weil dieselbe Dinge enthalte, die er daraus wegwünschte, oder weil andere nicht darin seien, die er hineinsetzen wollte. Wenn solche Gründe auf den Geist eines Repräsentanten wirken könnten, dann gäbe es nie ein Votum über ein Gesetz. Er habe gegen die Konstitution gestimmt, weil sie eine Konstitution

sei. Was die Wesenheit einer Konstitution bilde — er meine eine politische Verfassung, da von keiner andern die Rede sein könne — das sei die Theilung der Souveränität, oder um anders zu sprechen, die Trennung der Gewalten in eine gesetzgebende und eine vollziehende. Hierin bestehe das Prinzip und die Wesenheit einer jeden Verfassung; außerdem gebe es keine Konstitution mehr, sondern bloß eine souveräne Autorität, die Gesetze schaffe und sie durch ihre Komités und ihre Minister vollziehe. Man sei an eine solche Organisation der Souveränität nicht gewöhnt, und doch sei eine republikanische Regierung nichts anderes. Er finde, daß eine Verfassung in einer Republik ein überflüssiges Ding sei, und daß das Provisorium, dessen man seit acht Monaten genieße, mit etwas mehr Regelmäßigkeit und etwas weniger Respekt für die monarchischen Traditionen definitiv gemacht werden könnte; er sei überzeugt, daß die Konstitution, deren erster Akt darin bestehen werde, eine Präsidentschaft zu bilden, mit allen Prärogativen, Ambitionen und sträflichen Hoffnungen eher eine Gefahr als eine Garantie für die Freiheit sein werde. Was Proudhon in diesem Briefe in der Eigenschaft als Repräsentant mit Behutsamkeit ausspricht, das hat er in seinen Schriften nicht in blinder Auflehnung gegen eine nothwendige Begränzung und Form, sondern in bewußtem Freiheitsgefühl konsequent ausgeführt, wie wir im nächsten Artikel näher entwickeln wollen. Diese Seite der Proudhon'schen Lehre ist für uns, die wir bisher zu sehr in's Abstrakte gelebt haben, anfänglich verwirrend und unbegreiflich. Unser Staat ist in der That nur eine abstrakte Formel, welche nur als Ausdruck der unnatürlichen, unwahren Trennung zwischen Geist und Materie existiren konnte. Er ist nur eine spiritualistische Lüge und enthält gerade so viel wahren Gehalt, als etwa die unbefleckte Empfängniß Mariä. Es handelt sich gegenwärtig von dem Abstrakten in's Reale überzugehen, und das will die sociale Reform, welche Proudhon angebahnt hat. Sie will vor Allem die Socialität, d. h. das Verhältniß des Menschen zum Menschen bestimmen, was die bisherigen Politiker nur so weit thaten, als die dringendste Nothwendigkeit es erforderte. Der bisherige Staat kümmert sich um den Einzelnen nur so weit, als er ihm Almosen reicht oder ihn in ein Gefängniß wirft. Wir sind jetzt bloß des Staates willen, und nicht der Staat unsertwillen da. Deßhalb kann man jetzt nie von Staatsverhältnissen auf die Einzelverhältnisse schließen, und dieß zwar ebenso wenig in nationalökonomischer als in politischer Beziehung. Es kann die Statistik eines Staates uns die blendendsten Ziffern über den Wohlstand desselben liefern, wir können aus diesen numerischen Angaben schließen, daß jeder Zweig der Industrie, Handel und Ackerbau sich im blühendsten Zustand befinden, und dennoch wird es nicht wahr sein. Die Totalsumme wird sich nicht ebenso in Einzelsummen auflösen, und trotz der Ziffern werden zwei Drittel in diesem Staate Bettler sein. Die bisherige Nationalökonomie behandelt alle Fragen in Bausch und Bogen, sie reflektirt nur auf die Gesammtheit. Dasselbe gilt in politischer Beziehung. Es kann ein Staat als solcher die höchste Summe politischer Freiheit bieten, ohne daß damit ein Schluß auf die Freiheit der Einzelnen gestattet ist. Dieß ist namentlich durch England klar zu erkennen. Dieser Staat ist eben nichts als eine politische Formel. Er entspricht allen Forderungen an die politische individuelle Freiheit, wie kein anderer, und dennoch bleibt das Individuum unfrei. Die Menschheit kann und will nicht

mehr regiert werden. Den Staat, diesen Moloch, der uns Alle verschlingt, unsere Kräfte aussaugt, mit Jedem wuchert, mit Blut zusammengehalten wird, als Basis die Dummheit des Volkes nothwendig hat und sich dennoch rühmt, der Idee zu dienen, hat Proudhon unterwühlt. Das Gute, das der Staat der Menschheit geleistet haben soll, ist nicht ihm, sondern der gesellschaftlichen Verbindung in ihm, von der Familie angefangen bis zur wissenschaftlichen Association, zuzuschreiben. Nur jene Individuen sind groß, die sich vom Staat losgemacht haben, nicht eine zufällige geographische Staatsbegränzung als eine Form der Menschheit betrachten, bloß die Beziehung ihres Individuums zu anderen Individuen und zum All empfinden, von einem göttlichen Egoismus getrieben werden und wie Marquis Posa, Bürger von Zeiten sind, die erst kommen sollen. Das wahre menschliche Individuum findet nie Platz im Staate, es kann keine Stelle desselben seine Heimath nennen, und fühlt sich wie in einer Kinderstube, in der Popanze und Ruthen hängen. Der Staatsapparat ist veraltet, die Menschheit will nicht mehr regiert werden und will keine Steuern mehr zahlen. Die schreckliche tragische Seite des Staates wurde schon in der antiken Tragödie symbolisirt, Shakspear hat den Wahnsinn des Königthums und die Zerbröckelung des Staates dargestellt, und in dem klassischen Meisterwerk Hebbels: „Herodes und Marianne“ ist der Widerspruch, der dem Institute des Königthums als solchem anhängt, und dadurch jedes königliche Individuum, auch das edelste, sittlich vernichtet, künstlerisch hingestellt. Jede Regierung ist aber königlich und jeder Staat Königthum. Die Staatsform ist starr, eisern, erdrückend, sie tödtet das Individuum und ist mit der Freiheit unverträglich. Jeder von uns gräbt sich heraus, wir sind Alle unter dem Schutt. Der Staat war für uns, was für den Embryo der Mutterleib, jetzt muß die Menschheit sich von ihm emancipiren. Nur durch eine Verirrung der Vernunft wird die Regierung noch beibehalten. Proudhon gebührt das Verdienst, den Weg angedeutet zu haben, wie der Staat abzuschaffen und die An—archie zu organisiren sei, auf welche Mittel wir noch zurückkommen werden. Man hat häufig von „Wühlern“ gesprochen. Wenn dieses Wort auf Jemanden angewendet werden kann, so ist es Proudhon. Dieser Mann ist einer der größten Wühler, welche die Menschheit bisher gesehen. Er untergräbt Alles, die Adern seiner Minen laufen unter jede einzelne Grundlage der Gesellschaft, er ist der Maulwurf des Socialismus. Proudhon weiß, was er will, und kennt den Widerspruch und das Hinderniß, das ihm die gegenwärtige Gesellschaft entgegensetzt. In der Zeitung „Le Peuple“, welche er redigirte, schrieb er einmal bei Gelegenheit des Projektes seiner Volksbank: „Ich beginne eine Unternehmung, die nie ihresgleichen hatte, und der nie eine andere gleich kommen wird. Ich will die Grundlage der Gesellschaft verändern, die Achse der Civilisation versetzen, machen, daß die Welt, die bisher unter der Einwirkung des göttlichen Willens sich von Westen nach Osten bewegt hat, durch den Willen des Menschen bewegt, sich von nun an von Osten nach Westen drehe. Es handelt sich dafür um nichts Anderes, als die Beziehungen der Arbeit und des Kapitals umzustürzen, auf die Art, daß die erstere, welche stets gehorcht hat, befehle, und daß das letztere, das stets befohlen hat, gehorche. Ich setze mir daher vor, und dieß werden die unverwerflichen, unwiderstehbaren Folgen dieser Umkehrung der beiden ökono-

mischen Ideen sein, eine neue Ordnung zu schaffen, in welcher die Arbeit, ehemals mehr angeboten als begehrt, künftig mehr begehrt als angeboten sei, in welcher der Kredit, der sich jetzt bezahlen läßt, für nichts gebe und dennoch mit größerem Vortheil für den Darleiher, in welcher der Waarenabgang, ehemals ungenügend, unersättlich sei, in welcher die Cirkulation, welche wir unveränderlich jedesmal stocken sehen, so oft das cirkulirende Kapital ihm mangelt, reißender und voller werde, gerade weil dieses Kapital unterdrückt wird, in welcher die Völker, die in unseren Tagen, um ihr Betriebskapital und ihre Industrie zu bewahren, gezwungen sind, sich gegen die fremden Produkte zu beschützen, ebenso viel Begierde zeigen werden, sich dieselben zu verschaffen, als sie jetzt Klugheit beweisen, sich von denselben abzuschließen, in welcher die Theilung der Arbeit, welche unter der Herrschaft der ehemaligen ökonomischen Politik den Arbeiter entnervt, entsittlicht und verdummt, ohne Unterlaß seinen Eifer, seine Würde und Intelligenz vergrößere, in der die Konkurrenz, heute die Ursache der Unterdrückung des Schwachen, seine Kraft und seine Bürgschaft werde, in welcher die öffentlichen Lasten, deren unaufhörliche Vermehrung das Wesen der alten Gesellschaft bildet, immer mehr und mehr abnehmen, und man zur Abschaffung aller Steuern gelangt, in welcher die Steigerung der Bevölkerung, welche nach dem Gesetze des Malthus stets in einem größeren Grade erfolgt, als die Zunahme der Produktion weniger steige als die letztere, und ihr Gleichgewicht finde. Da auf diese Weise die ökonomische Grundlage der Gesellschaft durch und durch revolutionär wird, müssen alle Institutionen, Gesetze, Sitten, die Philosophie, Literatur und Kunst ihrerseits eine gleiche Revolution erleiden. Es ist als ob der Boden von Frankreich plötzlich von Europa losgerissen und zum Aequator gebracht werden sollte. Ich fasse die ganze Ausdehnung meines Programms; sie ist unberechenbar. Ich kenne jeden Widerstand, jede Schwierigkeit, die mich erwartet; sie sind ungeheuer. Ich habe gegen mich die Unwissenheit des Proletariats, das Mißtrauen der mittleren Klassen, den Haß der Privilegirten. Ich erwarte die Unentschiedenheit unserer jungen Demokratie, die Eifersucht der Sekten, die Apathie der Epoche, die Verfolgung der Regierung, den Widerstand der Wissenschaft, den Fluch der Kirche, die Verleumdung des Urtheils. Aber möge der Haß der Privilegirten gegen mich wüthen so viel er will, möge die Akademie mich beschimpfen, möge die Regierung mich bestrafen, möge der Priester mich verfluchen: ich bin doch gewiß, Recht zu haben gegen Alle: mein Keim, in das Volksbewußtsein geworfen, wird aufblühen. Ich habe als Bürgschaft hievon dieses allgemeine Elend, das Elend der Arbeiter und der Unternehmer, das Elend der Proletarier und der Eigenthümer, das Elend der Bürger und des Staates, das Elend der Herzen und der Geister."

Das erste Wort, das Proudhon der Gesellschaft laut zurief, klang schrill von einem Departementalstädtchen bis in die Sorbonne von Paris. Es lautete: das Eigenthum ist ein Diebstahl. Mit diesem bitteren Kriegsgeschrei begann er sein öffentliches Leben. Gerade Blanqui, der Professor der ökonomischen Wissenschaften, welcher auf der Kanzel von Paris den Organismus der Gesellschaft vertheidigte, mußte es sein, dem er diese räthselhaften, oft mißdeuteten Worte zurief. Seiner Denkschrift über das Eigenthum war früher schon eine Broschüre über die Feier des Sonntags, seine erste Schrift,

vorausgegangen. In dieser Broschüre grollt noch nicht Proudhons späterer revolutionärer heftiger Styl, allein hin und wieder verschiebt sich der theologische Talar, den er der Preisausschreibung der Akademie von Besançon zu Folge angezogen, und man sieht die nackte Form. Einmal entschlüpft ihm mitten unter fremden Betrachtungen, als wenn er leise mit sich selbst spräche, der Satz: „Das Eigenthum hat noch keine Märtyrer gemacht, es ist der letzte der falschen Götter.“ Dieser Satz ist mitten unter Betrachtungen über Moses und Sabbatfeier versteckt; die Worte stehen da wie ein Wolf im Schafstall. Als Proudhon nach Paris kam, brachte er nichts mit sich, als eine Definition. Er hatte das Eigenthum, die Grundlage der Gesellschaft definirt, und indem er durch diese seine Formel die ganze Veränderung, welche das Eigenthum seit Begründung des Verkehrs und Kredits erlitt, und die eine Veränderung der Gesellschaft selbst begründete, nachwies, anschaulich machte, mit Händen greifen ließ, hatte er den Punkt gefunden, an welchen der Faden der Zukunft geknüpft werden mußte. Mit dieser seiner Definition hatte er den socialen Gedanken der Zeit so zugespitzt, daß er damit verwunden mußte. Er sprach seine Definition des Eigenthums so hart aus, konzentrirte in derselben so viele Folgerungen, daß er reizte und zu Mißverständnissen Anlaß gab. Er, der größte Gegner des Kommunismus, mußte sich durch seine Definition „das Eigenthum ist der Diebstahl“ als Kommunist anklagen sehen! Und dennoch hat Proudhon nie das Eigenthum, insoweit es Produkt der Mühe, Erfindung, Formgebung und Arbeit ist und seinen Werth bloß im Tausch geltend macht, angegriffen, sondern in seiner Definition nur die feodale Form des Eigenthums, nämlich ein Objekt, das ohne alle Arbeit seinem Eigenthümer Zinsen, Miethe oder Pacht einträgt, vor Augen gehabt. Mit dieser seiner Definition hatte er den Zauberspruch gefunden, welcher die Thore der socialen Revolution öffnen mußte; in dieser Definition lag die volle Schuld der alten Gesellschaft, sie war die Kriegserklärung, welche die herannahende Februarrevolution vorausschickte, sie war das Auge des Socialismus, die Berechtigung der Reform, das erste Wort der neuen Zeit, der erste republikanische Gedanke. Proudhon wußte auch, welche Spitze er durch seine Erklärung der bevorstehenden Revolution gegeben. Er äußerte sich selbst hierüber: „Die Definition des Eigenthums gehört mir, und mein ganzer Ehrgeiz besteht darin, zu beweisen, daß ich deren Sinn und Ausdehnung begriffen habe. Das Eigenthum ist der Diebstahl . . . . es wird in tausend Jahren ein solches Wort nicht zweimal gesprochen. Ich habe kein anderes Gut auf Erden, als diese Definition des Eigenthums, aber ich halte sie für kostbarer, als die Millionen Rothschilds, und ich wage zu sagen, daß sie das bedeutendste Ereigniß der Herrschaft Louis Philipps sein wird.“ Dieser Stolz über die neue Formel beweist, daß in ihr bereits die Revolution ihr Haupt erhebt und das Monopol des Kapitals, sowie das Princip der Regierung zersetzt wird. Nach der Februarrevolution stockte aller Verkehr, die Arbeiten wurden eingestellt, Frankreich verzehrte sich in Furcht und Haß, ohne daß die Einen wußten, gegen was sie sich zu vertheidigen, und die Andern, was sie anzugreifen hätten. Instinktmäßig fürchtete Jeder, der etwas besaß, es zu verlieren, und wer nichts hatte, fing an Ansprüche an die Gesellschaft zu machen. Die Kapitalisten erkannten sich an dem Rufe: Nieder mit den Kommunisten, und die arbeitende Klasse einigte

sich zu der Forderung des Rechts auf Arbeit. Das Volk hatte das Wort „Organisation der Arbeit“ mit blutigen Buchstaben niedergeschrieben und starrte sie in seinem Hunger und seiner Verzweiflung als das Zauberwort seiner Erlösung an. Die Arbeit, das arme schmutzige Aschenbrödel, war nun erst in ihrer ganzen Herrlichkeit erkannt und zu Ehren gebracht worden. Die Wissenschaft fühlte, daß sie sich mit den blassen Arbeitern, mit den verkrüppelten Gestalten des Elends zu beschäftigen habe, wenn sie überhaupt fortbestehen will. Der Socialismus trat als der politische Protestantismus auf, und die Arbeit wurde als die Religion der Zukunft erkannt. Es wurde geahnt, daß man zu einer Epoche gekommen sei, in welcher die Arbeit, welche den Menschen von der Erde freigemacht hat, ihn auch von den Menschen frei machen müsse. Die Wissenschaft wandte sich dem Verzweifelnden zu, und die Leute, die Nichts haben und Alles erzeugen, horchten auf den Socialismus, welcher eben nichts Anderes ist, als das Elend, welches brütet, denkt, sinnt, leidet und nach Rettung schreit, als die Vernunft, welche sich schaudernd vor dem Hasse des Egoismus abwendet. Allein nichts als Wünsche und Träume traten auf, die Männer, welche die neue Zeit erzeugen wollten, hatten nur die Zärtlichkeit der Impotenz, welche bekanntlich gegen Weiber am zärtlichsten ist, in ein System gebracht und Socialismus genannt. Um Louis Blanc's dumpfe Gefühlsschwelgerei schaarte sich die Legion von Unzufriedenen, welche in einem unbestimmten Nebel ein Bild der Zukunft erblicken, dem Undefinirten am liebsten zustreben, in dem Staate die Kuh erblicken, die für Alle Milch im Ueberflusse hat, wenn man sie nur zu melken versteht, und die ihren Drang nach Ideen, welche sie nicht in sich aufzunehmen vermögen, in bequemer Abfindung mit den Problemen der Zeit durch Worte und Phrasen betäuben. Mit einem Worte Jene, welche beide Füße so fest als nur möglich in dem Schlamm der alten Welt haben, aber doch gern, als wenn sie Bürger eines neuen Jahrhunderts wären, den Kopf vorstrecken, schaarten sich um das farbige Hirngespinnst Louis Blanc's. Alle Widersprüche zwischen der Initiative des Volkes und des Staates, zwischen einer Solidarität, die kein Kommunismus sein soll, und einem Reservefond der Gesellschaft, der bei einer Solidarität nicht entstehen kann, da sich Protektion und Konsumtion decken, und wenn die Konkurrenz aufgehoben werden soll, der Gewinn einer Industrie, der jetzt nur aus dem Defizit eines anderen Gewerbezweigs entsteht, nicht mehr eintreten kann, zwischen einem Staate, der durch Aufhebung der Steuern kein Einkommen mehr besitzt, und Arbeiterassociationen und Ackerbaukolonien, die als Kommanditen des Staates errichtet werden sollen, zwischen der Abschaffung auch des kleinsten Wuchers und der Auszahlung von Interessen, zwischen der individuellen Freiheit und der Regelung der Associationen durch den Staat, alle diese Widersprüche verschafften Louis Blanc vielleicht mehr Anhänger als Gegner in der Journalistik. Ebenso reizten die Unmöglichkeiten, die Louis Blanc gelassen fordert, die Festsetzung des Kostenpreises jeder Industrie, die Anordnung des erlaubten Gewinns, die Herbeiführung einer Gleichheit in den Preisen u. s. w., lauter Dinge, welche die schöne Farbe, die sie im Abstrakten besitzen, in der Wirklichkeit sogleich verlieren, viele Schriftsteller, ihm zu folgen. So sah man denn Louis Blanc's Gesicht nach der Februarrevolution hundertfach, jeder Reformator eignete sich seinen Jargon an, und selbst wer ihn bekämpfte,

hetzte nur seine eigenen Hunde gegen ihn. Alles war Louis Blanc, Alles wollte durch den Staat die Gesellschaft reformiren. Doch befanden sich nur lauter Mittelmäßigkeiten in seinem Gefolge, die für ihre Leere nicht einmal durch eine Poltronnerie entschädigten, sondern in einem doktrinären Nichts herumtaumelten, stets hinter den Bergen hielten, der Gesellschaft mit der Miene grollten, als wenn sie das Bessere sagen könnten, wenn sie nur wollten, mit Louis Blanc's aufgeschnappten Schlagworten herumwarfen und Anderen die Mühe überließen, sich dabei etwas zu denken, stets von ihren Reformplänen redeten und nie dazu kamen, sie zu entwickeln. Dieß ist die allgemeine Charakteristik der socialistischen Umgebung Proudhons nach der Februarrevolution. Einige der Marodeurs der Gedanken des Luxemburg machten wohl Polemik gegen Louis Blanc, wurden aber deßungeachtet, wenn sie auch gegen ihn rebellirten, von ihm beherrscht. Nur der Socialismus ohne Definition ist der Menschheit gefährlich, der definirte Socialismus ist ein Segen für sie. Da betrat Proudhon den Schauplatz, wiederholte seine Definition: „Das Eigenthum ist der Diebstahl" und zeigte, daß die Revolution nur den einen Zweck haben könne, das Eigenthum abzuschaffen. Durch seine Erklärung dieser Forderung stellte er sich ebenso dem Eigenthum als dem Kommunismus entgegen. Er bewies, daß durch die Theilung der Arbeit und die Industrie das Eigenthum ohnehin durch den Tausch oder die Cirkulation ersetzt worden sei, und daß man nur diese Cirkulation dadurch zu regeln brauche, daß man den Kredit auf seine natürlichen Basen zurückführe, um die feodale Form des Eigenthums, nämlich die Interessen des Kapitals, die Miethe und den Pacht abzuschaffen, die Arbeit zu ihrer vollen Geltung zu bringen und die vollständige Gleichheit des Tausches, den freien und gegenseitigen Kredit herzustellen. Er nannte das Eigenthum Diebstahl, weil ihm in seiner jetzigen Form der Begriff der Reciprocität mangelt, und er konnte, trotzdem er der größte Gegner des Kommunismus ist, dennoch von einer Aufhebung des Eigenthums sprechen, weil er ihm den Stachel benahm und es nur ohne denselben fortbestehen ließ. Auf dieselbe Weise lebt ein Mann nach der Entmannung nicht mehr als Mann fort. Seine Abschaffung des Eigenthums, auf die wir noch weitläufig zurückkommen und sie bei seinem Projekte der Volksbank klar machen werden, ist nichts als eine progressive Abschaffung der Renten des Kapitals, aber ohne Expropriation und ohne die mindeste kommunistische Tendenz. Wenn man unter Eigenthum das Recht, die volle Frucht seiner Arbeit zu genießen, versteht, so will Proudhon nur das falsche Eigenthum abschaffen, um das wahre Eigenthum herzustellen. Der Wucher ist gleichsam nur das nackte Eigenthum, das entschleierte Kapital, die Fackel, die man der Gesellschaft vorhält. Alles Eigenthum wuchert, es gibt kein Eigenthum, das nicht im Verkehr im wucherischen Vortheil wäre. Jeder Eigenthümer ist ein Wucherer, und dieses Wuchern des Eigenthums nannte Proudhon einen Diebstahl. In Proudhon's Definition des Eigenthums liegt die ganze Kritik der Gesellschaft, sie verwundet, aber heilt zugleich. Nie ist die socialistische Diagnostik schärfer aufgetreten, als in dieser Definition. Proudhon's Kritik des Eigenthums ging zuvörderst dahin, ihm seine Stelle in der ökonomischen Serie anzuweisen, außerhalb welcher es unverständlich ist. In seinen beiden ersten Werken über das Eigenthum kritisirte er den Begriff des Eigenthums bloß nach der For-

mel der Antinomie, und suchte die jetzige feodale Form desselben durch die Widersprüche, die er in seiner Natur nachwies, anzugreifen. Allein erst in seinem Meisterwerk „Philosophie des Elends“ betrat er den Weg, der ihn zur synthetischen Lösung führen konnte. Er suchte die analogen und adäquaten Manifestationen, unter welche das Eigenthum sich reiht, auf, um zu untersuchen, ob es sich isolire, oder ob es in dem Ganzen, für und durch das Ganze bestehe, wahre, innere und äußere Beziehungen besitze. Außerhalb dieser Serie erscheint das Eigenthum durch die logische Konstruktion, in welche Proudhon es gebracht, als eine vereinzelte Thatsache, eine einsame Idee, und deßwegen unbegreiflich und fruchtlos. Wenn aber das Eigenthum seine wahre Form annimmt und innerhalb der Progression in einem harmonischen Ganzen aufgefaßt wird, dann verliert es seine negativen Eigenschaften. Um zu dieser Erkenntniß des Eigenthums, zur Idee der socialen Ordnung zu gelangen, bestimmt er zuerst die Serie der Widersprüche, von denen das Eigenthum einen Theil bildet, und gibt dann als allgemeine Gleichung die positive Formel dieser Serie. Durch diesen logischen Prozeß will Proudhon das Eigenthum so umbilden, daß es eine wahre, positive und sociale Idee werde, ein Eigenthum, welches das frühere Eigenthum abschafft und für Alle wohlthätig wirkt. Das ganze Problem wird von ihm auf ein Problem der Cirkulation zurückgeführt. Es mangelt ihm hiebei jede Sentimentalität in der Kritik, er reducirt den ganzen Socialismus auf eine Rechnung, und erreicht durch diesen formellen Vorgang, den wir noch näher betrachten werden, die Umgestaltung der Gesellschaft. Das Kapital hat das Eigenthum bezwungen, sagt Proudhon, und die Arbeit muß nun das Kapital bezwingen.

Dieser Kampf gegen das Kapital geht durch alle Schriften Proudhon's, er umzingelt es, er unterminirt es, er erwürgt es mittelst der Hände, welche es selbst hat. Er ist der Todfeind des Kapitals, weil das Eigenthum sich nie schrecklicher für die Arbeit erweist, als wenn es als Kapital auftritt. Das Kapital hat durch sich selbst eine zeugende Kraft, es wirkt während des Schlafes des Kapitalisten, ganz unabhängig von demselben. Es ist von Einfluß, selbst wenn es ruht, ja derselbe besteht fort, selbst wenn es verscharrt und begraben ist. Das Kapital ist die Arbeit als Parvenu; sowie ein Emporkömmling seine früheren Standesgenossen am härtesten behandelt, so ist das Kapital, welches eine konzentrirte Arbeit vorstellt, am schrecklichsten gegen die Arbeit. Es fristet sich nicht nur durch die Frucht der Arbeit, sondern es anticipirt dieselbe sogar und begleitet sie in jeder Phase, wie eine abzehrende Krankheit. Das Kapital ist menschenfresserischer Natur; der Kapitalist kann der edelste Menschenfreund sein, aber er hat in der jetzigen ökonomischen Einrichtung der Gesellschaft gar keinen Willen in Bezug auf sein Kapital. Dasselbe kann auf die Arbeit nicht anders wirken, als der Metzger, welcher das Lamm zuerst mästet, um es sodann zu schlachten. Die Unterstützungen, welche das Kapital der Arbeit leistet, sind um so verderblicher, als sie wohlthätiger scheinen. Auf der einen Seite ist der Einfluß des Kapitals auf die Arbeit so schöpferisch und belebend, wie das Licht für die Pflanze. Alles was groß und schön an der Arbeit ist, rührt vom Kapital her; auf der andern Seite jedoch wirkt es wie das Feuer auf das Holz. Der Socialismus will nicht das Kapital anfeinden, er erblickt in ihm den

Segen der Arbeit, sondern er bekämpft nur die Interessen des Kapitals, welche alle wohlthätigen Wirkungen, die es auf die Arbeit ausgeübt, ihr wieder raubt; er will seine Produktivität vernichten. Nur hierin besteht die Rebellion gegen das Kapital, welche vorzüglich in Proudhon heiß hervortritt. Die Interessen des Kapitals aufheben, den Arbeiter in den Stand setzen, stets ohne alles Hinderniß die Mittel zur Produktion zu finden, die Arbeit nur von sich selbst abhängig machen, die Leichtigkeit des Tausches der Produkte und die Unentgeldlichkeit und Gegenseitigkeit des Kredits begründen, dieß ist der socialistische Gedanke, welcher Proudhon zur „Volksbank“ führte. Die **Banque du Peuple** wäre, wenn sie zu Stande gekommen, die Retorte der jetzigen ökonomischen Einrichtung der Gesellschaft geworden. Die Volksbank sollte kein Organisirungs-, sondern ein Zerstörungsmittel werden. Während andere Socialisten vergeblich sich abmühen, die Arbeit zu organisiren, hat Proudhon in der **Banque du Peuple**, deren Idee wir genau prüfen werden, das Mittel gefunden, sie von ihren Fesseln zu befreien. Aber diese Negation ist eben ein Hauptziel des Socialismus!

Es lebe der Tod! Wir Alle verwesen bereits, die Würmer kriechen auf uns herum, die Welt stirbt, sie bedarf nur des Gnadenstoßes. Preisen wir Jeden, der ihn ihr gibt, preisen wir Proudhon! Machen wir der Zukunft Platz, stemmen wir uns nicht gegen den Untergang. Henker wie Proudhon sind die Wohlthäter der Menschheit; es gibt nur eine Sünde, und die ist das Leben und eine edle That, und die ist der Tod, der Tod des Alten, um für die Jugend Platz zu erhalten. Deßwegen preisen wir allen Wahnsinn, allen Haß, alle Rache, Alles was zerstört, damit das Chaos uns verschlinge und die neue Schöpfung beginne — früher nannten wir uns Epigonen, jetzt wissen wir, daß wir noch weniger als dieß seien, wir sind Todte, lassen wir uns begraben! Wir brauchen Todtengräber wie Proudhon! Ich rieche die Fäulniß, gebt mir Eau de Cologne, ich ersticke in dieser alten Welt des Geldes. Versperrt Eure blutigen Geldkisten erschreckt, weil der Hunger unästhetisch brüllt und die Verzweiflung ächzt! Nichts als Wüste erblicke ich, und mitten in derselben tanzen diejenigen, welche sich die Auserwählten nennen, um das goldene Kalb.

Englands Rolle in der Geschichte.

Von Reinhold Solger.

Dritter Artikel.

Charakter und Sitten.

Bei Lichte besehen kann man alles das, was in den vorhergehenden Artikeln über England gesagt ist, bei den übrigen europäisch civilisirten Völkern auch finden; überall rauchen die Schornsteine, hämmern die Maschinen, fressen sich die Menschen; überall dieselben Stadien und dasselbe Ziel, welches ist: der protestantische Jude. Aber nur der Engländer stellt das Bild des protestantischen Juden in ungemischter Reinheit und Vollendung

bar; schon in seinem Aeußern ist er von allen Landsleuten der einzige unzweifelhafte Germane. Man kann den Deutschen für einen Portugiesen, den Griechen für einen Franzosen halten; aber den Engländer unmöglich für etwas anderes als einen Engländer. Es ist merkwürdig, daß dieser so bestimmt ausgeprägte Charakter so schwer zu definiren ist. Sind die Engländer ein Krämervolk oder ein Volk antiker Senatoren und Helden? oder ein Volk von Baronen und Vasallen? oder ein Volk von Patriciern und Plebejern? Sind sie Pedanten oder Poeten? Rationalisten oder Mystiker? roh oder gebildet? Narren oder Weise? Freie oder Sklaven? — Eine der Hauptverwicklungen kommt davon her, daß in England weder die Zukunft mit der Gegenwart, noch die Gegenwart mit der Vergangenheit gebrochen hat, so daß, was in andern Ländern streng geschieden ist, hier als wildes Durcheinander erscheint. Auf dem Kontinent, wo, wenn ein Fortschritt gemacht werden soll, jedesmal die Revolution ihren Schlund öffnen und die ganze vorhergegangene Geschichte desavouiren muß, kann man von jedem Menschen und jeder Institution genau den Familiencharakter angeben; aber in England ragt das Mittelalter mit seinen Giebeln und Thürmen mitten in die Industriekasernen der modernsten Städte hinein, und selbst diese drücken in ihrer düstern Massivität die Seele mit gothischen Erinnerungen. Man braucht das Mittelalter nicht in der City von London, auf den alten Schlössern der Landgentry, in der Kirche, den Universitäten, den Gerichtshöfen, an irgend einem besondern Orte aufzusuchen, wo privilegirte Interessen an sein Bestehen geknüpft sind, sondern es tritt einem selbst in den intimsten Gewohnheiten und Gedanken des Volkes entgegen — es lebt noch, wie das Kind noch im Manne fortlebt. Aber weil der Engländer seine Vergangenheit nicht abschwört, noch zu bereuen braucht, so muß man ihm deßwegen noch nicht die Schande anthun, ihn wie den Theoretiker des gemäßigten Fortschritts, den deutschen Professor anzusehn, der in der politischen Naturgeschichte die Rolle seines Affen hat. Deutschland hat seit der Reformation seine Geschichte mehr als einmal wieder von vorn angefangen, oder es hat vielmehr seit jener Zeit keine Geschichte mehr. Die regierenden Häuser haben die alten Stämme auseinander gerissen, ein Häuflein hier hingeleimt, ein anderes dorthin, und wieder auseinander gerissen und wieder geleimt, kurz einen wahren Viehhandel getrieben. Ohne ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, was ist das für eine lächerliche Affektation, nun von einem preußischen, östreichischen u. s. w. Volk zu reden, die gar nicht zusammen gehören, die nicht mehr gemein haben, als ein Hund und eine Katze, nämlich denselben Herrn und denselben Herrenzwang, deren gemeinsame Erinnerungen meist kaum 50 Jahre hinauf gehen, deren Volksbewußtsein also höchstens ein esprit de corps und deren Patriotismus absolut nur ein Livreenstolz sein kann! An eine solche Vergangenheit will die Gleichmacherei des gemäßigten Fortschritts-Professors mit aller Gewalt anknüpfen, weil — der Engländer ja auch an die seinige anknüpft und sich wohl dabei befindet. „Es ist bornirt von dem deutschen Demokraten, Republikaner zu sein, wenn selbst Feargus O'Connor die Monarchie in England gelten läßt, und Cobden eine Lobrede auf den Prinzen Albert hält." Man kann von dem friedlichen Gelehrten freilich nicht verlangen, daß er dem freien Tiger herzhaft auf den Leib rücke — er läßt sich lieber auffressen; aber es ist albern, sich dabei auf den Tiger in

der Menagerie zu berufen, der keinem was zu Leide thue und sowohl zum Nutzen als zur Zierde gereiche. Selbst die Erinnerung an die deutsche Einheit ist dem Deutschen keine historische Erinnerung. Was wissen unsere Traditionen und Seelengewohnheiten von der Zeit, wo Deutschland unter Einem Kaiser die Christenheit beherrschte? Unsere Kindheit ist mit Anekdoten vom alten Fritz, von den Galanterien August des Starken, von den verkauften Hessen 2c. genährt, Deutschland kennen wir nur aus dem Kohlrausch. Aber der Enthusiasmus für die deutsche Einheit ist in Wahrheit nur das erwachte Gefühl der Schmach und des Elendes einer solchen Geschichte, deren Andenken jeder ehrliche Mann, wie das Andenken an eine schwere Verirrung, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen sucht.

Das englische Volk ist aus seiner Vergangenheit hervorgewachsen, ohne Unterbrechung und ohne Reue; der moderne Lebensgedanke stellt sich seiner frühern Geschichte nicht als Entweder = Oder entgegen, und sogar die Ideen einer neuen Weltordnung suchen ihren archimedischen Punkt in der vorhandenen. Aber wenn England auf diese Weise das patriarchalische, das industrielle und das humane Element in sich vereinigt, so tritt in den Einzelnen natürlich das Eine oder das Andere davon einseitig hervor, und jeder Zug des Volkscharakters zeigt sich zugleich allgemein und faktiös. Doch welche Specialität der einzelne Engländer auch vertreten mag, der Grundton seines Charakters ist bürgerlich, — aus dem bürgerlichen Leibe kann er eben so wenig heraus, als etwa der deutsche Philosoph, der sich auf den Standpunkt des reinen Gedankens stellt, mit dieser Abstraktion dem menschlichen Ganzen, dem esprit-corps P. Leroux's, entflieht. Der Engländer mag adelstolz, geldstolz, freiheitsstolz, kirchenstolz, sektenstolz, vernunftstolz, mag Protektionist, Freetrader, Chartist, Moralist, Libertin, Verbrecher sein — in letzter Analyse ist er immer der protestantische Jude.

Als Jude dreht sich seine Existenz um das Geld, als Protestant um die Pflicht, als beides immer wieder um den atomistischen Egoismus. Der innere Trieb zur Gattung ist nicht da, er muß nothgedrungen durch ein äußerliches Band hergestellt werden, denn leider bedarf der Mensch der Gattung, je mehr mit seinen Appetiten sein Egoismus und mit seinem Egoismus seine Appetite wachsen. Je weiter er sich also von ihr entfernt, desto nöthiger hat er sie. Der Protestantismus, die Religion der Pflichten, liefert die diesem Zustande entsprechende Sittlichkeit. Er ist aus dem Katholicismus emporgesprossen, wie der Contrat social aus dem Lehensverbande. Beide, Katholicismus wie Protestantismus, erklären den Menschen für niederträchtig. Mir ist kein Versuch bekannt, das Wesen des Christenthums dieser seiner sittlichen Seite nach genügend zu erklären, denn offenbar kann eine langgültige und einflußreiche Weltanschauung kein baarer Unsinn sein. Ihr Grund ist in dem richtigen Bewußtsein der germanischen Race zu suchen, daß ihr die eigentlich humane Seite der menschlichen Natur ganz abgehe, daß sie in ihrer individualistischen Einseitigkeit durchaus das nicht sei, was die Wahrheit und Vollendung des Menschen ausmache. In der bürgerlichen Civilisation ist der Mensch verachtet, welcher das menschliche Geschlecht thatsächlich liebt und den Genuß der menschlichen Existenz für alle und jeden in Anspruch nimmt, aber die Theorie ist eine andere — das Gewissen der Nationen rächt sich, wie das des Einzelnen, dadurch, daß es die fehlende

Seite höher stellt, als Alles, was man besitzt. Gut ist in dem Moralkodex der Egoisten nur, was den Menschen mit dem Menschen innerlich verbindet; alles, was sie isolirt, ist ihm schlecht, sogar die individuelle Existenz, die er vernichten will, um sie göttlich, d. h. human zu machen. Denn obgleich er sich seiner einseitigen Natur schämt, so ist sie doch einmal seine Natur; er kann ihre Unvollständigkeit nicht ändern, — so beschimpft er, peinigt er sie, sucht sie auszurotten. Es geht ihm wie dem Faulen, der sich jeden Abend von neuem vornimmt, früh aufzustehn, und sich jeden Morgen umsonst zerren, prügeln und martern läßt. Er kann seine Faulheit nicht überwinden, aber er ist wüthend darüber. So bedarf der germanische Mensch eines Freundes, der ihm das gute Princip (welches er das Göttliche nennt, das aber nichts ist, als die ihm fehlende Seite des Menschlichen,) einprügle. Die nothwendige Ergänzung des Germanenthums ist das Priesterthum und die Obrigkeit von Gottes Gnaden, der Moralkodex auf dem Princip der Hölle und der Kriminalkodex auf dem Princip des Schaffots. Die Philosophen nehmen das dem germanischen Christen übel. Sie haben Unrecht, er kennt sich selbst nur zu gut; er weiß, daß ihn in der Unersättlichkeit seines Egoismus nichts aufhalten würde, das ganze menschliche Geschlecht zu verschlingen, würde er nicht glücklicherweise von Gott und dem Gensd'armen unter dem Auge gehalten, wie ein wildes Thier. So versteht der Germane die gesellschaftliche Ordnung, so das Gute. Es steht ihm als eine drohende, strafende Macht gegenüber, unerreichbar, unversöhnbar, als durch Selbstvernichtung. Nicht mehr Er zu sein, das ist seine Idee von der innern Wiedergeburt. Die innere Versöhnung des Einzelnen mit der Menschheit ist ihm unbekannt. Was immer Christus von der Liebe gepredigt haben mag, er begreift sie als theoretische Demüthigung vor dem Gedanken des Guten oder als äußerliche Zahlungspflicht an den Armen, aber nicht als brüderliche Hingebung, nicht als Gefühl innerlicher Gleichheit mit einem Wesen derselben Gattung.

Der Protestantismus hat den Versuch gemacht, diesen Kampf zwischen dem allgemeinen und individuellen Bewußtsein dadurch zu Ende zu bringen, daß er die allgemeine Kirche, die dem besondern Menschen unversöhnt gegenüber stand, ganz abwarf und Gott zwang, sich dem individuellen Charakter eines Jeden anzupassen. Dieß war, obgleich vorläufig nur der Gipfelpunkt menschlicher Isolirung, doch ein ungeheurer Schritt zur einstigen wirklichen Versöhnung des Einzelnen mit der Gattung. Gott und das Gute hörten auf, ein äußerer Zwang zu sein; sie waren, wie es jedem beliebte, sie sich zu denken. Eine Unendlichkeit von Sekten und Ueberzeugungen tummelte sich; aber die allgemeine Gattungsgleichheit, welche auch die verschiedensten Individualitäten verbindet, konnte nicht verfehlen, im Geheimen auf eine Ausgleichung hinzuwirken. Dieses humane Gewissen machte sich freilich scheinbar nur als Vertrag, d. h. als äußerliche Abwägung zwischen zwei Willkühren geltend, aber weil diese Willkühren beide menschliche waren, so näherte sich das daraus entstehende Recht durch Mäßigung der Besonderheit, dem allgemeinen Wesen der Humanität, und die Moral wurde, wie oben bemerkt, auf dem Gebiete des sittlichen Lebens, was der Contrat social auf dem Gebiete der Politik ist. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß in England, wo sich die Individualitätsepoche am ungestörtesten entfaltet hat, die

Gebiete des religiösen, sittlichen und Rechtslebens, am wenigsten streng geschieden sind, und daß sich nirgends die Gesetze so tiefe Eingriffe in das innere Leben erlauben. Es war im englischen Geiste, daß das pennsylvanische Gesetz der Mutter, wenn ich mich recht erinnere, bei Todesstrafe verbot, am Sonntag ihr Kind zu küssen. Dieß ist aus der Auffassung aller rechtlichen und sittlichen Bestimmungen als Vertragsbestimmungen, als nöthige Ausgleichung zwischen den verschiedenen Stellungen und Ansichten, zu erklären. Diese Ansichten jedoch werden als göttliche Eingebungen betrachtet und die Sittlichkeit daher zugleich als ein göttliches Gebot und eine menschliche Uebereinkunft im Sinne des reformirten Katholicismus.

Aus dieser Gewohnheit, seine innere Ueberzeugung dem äußerlichen Abkommen zu unterwerfen, geht für das sittliche Leben des Engländers dieselbe Mäßigung hervor, welche seinen politischen Charakter auszeichnet. Der Engländer ist sittlich streng, aber nicht gegen die Unmöglichkeit; es kommt ihm nicht sowohl auf absolute Begriffe von Recht und Unrecht an, als auf das Ausführbare. Er vergleicht sich mit dem Diebe, der ihm 100,000 Pfund Banknoten gestohlen hat, und sichert ihm gegen Rückgabe von drei Vierteln den Rest. Wem fällt hiebei nicht der berüchtigte Wilson ein, dessen Geschäftsbureau die billige Vermittelung zwischen allen Dieben und Bestohlenen von London besorgte und von der Polizei geduldet wurde? Die englische Kriminalgeschichte liefert Aehnliches auf jeder Seite; die Königszeugen z. B., welche unter der Bedingung, gegen ihre Mitschuldigen zu zeugen, begnadigt werden, oder die scheußliche Geschichte von Burke und Hare, worin zu Tage kam, daß Professoren der Edinburgher medicinischen Fakultät die Leichname bei den Mördern bestellt und noch ganz warm empfangen hatten. Die Sache wurde unterdrückt, denn die Gefahr, zum anatomischen Subjekte gemacht zu werden, betraf auch in Zukunft nur die armen Leute, welche genöthigt sind, in solchen gefährlichen Quartieren Logis zu suchen. Die von der bessern Klasse hatten sogar den Vortheil davon, daß ihre Leichname, wenn man immer frische haben konnte, nicht mehr besorgen durften, vom Kirchhof geholt zu werden, und da es bei den Engländern eine Sache der Religion ist, sich nicht seciren zu lassen, so sieht man, daß auch vom Punkte der Religiosität der Burkismus seine zwei Seiten hat und nicht so absolut verwerflich ist, als er auf den ersten Anblick erscheint. So ungefähr räsonnirt die Mäßigung. Der Unterdrückte wäre nicht der Unterdrückte, wenn er nicht schwach wäre — auf ihn findet daher nicht nur die volle Strenge des sittlichen und Rechtsgrundsatzes Anwendung, sondern er muß auch der Gerechtigkeit noch für die Summe haften, welche sich die Mäßigen gegenseitig nachgelassen haben. Gegenseitigkeit ist nur für Die, welche sich mit uns messen können; gegen die Stärkern ehrerbietige Nachsicht. Jene hohe Unabhängigkeit und Moralität, welche den Stolz der bürgerlichen Civilisation ausmacht und worauf sich besonders der „derbe ehrliche John Bull“ so viel zu Gute thut, ist daher nur von einem sehr beschränkten Kreise und in einem ganz besondern Sinne zu verstehn.

Was eigentlich der Engländer unter Unabhängigkeit versteht, das verräth seine Sprache, die überhaupt gegen die Schwächen seines Charakters das **enfant terrible** spielt. Ein unabhängiger Mann bedeutet in England einen, der von seinen Renten lebt. Soll das Wort **independent** im mora-

lischen Sinne verstanden werden, so fordert der Sprachgebrauch eine ausdrückliche Erläuterung durch das Wort Charakter, Sinn, Geist oder dergleichen dazu. Das Wichtige an diesen Bezeichnungen ist nicht sowohl, daß sie einen an sich verkehrten moralischen Sinn, sondern daß sie in Bezug auf den verkehrten Zustand der Gesellschaft eine moralische Wahrheit ausdrücken. Wer nicht ein unabhängiges Einkommen hat, kann, in England wenigstens, keinen unabhängigen moralischen Charakter durchführen, das hat schon Junius in seinen berühmten Briefen gesagt. Will der Mann, der kein Vermögen hat, in der bürgerlichen Gesellschaft emporsteigen, so muß er sich an diejenigen wegwerfen, deren er dazu durchaus bedürftig ist; oder will er es nicht, so muß er der ganzen Gesellschaft den Krieg erklären. Feigling oder Verbrecher — der Arme hat kaum eine andre Wahl. Achtungswerth ist und fühlt sich nur derjenige, welcher fest auf seinem Kapital steht. Wenn der Unabhängige ein Mann ist, der sich mit keinem Menschen mehr in ein Geschäft einzulassen braucht, eine Art Gott, unnahbar wie Achill durch seine Stärke, so ist respectable derjenige, der in dem Geruch steht, alle seine Verbindlichkeiten lösen zu können. Vor ihm muß man Respekt haben. Mit solchen Worten verräth der englische Geist das Geheimniß seiner leitenden sittlichen Gedanken; der Gebrauch, welcher sie ihrem ursprünglichen ethischen Sinn entfremdet hat, gibt Zeugniß von einer langen Gewohnheit, den sittlichen Werth nach dem gewonnenen Gelde zu berechnen, sich den Armen als unsittlich, den kleinen Industriellen als abhängig und den Reichen als tugendhaft zu denken. Wie die Sachen einmal stehen, hat er auch ganz recht. Der kleine Geschäftsmann rühmt sich seiner Unabhängigkeit, weil er fleißig und sparsam ist, mit jeder beliebigen Summe nicht nur auskommt, sondern noch etwas zurücklegt und also, wie er sich ausdrückt, Jedem frei unter die Augen treten kann. Aber ist nicht diese Richtung der ganzen Seele auf den Gelderwerb, aus Furcht in Abhängigkeit zu verfallen, schon selbst eine schmähliche Abhängigkeit von der Gesellschaft, welche ihn zwingt, jeden Genuß eines freien Augenblicks, eines freien Gedankens, eines freien Lebensgefühls der Arbeit zu opfern? Er sagt, wenn er reich ist, wird er Zeit haben: aber wer den besten Theil des Lebens hinter dem Ladentisch zugebracht hat, der ist im Alter selten zum menschlichen Leben zu gebrauchen. Der Name Handelsmann (shopkeeper) ist daher auch ganz mit Recht ein Schimpfwort in England. Nur vermöge einer Anstrengung der Einbildungskraft, durch ein reflektirtes Zurückgehn auf die eigentlichen Grundlagen der englischen Größe und alles Reichthums sieht sich der moralisch gestimmte Engländer zur Anerkennung der schmutzigen Tugenden des Krämers genöthigt, und die Peel, Bright und Cobden renommiren bei Gelegenheit mit ihrer arbeitsamen Herkunft. Auch der Arbeiter thut das zuweilen, aber dann ist es immer als Mitglied seines politischen Körpers, nicht als sittliches Wesen. In letzterer Beziehung steht er zu dem Reichen, wie der Deutsche zu seinem Fürsten, der unvermeidlich ein Wunder der Größe und Güte ist, sofern er sich nur nicht geradezu als blödsinniger Kannibale beträgt. Ist ein reicher Mann nur im Geringsten freundlich, wohlwollend und rechtlich, so treibt die ganze Grafschaft Götzendienst mit seiner überirdischen Tugend. Er kann es aber schon ziemlich arg treiben, ehe sich die öffentliche Meinung gegen ihn empört. Und so umgekehrt. Er mag das wahre Verdienst eines gemeinen Mannes

anerkennen, aber sittliche Ebenbürtigkeit gesteht er ihm nicht zu. Der vornehme Mann hat das Gefühl einer andern Natur dem geringen gegenüber; er erkennt seine Tugenden an, wie man die Tugenden eines Hundes anerkennt; seine Seele steht zu ihm im Verhältniß der Römerin, die sich vor ihrem Sklaven badete, als wenn er gar nicht da wäre. Der Leser erinnert sich vielleicht noch des vorigen Artikels, wo von Richardsons Pamela die Rede war, jenem Musterbuch, welches in der Meinung des englischen Bourgeois mehr Gutes gestiftet hat, als 20 Bände Predigten. Die Moral von diesem moralischen Roman ist, daß wenn ein Dienstmädchen keusch und ihr Herr ein gemeiner Kerl ist, sie sich glücklich schätzen kann, wenn er sie zum Lohn für ihre Tugend zuletzt zu dem Range seiner Gemahlin erhebt. Es ist heutzutage kein Geheimniß mehr, wie Reichthümer erworben werden, aber man kann dem bürgerlichen Hochmuth, der sich der Demokratie gegenüber nicht nur alle Macht und alle Genüsse, sondern auch alle Bildung und alle Tugend monopolisirt, nicht oft genug in's Gewissen flüstern: „ich werde der Stadt eine Geschichte erzählen, wie man Präsident wird." Was sind z. B. die Geschäfte, womit man am sichersten sein Glück macht? Die Giftbuden, die Pfandhäuser und das Hausvermiethen an arme Leute. Unter Zehn, die eins dieser Geschäfte mit Nichts anfangen, werden Neun reiche Leute. Es ist der Mühe werth, die Sache genauer zu besehen. In den bevölkertsten und armseligsten Vierteln der großen englischen Städte erheben sich inmitten der schmutzigsten Straßen Paläste mit prächtiger Stuckatur und einem Ueberfluß von Spiegelglas, polirtem Messing und Gaslicht. Die Worte, die man an den Fenstern liest, „Bergesthau", „Thalmilch" u. dgl. machen dem Arbeiter zu Muthe, wie Göthe's Fischerknaben, wenn er davor steht und einen sehnsüchtigen Blick nach all dem Glanz wirft. Die Thüren, welche bei der leisesten Bewegung auffliegen und sich eben so geräuschlos wieder schließen, tragen zu dem festlich geheimnißvollen Eindruck bei und imponiren mit Ahnungen von Luxus. Im Innern ist alles blendend, berauschend und berauscht. Die schöngemalten Fässer, der geschnitzte Mahagony und die geputzten Mädchen „mit Schleier und mit Federhut" — es sind die Salons des Armen; seine Soirée, sein Konzert, sein Theater, sein Ball, sein Ring, sein Alles: der einzige Ort, wo er träumen, phantasiren, Festgedanken haben kann. Die Umgegend, welche von diesen Etablissements beherrscht wird, hat die bleichsten Gesichter, die tiefsten Falten, die rötheſten Triefaugen, die schwärzesten Zähne, die zitterndsten Hände, den trockensten Husten, die abgemergeltsten Gestalten, die eckelhaftesten Lumpen, den scheußlichsten Gestank, und die abschreckendsten Verbrechen aufzuweisen. Es sind die Viertel, wo die Lohnsätze am niedrigsten stehen, die meisten Pfandhäuser anzutreffen sind und die Miethe mit der empörendsten Härte eingetrieben wird. Man frage einen der jungen Elegants aus der Kaufmannswelt, ob er eins von den Mädchen kennt, die nächtlich in diesen Laden zu treffen sind, er wird es als einen Angriff auf seinen sittlichen Charakter ansehn: aber man frage ihn, ob er die Herrn Thompson und Fearon kennt, welche vielleicht den größten Schnapsladen in der Welt haben, und er wird sehr geschmeichelt sein, und wenn er sie nicht selbst kennt, wenigstens irgend einen Verwandten haben, der genau mit ihnen bekannt, oder einen Bekannten, der eng mit ihnen verwandt ist. Denn diese Herrn sind reich, sie gehören zu den respektabel-

sten Klassen der Gesellschaft, sie streifen an die Kategorie, welche man große Männer (great men) nennt, und man kann nicht anders als mit hoher Achtung von ihnen sprechen, denn sie haben sich durch überwiegendes Talent und ehrenvolle Arbeitsamkeit (superior talent and honest industry) zu dieser hochachtbaren Stellung aufgeschwungen. Anders hört man nie, weder von ihnen, noch von ihren Brüdern, den reichgewordenen Pfandverleihern und Häuservermiethern reden. Ihre Opfer dagegen sind besoffene Hunde, die sich unter das Vieh erniedrigen und in's Zuchthaus gehören. Wer dem Armen, dem Hunger, Ueberreizung und Verzweiflung kaum etwas andres übrig lassen, einen Tempel der Verführung baut und ihm Vergesthau und Thalmilch bietet, der ist hochachtbar oder nach Umständen groß, das Opfer höchst verachtungswürdig und nach Umständen Galgenfutter. Wer die Prostitution unterhält, indem er sie bezahlt, verliert dadurch keineswegs an Kaste, aber das Mädchen, die kein anderes Existenzmittel hat, als ihren Körper zu verkaufen, und der man nichts vorwerfen kann, als Mangel an Muth zum Selbstmord, ist eine infame Kreatur. Es ist gemein, anders als mit unmenschlicher Verachtung von ihr zu sprechen, wenn, aus Rücksichten höherer Sittlichkeit, das Gespräch unglücklicherweise nicht vermieden werden kann. Tout comme chez nous; die Moral des Egoismus ist überall dieselbe, nur in England am schärfsten ausgeprägt, weil das Land in allen Stücken an der Spitze dieser Civilisation steht. Auf dem Kontinent, in Berlin und Paris z. B., retabliren sich die Freudenmädchen nicht selten durch eine Heirath und sollen in der Regel musterhafte Hausfrauen abgeben; in England dagegen, wo der bloße Gedanke daran den tolerantesten Charakter mit Schauder erfüllen würde, ist Prostitution gleichbedeutend mit Tod in zwei Jahren; denn das ist die durchschnittliche Lebensdauer dieser Klasse in den großen englischen Städten.

Uebrigens wäre es in der That lächerlich, wenn die gute Gesellschaft die unmittelbaren Urheber und Verschlechterer der schlechten Gesellschaft aus sich ausschließen wollte. Es ist wahr, daß der Schenkwirth seine Kunden mit Gin und in den meisten Fällen auch ausdrücklich mit Vitriol vergiftet, aber dafür vergiftet der Mehlhändler die seinigen mit Gyps und Knochen, der Bäcker mit Alaun u. s. w. Jedermann weiß, daß dieß in allen großen Städten der Fall ist, und daß nur der Reiche ein irgendwie verfälschbares Lebensmittel unverfälscht bekommen kann; es werden jährlich dicke Bände darüber geschrieben und dann und wann des Beispiels wegen ganze Schiffsladungen vergifteter Waaren konfiscirt. Da jedoch das Uebel in der Natur der Verhältnisse begründet und nichts, als ein vereinzeltes Symptom der freien Konkurrenz ist, so helfen natürlich weder Verordnungen noch Strafen. Der kleine Krämer kann mit dem großen nicht Konkurrenz halten, wenn er seine Waaren nicht verfälscht. Entweder umgebracht werden oder umbringen! die Wahl ist nicht schwer. Was macht übrigens ein Bischen Gift mehr oder weniger, wenn die ganze Industrie ihr Mark doch aus den Knochen des Proletariers ziehen muß? Was thun Schneider und Modistinnen? Die Männer und Mädchen, die bei ihnen arbeiten, sind wo möglich noch ausgemergelter, als die Bevölkerung der Branntweinviertel. Schon auf dem Kontinent sitzen sich die Schneider und Nähterinnen in der Regel eine Anlage zur Schwindsucht. In England, wo während der Saison fast kein Schlaf in

ihre Augen kommt und der Lohn schon gleich auf verwüstete Nahrungsorgane berechnet ist, wüthet die Näharbeit fast so verheerend, als die Prostitution. Man kann das Speziellere darüber in Leon Faucher's England nachlesen, den man als Oberburggrafen einer Parteilichkeit gegen die bestehende bürgerliche Ordnung wohl nicht bezüchtigen wird. So wären denn wieder die Schneider und Modistinnen zu infamiren? Aber was können sie dafür? So lange es elegante Damen, fashionable Herrn und brillante Saisons gibt, wird es Schneider und Modistinnen geben, welche die Nächte durcharbeiten lassen müssen. Sollen sie ein anderes Geschäft ergreifen? Lieber Kleider weben, als nähen? Es ist ganz dieselbe Sache, wenn sie leben wollen, können sie nur von dem Tode ihrer Arbeiter leben. Es gibt nur ein Mittel, daß nämlich die eleganten Damen, fashionablen Herrn und brillanten Saisons abgeschafft würden. Zu Wilberforce's Zeit waren in dem tugendhaften England Anti-Zuckergesellschaften Mode, welche sich nicht mit dem Schweiß und den Thränen der unglücklichen Sklaven den Kaffee versüßen wollten. Um konsequent zu sein, müßte der Moralist nackt gehen und Wurzeln essen; denn an jedem civilisirten Genuß haftet der Schweiß und die Thräne, das physische Verderben und die moralische Versumpfung vieler Menschen. Das Glück und die Tugend aller jener achtbaren, gebildeten und glänzenden Familien, welche der Stolz und die Zierde von England sind, hat bei Lichte besehen, keine andere Quelle, als irgend einen Sklavenhandel oder irgend eine Giftbude unter irgend einem honneten Namen, und unterhält alle existirenden Arten von Sklaverei und Prostitution dadurch, daß es ihren Zucker ißt. Herr L. Stein, welcher ein Philosoph ist, sollte daher das Städtezerstören und Luxusverdammen der Egalitärs nicht als einen Wust von Einfällen bekritteln. Diese Einfälle sind die einseitige und daher vollkommen logische Negation einer einseitigen Kultur, und folglich gerade so viel werth, als diese. Ihr einziger Fehler ist, daß sie nicht mehr werth sind, und daß der Elende durch Vernichtung der Kultur nicht gebessert sein würde, was doch die Aufgabe ist. Was kann in dieser Spielhölle, wo ein halbes Glück immer von zehnfachem Ruin lebt, die Sittlichkeit anders sein, als die Achtung vor dem Glücke, ein Fanatismus vereinzelter Pflichten zum Ersatz für menschliche Gesinnung und ein gedankenloses Vergessen des Schiffbruchs rings umher in Familienglück und Familientugend, welche noch die Lichtpunkte in dieser Mordnacht bilden, weil sie der Sympathie für seines Gleichen ein Asyl, wenn auch in idiotischer Naturgebundenheit, aber doch immerhin ein Asyl gewähren?

Die Achtung vor dem Glücke ist auf dem Kontinent durch Rücksichten auf die Persönlichkeit gemäßigt, vielleicht weil eine hervorragende Persönlichkeit hier leichter ihr Glück macht. Der Absolutismus hat das Gute, daß er dem Talente günstig ist, indem er das Verdienst nach der Tauglichkeit der Person für den Dienst des Monarchen bemißt. So stellt sich der hoffnungsvolle Jüngling dicht neben den vollständigsten Erfolg. Wo jeder nur auf seinem Kapital steht, ist das anders. Die Hoffnung zukünftigen Reichthums spielt in der Welt der Geschäfte nur eine traurige Rolle, man bedeutet nicht mehr als man ist, und man ist nicht mehr als man hat. Wenn daher bei uns die Achtung vor dem Glück eine Praxis ist, so ist sie in England ein Fanatismus. Mit einem reichern Mann über die Straße zu gehen,

ist ein Ereigniß, eine Art Ordensverleihung. Auch kann man mit einem Engländer keine zwei Worte sprechen, ohne daß er einem zu verstehen gibt, was für große Bekanntschaften er habe, mit welchem hochstehenden Mann er neulich gesprochen, und bei welchem großen Mann er gestern zu Mittag gespeist. Er schleppt ihre Namen mit sich herum, wie ein Handwerksbursch seine Ausweispapiere, denn, daß er mit ihnen umgeht, macht seinen Charakter aus. Charakter bedeutet nämlich auf Englisch nicht, was der Mensch durch seine Persönlichkeit ist, sondern was die respektabeln Leute von seiner Respektabilität halten. Man ist so gepeinigt von dem Ehrgeiz, einen Höhern über sich zu haben, mit dessen Achtung man Parade machen kann, daß man in jeder Gesellschaft, je höher, desto nöthiger, eines Götzen bedarf, der Einem seine gesellschaftliche Bedeutung zutheilt. Dieser Götze heißt Lion. Jede Kaste, jede Stadt, jede Familie hat ihren Lion, jedes Geschäft, jede Industrie, jede Kunst und jede Wissenschaft in jedem ihrer Zweige; jedes Jahr hat seinen Lion, jedes Jahrzehend, jedes Zeitalter und jedes Land. Der ewige Lion der Londoner großen Welt ist Beau Brummel, ein Mann ohne Geburt, ohne Geld, ohne Geist, aber von unerhörter Frechheit; zeitlicher Lions bringt jedes Jahr einen neuen. Es ließe sich ein interessantes Kapitel über ihren Charakter schreiben, würde aber hier zu weit führen. Ist ein Ball gewesen, so ist die erste Frage nicht, wie haben Sie sich amüsirt? nicht einmal, wer war da? sondern, wer war die Schöne? The Belle of the ball, die Schöne par eminence, denn absolut muß eine die Schönste gewesen sein. Es gibt sogar einen Lion der Balllokale, nämlich Almacks. Das verständigste Mädchen von England — und es gibt viel gesunden Menschenverstand unter den englischen Mädchen, — gäbe ihren ganzen Witz für die Ehre, einmal bei Almack's gewesen zu sein, und man darf in Ernst bezweifeln, ob viele ihre Tugend gegen einen solchen Preis behaupten würden; denn es ist sehr schwer, ein Billet zu bekommen, und es ist höchst fashionable bei Almack's, obgleich noch viel ennüyanter, als fashionable, besonders für Jemand, der nicht aus eigenem Rechte hingeht. Der Lion der Buchhändler ist Murray, der Eisenbahnen Hudson, der Maler Reynolds, der Waisen Newton u. s. w.; der Lion der Lions aber ist immer der König oder die Königin. Wenn den Engländern die königliche Würde nicht eine politische Nothwendigkeit wäre, (eben weil jeder Germane König werden will,) so würde sie eine gesellschaftliche sein, denn man muß doch Einen haben, der aller gesellschaftlichen Gegenseitigkeit enthoben ist, und wo nichts als die reine Auszeichnung übrig bleibt, wenn man ihm vorgestellt wird. Das ist noch höher, als Almack's. — Die abgeschlossene Zurückhaltung, wodurch die Engländer auffällig sind, läßt sich zwar auf die allgemeinern Züge des germanischen Volkscharakters zurückführen, hat aber ohne Zweifel von dieser Manie nach vornehmer Bekanntschaft ihre letzte Politur oder vielmehr Ungeschliffenheit bekommen. Der Mann, dem man im Gastzimmer begegnet, könnte vielleicht nicht respektabel sein, — wofür würden also die Leute einen selbst halten, wenn man sich mit ihm einließe? oder er könnte sehr vornehm sein, — dann will er sich natürlich nicht mit dem ersten besten Reisenden einlassen. Jedenfalls wird man ihm einen höheren Begriff von seiner eignen Vornehmheit einflößen, wenn man seine Existenz ignorirt. Die Geschichte, welche von dem Oxforder Fuchs erzählt wird, der einen ältern Studenten nicht aus dem Wasser zog,

weil er eine solche Familiarität nicht wagen durfte, ohne ihm vorgestellt zu sein, passirt daher unter verschiedenen Formen in England alle Tage. Die Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Meinung geht bis zur Wegwerfung aller persönlichen Würde und artet in die gemeinste Feigheit aus. Man bricht mit seinem besten Freunde, wenn er das Unglück gehabt hat, sich unschuldigerweise zu blamiren, oder wenn ein Lion ihn hat abfallen lassen oder seinen Rock nicht anerkannt hat. Es blieb daher auch dem jungen Herzog, von dessen Rock Beau Brummel verächtlich gesagt hatte: „Sie nennen das Ding einen Rock!“ nichts übrig, als der Tod. — Wenn es dagegen eine Tugend ist, sich gegen Niedere mit Würde und gegen Höhere mit Demuth zu benehmen, oder wie der Ausdruck läuft, seine Stellung zu kennen, (**to know one's position**) so besitzen und schätzen sie die Engländer im höchsten Grade. Auch sind das vielleicht relative Tugenden, wenigstens die besten, deren sich die Achtung vor dem Glücke zu rühmen weiß. Das widerlichste Laster dagegen, welches die Achtung vor dem Glück hervorbringt, ist die Heuchelei, welche das Unglück nothwendig der Schuld, das Glück nothwendig dem Verdienste zuschreibt. Selbst die Quäker, die innerhalb ihrer Sekte eine gewisse Brüderlichkeit eingeführt haben und den bedürftigen „Freund“ unterstützen, ziehen die Hand von ihm ab, wenn er das dritte Mal nicht reüssirt, weil, wie sie sagen: „der Geist nicht mit ihm ist.“ Das Unglück ist bei diesem Volke ein göttliches Brandmal, die Fähigkeit, Geld zusammenzuscharren, eine göttliche Gnadengabe, und alle Eigenschaften, die dazu gehören, höchste Tugenden, sowohl Arbeitsamkeit, Ordnung, Sparsamkeit, nüchterner Verstand, eiserne Ausdauer und Selbstbeherrschung, als Geiz, Feigheit und Kriecherei, abgefeimte Schlauheit, unerbittliche Härte und stumpfsinnige Rohheit. Die ganze Reihe dieser Eigenschaften ist in dem Worte „**prudent**“ zusammengefaßt und ein kluger Mann zu heißen, vielleicht das höchste moralische Lob in dem Munde des Engländers. Die Engländer haben ein eigenes unübersetzbares Wort für diese ihnen eigenthümliche Heuchelei, sie nennen sie **cant**. **Cant** bedeutet nicht irgend eine bewußte falsche Rolle spielen, sondern es ist der Egoismus, welcher die fixe Idee hat, eine hohe Tugend zu sein. Es gilt in England nicht etwa für tugendhaft, wenn Jemand unter dem Schein der Heiligkeit Wittwen und Waisen bestiehlt, Mädchen verführt, oder was für immer Gebote und Gesetze bricht; aber es gilt für wahre Heiligkeit, sich durch äußere Beobachtung aller bestimmten Gebote und Gesetze von allen innern Ansprüchen an seinen Egoismus loszukaufen. Die Gesellschaft ist stillschweigend übereingekommen, die geistigen und sittlichen Interessen in jedem ihrer Gebiete nur als Mittel zum Geldmachen zu honoriren, und umgekehrt die Interessen des materiellen Vortheils als Sache des Gedankens und Gemüths, der Religion und der Sittlichkeit, wie eine falsche Münze auszugeben. Es soll nicht behauptet werden, daß es unter den englischen Bürgern mehr Geiz, Feigheit, Kriecherei, abgefeimte Schlauheit, unerbittliche Härte und stumpfsinnige Rohheit gibt, als unter den andern; aber die englische Gesellschaft kümmert sich in der moralischen Werthbestimmung weniger darum, ob einer dieß oder das Gegentheil ist, wenn er nur reüssirt und besonders keine Störung in die einmal festgesetzten Begriffe von Religion, Politik, Sittlichkeit u. s. w. bringt, welche die Grundlage der Wohlhäbigkeit aller Wohlhäbigen bilden. Alle kleinen Tugenden und kleinen

Laster, welche sich in den geregelten Gang ihrer konventionellen Verhältnisse hineinzuschmiegen wissen, sind daher bei ihr wohlgelitten, aber nicht die großen. Weder Tugend noch Laster, weder Leidenschaft noch Gedanke, was irgendwie in der Disproportion eigner Größe die Cirkel ihrer behaglichen Existenz zu durchbrechen droht, darf sich bei ihr sehen lassen. Die Southey und Wordsworth sind ihre Leute, die Byron und Shelley sind ihre Todfeinde und sie hetzt sie zu Tode. Die wahrhaft großen Männer können sich nur durch irgend eine philisterhafte Seite mit ihr versöhnen, wie z. B. Newton und Locke durch ihre erbärmliche Theologie.

Wie fanatisch bornirt der protestantische Geist ist, zeigt sich erst in solchen Männern. Locke z. B. vertheidigt die götliche Vernunft in Bezug auf die Erbsünde damit, daß Gott, als willkührlicher Schöpfer, gar keine Verpflichtung gehabt habe, den Menschen glücklich sein zu lassen. Das Paradies sei nur eine Gnade gewesen, und die habe er ihm nach der Sünde des Urvaters genommen. Man sieht, daß die Religiosität bestimmter Fakta und die Sittlichkeit bestimmter Pflichten aus allem alles machen kann. Ihr Element ist die Heuchelei, ihre Alternative Sophistik oder Fanatismus. Der Engländer glaubt an Gott, an Jesus Christus, an jeden Buchstaben der Doktrin seiner Sekte; nicht, wie man an das Herz eines Freundes, an die Liebe einer Mutter, an die Zukunft eines Kindes glaubt, sondern wie man glaubt, daß es in China eine Stadt gibt, die Peking heißt. Und zwar aus guten Gründen, die in seiner Auffassung der Sittlichkeit liegen. Die Sittlichkeit ist ihm nicht die Ausbildung des allgemein Menschlichen in ihm, sondern erstens, von seinem katholischen Ursprung her ein bestimmtes, äußeres Gebot, welches befolgt werden muß, weil es da ist, und wofür es keine andere Vernunft gibt, als, daß Gott es gegeben hat*). Zweitens ist sie, als durch seine protestantische Reformation mit dem bürgerlichen Konstitutionalismus inficirt, eine Art Kontrakt mit dem Allmächtigen (**a solemn league and convenant**), wonach ihm derselbe gegen Anerkennung von so und so viel Punkten, als Fakta, und faktischer Beobachtung von so und so viel andern, als Pflichten, einen Wechsel auf die Vergnügungen des künftigen Lebens ausstellt. „Glaube also daran,“ sagt ein berühmter englischer Theolog; „wenn es nicht wahr wäre, so kann dir das Glauben doch in keinem Fall etwas schaden, ist es aber wahr, so hast du den ungeheuersten Vortheil davon.“ Dieses gemeine Argument wird als der eigentliche Trumpf der englischen Theologie in allen dahin gehörigen Büchern ausgespielt. Es gibt einen schönen, aber vollkommenen Begriff von dem Gesichtspunkte, aus welchem der Engländer das innere Leben der freien Ueberzeugungen betrachtet und wie er das Heil der Seele versteht. Ungefähr so, daß er jeden Abend sein Kapitel in der Bibel liest, wobei seine erwachsenen Töchter oft die erbaulichsten Geschichten zu hören bekommen, denn er schenkt ihnen weder Sodom noch Gomorrha und buchstabirt sich durch die langen Genealogien hebräischer Namen mit der salbungsvollsten Andacht durch. Wenn er dazu noch jeden Sonntag zweimal mit seiner ganzen Familie in die Kirche geht, seine Beiträge zu sechs milden Stiftungen bezahlt, den Feiertag durch unsägliche Langeweile heiligt (Tafelfreuden im Innern des Hauses sind jedoch nicht profan, wohl

*) Vide Blackstone Commentaries, vol. 1, introduct. p. 2: And it (law) is that rule of action, which is prescribed by some superior, and which the inferior is bound to obey etc.

aber unterhaltende Bücher,) oder wenn er vielleicht selbst gar eine Kirche baut und eine milde Stiftung gründet, so ist er mit Gott vollständig im Reinen, braucht sich vor der Hölle nicht zu fürchten und verachtet alle Atheisten von Grund seiner Seele. Was den Rest seines Lebens betrifft, so sind das andere Verhältnisse, welche durch andere Kontrakte geregelt werden, und in die er dieselbe Genauigkeit, wie denselben Materialismus hineinlegt. So weit der Buchstabe und die Gewohnheit der Pflicht gehn, kann man sich auf den Engländer verlassen. Wenn man bei ihm etwas kauft, so hat er nicht zwei Preise, er sagt einem sogar, was gute und schlechte Waare ist, und wozu er Einem räth, die ist sicher gut. Dieß ist anders in Frankreich, der Schweiz und dem größten Theil von Deutschland, wo jeder Käufer, besonders der Fremde, als gute Prise angesehen wird. Auch in größern Handelstransaktionen besteht ungefähr dasselbe Verhältniß, obgleich nicht so auffallend. Man kann in Paris mit den bedeutendsten Bankiers und Notaren nicht genug auf seiner Hut sein, in England kaum genug Vertrauen haben. Jedes einigermaßen bekannte Haus ist, im Falle eines Unglücks, mit den bedeutendsten Opfern bei der Hand, um dem Buchstaben seiner Verbindlichkeiten nachzukommen. Vertrauen und Wahrhaftigkeit herrschen in Allem, dem eine ausdrückliche Bedingung oder ein auf Gegenseitigkeit beruhender Usus zu Grunde liegt. Der Eid eines Zeugen entscheidet vor Gericht bis zum Beweise des Gegentheils über Leben und Tod, der Eid des Steuerpflichtigen über die Summe seines Einkommens genügt dem Steuerkommissarius statt aller Untersuchungen, ja! die feierliche Versicherung eines Ministers wird von den Kammern nicht in dem Charakter einer gemeinen Gaunerei betrachtet. Ein Ohm'sches Komplott wäre in England unmöglich — obgleich man vielleicht dem übrigen Europa Unrecht thäte, es in irgend einem andern Lande für möglich zu halten, als da, wo es wirklich vorgekommen ist. Die Wahrhaftigkeit erstreckt sich bei den Engländern sogar auf die gesellschaftlichen Formen; man läßt sich gegen den Besuch nicht verläugnen, man ist einfach beschäftigt. „Lügner“ ist das beleidigendste Schimpfwort. Nicht, daß es nicht in gewissen Fällen erlaubt wäre, dem andern eine falsche Meinung beizubringen, wenn es durch einen Blick, ein Stillschweigen, eine Art nnd Weise des Benehmens geschehen kann; das nennt man die Wahrheit verschweigen, und die Wahrheit verschweigen ist erlaubt, nur gegen das Die-Falschheit-Sagen richtet sich die moralische Indignation.

Beständе die Sittlichkeit in der pünktlichen Ausführung vereinzelter Vorschriften, so ließe sich gegen diese Auffassung, welche den Geist als ein Uhrwerk und seine Tugend als ein Richtiggehen betrachtet, nichts einwenden. Da sie aber etwas Innerliches ist, welches in jedem Augenblick die selbstständige Entscheidung über das Einzelne von einem allgemeinen Standpunkt aus erfordert, so kann keine einzelne Vorschrift irgend eines Moralkodex Anspruch auf absolute Gültigkeit haben, und es kann unter Umständen unsittlich sein, nicht zu lügen, nicht zu tödten, nicht zu stehlen, nicht ehezubrechen u. s. w. Die Autoritäten, welche doch Niemand für unsittlich halten darf, wenn er es auch wollte, nennen das Diplomatie, rettende That, Konfiskation, Ehescheidung u. s. w. Die Nothwendigkeit, das vereinzelte Gebot dem sittlichen Geiste zu opfern, macht sich täglich in allen Verhältnissen geltend, nur immer unter einem falschen Namen, als Sophismus, weil es diesem

Weltalter einmal unmöglich ist, sich über die Atomistik zu erheben; besonders aber dem Engländer. Er klammert sich an das Vereinzelte, geistig ebensowohl als sittlich. Daher die vielen Sekten. Nicht nur in der Religion, sondern auch in der Wissenschaft, in der Sittlichkeit wie in der Sitte nimmt jede Ueberzeugung den Charakter fanatischer Verstocktheit an. Der Eine hofft auf das Millennium, der Andere auf die zweite Erscheinung Jesu Christi. Eine Sekte verflucht die Malerei, die andere die Musik, eine dritte hält es für sündlich, den Hut abzunehmen. Viele erwarten das Heil der Welt von den Mäßigkeitsvereinen und viele nur von der Phrenologie. Es gibt Leute, welche lieber stürben, als zum Essen nicht in einer weißen Binde erschienen. Fisch muß mit andern Instrumenten gegessen werden, als Fleisch, und es ist empörend, einen Menschen zu sehen, der zu seinem Schweinebraten keinen Senf ißt. Jede Marotte hat ihre entgegengesetzte, mit der sie im erbitterten Kampfe liegt. Man hält die Engländer dieser Vornirtheit wegen für originell, während sie doch grade die geistig abhängigsten Menschen sind. Dieß ist eine Verwechslung der Originalität mit dem Charakter. Charakter haben die Engländer. Jeder hat von Jugend auf nur einen Lebensweg, nur eine Idee vorgezeichnet, von der ihm abzuweichen unmöglich ist. In dieser einfachen Einheit des Lebenszwecks (die einzige Art zu sein, welche dem germanischen Wesen natürlich entspricht,) liegt die welterobernde Kraft von England. Wie eine Naturkraft drängt hier der Einzelne, dort eine Partei, endlich das ganze Volk, einem Ziele zu, und hat keine Wahl, als es zu erreichen oder zusammenzubrechen. Wenn man daher im Vergleich zu dem vollendeten Wesen der Menschennatur die Einseitigkeit der germanischen als schlecht erkennen muß, so muß man dagegen die Vollendung des Anglo-Germanen in der ihm eigenthümlichen Natur auf's Höchste bewundern. Er ist in Allem groß und gut, was einseitig und individualistisch ist, so weit man in dem Einseitigen und Individualistischen groß und gut sein kann, weil er in diesem sich selbst durchaus treu ist. In allen Verhältnissen, wo er aus sich herauszutreten gezwungen ist, ist er falsch, in allem, wo er bei sich selber bleibt, unmittelbar; ein Gemisch von Verkünstelung und Naivetät, von Materialismus und Poesie, welches die Verzweiflung seiner Erklärer macht. Alles was an Poesie und Liebe in ihm ist, schüttet er in den Busen dessen aus, was er Sein nennen kann. In Umkehrung des antiken Geistes ist alles Oeffentliche bei ihm unschön, aber in der Einrichtung seines Hauses, seines Parks, seiner ganzen innern Umgebung, übertrifft er alle Völker der Gegenwart und Vergangenheit an solidem und großartigem Geschmack. So weit seine Kinder sich noch nicht mündig von ihm losgemacht haben, so weit seine Diener ihm gehören, so weit seine Bekannten seine Klasse sind, gibt es keinen liebevollern, humanern, geselligeren und glücklicheren Menschen. Was ein geistreicher Schriftsteller von seinem Patriotismus sagt, charakterisirt ihn ganz und gar, nämlich: „Der Franzose ist stolz, daß er einem so großen Lande angehört, der Engländer, daß ein so großes Land ihm angehört." Indem so der Egoismus seine Kreise erweitert, von sich selbst zu den Seinigen, von den Seinigen zu seiner Klasse, von seiner Klasse zu seinem Vaterlande fortgeht, kommt er zuletzt auf natürlichem Wege bei seiner Gattung an. Die Richtung des englischen Geistes auf die Menschenliebe ist keiner welterlösenden Doktrin entsprungen, sondern hat sich in der erwähnten Weise

langsam aus der erweiterten Bildung seiner eigensten Natur ergeben. Ihre Spuren lassen sich weit zurück verfolgen. Die Sympathie mit der Armuth und dem Unglück ging, dem englischen Charakter gemäß, zunächst von dem religiösen Bewußtsein, dem göttlichen Gebote aus. In dem Methodismus wurde dem Armen eine Religion gegeben, deren einfachere, rohere und demüthigere Form den himmlischen Trost seiner Wirklichkeit näher brachte, als der vornehme Pomp des anglikanischen Ritus. Dasselbe Werk verfolgten die Bibel- und Missionsgesellschaften. Die Liebe machte sich in fanatischer, wenn man will stupider, Weise geltend, aber so wenig wahrhaft Beglückendes sie zu bieten hatte, ihre Versprechungen kamen aus gutem Herzen und wurden mit verschwenderischer Freigebigkeit dem ganzen menschlichen Geschlecht angeboten. Eine solche theoretische Thätigkeit für das Heil aller Menschen konnte jedoch in England nicht ohne praktische Nacheiferung bleiben. Der Gedanke, dem menschlichen Elend zu steuern und der menschlichen Würde aufzuhelfen, in englischer Weise unfähig auf den Grund des Elends und der Entwürdigung selbst einzugehn, warf sich von nun an auf vereinzelte Erscheinungen. Howard widmete Vermögen und Leben dem praktischen Studium des Looses der Gefangenen, um es zu bessern; eine Conception, die bei dem damaligen ekelhaften und gefährlichen Zustand der Gefängnisse zu den erhabensten der Geschichte gehört. Sein Buch hatte eine unmittelbare Reformation der Gefängnißverwaltung in England und eine allmählige in der ganzen Welt zur Folge. Er ist der erste Prophet einer praktischen Religion, die in England immer mehr Anhänger gewinnt und den Lebenspunkt der Humanität trifft, wonach auch der Verbrecher und der Irrsinnige nicht von der Menschheit ausgeschlossen, sondern in ihrer moralischen Hilflosigkeit, wie die Kinder, zu doppelter Sympathie berechtigt sind. Man behandelt in den englischen Irrenhäusern die Irren nicht mehr wie wilde Thiere, und hat die Entdeckung gemacht, daß die Zwangsjacke, die den vernünftigsten Menschen rasend machen muß, in jedem Fall überflüssig, sich in den meisten Fällen dadurch ersetzen läßt, daß man sich gegen die Ideen und Forderungen des Kranken nachsichtig und theilnehmend zeigt. In demselben Geiste griffen Wilberforce und Clarke den Sklavenhandel an, Mrs. Fry die weibliche Erniedrigung, Father Matthew die Trunkenheit, Lord Ashley die Armuth. Man kann der englischen Bourgeoisie nicht den Vorwurf machen, welchen die französische, die elendeste von allen, verdient, daß sie sich dem Unglück und der Armuth mit herzlosem Hohn gegenüberstelle. Im Gegentheil, wo sich irgendwo ein Elend oder ein Uebel blicken läßt, da schießen unendliche Vereine, Komité's und Kommissionen hervor, da werden Untersuchungen angestellt, Vorschläge gemacht, Pamphlets gedruckt, Sammlungen veranstaltet, Petitionen an's Parlament gerichtet und nach Möglichkeit gehandelt und geholfen; kurz, man greift die sociale Krankheit auf allen Punkten zugleich in allen ihren Erscheinungen an. Das größte Verdienst dieser Bemühungen ist vielleicht, daß sie die Statistik der bürgerlichen Civilisation aufdecken und Jeden in Stand setzen, den Gewinnst und Verlust derselben für die menschliche Gesittung und Bildung selbst abzuwägen. Ob sie ein anderes direktes Resultat haben werden, ist zu bezweifeln. Die Tragödie der Geschichte wiederholt sich immer wieder; es ist nicht die Schuld des Einzelnen, daß er nur eine Organisation hat, und daß diese eine nur

einer Art und Weise der Existenz genügt. Ich zweifle, ob die germanisch-individualistische Organisation eines zweiten Lebens in Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe fähig ist. Die Germanen zweifeln selbst daran, und da sie sich selbst nicht aufgeben wollen, so geben sie die Humanität auf und erklären dieselbe für eine Utopie. Wer den Aegyptern vor dreitausend Jahren gesagt hätte, sie müßten untergehn, weil das Kastenwesen das Wesen der Menschlichkeit nicht erfülle, und der Zeitungsschreiber Thiers werde einst der Oberpriester einer Civilisation der Anarchie sein! Dennoch wollen gewisse Philosophen die Völker ewig sein lassen, während sie doch alle, wie sie da sind, ihren Anfang gehabt haben an dem Grabhügel ihrer Vorgänger. Der Kontinent von Europa trägt alle Spuren des nahen Todes auf der Stirne; der Gedanke der neuen Weltordnung hat in diesen Völkern keine Kraft, als sie zu zersetzen; in der Wuth des Kampfes zerstört die alte Weltordnung selbst die Begriffe von Recht und Unrecht, auf denen allein sie ruht; die Autorität selbst wirft ihre heiligen Gesetze, ja die ersten Principien derselben täglich wieder um; die Unsittlichkeit ist noch in viel tieferm Sinne, als unter der Julidynastie das Princip der Regierungen. Sie muß sie nothwendig stürzen, aber nicht ohne vorher die letzte Lebenskraft der Völker vergiftet zu haben. Es ist ein falscher Trost, daß die Ideen nicht zu unterdrücken sind, wenn man auch alle ihre Aeußerungen unterdrücke. Die unterdrückten Ideen zerstören den Charakter des Menschen, wie die unterdrückte Bewegung den Körper zerstört. Wo die Presse geknebelt ist, da gewinnt das Wort die Bedeutung der That, das kühne Bekritteln von Allem und Jedem wird zum krankhaften Dünkel und macht unfähig zum kühnen Handeln. Wir sind nur noch der Dünger für die Blüthe eines andern Geschlechtes. —

Nur England erscheint von dieser innerlichen Verzehrung noch frei, — es bietet gränzenloses Elend, aber noch keine Spur der Auflösung. Bis jetzt ist die Klasse der Gegenwart von der der Zukunft noch nicht so geschieden, um sich gegenseitig in ihrer Entwicklung zu paralysiren. Der Arbeiterstand hat allerdings erkannt, daß er trotz der aufrichtigsten Bemühungen der Bourgeoisie sein Heil nur von sich selbst erwarten dürfe, und „seine eignen Interessen in seine eigene Hand genommen". Aber die englischen Arbeiterverbindungen unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen des Kontinents, daß die herrschende Klasse sich stark genug fühlt, ihnen gegenüber nicht ihrem eignen Lebensprincip der freien Konkurrenz und der freien Association untreu zu werden. Sie bestehen nicht als heimliche Verschwörungen, sondern als gesetzliche Institutionen freier Männer, und bilden — ohne hier weiter auf ihre innere Einrichtung einzugehen — eine Schule des Gemeingeistes, der Disciplin und der praktischen Versuche zur Realisirung eines andern Lebensprincips. „Man nehme an," ruft Leon Faucher ahnungsvoll aus, „daß sich die verschiedenen Unionen mit einander verständigten und einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt bildeten; dann hätte die industrielle Demokratie ihre Regierung, die eine wirkliche Macht wäre. A b e r a l s d a n n h ö r t e a u c h E n g l a n d a u f, E n g l a n d z u s e i n." — Es ist gar nicht abzusehn, wie eine schon so vollständige Organisation, welche sowohl auf gleichen Bedürfnissen, als auf gegenseitiger Nachahmung beruht, es soll vermeiden können, bei erster Gelegenheit, wo ein gemeinsames Interesse sie dem bürgerlichen gegenüber stellt, diese gefürchtete Einheit zu realisiren. Die trades-unions

sind seit mehr als einem halben Jahrhundert in beständigem Wachsthum begriffen, und, abgesehen von dem allgemeinen Grundsatz, daß es in der Natur jeder Kraft liegt, weiter zu wachsen, bis sie ihre Tendenz erfüllt hat, der zähe Ernst des englischen Charakters, der sich nie ohne ein Resultat begnügt, bürgt dafür, daß die Welt auch hier eines zu sehen bekommen wird. Ob dann die Absorbirung des Pöbels in der allmähligen Weise der bisherigen englischen Reformen vor sich gehen wird, oder ob der Kern des englischen Wesens wirklich so sehr im Bürgerthum liegt, daß es zwar den Adel überwinden konnte, das Proletariat aber nur grade Kraft genug hat, den Volkskörper zu zersetzen — in jedem Falle wird England nicht untergehen, ohne dem menschlichen Geschlecht einen reichen Schatz von praktischen Erfahrungen und gesellschaftlichen Gewohnheiten für jene höchste Epoche seiner Geschichte zu hinterlassen, wo die Freiheit des Individuums in der allgemeinen Vernunft, und die allgemeine Vernunft in der Freiheit des Individuums ihre endliche Erfüllung findet.

Das erste Auftreten des Socialismus in der Malerei *).

Von Gottfried Kinkel.

Durchwandert man in diesem Jahre die weiten Säle und die engen Cabinete der Kunstausstellung auf dem Gürzenich, so wird man beim Eintritt durch die Menge des Ausgestellten überrascht, aber eben so gewiß beim Ausgange durch den Mangel an Werken ersten Ranges enttäuscht sein. Die Kunst hat durch die politischen Stürme einen bedeutenden Leck erhalten. Ich schweige von der höchst unangenehmen Vermischung der allerverschiedensten Schulüberlieferung, die unsere Kunstperiode des Augenblicks recht schmerzlich als einen technischen Eclecticismus erscheinen läßt: ich schweige von der Herkömmlichkeit und Wiederholung gewisser überlieferter Motive, und vor Allem gewisser Stimmungen in der Landschaft, so wie endlich von der auch im laufenden Jahr wiederum sehr spürbaren Kraft- und Leidenschaftslosigkeit der Geschichtsbilder. Alle

*) Diesen Aufsatz hatte der Verfasser zur größeren Hälfte noch in der Freiheit vollendet. Den Schluß schrieb er in den Casematten von Rastatt. Da er ihn aber zur pflichtmäßigen Censur der vorgesetzten Militärbehörde übergab, ist er verloren gegangen. Nur durch ein doppelt wohlwollendes Geschick gelang es, ihn wieder zu gewinnen und zum zweiten Mal niedergeschrieben, dem Ganzen anzufügen. Dieser Umstand mag daher entschuldigen, wenn im Einzelnen Irrthümer und Detailmängel möglich sind, für welche der Eingekerkerte nicht verantwortlich ist. Jedenfalls wird die Gesammtbetrachtung der modernen Kunst von einem neuen kulturhistorischen Standpunkt, wie der Aufsatz sie versucht, dieselben ebenso leicht vergessen lassen, als das Schicksal des Verfassers und die Theilnahme daran durch sie eine neue Weihe empfängt.

Die Redaktion.

diese Erscheinungen erklären sich ja so leicht aus den Zeitumständen. Der Künstler wird immer in dem Maße, als er in seinem Fache bedeutend ist, auch als Mensch eine großartige und edle Anlage besitzen: er wird also aus voller und tiefer Seele heraus das Leiden und den Kampf dieser Zeit mitempfinden, und wo möglich auch handelnd mit durchführen, wie dies im höchsten Grade in Wien die Künstler der akademischen Legion darstellen. Schon äußerlich fehlt die volle Muße und Ruhe für die künstlerische Schöpfung, noch mehr aber fehlt sie auf dem tiefen Grunde der Künstlerseele. Man findet nicht die Sammlung, der Natur und dem menschlichen Gemüthe neue, noch nie erhörte Töne abzulauschen, und selbst für das historische Bild ist zwar die Leidenschaft, allein gewiß nicht die Fähigkeit vorhanden, in der Leidenschaft wieder die zur Darstellung eines jeden überwältigenden Stoffes unentbehrliche ästhetische Ruhe zu gewinnen. Erst wenn im Siege der Republik die lichten Gedanken unserer Zeit den Harnisch des Kampfes abgelegt haben, erst wenn durch diesen großen Sieg die Menschheit wieder in unverhüllter Schönheit, in nicht mehr verstimmter Reinheit ihres Gemüthslebens glänzend vor uns stehen wird, erst dann werden die von Grund aus neuen Anschauungen uns aufgehen, ohne welche auch keine von Grund aus neue Kunst denkbar ist.

Auffallender war uns der Mangel an gediegenen socialistischen Bildern. Auf diesem Gebiete hatte die Kunst während der letzten Jahre wirklich Lorbeeren gepflückt. Claudius Jacquaint, „der Maler des Elends“, hatte mit seiner Zigeunerfamilie vor Gericht in München gerechtes Aufsehen erregt. Die furchtbare Anklage, welche Karl Hübner in Düsseldorf mit seinen schlesischen Webern, seinem Jagd- und Forstrecht, seinen Auswanderern gegen die bestehende Gesetzgebung und Staatseinrichtung schleuderte, haben tief im Herzen des Volkes gezündet. Selbst die mehr aus Reflexion, weniger aus der Leidenschaft heraus gemalten Proletarierbilder Kleinenbroichs und der sanftere, durch einen Rosenschein der Hoffnung mild beleuchtete Familienschmerz Meyers von Bremen, lockten auf allen Ausstellungen die ernsteren Beschauer unwiderstehlich an. Statt der nichtssagenden lächelnden oder auch sentimentalen Genrebilder, die bis dahin die Salons gefüllt haben, trat auch wieder die tiefere Poesie des Schmerzes in ihr Recht: die Kunst wurde die beredte Fürsprecherin der Armuth und somit des Socialismus.

Und dieses Alles auf der jetzigen Ausstellung verschwunden, verschwunden bis auf einige Kleinigkeiten, Nachahmungen, Wiederholungen — verschwunden in einem Augenblick, als die Weissagung zur Thatsache wird, als die sociale Frage, einst Geheimlehre verbotener Verbindungen und muthiger Herzen, zu einem Evangelium wird, das alle Welt mit lautem Posaunenschall durchfährt. Jacquaint liefert uns doch noch eine kleine grauenvolle Episode aus dem Kampfe der ästhetischen und idealistischen Republik mit dem Arbeiterstaate: allein Hübner kehrt mitten im Sturm und Drang der Zeit zu den idyllischen Friedensbildern zurück, mit denen er einst seine Künstlerlaufbahn begann. Es ist, als hätte die Kunst ihre Aufgabe vollendet, indem sie den Gedanken bis hart an die Schwelle geleitete, über welche er jetzt in die Wirklichkeit hineinschreitet.

Ich glaube eine ähnliche Erscheinung an demjenigen Wendepunkt der Kunst wiederzufinden, bei welchem zum ersten Male der Socialismus in sie eintrat.

Man dürfte zwar sagen, daß die Kunst stets einen socialistischen Charakter an sich getragen hat. Mag sie so stark als sie will dem Ideale zustreben, in ihren Erscheinungsformen wird sie sich unausweichlich an das wirkliche Leben und somit auch an seine gesellschaftliche Erscheinungsform halten. Socialistisch sind, wenn man so will, schon jene Wandmalereien in den Gräbern des Königsthales unfern des ägyptischen Thebens, wo die Verstorbenen in ihrer Lebensthätigkeit und Handthierung abgebildet erscheinen. Aehnliche Handwerkerbildchen finden sich bekanntlich in Pompeji. Allein nicht Alles und Jedes, was in die genremäßige Darstellung schlägt, also das Leben irgend eines Standes vorstellt, ist darum schon ein socialistisches Kunstwerk. Ist doch überhaupt im klassischen Alterthum der Socialismus so gut wie gar nicht vorhanden; die Kämpfe, welche sich im spätern Römerthum, welche schon früher in Athen um das Bürgerrecht sich erhoben, waren politischer Natur, gingen aber durchaus nicht von dem leitenden Grundgedanken des Socialismus aus. Dieser Grundgedanke ist, die Erringung des Lebens, der Freiheit, der Bildung für Alle: das Alterthum aber hat nie an das Anrecht der Barbaren, der Sklaven und selbst der Frauen auf Freiheit und Lebensglück gedacht. Die Demokratie des Alterthums, auch in ihrer reinsten, atheniensischen Form beabsichtigte und verwirklichte nur die Grundrechte eines Achtels der im Staate lebenden Menschen. Erst das Christenthum, indem es den Begriff der Raffenverschiedenheit vertilgte und die unbedingte Natur- und Geburtsgleichheit aller Söhne des einen Menschenstammes verkündigte, hat die Grundlage des Socialismus zuerst in das Herz und dann in den Geist der Menschheit gelegt. Die sociale Demokratie ist jetzt bestimmt, dem Christenthum das zu werden, was dies dem Judenthum gewesen ist: die Sprengung des Dogmas zu Gunsten der That, der Uebergang des Jenseits in die lebenskräftige Durchdringung der Wirklichkeit, die Vernichtung des Priesterthums und des religiösen Staates zu Gunsten der ungehemmten und allgemeinen Verbreitung des Gedankens über das ganze Menschengeschlecht. Das Judenthum, in der engsten Hülle der Form, eroberte ein Land; das Christenthum, in Dogma und Priesterverfassung schon weitherziger, zwei Welttheile: der höchsten Erfüllung beider, der socialen Demokratie, gehört der Erdkreis.

Unter dem Socialismus in der Kunst verstehen wir das bewußte, klar hingestellte Abbild eines Klassenkampfes, in welchem nicht bloß harmlos und genremäßig zufällig, sondern in klarem, vom Künstler gewußten Gegensatz ein unterdrückter Theil der Menschheit gegenüber dem Bevorzugten, oder doch mit Beziehung auf diesen, dargestellt wird. Und da nun mit der Frage nach der politischen Unterdrückung nothwendig die Frage nach Vertheilung der irdischen Lebensgüter zusammenhängt, so wird das socialistische Bild vorherrschend den Charakter tragen, daß es den Gegensatz von Reichthum und Armuth schildert. Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich hier nicht sofort an Hogarth erinnere. Hat er doch die Ständesatire auf ihren Höhepunkt gesteigert! Seine Branntwein-

schenke ist die gräßlichste Darlegung des rohen Genusses, zu dem die arbeitende Klasse zumeist in großen Städten hinabsinkt; seine Heirath nach der Mode zeigt kaum minder gräulich den sittlichen Verfall im Leben der höhern Stände. Allein Socialist ist Hogarth keineswegs, er ist bloß Moralist. Der Moralist macht das Individuum für seine eigenen Sünden verantwortlich, der Socialist weiß, daß die Eiterbeulen der Armuth von einem fremden Schwerte geschlagen sind. Am deutlichsten wird das, wenn wir z. B. die erschütternde Wirklichkeit jener Reihe von Blättern betrachten, auf denen Hogarth das „Leben einer Dirne“ geschildert hat. Hier ist es nicht das hungerbleiche, von Entbehrung schlanke Fabrikmädchen, das aus Noth einem vornehmen Wüstling sich verkauft, weil eine Handelsstockung ihm das nährende Spulrad stillgestellt hat: hier ist vielmehr eine blühende, feiste Landdirne, welche bloß von ihrer eigenen Dummheit und Lüsternheit (beides ist bei Weibern meist verbunden) dem sittlichen Verderben in die Arme geschleudert wird. Und wirklich konnte Hogarth zu einem höhern, liebevollern Standpunkte der Menschenbetrachtung sich nicht erheben, denn sein ganzes achtzehntes Jahrhundert hatte sich in eigennützige Prosa verrannt, hatte alle Religion und Philosophie in Moral aufgelöst. Die niedern Stände wurden theils in Geßners heuchlerischem Idyllenstyl als die in Unschuld Glücklichen geschildert, theils in den Dienstbotenrollen der Komödie mit ihrer Dummheit und plumpen Sinnlichkeit als Lachstoff für die schöne Welt vernutzt. Erst die französische Revolution, in welcher der Proletarier seine Riesenkraft durch den Umsturz der Bastillen und den Aufbau der Schaffotte bewies, wandte ihm auch wieder Achtung zu, und erweckte von neuem eine socialistische Weltanschauung.

Das achtzehnte Jahrhundert erscheint uns in dieser Hinsicht fast als Rückschritt, denn im siebzehnten fehlt es an Spuren socialer Empfindung bei den Malern keineswegs.

Um gleich durch ein allgemein bekanntes Beispiel dies zu erläutern, führen wir die Gesellschaftsstücke des trefflichen Wouvermann an. Anmuthige Frauen auf hübschen Jagdzeltern, stattliche Ritter auf starkknochigen friesischen Kleppern, eine Meute der verschiedensten Hunderassen, ein reiches Gefolge von Pagen, Falkonieren, Jägern und Treibern — das alles versetzt uns in die ganze glänzende Ueppigkeit feudalen Reichthums. Da sehen wir denn an die schöne Dame ein armes bettelndes Weib, ein Kind auf den Rücken gebündelt, mühsam in unterwürfiger Demuth heranschleichen! So lang das Elend nur noch betteln kommt, läßt sich ihm allenfalls noch helfen! Der brave Maler versäumt es nicht, seiner hübschen Dame auch noch den Reiz der Wohlthätigkeit zu leihen. Uebler wird es denn schon bei den wüsten Soldatenbildern aus dem dreißigjährigen Kriege, die wir von der Hand desselben Meisters, wie auch von manchen andern Schlachtenmalern in bedeutender Anzahl besitzen. Die schreckliche Zeit, in welcher der eine Stand der Lanzknechte, der letzte Rest der adlichen Klopffechter des Mittelalters, systematisch die arbeitenden Klassen aussaugte und vernichtete, wird uns hier mit fürchterlicher Wahrheit geschildert. Wir übergehen diese widerwärtigen Scenen, da schon vor 200 Jahren die gewandte Feder des Simplicissimus ihnen Worte geliehen hat. Der

Klassenkampf erscheint hier in seiner ganzen thatkräftigen, aber darum auch doppelt grausamen Hoheit: als ein äußerstes Zeichen der Verwilderung führe ich den einen Zug aus einem in den kaiserlichen Sammlungen zu Wien befindlichen Gemälde an: nachdem alles menschliche Leben gemordet, verwüstet, geschändet ist, legt zu guter Letzt noch ein Musketier seine Flinte an, um die auf einen Baum geflüchtete Hauskatze zu erlegen.

Von dem Lothringer Callot ist bekannt, daß er grade auf Darstellung solcher Gräuelscenen, die das Elend des langen Völkerkriegs recht handgreiflich zeigten, eine Hauptstärke seines charaktervollen Pinsels verwendete. Callots Bilder sind in Deutschland selten: das einzige, das ich kenne, ein kleines Oelbildchen in der Dresdner Gallerie, enthält allerdings in zahlreichen Gruppen ganz kleiner Figürchen von widriger Kriegsrohheit übergenug. Gegen die Gräuelscene heben sich denn gar anmuthig wiederum jene Bilder der holländischen Cabinetmaler ab, die man in neuerer Zeit mit einer geistreich feinen Bezeichnung novellistische Genrebilder nennt. In ihnen zeichnen sich die kriegerischen Zeitläufte, in welchen die Maler lebten, bloß als interessanter Hintergrund. Wenn z. B. eine schöne Terbourg'sche Atlasdame von einem Trompeter einen Brief überbracht bekommt, so sehen wir auch hier freilich eine Erinnerung daran, daß der Kriegerstand der am meisten begünstigte in jener Zeit ist, und daß der kühne schwedische Hauptmann da draußen nicht bloß westphälische Städtchen, sondern auch allerliebste niederländische Frauenherzen zu erobern versteht. Allein in dem zierlich austapezierten Boudoir unserer Dame denken wir nicht viel mehr an den Klassenkampf und an den armen, geschundenen Bauer, der von diesem Herrenleben die Zeche bezahlen muß, und wenn nun gar der Krieg zu Ende ist, wenn der begüterte Holländer, der in ihm seine Unabhängigkeit als wackerer Geuse sich erkämpft hat, nun im Schoße seiner Familie friedlichen Lebensgenusses pflegt, dann entsteht jenes liebenswürdige bürgerliche Genre, welches grade von diesen holländischen Meistern in ewig unübertrefflicher Weise ausgeführt worden ist.

Im Allgemeinen fehlt diese Gattung der italienischen Malerei, wie denn diese überhaupt das genremäßige Element nie zu einer sehr bedeutenden Höhe ausgebildet hat. Es sind in diesem Lande theils die einheimischen heidnisch-mythologischen Ueberlieferungen, theils die neue Mythen- und Legendenwelt der Kirche stets mit Vorliebe von den Künstlern gepflegt worden: außerdem aber bot die in diesem Lande von Allen gewußte Geschichte des klassischen Alterthums, nicht minder auch die an herrlichen Einzelthaten reiche Geschichte des neuern Italiens dem Maler einen unerschöpflichen Stoff. Gleichwohl treten auch hier einzelne Erscheinungen auf, in denen der schroffe, in das warme Leben der Menschheit tief einschneidende Gegensatz der Glücklichen und der Elenden herb genug zu Tag tritt. Wer ist nicht vor den wetterharten, finstern und doch so männlichen Banditengestalten, mit denen Salvator Rosa seine düstern Felsschlünde staffirt, von dem Gedanken erschüttert worden, daß diese Männer nicht aus Neigung, sondern als Opfer der socialen Verhältnisse, als Kinder verunglückter Revolutionen gegen die spanische und päpstliche Gewaltherrschaft über Italien in ihr erschreckliches Loos hineingeworfen sind. In diesen Tafeln führt Rosa vor der Nemesis der Ge-

schichte die Anklage gegen die bürgerlichen Verhältnisse seiner Zeit, die ihn selbst unter die rothe Fahne des Masaniello und, wenn die Ueberlieferung nicht lügt, in die Abruzzen unter die Banditen getrieben hat. Der Italiener bleibt freilich immer ein halbes Kind und weiß sich die Zeitfragen, wenn sie ihm lästig werden, in gefälligster Weise wegzuscherzen. Ich finde, daß die Spanier durch den dunklen, fast heiligen Ernst ihres Gemüthes und ihrer Malerei von selbst dahin getrieben wurden, das Elend ihres Volkes zu verewigen, welches grade zu der Zeit auf das Erschreckendste fortschritt, als unter Philipp IV. ihre Malerei auf die höchste Stufe sich schwang. Man hat in diesem Lande immer den Glanz geliebt, und selbst in den spanischen Heiligenbildern zeigt sich die Freude am lichten Schimmer. Grade dies muß man im Auge behalten, und dann im Gegensatze dazu jene zerlumpten Bettelbuben betrachten, deren Berühmtheit sich vorzüglich an Murillos Namen knüpft, obwohl auch andre Spanier dergleichen gemalt haben. Hier haben wir denn den Kampf der Klassen selbst nicht mehr, sondern bloß seine jammervollen Resultate: aber Murillos gewaltiger Künstlergeist bewährt sich in dem Stoffe des Lumpenproletariats grade aufs herrlichste, welcher jedes geringere Talent nothwendig in das Widerwärtige des Menschen und seiner ästhetischen Theilnahme nicht mehr Würdige hinabgezogen hätte. Murillo rettet seinen Burschen den warmen, und selbst den heitern Antheil des Beschauenden, indem er ihnen einen Vorzug läßt, den grade der Aermste vor dem Reichen voraus hat, nämlich die volle ungetrübte Freude an dem Genusse des Augenblicks. Mit welchem schwelgenden Entzücken verspeisen diese körperlich, Dank den vielen Klöstern im Lande, ganz wohlhäbigen Burschen ihre Melonen, Trauben und all' die andern herrlichen Obstarten, die unter Spaniens heißer Sonne reifen! Mit welcher innigen Lust zählt auf dem köstlichen Bilde in Dresden die ältere Schwester, die aus dem Verkauf ihrer Früchte erlösten Kupferstücke in die Hand des kleinen Bruders! Und wie angenehm ist es nicht gar gegraut zu werden, wenn auch die Absicht, in der es geschieht, wie auf jenem andern Murilloschen Bilde, nicht die allersauberste wäre. Ja, wir können hier sogar ein Bild anführen, welches noch etwas absichtlicher, und wenn man will, ironischer die letzten Consequenzen des mit der Vermischung des einen Theils geendeten Klassenkampfes darstellt. Ich meine den kostbaren Murillo der Mainzer Gallerie, dessen ich hier doppelt gerne gedenke, weil ich ihn noch in keinem der vielen Kunsthandbücher erwähnt gefunden habe. Wenn bei der unsinnigen Verdrehung aller Eigenthumsverhältnisse die besitzlos gewordene Klasse aus dem Gebiete menschlicher Existenz einmal herausgedrängt worden ist, so wird sie zuletzt, um in der Schulsprache zu reden, gegen das Eigenthum selbst revolutionär, oder wie unsere Polizeimänner es zu bezeichnen lieben: sie nimmt, wo sie etwas findet. Da haben wir nun solch einen wetterbraunen Bettelbuben, einen wahren Schwernöther von Gewandtheit und körperlicher Kraft, der unter bessern Verhältnissen ein prächtiger Hauptmann geworden wäre: jetzt aber muß sich sein Heldenmuth darauf beschränken, daß er mit einem wahrhaft kühnen Griff ein Paar Enten abfängt. Die eine hat er bei den Füßen, die andre beim Halse gepackt, und beide beklagen vergeblich mit lautem Geschrei den Eingriff in das Eigenthum und das schleunig vollzogene Kriegsgericht,

das durch keinen Belagerungszustand und kein vorher verlesenes Tumultgesetz gerechtfertigt ist.

Und so sehen wir denn den Socialismus schon auf dem früheren Höhepunkt der Kunst viel mehr verbreitet, als die flüchtige Betrachtung der bisherigen Kunstgeschichte es sich träumen ließ. Sollte er nun in der ersten Glanzzeit der modernen Kunst, welche so ziemlich bei allen europäischen Kunstvölkern in die erste Hälfte des Reformationsjahrhunderts fällt, gänzlich vermißt werden? Wie furchtbar waren nicht grade in diesem Zeitpunkte die socialistischen Revolutionen! Wie tobte durch halb Deutschland der Bauernkrieg! Wie kraftvoll wog in den Handwerkern der norddeutschen Städte der zornige Wille einer demokratischen Gemeindereform — ein Wille, der auch wirklich in Lübeck und in wilderer Weise bei den münsterschen Wiedertäuferunruhen zum Ausbruch gekommen ist, und der in der Schweiz, wo ihm statt der politischen Gleichgültigkeit des Lutherthums der grundsätzlich demokratische, ja republikanische Calvinismus Unterstützung lieh, wirklich zum Siege durchdrang, und der Schweiz ihr unvergängliches Bürgerglück versichert. Sollten diese mächtigen Bewegungen, welche schon damals den ganzen gesellschaftlichen Zustand des Mittelalters vorübergehend in Frage stellten, nicht auch in den bildenden Künsten zum Abdrucke gekommen sein? Gewiß sind sie es. In den nordischen Kunstgebieten, wo der Gegensatz von Reich und Arm am frühesten schneidend empfunden worden ist, nämlich in Deutschland, in den Niederlanden, in England können wir dies an beglaubigten Kunstwerken nachweisen, welche sich vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis gegen dessen Mitte hinziehen. Fangen wir mit einem deutschen Künstler unsere Betrachtung an, der mit vollem Recht unter die ersten des Vaterlandes gezählt wird, wir meinen den jüngeren Holbein. Er selbst hat in seinem Leben erfahren, wie verschieden das Glück seine Gaben vertheilt: auch durch sein Dasein schnitt der Ständegegensatz durch. Aufgewachsen in dem zunftmäßigen Betrieb des Malerhandwerks, das sich damals in Deutschland noch kaum zur freien Kunst emporzuringen begann, aß er in Basel sein Brod durch Wandmalereien an äußern Hausgiebeln, und schon hier mag ihm in der glänzenden und schwelgerischen Stadt, wie Aeneas Sylvius sie uns kurz vor Holbeins Aufenthalt geschildert hat, der Gegensatz bitter aufgestoßen sein zwischen seinem Talente und der üppigen Faulheit der Patrizier und Geldsäcke, deren Luxuspaläste er mit rasch vergänglicher Dekorationsarbeit überschmücken mußte. Nicht wurde sein dunkles Loos durch die Freude am eigenen Herde gemildert: gleich so vielen Künstlern jener Zeit, in welcher ganz wie in der unsrigen die Frauen dem Flügelschlage der jungen männlichen Gedanken nicht zu folgen vermochten, nahm er sich ein kleinliches, haushälterisch eigensüchtiges Weib, dessen verschlossene Züge noch heute auf seinem Familienbild zu Basel uns widrig berühren. Auch der kleine Knabe, der dabei steht mit dem Ausdrucke eines wirklichen, aber kränklich verkümmerten Talentes, konnte dem Vaterherzen keinen freudigen Schwung wiedergeben. Holbein suchte Entschädigung außer dem Hause: die Reichen und Mächtigen öffneten damals dem Künstler die Salons noch nicht, in welche sie ihn jetzt schon wieder

vergeblich zu locken suchen. Er gerieth unter die Leute, deren Umgang Ehefrauen für ihre Männer nicht zu lieben pflegen, weil sie je später desto lieber in den Wirthshäusern sitzen bleiben: ein mächtiges Talent drohte in Liederlichkeit und Trunk ebenso unterzugehen, wie grade zu derselben Zeit die Niederländer in der wüsten Künstlerwirthschaft zu Rom zu ganzen Dutzenden verkommen sind.

Wie aus dem tiefen Schmerz und harten Druck, der ein männlich Gemüth belastet, so häufig der dämonisch-wilde Humor hervorbricht, so schuf grade in dieser dunkeln Zeit seines Lebens Holbein seinen gewaltigen Todtentanz. Dies Werk ist herb wie die Renaissance-Zeit, der es entsprang. Der unbarmherzige Kampf der Weltprincipien erfüllte damals die Welt mit Krieg, mit Schaffotten und Scheiterhaufen, und so konnte die Gleichheitsidee dem Künstler sich nur in der für Alle gleichen Gewißheit des Todes offenbaren: der antike Geist des Jahrhunderts gab dem Vaterland einzig den stoischen Trost der endlichen Grabesruhe. Die Todtentänze, wie sie in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters so zahlreich auftreten, athmen keinen christlichen Geist mehr: sie resigniren auf das Glück der Erde und auf die Hoffnungen der Ewigkeit zugleich: die Gleichheit des Untergangs ist kein heilender Verband für die Wunden des irdischen Lebens*): Aeltere, dem Kirchenglauben noch näher verwandte Geister hatten diese Gleichheit wenigstens als Trost für den armen Mann aufgefaßt. Des großen Orgagna Triumph des Todes in dem Camposanto zu Pisa drückt bereits jene dämonische Ironie aus, mit welcher der Tod, gleichsam ein Rächer der Armuth, den Reichen inmitten des vollsten Lebensglanzes abruft. Die ursprünglich einer Legende entlehnte Scene des Bildes: jagende Könige, denen ein Waldbruder drei vermodernde Fürstenleichen zeigt, wandert seit den furchtbaren Epidemien des 14. Jahrhunderts durch die ganze Christenheit. In Kirchen der Niederlande hat man jüngst Wandgemälde aus dieser oder doch einer gewiß nicht sehr entlegenen Zeit aufgedeckt, denen derselbe Stoff zu Grunde lag; und wiederum aus derselben Zeit von 1380 datirt sich der älteste bekannte Todtentanz.

Am auffallendsten sprachen diese Idee die zerstörten Fresken von Ramersdorf aus, die Schnaase (in Kinkels Album vom Rhein 1847) beschrieben hat. Hier erblickte man, was für jene priesterliche Zeit allerdings auffallend ist, die Kaiser, Fürsten, Päbste, Prälaten und Mönche von Teufeln in die Hölle gezerrt, während Landleute mit Rechen und Sensen, also die Armen dieser Welt durch Engel zur Himmelspforte geleitet wurden. Hier ist die socialistische Absicht unverkennbar, obwohl diese Bilder schon im 13. Jahrhundert gemalt worden sind: später wird diese Auffassung der altdeutschen Kunst sogar typisch, und namentlich im 15. Jahrhundert, in welchem die priesterfeindlichen und demokratischen Gedanken starke Fortschritte gemacht haben, ist in der Regel das Höllenfeuer von wohlgenährten Klerikern, Wucherern und üppigen Hof- und Bourgeois-Damen erfüllt. Das Hauptbild dieser Gattung ist das mit

---

*) Nous n'avons plus affaire à la mort, mais à la vie sagt George Sand in ihrer Betrachtung über diesen Todtentanz vor ihrer marau diable.

wahrhaft kölnischem Humor gemalte Werk des Dombildmeisters aus der ehemaligen St. Lorenzkirche in Cöln, das sich jetzt im dortigen städtischen Museum befindet: ein Bild, das einen so großen Fortschritt des Meisters über sein berühmtes Hauptwerk hinaus bekundet, daß wir die Entstehung dieses jüngsten Gerichtes getrost gleichzeitig mit dem Hauptwerke der Brüder van Eyk in Gent ansetzen dürfen. Ganz vorzüglich hat sich der Künstler, dem vielleicht reiche Besteller oft an seinen Preisen etwas abgezogen haben, dafür durch jenen nackten Geizhals gerächt, der auf so unfreundliche und rasche Weise von den Teufeln spedirt wird, daß ihm sein schwerer Säckel dabei birst und die Goldstücke auf den Boden laufen. In Bezug auf das Jenseits war somit schon, die Kirche ausgleichend, die Kunst des Mittelalters socialistisch. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Das Christenthum selbst, die Quelle der mittelalterlichen Kunst, ist ja durchaus socialistisch, und jenes bekannte Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus predigt den Gedanken, daß Himmel und Hölle dazu bestimmt sind, künftig jeden irdischen Unterschied auszugleichen. Dadurch ist zwar die Lösung der socialen Frage auf dieser Erde aufgeschoben worden, aber das Princip, daß Allen gleiches Glück gebühre, blieb wenigstens theoretisch in Ehren, wie es denn auch praktisch in gar manchen Vorschriften des Evangeliums ganz klar ausgesprochen worden ist. Einem Holbein jedoch, der in der Zweifel-erfüllten Luft der ausbrechenden Reformation lebte, genügte dieses Jenseits nicht. Er fand in einer viel unumstößlicheren Wahrheit die sociale Gleichheit der Menschen begründet: in dem Gedanken des Todes, der Vernichtung, des reich und arm mit gleichmäßiger Sicherheit hinunter schlingenden Grabes. Aus diesem Gedanken heraus schuf er den Todtentanz. Unendlich tiefer freilich als alle seine handwerksmäßigen Vorgänger, hat Holbein diesen erschütternden Gegenstand aufgefaßt. Das sonderbare Grinsen, welches die nackt hervorstehenden Zähne und die gegen das Ohr hin aufgezogenen Winkel und Mundknochen dem menschlichen Schädel verleihen, verwandelt sich in seiner Zeichnung in ein bewußtes Hohngelächter. Es liegt etwas furchtbar Treffendes darin, daß der Tod jedesmal die Maske der Situation annimmt, in welcher der Abzuholende sich befindet, und daß er meist unter dem Schein eines gefälligen und hilfereichen Dieners zu seinem grausen Amte verkappt heranschleicht. Den reichen fürstlichen Wollüstling wird er selten vom Schwelgermahle, die Herzogin vom üppigen Ruhebette wegzureißen verfehlen. Und hier zeigt sich nun grade im Gegensatze dazu die socialistische Sanftmuth des Künstlers. Er will die Ausgleichung des Menschenlooses darstellen. Dem Armen ist das Leben eine Noth, dem Reichen ein Becher voll des Genusses: das stellt sich nun gleich, indem der Tod, für diesen ein Schreckniß, jenem als rettender Engel erscheint. Den alten, blinden, lebensmüden Mann führt er sanftmüthig zu seiner Ruhestätte, und hilft ihm in das offenstehende Grab steigen: dem Bettler und Pilger nimmt er den Stab weg und wird ihnen selbst zu Stab und Stütze für den letzten Gang. Zuletzt machen dann die Bilder des Jenseits für eine Ewigkeit die Stände gleich, die ja nur während der kurzen Wettlaufbahn getrennt ihre Pfade wandelten. Nur in einem

einzigen Bilde zeigt sich das weltverbitterte Gemüth des Künstlers: selbst vor dem Richterstuhle führt er noch seine Klage, daß das Elend immer parteiisch behandelt werde. Während auf diesem Holzschnitt der Tod mit einer Schaar seiner Erbeuteten vorbeirennt, streckt ein bettelnder Krüppel im Stadtthor, um ebenfalls mitgenommen zu werden, aber leider vergeblich seine dürren Hände aus. — Armer Bettler! selbst der Tod hat für dich keine Zeit und vertröstet dich auf ein anderes Mal.

Ein Genie, das als Kind einer ungesetzmäßigen Ehe, als Klosterflüchtling, als Reformator die Schrecken ständischer Vorurtheile selbst in voller Bitterkeit gekostet hatte, Desiderius Erasmus, war dazu bestimmt, seinen genialen Freund der Spießbürgeratmosphäre der deutschen Reichsstadt zu entreißen, und in ein, wo nicht freieres, doch großartiger bewegtes Staatsleben zu versetzen. Er rieth ihm frisch weg, seine liebenswürdige Ehehälfte in Frieden sitzen zu lassen, er gab ihm Reisegeld und Empfehlungen an seinen Freund Thomas Morus in England, der als Staatskanzler, damals einer der einflußreichsten Männer Europa's war. Die Schicksale dieses Künstlers in England sind bekannt. In den Dienst des Königs eingetreten und hierdurch dem alten Adel Großbritanniens an Rang oder doch an Ansehen gleichgestellt, lernte er jetzt auch die Welt von dem entgegengesetzten Standpunkte erkennen. Er erfuhr noch einmal die Brutalität eines Privilegirten, und als er gegen diesen sein Hausrecht gebrauchte, mußte er bei dem ebenso brutalen Tyrannen Schutz suchen. Und so hat zuletzt auch der Tod für seinen kühnen Spott ihm den Possen gespielt, seinen Staub mit dem des Pöbels zu vermengen. Die Pest warf ihn mit Hunderten von Leichen in ein gemeinschaftliches Grab; und als hundert Jahre später der große Kunstfreund Lord Arundel ihm ein Denkmal setzen wollte, war die Grabstätte Holbeins nicht mehr aufzufinden.

Doch zurück in das Jahrhundert der Reformation! Dies Jahrhundert sah im Bauernkrieg die erste Junischlacht des Proletariats! Die sociale Frage verspann sich hernach in die demokratischen Bewegungen der Kleinbürger in den Städten, welche wie Wüllenwebers lübische Republik, eben so schmerzlich endete. Die hierarchischen und zunftmäßigen Einrichtungen des Mittelalters, die Wohlthätigkeit der Stifter und Klöster und die meist einfache Betriebsweise hatte bis dahin den Hunger von der arbeitenden Armuth abgewehrt. Der Zerfall dieser Institutionen und der stärkere Handelsbetrieb auf den neu eröffneten Wasserstraßen nach jungen Welttheilen brachte zuerst eine ausgebreitete Möglichkeit socialer Noth. Gewiß sind dem ebenso tief als klar blickenden Geist Holbeins die Kontraste nicht entgangen, die sich schon damals in dem halb noch feudalen, halb schon industriell werdenden England zwischen den Ständen noch schärfer als in Deutschland aufbaute. Von diesem Gefühle durchdrungen zeichnete er das große Kunstwerk, das uns zum erstenmale in der Malerei mit vollem Bewußtsein und mit unverkennbarer Tendenz das verschiedene Loos des Reichthums und der Armuth darstellt. Das Werk ist verloren gegangen! Die Zeugnisse der Begründer unserer Kunstgeschichte stimmen in Anerkennung seiner Vortrefflichkeit, seines Geistesreichthums überein. Es hieß: der Triumphzug der Armuth und des Reichthums, und war eine bis in einzelne Züge

scharfsinnig durchgeführte Allegorie. Der Reichthum, ein alter, feister Mann, von einem prächtigen Gespann gezogen, saß auf einem Wagen zwischen schweren Geldsäcken, aus denen er Gold auswarf: gierig folgten eine Masse begleitender Figuren dieser unwiderstehlichen Lockung. Dagegen fuhr die Armuth einsam mit elenden Mähren daher. Friedrich Zuchero, der dies Werk nach dem Tode des Meisters in England sah, fand die Komposition so erstaunlich, daß er sie sonderbarer Weise mit Raphael verglich, und ohne Zweifel ist Holbein namentlich auch im Charakteristischen hier nicht hinter sich selbst zurückgeblieben. Gleichwohl verstimmt der Grundgedanke unser feineres Gefühl, weil er allzu absichtlich vorgetragen ist. Nur in Einem Zuge verrieth der Meister sich auch als großen Dichter: als Wagenlenkerin war der Armuth, schön nnd jugendlich, die Hoffnung beigegeben. Es ist unmöglich in der Allegorie glücklicher zu erfinden.

Der zweite Meister des sechszehnten Jahrhunderts, der mit vollem Bewußtsein den socialen Gegensatz in's Auge faßte, ist der berühmte Grobschmied von Antwerpen Quintin Matsys, oder wie man ihn gewöhnlich schreibt Messys, dessen unermeßliche Bedeutung für die nordische Kunst erst in unsern Tagen geahnt worden ist. Gleichwohl wird er bei uns noch immer nicht in seinem vollen Werthe geschätzt, was zum Theil darin seine Ursache hat, daß außer in den Niederlanden kein Werk ersten Ranges von ihm vorkommt *). Seine Nebenarbeiten aber sind sehr oft kopirt worden. Und diese alten Kopien, zum Theil von unmittelbaren Schülern angefertigt, gelten durch die Eitelkeit der Besitzer meist als Originale, und schwächen den Kredit des großen Meisters. Wie der Zeit so auch dem Geiste nach steht Quintin auf dem Scheidewege des Mittelalters und der modernen Kunst. Aus den stillen Palmenwäldern und kühlen Klostergärten der alten frommen Zeit hat er, im Norden der Erste, die Malerei herausgeführt auf das sonnenheiße Kampfgefilde der Leidenschaft und dadurch erst wahrhaft ihre Erlösung von der Kirche und vom Typus begonnen. Er behält noch heilige Personen bei, aber er giebt ihnen volle menschliche Empfindung: auf dem großen Vesperbild im Antwerpner Museum steigt in herrlicher Abstufung der leidenschaftliche Schmerz der Freunde Christi vom ernsten Zorn des Josef von Arimathia bis zum ganz ausgeweinten, kraftlos zusammenknickenden Weh der Magdalena herunter. Seine Menschengestalten stehen nicht mehr, wie bei den Eyks und bei Mamling, als kleine Episoden in der grünen Stille des Naturlebens dar, sondern lebensgroß, in enger, wirksamer Gruppirung, füllen sie den ganzen Raum des Rahmens aus. Die Gesichter haben den kräftigsten, schärfsten Ausdruck, die Körper sind lebhaft und thätig bewegt, und statt des frühern andächtigen Träumens erfüllt das helle Leuchten des Verstandes ihre wachen Augen. Wenn

*) Die drei Kapitalbilder befinden sich noch heute in den Niederlanden: nämlich die Grablegung zu Antwerpen von 1508, die etwas spätere Mutter der Apostel (Muttergottes mit der Traube) in St. Pierre in Löwen und die Himmelskönigin auf der Mondsichel im Haag. Die Berliner Muttergottes mit dem Buttertischchen ist zuverlässig ächt, gehört aber doch erst einer zweiten Reihe an; dem Löwener Bilde steht eine stehende Maria mit dem Kinde (Brustbild), bei Herrn von Bartels in Aachen, in der Behandlung, aber freilich nicht an Bedeutung nahe.

bei den Eyks die Wirklichkeit des äußern Lebens, so ist bei Matsys zuerst die Wirklichkeit der Seele und der starken Empfindung offenbar geworden.

Mußte er nun, um dieß zu leisten, den menschlichen Körper sowohl als die Seele genau beobachten, so kam er bald auch dazu, die wirklichen Lebensverhältnisse schärfer in's Auge zu fassen. Er faßte den Muth, diese auch gelöst von jedem religiösen Hintergrunde zu schildern, und so wurde er der erste Genremaler, der auch dem Stoffe nach die Kunst von der bisher ausschließlichen Kirchenherrschaft befreite. Gerade hier ist es nun so auffallend, daß die frühesten Genrestücke des Nordens sogleich socialistische Stoffe behandeln. Den Grund dazu fand Matsys theils in seinem eigenen Leben, theils in der ganzen Umgebung seines Heimatlandes.

Grade im östlichen Flandern, wo Matsys lebte, stieg im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Handel, Manufaktur und Bankgeschäft rasch auf eine solche Höhe, daß nothwendig auch ihr Gegentheil, Armuth und sociales Verderben nach steigender Skala sich entwickeln mußte. Die seit Jahrhunderten angebahnte niederländische Manufaktur erschwang sich seit der Verbindung dieser Provinzen mit dem Reich der prächtigen Burgundischen Herzöge zu einer bis dahin ungeahnten Großartigkeit, und erhielt einen neuen Schwung dadurch, daß mit ihr der junge Kunstgeist des Landes sich verbündete. Die feinen Tuche von Löwen waren längst im ganzen Norden berühmt, aber auch in Florenz gab es Läden, die ausschließlich flanderische Wollenstoffe verkauften. Die Teppichwebereien von Arras, mit denen später Brüssel wetteiferte, wurden für würdig gehalten Raphaels Kompositionen in Gobelins umzusetzen. Aus den Werkstätten von Dinant, später von Mastricht brachte man die schönen Arbeiten in getriebenem Kupfer in den Handel, die vom dreizehnten Jahrhundert bis zum siebzehnten unter den Namen der Dinanderies berühmt waren. Selbst mit Oelbildern und Schnitzwerken wurde eine Art kostbaren Ausfuhrhandels getrieben. Als Ausfuhrsachen für alle diese Landesproduktion, aber auch als Durchgang zwischen Nord- und Ostsee einerseits, zwischen Levante und Indien andererseits hob sich Antwerpen hervor; im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts verlegten die Portugiesen, bald nach ihnen die Hanseaten ihr Komptoir von Brügge hierher, und die letztern unter dem Namen der Oosterlingen gründeten das stattliche Hansahaus, das heute noch im Antwerpner Hafen zwischen den Bassins prangt. Der Reichthum schwoll hier in's Fabelhafte: Monate lang lagen die einlaufenden Schiffe auf der Rhede, weil am breiten Werft kein Platz zum Löschen der Ladungen war, denn man zählte täglich über 40 Seeschiffe. Das Bankgeschäft stieg im entsprechenden Verhältniß: Antwerpen war vollständig das Venedig des Nordens, und wie dort unter dem schwellenden Reichthum auch die Kunst reichen Lohn fand, so wurde in Antwerpen gleichfalls um 1504 jene Malerakademie von Sankt Lukas gegründet, welche alle erhabenen Namen der flandrischen Kunst in ihren Listen zählt.

Die Geschichte des Handels und Weltverkehrs meldet lieber vom Glanz als vom Elend: sie beleuchtet die neuen Straßen, auf denen das Schiff der Wüste oder das Schiff der See zieht, aber die verarmenden

ältern Handelswege sinken ihr, von Golde nicht mehr schimmernd, in die Nacht. So berichtet sie auch von frisch auftretenden Gewerbsarten, von steigendem Industriesinn, von den Eroberungen der Konkurrenz — aber sie beleuchtet ungern die untersten Wurzeln, aus denen die goldnen Hesperidenäpfel wachsen, denn diese Wurzeln ziehen sich tief in vermodernde, jammervoll des Lebens und Geistes beraubte Gesellschaftsschichten hinab. Aus einzelnen Zügen muß der fühlende Historiker die socialen Schmerzen der Vergangenheit mehr ahnen als schildern. Für das Flandern der Reformationszeit fehlen diese Züge nicht ganz. Guicciardai, dieser tiefblickende Staatsmann, berichtet in seiner Beschreibung der Niederlande: wie wundersam es sei, daß dort schon die kleinen Kinder selbst ihr Brod zu verdienen wüßten. Hier haben wir die erste Spur des Fabrikelends: die Lohnarbeit des Vaters und der Mutter bringt nicht genug ein für die Familie, und schon der kindliche Leib wird am Spulrade geknickt. Die Frauen in den Niederlanden, sagt derselbe Italiener, sind harte Frauen, sie säugen ihre Kinder nicht selbst, sondern ziehen sie mit Kuhmilch auf. Dieser Zug ist charakteristisch: die Fabrikarbeiterin hat weder Zeit noch Körperfrische genug, um die süßeste aller Frauenpflichten zu erfüllen. Auch das weibliche Laster, wie es der Uebervölkerung entspringt, hat in einer für alle Nationen geöffneten Seestadt nicht gefehlt, und sicher waren schon damals manche jener zum Hafen führenden Straßen im Verrufe, die noch heute den Fremden ebenso sehr durch die alterthümliche Eleganz ihrer Häuserbauten locken, als sie ihn durch die Sitten ihrer weiblichen Bevölkerung abstoßen.

Mitten in diesen Verhältnissen stand Quintin Matsys. Wir wissen jetzt, daß er aus Löwen stammte *): dort hatte längst der Webstuhl die Folgen der Ueberproduktion erlebt, und ähnlich wie in der Kölner „Weberschlacht“ war die Verzweiflung der Weberinnung in einem verunglückten Aufstande losgebrochen. Matsys kam nach Antwerpen grade beim raschen Aufblühen dieses Platzes, und gründete hier sich einen Herd. Er sah nicht bloß die socialen Gegensätze, er litt sie in seinem eigenen Geschick durch. Denn er selbst war Proletarier, ein Schmiedegeselle, zwar geehrt durch seinen kunstfertigen Hammer, aber arm. Es ist kein Grund, an der durch seinen Grabstein bezeugten Sage zu zweifeln, daß die Liebe zu einer schönen Malerstochter, die seinem niedern Stande versagt wurde, ihn, wie jene Inschrift besagt, aus einem Vulkan zu einem Apelles gemacht hat. Die jüngste Forschung hat uns den Namen dieses Mädchens geliefert, dem wir ein so großes Genie verdanken; sie führte den lieblichen Namen Adelheit und stammte aus dem Hause von Tuylt. Aber noch besser kennen wir sie aus ihrem Bildniß von der Hand ihres Gemals, das sich in der Sammlung eigenhändiger Künstlerbildnisse zu Florenz findet; auch hat er sie mehrmals als Modell zu seinen früheren Madonnen gebraucht, und gewiß, sie war im Stande auch einem Andern, als einem Schmiedegesellen den Kopf zu verdrehen. Uebrigens war dem großen Meister Juno (Moneta) niemals günstig: er hatte eine zahl-

*) Hierzu und zu manchem Folgenden findet man die Belege in A. Michels Hist. de la peinture flamande. Band III.

reiche Familie, arbeitete mit eisernem Fleiße und erwarb doch nicht viel. Wir kennen den Kaufpreis seines Hauptwerkes, der Antwerpener Grablegung; er war auch nach dem Geldwerth jener Zeit übermäßig gering. Und nun, nachdem sein Ruhm feststand, im letzten Jahrzehnt seines rüstigen Lebens gingen ihm nocheinmal dessen Früchte verloren. Um 1520 verbreitete sich unwiderstehlich in den Niederlanden durch Mabuse, Schoreel und Hemskerck die italienische Kunstmanier, die den alten bedachtsamen Ernst und die Seelentiefe der nordischen Kunst einem flüchtigen Virtuosenthum aufopferte. Die Nation begeisterte sich fast ein Jahrhundert lang für diese Ausländerei, bis erst Rubens wieder den einheimischen Kunstgeist zur Anerkennung brachte. Mit diesen schillernden raschmalenden Manieristen konnte Quintin nicht Schritt halten: er malte so angestrengt, so gründlich, so unverwüstlich, er war so treu bemüht in gewissenhafter Originalität nur sein Eigenstes zu geben — nur wenige Schüler blieben ihm treu, und unter diesen wenigen war kein Genie, während eine zahllose Kunstjugend in die Ateliers seiner Rivalen sich drängte. Gewiß hat Quintin im Alter selbst noch in Erwerb und Verdienst den Druck dieser neuen Konkurrenz bitter genug gefühlt.

Matsys war ein Denker, war ein Charakter: das zeigt jedes Bild, jeder Kopf von ihm. Sein eigenes Schicksal malte ihm die menschliche Gesellschaft in's Dunkle: seine sociale Weltbetrachtung wurde bitter. Er begann die Verhältnisse satyrisch aufzufassen und durch den Spott sich am Leben zu rächen. Als das oberste Laster der Zeit und des Landes erschien ihm der Geldgeiz: diesen geißelte er. Es giebt keines unter seinen Genrebildern, das nicht näher oder entfernter hierauf anspielte. Er traf damit den wunden Fleck der Zeit, seine Heiligenstücke existiren alle nur einmal, aber diese Genrebilder, deren Gattung freilich ganz neu war, gefielen so sehr, daß von manchen derselben fast zahllose Kopien von den Schülern gemacht wurden. Bei der Aehnlichkeit, mit der besonders Jean Matsys seinen Vater zu kopiren verstand, kommt bei manchen dieser Bilder in Frage, ob sie bloß Kopien, oder ob sie Wiederholungen von Quintins eigener Hand sind *), wie denn namentlich über das wirkliche Original der beiden Wechsler viel gestritten worden ist. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß diese Genrestücke, in denen der große Meister wohl mehr nur Erholungsarbeiten sah, rascher und weniger fein als die ernsten Werke gearbeitet sind: daher die flüchtige Behandlung an sich noch nicht gegen die Aechtheit entscheidet. Das Hauptkennzeichen dafür bleibt die Schärfe des Ausdrucks in den Köpfen und die handgreifliche Naturtreue der Nebendinge: diese Stücke sind bei den Kopisten am meisten abgeschwächt.

*) Schon die Masse dieser Kopien beweist, daß Quintin doch nicht so ganz wenig Schüler gehabt hat. Außer Jean Matsys, der nun selbst wieder in mehr als Eine Person dieses Namens auseinanderzugehen scheint, bemerkte ich zunächst den sonst unbekannten Huys, mit dessen Namen eine lustige Alte neben einem Dudelsackpfeifer im Berliner Museum bezeichnet ist: das ganze Bild eine höchst lebhafte Volksscene, völlig im besten und derbsten Styl Quintins, aber ohne dessen satyrische Kantenschärfe. Sodann ein gewisser Zeeuw oder da Zeeuw, d. h. der Seeländer (von der Insel Zeeland), daher er lateinisch Marino sich nennt. Mit dem Namen Marino ist die Kopie von Matsys altem Geizhalz mit der jungen Frau in Dresden bezeichnet. Der wirkliche Name dieses (übrigens mittelmäßigen) Malers ist mir noch nicht vorgekommen.

Gewiß folgen die Leser mir gern durch diese kleine Gallerie unserer ältesten Genrebilder.

Die allergewaltigste Warnung vor dem Golddurst enthält eine höchst bedeutende Komposition, die sich in den kaiserlichen Sammlungen zu Wien befindet. Ich kenne sie nur nach dem Kupferstich bei Prenner, und hier wird sie dem Jean Matsys zugeschrieben. Vielleicht also eine Kopie: aber die Grundlage des Werkes, die Erfindung, Komposition und Zeichnung ist ganz unzweideutig Quintins Werk. Wir haben hier ganz seine gedrängte, die gesammte Bildfläche ausfüllende Gruppirung, wir haben die weniger schön als scharf gezeichneten Köpfe und vor allen den tiefen sittlichen Ernst des Meisters. Zwei junge Männer sitzen gierig über den Zähltisch und die Geldkasten gebeugt in leidenschaftlichem Rechnen da; ein Paar Frauen reden ihnen zu, aber sie hören nicht. Rechts weist ein reichgelockter Jüngling zwei ältere Leute durch die Thüre des Gemachs in's Weite. Der Stoff ist nicht von Quintin erfunden, aber seine Wahl ist für diesen Meister charakteristisch: der Jüngling ist der Engel, der Loth und seine Familie aus Sodom fortweist; die Schwiegersöhne, von Habgier verlockt, folgen ihren Weibern nicht auf den Pfad der Rettung. Die seelenmörderische Gefahr des Goldurstes, das ist die Idee dieses tiefgedachten Bildes. Es ist biblisch, aber in dieser Wendung hat nie ein anderer Meister die Scene benutzt.

Wie hier die Habgier den Tod bringt, so wird ihre Bestrafung durch fremden Betrug auf jenem andern Bilde mehr satyrisch geschildert, das unter dem Namen: die beiden Wechsler berühmt ist. Zwei lebensgroße Halbfiguren sieht man hinter einem Wechslertische: der eine schreibt in ein Rechnungsbuch, der andre sieht ihm mit dem markirtesten Ausdruck gelungenen Betrugs über die Schulter. Unvergleichlich hat der Meister in diesen beiden ergrauten Schurken die innere Falschheit jener Welt geschildert, in welche den Goldgierigen seine Leidenschaft festkettet*). Von diesem Bilde ist jedenfalls das Exemplar, das sich zu Köln im Hause Oppenheim a la Parra befindet und in Antwerpen selbst angekauft wurde, ein Quintinsches Original, wie ich aus langer täglicher Betrachtung mich überzeugt habe: womit keineswegs geläugnet werden soll, daß eine so vortreffliche Komposition von dem Meister selbst nicht mehrmals noch wiederholt worden sei.

Feiner noch und einschneidender wird Matsys, wo er uns darstellt, wie der gierig zusammengeraffte Reichthum den Menschen doch nichts von höherer Lebensfreude, wie er vor Allem ihm nicht das Glück wahrer Liebesinnigkeit gewährt. Ein Banquier schanzt und wühlt sein ganzes Leben, vergißt über der Börse Herz und Genuß. Im Alter will er das Versäumte nachholen, und mit den erwucherten Schätzen erkauft er sich ein junges Weib. Mit dieser sitzt er nun inmitten aller Erdengüter — und schreibt und schreibt immerfort in's Hauptbuch. Die feine

*) Es ist mir jüngst ein Zweifel gekommen, ob dies Bild zuletzt nicht auch ein biblisches sei, ohne darum seinen moralischen Hintergrund zu verlieren. Der ungerechte, seinen Herrn betrügende Haushalter im Lukasevangelium giebt jenem Schuldner des Hauses seinen Schein zurück und spricht: „Schreib ihn flugs falsch um!“ Genau auf diesen Moment paßt die Attitude beider Figuren.

junge Frau hat Alles, was sie wünschen kann: ihre schlanken Finger gleiten durch die buntminiirten Blätter einer prächtigen Pergamenthandschrift, ein Papagei schaukelt sich über ihr, sie prangt in allem Schmuck und Zierrat — aber ihr Herz ist leer, ihr Auge blickt kalt und blasirt auf die schreibenden Finger des alten Ehemanns, und die stille wortlose Verzweiflung des ohne Mühe erworbenen Reichthums, die Langeweile, vergiftet ihr kostbares Glück. Diese Komposition ist von allen Werken des Matsys am zahlreichsten kopirt worden, von ihr aber ist bisher kein Exemplar mir vorgekommen, das ich mit Gewißheit für ein Original halten möchte.

Eine junge hübsche Frau bei einem geistlosen, alten Manne hält die Langeweile nur kurze Zeit aus: Fleisch und Blut bringen sie auf andre Sprünge. Sie will das Leben genießen, und dazu braucht sie die Herrschaft des Hauses und das zusammengescharrte Geld des Gemahls. Ein Bild im Antwerpner Museum zeigt uns den Fortschritt dieses ehelichen Glückes, das bloß auf Goldbarren gegründet ist. Die blöde Schöne ist zur Furie geworden: sie hat die Geldtasche ihres Alten ergriffen und entreißt sie ihm mit der übermüthigen Kraft der Jugend. Der Geizhals zittert in ohnmächtiger Wuth: durch die halboffene Thüre aber lauscht ein allerliebster junger Geselle herein, und wir erfahren dabei nur zu deutlich, zu welchen Vergnügungen das Geld nun bald ausfliegen will. Dieß Bild ist roh und verletzend, aber es ist höchst wirksam und ausdrucksvoll. Daß Quintin diesen Gegenstand komponirt hat, beweist außer dem Gesammtgeist des Werks das ausdrückliche Zeugniß seines Lebensbeschreibers Foremberghi, ob aber das Antwerpener Bild, das sehr kühl und etwas flach gemalt ist, das Original sei, darüber läßt sich streiten. Waagen verwirft es, Michiels erkennt es an.

Da hat sich denn freilich der alte reiche Herr etwas bequemer gebettet, der eine ebenfalls käufliche Liebe wenigstens nicht mit seiner Freiheit bezahlt. Das Bild befindet sich in der neuen Kunsthalle zu Karlsruhe *) und gehört unter den Genrestücken zu Matsy's Kapitalbildern. Der achtbare Altvater hat sich unter die Töchter der Freude verirrt, und eine besonders jugendliche Eva neigt mit einer höchst versucherischen Unschuldskoketterie neben ihm das schöne Köpfchen, um ihm schmelzend in die Augen zu blicken. Armer Alter! Du bist schon eben so gut unterjocht und ausgeplündert, als ob du ein ehrlich Mädchen dir in's Haus gekauft hättest, und auf deine Weise wirst auch du schon erfahren, daß alle Rechenkniffe deiner Jugend dich im Alter vor Salomons Thorheit nicht schützen werden!

In allen diesen Bildern erblicken wir eine scharfe, selbst bittere Ständesatyre. Matsys erscheint hier als der Vorläufer Hogarths: er persiflirt das erträumte Glück der Bourgeoisie. Nun aber bleibt noch ein Werk, vielleicht von Allen das bedeutendste, übrig, in welchem er mit voller Absicht aus dem Moralisten auch in den Socialisten übergeht.

*) Die Karlsruher Gallerie, in der Kunsthalle sehr schön aufgestellt, ist weniger bekannt, als sie verdient. Die Massen schätzen nur Gallerien von großem Umfang! Die Karlsruher hat das nicht, aber ihr innerer Werth ist groß. Dow, Mievis und andere Niederländer ihrer Richtung sind hier ganz herrlich vertreten: jener Matsys ist bisher ganz übersehen worden.

In der Dresdner Gallerie befindet sich im Zimmer der Altdeutschen ein einziges Bild von Matsys. Seine Aechtheit steht über jedem Zweifel: es ist mit höchst sorglichem, feinem Pinsel gemalt und offenbar mit großer Liebe ausgeführt.

Die Figuren werden nur halbe Lebensgröße haben. Der Reiz des Werks besteht zumeist darin, daß hier dem blasirten Reichthum das entgegengesetzte Unglück, die überarbeitete Armuth wirksam entgegengestellt wird. Die erdrückende Wucht des Kapitals, die Knechtschaft, zu der es den freien Arbeiter herunterzieht, das ist der Gegenstand dieses tiefen Bildes. In einer städtisch geputzten Stube sitzt der reiche Bourgeois, ein derber Kaufmann, mit arbeitgefurchter Stirne, aber mit jenem geschonten Teint, den das Leben im häuslichen Schatten gewährt; neben ihm steht die junge feine Frau, und beiden ist hier ein Knabe beigegeben, feist aber blaß, durchaus ein Stadtkind und an keine Mühsal gewohnt. Er soll künftig einmal dem Vater nachschlagen, darum schmückt schon früh die Geldtasche seine Hüfte. In diese reiche, satte Familie tritt nun ein Bauer mit seiner Frau herein: ihre Gesichter sind vom Wetter verbrannt, von rauher Luft gebräunt, und die Stirne der Frau hat vor der Zeit sich gefurcht von harten Arbeiten in der Sonnenhitze. Der Bauer ist dem Kapitalisten Zins schuldig: er hat ihm das Letzte, was er hat, aus dem kleinen Beutelchen hingezahlt — aber es reicht nicht, und flehend wendet er sich zu dem strengen Gläubiger. Der aber zuckt die Achseln, und während der mit Gold beschwerte Tisch sein Wort höhnt, klagt er über den schlechten Stand der Geschäfte und besteht auf dem letzten Pfennig. Indessen wendet die Bäuerin mit dem Ausdruck tiefster Herzensbedrängniß sich an's Herz der jungen Hausfrau: sie hat ihr ein Präsent mitgebracht, eine Henne und einen Korb voll Eier, um Nachsicht zu gewinnen: aber die kühle Schöne, die nie erfahren hat, was Arbeit ist, weist die kärgliche Gabe mit einem vornehmen Gestus auf ihren Eheherrn ab, als wollte sie sagen: „Mit Geldgeschichten gebe ich mich nicht ab!“ Nur das Kind ist noch unbefangen: lustig hat es aus dem vollen Korb ein Ei sich genommen und hält es mit pausbackig lachender Freude empor. Ach das Kind wird dem armen Manne wenig helfen: an harten Geldherzen scheitert die rührende Bitte, und gar bald wird das Feld des Bauers unter den Gant treten. Dieß Bild enthält die Weissagung des Bauernkrieges, der vielleicht wenige Jahre nach seiner Entstehung losbrach: es ist gedankenvoller und wirksamer als Holbeins Allegorie, weil es seine Idee nicht abstrakt hinstellt, sondern in leidensfähigen Menschen verkörpert.

Nur in einem Zuge ist auch Matsys allegorisch: um uns recht deutlich darauf hinzuweisen, daß er hier etwas Tieferes gewollt hat, läßt er links zur Seite des reichen Mannes dunkles, grünes Weinlaub durch's Fenster sehen, während die Thüre rechts, durch welche die armen Leute eingetreten sind, eine beschneite Gasse zeigt. Dem Reichen blüht ein ewiger Wintergarten, dem Armen wird selbst sein Mai von Schneeflocken verschüttet.

Dieß sind die mir bekannten Genrebilder Matsy's: nicht ein ein-

ziges entbehrt also der sittlich-socialen Tendenz. Durch sie steht die Thatsache fest, daß das Genre auf dem Punkt seiner Entstehung sofort dem Ernst des Lebens, den kämpfenden Gegensätzen der Gesellschaft sich zuwandte — und was eine neue Kunstgattung in ihren ersten Werken ausspricht, das muß ein wesentlicher Charakterzug in ihr sein. Nicht aus der Theorie, sondern aus unmittelbarem Kunstgefühl, aus dem vollen Herzen heraus entsprang den Künstlern der Renaissance ihr Socialismus, und Unrecht ist es daher, dieselbe Tendenz bei den jetzt lebenden Meistern für ein kränkelndes Kind der Reflexion auszugeben. Von neuem leben wir in einem socialen Jahrhundert, und hinter der Gesellschaftsfrage tritt selbst die Staatsform in unsern heißen Herzen zurück. Wer wagt es die Kunst von diesem Schlachtfeld der Menschheit in die ästhetische Kühle heiliger Palmgärten oder feierlicher Olivenwälder zurückzuweisen?

Der Philosoph und Volkslehrer sowohl als der Staatsmann — beide dürfen in Betrachtung des Uebels einen doppelten Gesichtspunkt nicht außer Acht lassen. Von dem einen erscheint Sünde und Elend als die freie Schuld des Individuums, von dem andern als unvermeidliche Folge der verkehrten gesellschaftlichen Einrichtungen. Wer jene Wahrheit läugnet, der tödtet die Willensfreiheit und löst den Staat auf, indem er die sittliche Verantwortlichkeit aufhebt. Wer die zweite Wahrheit verkennt, der sprengt das Einheitsband zwischen den Menschen und tilgt den Trieb zum Fortschritt in jene Brüderlichkeit, aus deren Wurzel das Christenthum schon so manche gute Frucht gezeitigt hat. Ueber das richtige System des Socialismus kann gezweifelt werden: aber der Socialismus ist der treibende Gedanke dieser Zeit. Von ihm die Kunst ausschließen wollen, ist Frevel ebensosehr an ihr, wie an der Menschheit. Denn das ist der Kunst heiligste Aufgabe: den Gedanken großer Seelen, die Idee, die einsam im Haupt des stillen Denkers glimmt, die Kunst soll sie, durch Erscheinung vermittelt, unbewußt und darum grade um so unwiderstehlicher, ausbreiten und verströmen in aller Menschen Herz. —

Schicksale deutscher Volksvertreter.

Von K. Nauwerk *).

Erster Artikel.

Eine nothwendige Lebensbedingung und regelmäßige Begleitung des konstitutionellen Absolutismus ist das parlamentarische Possenspiel: die Nichtberücksichtigung, Verachtung und Mißhandlung der Volsvertretung und die nachträgliche vielgestaltige Verfolgung ihrer Mitglieder. Eine Mustervolksvertretung muß pünktlich jede Forderung der Regierung be-

*) Mittheilungen über die von der Reaktion heimgesuchten Mitglieder der Linken des preußischen und österreichischen Reichstags, wie auch Berichtigungen und Erweiterungen des über die Frankfurter Linke Gesagten werden erbeten an die Adresse der Redaktion der „Deutschen Monatsschrift" oder des Verfassers zu Zürich in der Schweiz.

willigen, muß mit bedientenhafter Aufmerksamkeit jedem Befehl der von Gott gesetzten Obrigkeit gehorchen; wie schön und wahr sprechen die preußischen Staatsanwälte von „ungehorsamen Abgeordneten," nämlich solchen, die sich nicht rechtswidrig verlegen, vertagen und abberufen lassen wollten! Der alte ständische Wahlspruch: wenn nicht, nicht! wird jetzt von den „vereinbarenden konstitutionellen" Regierungen Deutschlands dem „gleichberechtigten" Volke zugeherrscht. Volksvertretungen, welche andere Ansichten haben als die Regierungen, vertreten nicht das Volk und werden vertagt und aufgelöst. Schickt das Volk Männer nach seinem Herzen, so giebt das eine falsche Volksvertretung, mit welcher „sich unmöglich regieren läßt." Die Regierungen sind ebenso unfehlbar wie der Papst, sie wissen viel besser, was das Volk will, d. h. wollen soll. Sie verlangen immer neue Wahlen und verschlechtern eigenmächtig und rechtswidrig das Wahlgesetz so lange, bis sie statt Volksvertreter Lakaien haben. Die wahre Volksvertretung besteht aus Leuten, die sich unbedingt und willenlos der Regierung in Allem und Jedem fügen. Eigentlich ist es daher auch ein bloßer Mißbrauch, daß die Volksvertreter vom Volke gewählt werden; sie müßten sämmtlich von der Regierung ernannt werden, wie es in einigen Ländern mit der ersten Kammer oder einem Theile derselben geschieht. Wahrscheinlich wird diese vernünftige Ernennungsweise deßhalb noch vermieden, damit das Volk wo möglich in dem süßen Glauben, es sei von sich selbst aus vertreten, stecken bleibe. Man bleibt bei der Erwählung durch das Volk stehen, damit der Scheinkonstitutionalismus zur Wahrheit werde. Dieser bildet den gegenwärtigen Zustand Deutschlands. Man kann ihn auch den bewaffneten Staatsjesuitismus nennen. Als die glänzendsten Erscheinungen desselben haben wir die willkührliche Entscheidung aller öffentlichen Rechtsfragen durch Waffengewalt, die fortwährende Staatsretterei, die wiederholten Oktroyirungen und Revisionen der Verfassung und des Wahlgesetzes, die Bemaßregelungen der Parlamente, Kammern und Abgeordneten kennen lernen.

Wir blicken zurück auf die lange Reihe der allgemeinen und besondern deutschen Volksvertretungen, welche verlegt, vertagt, aufgelöst, von Bajonetten umlagert, von Reiterei überfallen, zersprengt, durch die Straßen gehetzt wurden. Unabsehbar ist die Reihe der einzelnen rechtsgetreuen Volksvertreter, welche auf alle mögliche Weise beunruhigt und verfolgt, polizeilich geplagt, steckbrieflich verfolgt, gerichtlich, ehrengerichtlich, disciplinarisch untersucht, suspendirt, abgesetzt, versetzt, angeklagt, verhaftet, nach langer Quälerei freigesprochen oder verurtheilt und in Zuchthäuser und Festungen gesteckt, oder standrechtlich erschossen, oder entflohen und in die Verbannung gegangen und, wie die Badener, ihres Staatsbürgerrechts beraubt sind: — viele von ihnen auf zerstörte Lebens- und Vermögensverhältnisse blickend, nicht wenige sammt Familie dem Mangel und Elend preisgegeben! Freilich bilden sie nur einen Theil der Tausende, welche als Opfer der wortbrüchigen Reaktion dieselben Schicksale erdulden, ohne Volksvertreter gewesen zu sein. Wird doch unsere Zeit, wie kaum ein anderer Zeitraum der Geschichte, von einer Sündfluth politischer Verfolgungen besudelt! Wer irgend wo und wie Vaterlandsliebe kundgab und die Rechte des Volkes gegen Willkür, Verrath und Gewalt vertheidigte,

kann sicher sein, daß die Reaktion ihn zur Rechenschaft und Strafe zieht, wegen Hoch- und Landesverraths, Aufruhrs u. s. w., oder wegen Versuchs, mindestens entfernten Versuchs dazu.

Blicke auf, deutsches Volk! Wir lassen vor deinen Augen deine Vertreter vorüberziehen, sowohl die, welche dich und das Vaterland verrathen, als die, welche dir und der Freiheit unbedenklich alles geopfert haben.

I. Die deutsche National-Versammlung.

Die Zahl der Abgeordneten, welche an den Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung fortwährend oder eine Zeitlang Theil nahmen, beträgt ungefähr 760. Auf der rechten Seite und in den Centren saßen ungefähr 560 derselben, zur entschiedenen Linken (Donnersberg, deutscher Hof und theilweise Westendhall) gehörten gegen 200.

A. Die Rechte.

Die Mitglieder der Rechten, nachdem sie allen rettenden Thaten der Restauration zugejubelt und die Städtebombardierer außerhalb und innerhalb Deutschlands mit Bewunderung begrüßt, nachdem sie die Freiheit glücklich zu Tode beschlossen und das Reich rein wegregiert hatten, ließen nicht allein ihren Posten als Volksvertreter feig im Stich, sondern gingen sogar zu Gotha mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in's Lager des Feindes über. Es versteht sich von selbst, daß diese „besten Männer Deutschlands“ von der Rache der Gewalthaber verschont geblieben sind. Manche derselben sind vielmehr belohnt und befördert worden, wenn gleich ihre thörichte Einbildung, sie würden fortan die Staaten zu leiten haben, fehlgeschlagen ist, oder sie spreizen sich als Erzeugnisse lächerlicher Minderheitswahlen in den Berliner Kammern und im bundesstaatlichen doppelten Familienkränzchen zu Erfurt. Diese Leute, meistens vormärzliche Liberale und Oppositionsführer, hatten nicht den Muth, die Würde und die Rechte des Volkes gegen die nachmärzliche nackte Willkür zu vertheidigen und hiefür sich an die Spitze des Volkes zu stellen, wohl aber haben sie jetzt den höheren Muth, als Staatsbediente die Launen volksfeindlicher Minister zu befriedigen und einer hinterlistigen Kabinetspolitik als Schleppenträger aufzuwarten.

Wir greifen aus dem großen Haufen der Rechten die bekannteren Mitglieder heraus, sowohl die, welche aus Grundsatz und Gewohnheit, als die, welche aus Beschränktheit, Schwäche und Feigheit Helfershelfer der Reaktion waren.

Beseler aus Schleswig, ist Präsident der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein, welche so lange bestehen wird, als es der russischen, dänischen und preußischen Regierung gefällt.

v. **Radowitz** ist preußisches Mitglied der Interims-Centralbundeskommission und zugleich Vorsitzender des Verwaltungsrathes des „bundesstaatlichen“ Einkönigsbündnisses. In Frankfurt großdeutsch und weit, in Erfurt kleindeutsch und eng, vertritt er dort die Tragödie, hier die Komödie der deutschen Einheit.

Staatsminister sind:

v. Bruck in Oesterreich, eben so

v. Schmerling, Anfangs Bundestagspräsident, dann erster Reichsminister und Reichsmephisto, zuletzt Bevollmächtigter für Oesterreich in Frankfurt. Dieser Reichsreineke war der „Freund Heinrich v. Gagerns“ und ist es vermuthlich noch heute. Er war auf Verlangen erst schwarz-roth-gold, dann schwarz-gelb.

v. Buttel in Oldenburg.

Jaup in Hessen.
v. Wydenbrugk in Sachsen-Weimar (war auch Bevollmächtigter in Frankfurt).
} Diese beiden Märzminister haben bis jetzt die Kunst verstanden, auf dem glatten Hoftanzboden die nöthigen Figuren auszuführen.

Muße zu Betrachtungen über den Wechsel der irdischen Dinge und über ihre eigene Schwäche und Unfähigkeit haben die verbrauchten und abgesetzten Märzminister:

Camphausen, auch gewesener preußischer Bevollmächtigter beim gewesenen Reichsverweser.
Gr. Schwerin, später Präsident der preußischen zweiten Minderheitskammer,
} in Preußen.

v. Beisler in Baiern, jetzt wieder Staatsrath im ordentlichen Dienste.

Römer in Würtemberg, der allerdeutscheste Sprenger der ersten deutschen Nationalversammlung, welcher seine strenge Beobachtung der Reichsverfassung durch das Wort erläuterte: „Ich handle, wie es mir konvenirt.“ Sein König hat ebenso gehandelt.

Hergenhahn in Nassau, früher nassauischer Bevollmächtigter in Frankfurt.

Die allerbesten Männer Deutschlands waren aber ohne Zweifel:

Heinrich v. Gagern an der Spitze, ein großer Mann unter seines Gleichen, ein Held unter deutschen Professoren, gewesener Märzministerpräsident von Hessen, gewesener Präsident der konstituirenden deutschen Nationalversammlung und als solcher Verkündiger der Nationalsouveränetät, welche er später hinwegdeutelte, gewesener Reichsmärzministerpräsident und Obererbkaisermacher. Dieser Reichsisegrimm war der „Freund Anton v. Schmerlings“ und ist es vermuthlich noch heute.

v. Beckerath, der Domprediger der deutschen Einheit,
Robert v. Mohl,
Heckscher, Berichterstatter der Reichsverwesereinholungsdeputation und Vorschneider der Malmöer Diplomatenpastete,
} gewesene Reichsmärzminister.

Bassermann, der zweimal Reichskommissär in Berlin war, als Ritter Georg alle Lindwürmer der Anarchie niederstach, Lobreden auf die Humanität der Kroaten hielt, und alle Gestalten der Welt, nur nicht die Feinde Deutschlands sah,
Mathy, zuerst Demokratenfänger und badischer Staatsrath, gewesener Reichskommissär in München, wo er die Anerkennung der Reichsverfassung nicht durchsetzte, auch nicht zur königlichen Tafel gezogen wurde,
} gewesene Reichsunterstaatssekretäre.

Max v. Gagern, der als Reichsabgesandter den Verhandlungen über den Malmöer Waffenstillstand aus der Ferne beiwohnte und kürzlich die in Nassau wirkenden Jesuiten lobte,
Fallati, **Widenmann**, **v. Würth**, } gewesene Reichsunterstaatssekretäre.

Von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit, nämlich der Zeit, da das deutsche Reich aus den Bureaus im Palaste der Eschenheimer Gasse bestand, zehren die gewesenen reichsministeriellen Drahtpuppen:

Grävell, „der Mensch“, bei dessen Reden das Parlament sich eben so gut unterhielt, wie bei der Verlesung des Protokolls. Er war der logische und organische Nachfolger Heinrich von Gagerns im Reichsministerpräsidium.

Detmold, großdeutscher Reichswitzbold, jetzt hannöverscher Bevollmächtigter bei der Centralbundeskommission.

Merk, der als Reichsfinanzminister die nicht eingehenden Matrikularbeiträge verrechnete, sowie auch die letzten Kreuzerbeiträge und Schulden der deutschen Flotte verwaltete.

Diplomatische Vertreter im Auslande waren:

Frhr. **v. Andrian**, Reichsgesandter in England, ein Edelmann mit feinen Kleidern und Manieren, als erster Vertreter Deutschlands eine interessante Abwechslung an einem interessanten Hofe.

Friedrich v. Raumer, der „historische“ Reichsgesandte in Frankreich, welcher so glücklich war, als Privatmann den Diktator Cavaignac besuchen zu dürfen.

v. **Rönne**, Reichsgesandter in Nordamerika.

Inländische Diplomatie trieben außer den bereits genannten noch folgende zwei Reichskommissäre:

Welker, der Mann mit den vielen Aemtern: Bundestagsgesandter, später Bevollmächtigter Badens beim Reichsverweser, Reichskommissär in Oesterreich und Lauenburg, Reichsgesandter in Schweden, Abgeordneter zur Nationalversammlung und zur zweiten badischen Kammer, Mitglied vieler Ausschüsse und vor allen Dingen — Professor und Hofrath. Er störte den Fürsten Windischgrätz nicht, welcher in Wien die Freiheit sammt dem Deutschthum niederkanonirte, und wurde in Olmütz von der Erzherzogin Sophie sehr gnädig empfangen und bewirthet. Später, als er gegen Friedrich Wilhelm von Preußen vergebens Sturm gelaufen, um dessen Königskrone zu einer Kaiserkrone zu befördern, hielt er noch einige donnernde Reden über die Reaktion und Verblendung der Fürsten.

Stedtmann, einer der 1001 Diplomaten, welche an dem Weichselzopfe des schleswig-holsteinischen Elends und der deutschen Schande drehen halfen; und die Bevollmächtigten deutscher Regierungen beim Reichsverweser, (außer den bereits erwähnten):

v. **Bothmer** für Hannover, auch gegenwärtig noch bei der Vierherrenkommission zu Frankfurt.

Sylvester Jordan für Kurhessen, welcher nebst einigen Andern wenigstens durch Alter und Gefängnißqual die Zaghaftigkeit erklären kann, mit

welcher so viele kräftige Männer in Kinderhemdchen von Frankfurt nach Gotha liefen.

Francke für Schleswig-Holstein, einer von den Schleswig-Holsteinern, welche dem Parlamente voranknieeten, als es der preußisch-russischen Kabinetspolitik Deutschlands Ehre vor die Füße legte.

Zachariä, für Anhalt-Bernburg.

Es wäre die höchste Ungerechtigkeit, an dieser Stelle Hrn. v. **Bally** zu vergessen, den ewigen Reichsjuden, den immerwährenden Kurier der ultramontanen Großdeutschen, welcher mit unaussprechlich wichtigen diplomatischen Geheimnissen von Hof zu Hof hausiren geht.

So wie die Genannten, sind auch die Nachfolgenden, welche zu Frankfurt auf dem Sumpfe der Centren obenauf schwammen oder im Lager der äußersten Rechten eine Rolle spielten, meistens Männer in Amt und Würden, als Verwaltungsbeamte, Richter, Professoren u. s. w., und zugleich Vertreter eines überaus winzigen Theils des „höheren“ Volkes in Berlin und Erfurt oder Mitglieder von Landesversammlungen:

Gr. **Arnim**, eine Säule des preußischen Junkerthums, der als erster preußischer Märzminister „der Zeit immer einen Schritt voraus war,“ alles auf breitester Grundlage verhieß und ausfertigte, und hinterher alle Verheißungen in's gerade Gegentheil ausdeutete. Was im gemeinen Leben Wortbrüchigkeit, heißt bei den Staatsjunkern ritterliche Ehre. Warum sagten die Herren nicht gleich im März, wie sie es meinten? Das Volk hätte dann die Revolution fertig gemacht.

v. **Vinke**, der Erfinder der 38 Nationen, die er bis auf eine später vergeblich in eine Kaiserkrone zu stecken trachtete.

Braun aus Bonn, **Buß**, **Clemens**, **Cornelius**, **Dieringer**, **Döllinger**, **Edel**, **Förster** aus Breslau, v. **Ketteler**, **Lassaulx**, **Phillips**, **Reichensperger**, **Sepp**, **Thinnes**, **Beda Weber**, die Bischöfe **Diepenbrock**, **Geritz**, **Müller**, **Sedlag**, und die Protestanten **Gfrörer** und v. **Linde**, lauter Ultramontane und Jesuiten vom reinsten Wasser.

Arndt, **Behr**, v. **Blumröder**, **Jahn**, ehrwürdige Trümmer ihrer selbst.

Beseler aus Greifswald, **Dahlmann**, **Droysen**, **Gervinus**, **Jak. Grimm**, **Schubert** aus Königsberg, **Stenzel**, **Waitz**, **Zachariä** aus Göttingen u. a., bei welchen man gelindestens sagen muß: Je gelehrter, desto dümmer.

v. **Bardeleben**, **Bauer** aus Bamberg, **Briegleb**, **Breusing**, **Friedrich**, **Henkel**, **Hollandt**, **Jucho**, **Jürgens**, **Mevissen**, **Pogge**, **Reh**, **Rüder**, v. **Saucken**, **Schneer**, v. **Somaruga**, **Veit**, **Vogel** aus Dillingen, **Wernher**, **Wippermann**, **Wurm**, **Wulfke**, **Zittel** und andere Dutzende vormärzlicher Freiheitsmänner, welche nebst ihren vor- und nacherwähnten Genossen zu Frankfurt als weißgekleidete Jungfrauen die Reaktion empfingen und großsäugten.

Biedermann, **Dahlmann** nocheinmal, v. **Herrmann**,	welche 1848 beinahe	Gesandter Reichsministerpräsidenten	geworden wären.

Rießer, der seine Mutter und Israels Befreierin, die Revolution, verläugnete.

Simson, der „Mitunterthan,“ stark in der Schwäche, muthig zur Demuth, ein Cato der Gefügigkeit, war nach dem edlen Heinrich von Gagern

Präsident der Nationalversammlung, dann Vicepräsident der preußischen zweiten Minderheitskammer, ist jetzt Präsident des angeblichen Volkshauses auf der Festung Erfurt.

Duncker, **Haym**, **Schwarz**, **Schwetschke**, die vier vormärzlichen Hallenser Reformkirchenlichter, zu Frankfurt getreue Chorknaben der Reaktion.

v. **Soiron**, der mit Hecker auf die Republik anstieß und jetzt den Prinzen von Preußen geburtstäglich betrinkspruchet, die „Humanität" der Standrechtsherrschaft in Baden rühmend.

Während die meisten Mitglieder der Rechten zu Frankfurt von Anfang an Renegaten waren, liefen einige später von der Linken zur Rechten über. Dahin gehören **Falk** und

Jordan für Freienwalde in Brandenburg, vor dem März atheistischer Dichter und äußerster Demokrat, im März Republikaner, wurde zu Frankfurt bald Ueberläufer und Reichsmarinerath, und macht noch jetzt Amtsreisen, um das ungestörte Verfaulen der deutschen Flotte zu überwachen.

Mehrere Mitglieder der Rechten sind gestorben. Fürst **Lichnowsky** und **v. Auerswald** fielen als Opfer des unglücklichen Septemberaufstandes.

Gestalten, welche zwischen der Rechten und Linken schwebten, waren: **Enyrim**, **Ad. Schmidt** aus Berlin, **Höfken** (jetzt österreichischer Ministerialrath), **Cetto**, **Bell** (war in der zwölften Stunde Reichskommissär in Baden), **Giskra**, **Mittermaier**, **Leue**, Frh. v. **Reden**, **Eisenmann** u. a.

B. Die Linke.

Von den etwas über hundert Abgeordneten zur Nationalversammlung, welche in Stuttgart tagten, ist ungefähr die Hälfte einem mehr oder weniger harten Schicksale verfallen; deßgleichen einige, welche früher ausgetreten oder in Stuttgart zu erscheinen verhindert waren.

Unangefochten zu Hause leben und sind größtentheils Mitglieder ihrer Landesversammlungen:

Bauernschmid, **Berger**, **Blumenstetter**, **Dietzsch** aus Saarbrück, **Heisterbergk**, **Hensel I. u. II.**, **Joseph**, **Kapp**, **Liebelt**, **Schuselka**, v. **Watzdorf** u. a., welche früher ausgetreten waren;

v. **Dieskau**, **Esterle**, **Freudentheil**, **Grubert**, **Mammen**, **Meyer** aus Liegnitz, **Vogel** aus Guben u. a., welche nicht mit nach Stuttgart gingen;

Christmann, **Claussen**, **Demel**, **Eisenlohr**, **Engel** aus Pinneberg, **Fehrenbach**, **Fetzer**, **Förster** aus Hünfeld, **Gulden**, **Hildebrand**, **Kuenzer**, **Langbein**, **Metz**, **Moritz Mohl**, **Mölling**, **Nagel**, **Nägele**, **Pattai**, **Pfahler**, **Rheinwald**, **Rödinger**, **Rühl**, **Schneider** aus Wien, **Schoder**, **Schott**, **Schüler** aus Jena, **Schulz** aus Weilburg, **Phil. Schwarzenberg**, **Spatz**, **Stockinger**, **Tafel** aus Stuttgart, **Tafel** aus Zweibrücken, **Uhland**, **Venedey**, **Vischer** aus Tübingen, Fürst **Waldburg-Zeil**, **Zimmermann** aus Stuttgart u. a., die in Stuttgart waren.

Drei Mitglieder: **Baur** aus Hechingen, **Brunk**, **Wirth** starben vor dem allgemeinen Siege der Reaktion.

Früher nach Amerika ausgewandert sind:

Mareck, **Schilling**.

Freigesprochen sind:

Thüssing vom Anwalts-Ehrenrath.

Bermbach, jetzt als Landwehrlieutenant vor ein Ehrengericht gestellt, **Jacoby**, **Levysohn** (wegen Preßvergehen noch im Gefängniß), **Temme**,	gerichtlich nach erlittener Untersuchungshaft.

Amnestirt ohne Urtheil sind, nach längerer Gefangenschaft:
Blumröder, **Haggenmüller**, **Kolb**, **Mayer** aus Ottobeuern.

Abgesetzt, oder suspendirt oder sonst gemaßregelt sind:
Berkmann, **Christ**, **Goltz** aus Brieg, **Hagen**, **Hehner** (versetzt), **Heubner** aus Zwickau, **Hönniger**, **Kolaczek**, **Kudlich** (aus Wien ausgewiesen), **Prato** (war eine Zeitlang gefangen), **Reitter**, **Reinhard**, **Roßmäßler**, **Scharre**, **Schmidt** aus Wurzen, **Tzschukke**, **Umbscheiden**, **Wigard**, **Wöhler** u. a.

Von der Heimath entfernt, aber in Deutschland leben:
Boczek, **Günther**, **Hedrich**, **Rank**, **Reitter** (s. oben), **Stark**, **Welter**.

Verbannt leben in der Schweiz, Frankreich, Belgien, England und Nordamerika 43 Abgeordnete, (von denen die meisten daheim angeklagt, mehrere aus der Schweiz ausgewiesen):
Brentano, **Culmann**, **Damm**, **Dietsch** aus Annaberg, **Eisenstuck**, **Erbe**, **Fallmerayer** (zurückgekehrt), **Fröbel**, **Gritzner**, **Hartmann**, **Hoffbauer**, **Hohlfeld**, **v Itzstein**, **Junghanns**, **Löwe**, **Meyer** aus Eßlingen, **Nauwerk**, **Peter**, **Rappard**, **Raveaux**, **Reichard**, **Reinstein**, **Richter** aus Achern, **Rösler** (vom Hohenasperg entkommen), **Ruge**, **Sachs**, **Schlöffel**, **Schlutter**, **Schmidt** aus Löwenberg, **Schmitt** aus Kaiserslautern, **Schulz** aus Darmstadt, **Schüler** aus Zweibrücken, **Schütz**, **Heinrich Simon**, **Ludwig Simon**, **Titus**, **Vogt**, **Werner** aus Oberkirch, **Wesendonck**, **Wiesner**, **Wolff** aus Breslau, **Würth**, **Bitz**. Auch ist zu nennen **Hecker**, der zweimal gewählt, aber von der Nationalversammlung ausgeschlossen wurde.

In Untersuchung ohne Haft befinden sich:
Bermbach (s. oben).
Gr. **Reichenbach** (war kurze Zeit verhaftet; das geheime Obertribunal hat, entgegen dem Ausspruch des ordentlichen Richters, die Wiederverhaftung befohlen).
Schaffrath (war eine Zeitlang gefangen).

In Untersuchungshaft werden gehalten:
Bogen, **Heldmann**, **Martiny**, **Mohr**;
Zimmer, auf Verlangen der österreichischen Regierung zu Berlin verhaftet und ausgeliefert.

Verurtheilt sind:
Levysohn (s. oben);
Trampusch zu drei Jahren, sitzt auf dem Spielberg;
Zimmermann aus Spandau, zu zwölf Jahren Festung, Kassation und Verlust der Nationalkokarde, in demselben Lande, wo vier Genossen freigesprochen waren;
Heubner aus Freiberg, zum Tode, Gefangener auf dem Königstein.

Standrechtlich erschossen sind:
Blum, **Trützschler**.

(S. Nachtrag in diesem Heft.)

Aus Hamburg.

1. Der politische Zustand.

Mit der am 23. Mai erfolgten Annahme einer neuen Staatsverfassung durch die erbgesessene Bürgerschaft ist denn endlich der Wall durchbrochen worden, welcher Hamburgs inneres politisches Leben von dem des ganzen übrigen Deutschlands abschied. Den Zuständen ist ein Ende gemacht, welche noch vor wenigen Jahren den aus dem inneren Deutschland mit politischer Bildung Kommenden in Hamburg sich so fremd fühlen ließen, wie auf einer fernen Insel. Die Idylle des politischen Stilllebens ist geschlossen; das grundeigenthümliche Hamburg hat sich den Formen fügen müssen, welche Europa als Organe der politischen Entwicklung herausgebildet hat.

Das ist die Errungenschaft des Jahres 1848 für Hamburg. Es ist die Emancipation von dem Patricierregiment mit der allgemeinen Versumpfung und Stockung, und der grenzenlosen Unwissenheit, die es im Gefolge hatte; es ist die Einführung des Wesentlichen der constitutionellen Monarchieen unter der festgehaltenen Firma der Republik; — denn also ist das Resultat zu bezeichnen, welches durch die an der Verfassung der Constituante vorgenommene Revision und durch die gesetzwidrige Octroyirung erreicht ist oder erreicht werden soll. Immer Resultat genug, wenn wir den Wust ansehen, der nun dem längst verdienten Untergang anheimfällt; viel zu wenig Resultat freilich für die Hoffnungen, unter denen im Septbr. 1848 die constituirende Versammlung gewählt wurde. Damals galt es weit mehr als eine geregelte Volksvertretung, einen in den anderwärts gewöhnlichen Formen und Schranken berathenden, gesetzgebenden Körper, einen wohlfeileren Senat, Trennung des Gerichtswesens von der Verwaltung, Schwurgerichte und das Uebrige, was durch die Verfassung vom 23. Mai erworben ist; es galt die Durchführung der wahrhaften Volkssouverainetät, also einen mit bloßer Executivmacht versehenen und innerhalb gewisser Zeiträume neu zu erwählenden Senat und das allgemeine Wahlrecht, es galt gründliche Verbesserungen in den materiellen und moralischen Zuständen des Volks, namentlich Aufhebung der Accise und Thorsperre, unentgeldliche für alle Confessionen und Volksklassen gemeinsame Staatsschulen, Verbesserungen in den Gewerbgesetzen. Schon die constituirende Versammlung hat Einiges hievon aufgegeben, weil sie die Aufgabe zu ungeheuer fand; mehr noch aber ist durch die revidirende Neunercommission und durch die in deren Sinne octroyirenden Staatsgewalten dem Volke entzogen worden. In der Verfassung vom 23. Mai ist dem Senat ein viel größerer Einfluß auf die Gesetzgebung künstlich zugetheilt, als ihm die vom 11. Juli v. J. (die von der Constituante angenommene) gewährte; und wenn auch im Falle eines Dissenses zwischen Rath und Bürgerschaft der letzteren die Entscheidung zustehen soll, so ist doch durch die ermüdende Procedur der Einigungsversuche hinreichend dafür gesorgt, daß der Senat seinen Willen erhält. Dem Senat gehört ferner die ganze Executivmacht und die Vertretung des Staats nach außen; und seine Mitglieder werden auf Lebenszeit gewählt (wobei die Bestimmung, daß dieje-

nigen, welche das 70. Jahr zurückgelegt haben, mit einer Pension von ⅔ des bezogenen Honorars austreten müssen, sehr unerheblich ist). Man hat also Alles dafür gethan, ihm diejenige Stellung zu verschaffen, welche in constitutionellen Monarchieen das Staatsoberhaupt inne hat; ja diese Stellung ist dadurch mit noch größerer Macht versehen als die des constitutionellen Herrschers, weil hier Fürst, Staatsrath und Ministerium in einem politischen Körper vereinigt sind, und keine unfreiwillige Entlassungen, wie bei Ministern, statthaben; nur die geringe Concession ist dem Grundsatze der Volkssouverainetät gemacht, daß die Bürgerschaft bei der Wahl der einzelnen Senatsmitglieder einen gesetzmäßigen Antheil hat. Diese dem Senat verliehene Macht bildete den Hauptgegenstand des Streits zwischen den Patrioten, denen es um eine möglichst hochstehende und starke Regierung zu thun war, und den Demokraten der Constituante, welche das Princip der Volkssouverainetät möglichst consequent durchzuführen suchten. Der Sieg ist den ersteren verblieben, weil die letzteren keine wahre Revolution gemacht, sondern den bestehenden Staatsgewalten die schließliche Ordnung der neuen Verhältnisse überlassen haben. In dem Sinne dieser letzteren und der von ihnen beauftragten Neunercommission lag es auch, das allgemeine Wahlrecht wieder zu streichen, welches durch die constituirende Versammlung dem Volke verliehen war. Nach der Verfassung vom 23. Mai sind nur diejenigen Hamburgischen Staatsbürger zur Wahl der 96 durch allgemeine Wahl zu ernennenden Mitglieder der Bürgerschaft berufen, welche eine Vermögens- oder Einkommenssteuer bezahlen und zur Zeit der Ausschreibung der Wahl mit derselben nicht im Rückstande sind. Obwohl jene Steuer erst durch ein organisches Gesetz regulirt werden muß, so geht doch die Absicht der Urheber der neuen Verfassung dahin, mittelst des so eingeführten Census ungefähr dieselbe Masse von der Wahl auszuschließen, welche jetzt keine Miethsteuer zahlt, d. i. ungefähr diejenigen, deren jährlicher Miethzins weniger als 40 Rthlr. beträgt. Ist schon hiedurch für die conservative Gesinnung der Bürgerschaft gesorgt, so ist dieß noch mehr durch die Zusammensetzung der anderen (ebenfalls aus 96 Mitgliedern bestehenden) Hälfte derselben geschehen, welche nicht aus allgemeinen Wahlen hervorgehen soll. Diese Hälfte zerfällt in zwei gleiche Theile, von denen der eine, also 48 Mitglieder von den bisher bevorrechteten erbgesessenen Bürgern, d. h. denjenigen Grundeigenthümern, die in ihren Grundstücken wenigstens 3000 Mark Spec. freies Geld haben, der andere, also ebenfalls 48 Mitglieder, von den Gerichten und den für Handel, Gewerbe, Unterrichtswesen und die wichtigeren Zweige der Verwaltung zu bildenden Deputationen erwählt werden. Die Ernennung dieser letzteren Classe von Abgeordneten ließe sich dadurch rechtfertigen, daß die allgemeinen Wahlen keine Garantie dafür in sich tragen, daß eine hinreichende Anzahl von Männern, welche in den einzelnen Branchen des Staatswesens Sachkenntniß und Erfahrung besitzen, jedesmal in die Bürgerschaft gewählt werden: die besonderen Wahlen der größeren Grundeigenthümer aber sind eine unnöthige Concession an die bisherigen erbgesessenen Bürger, deren bevorrechtete Stellung im Staate trotz des bornirten Schreiens und Lärmens, das von ihnen aus-

ging, lediglich aufzuheben war. Aber freilich die Octroyirung einer neuen Verfassung ließ sich nur mit den Erbgesessenen durchsetzen; und schon einmal (im März) hatten dieselben das Elaborat der Neunercommission, das ihnen der Senat zur Genehmigung vorgelegt hatte, verworfen. Ihnen mußte also ein Zugeständniß gemacht werden, wenn überhaupt eine neue Verfassung auf dem Wege der bisherigen Gesetzgebung möglich werden sollte. Mit den allgemeinen Staatsschulen für alle Stände und Confessionen hat die Verfassung vom 23. Mai sehr kurzen Proceß gemacht. Sie hat alles darüber Festgesetzte auf unabsehbare Zeit verschoben durch den Art. 108: „Das Unterrichtswesen soll nach Maßgabe der grundrechtlichen Bestimmungen durch ein Gesetz geordnet werden"; in Betreff der Grundrechte heißt es aber im Art. 7: „Die Grundrechte des deutschen Volks, wie sie endgültig werden festgestellt werden, gelten für den Hamburgischen Staat als Theil dieser Verfassung."

Trotz dieser vorläufigen Ausmerzung der gemeinsamen Schulen ist es der Pfaffenpartei nicht gelungen, die Christlichkeit des Hamburgischen Staats zu retten. Nicht ein einziger § ist in die Verfassung hineinoctroyirt worden, welcher dem Christenthum oder einer christlichen Confession in irgend einer Beziehung einen Vorzug zuspräche vor den übrigen Religionen oder vor der humanistischen Geistesrichtung; ja es finden sich in der ganzen Verfassung die Wörter „christlich" und „Christenthum" gar nicht vor. Halte man hiegegen die alte Verfassung, welche im buchstäblichen Sinne einen lutherischen Kirchenstaat aus Hamburg macht, indem sie auf die Eintheilung der Stadt in fünf lutherische Kirchspiele und auf die alleinige Staatsberechtigung der lutherischen Religionsbekenner begründet war.

Die neue Staatsverfassung ist daher schon in dieser Beziehung und in dieser vorallererst ein ungeheurer Fortschritt zum Besseren. Der vollzogenen Trennung der Kirche vom Staat schließt sich als der Hauptvortheil, den sie bringt, die Trennung des Gerichtswesens von der Verwaltung an. „Die Verwaltungsrechtspflege hört auf"; ebenso „steht der Polizei keine Strafgerichtsbarkeit zu." Die Nothwendigkeit jener Trennung war derjenige Punkt, in welchem seit langer Zeit alle politische Parteien in Hamburg übereinkamen. Daß das Gerichtsverfahren öffentlich und mündlich sein, und daß „in schwereren Straffachen, sowie über alle Anklagen wegen politischer Vergehen, Geschwornengerichte urtheilen sollen," sind Bestimmungen, die sich in einer jetzt ausgearbeiteten Staatsverfassung von selbst verstehen. Hinsichtlich der Wahlen zur Bürgerschaft hat bei der letzten Revision der demokratischen Partei das wichtige Zugeständniß der geheimen Stimmabgabe gemacht werden müssen. Die Unvernünftigkeit der von der Neunercommission zuerst angenommenen öffentlichen Abstimmung lag so sehr am Tage, daß ihretwegen hauptsächlich der zuerst vorgelegte Entwurf von der erbgesessenen Bürgerschaft verworfen wurde. Es war die verbissene, conservative Wuth, welche sich in jener Forderung aussprach; und die unpolitischen Erbgesessenen hatten wenigstens soviel Einsicht, daß sie diese ärgste Verhöhnung des Wahlrechts nicht zugestanden.

Wie wenig auch übrigens diese Verfassung im Ganzen den Princi-

pien der reinen Demokratie entsprechen möge, von denen man früher annahm, daß sie in einer Republik am leichtesten ihre Verwirklichung finden könnten: der Vortheil derselben wird allgemein anerkannt werden, daß sie der Intelligenz in Hamburg die Bahn öffnet für die von Anbeginn entbehrte Einwirkung auf die öffentlichen Zustände; daß mit ihr die Zeit abgeschlossen ist, wo der Dünkel grundeigenthümlicher Unwissenheit, auf sein Stimmrecht trotzend, hinter verschlossenen Thüren sich in bäuerischer Weise breit machen durfte, und der rohe Egoismus sich selbstzufrieden auch den dringendsten Reformen und Institutionen, über welche das ganze gebildete Deutschland einig war, zum Nutzen seines Beutels entgegenstemmte. Schon die constituirende Versammlung hat gezeigt, daß in öffentlicher Versammlung nur die Intelligenz zu Worte kommen und sich Geltung verschaffen kann, und daß die erwählten Volksvertreter unter den modernen Formen der Discussion eine ganz andere Staatsweisheit zu Tage fördern als die weiland persönlich Stimmberechtigten unter dem Vorsitz ihrer Oberalten in den fünf Kirchspielstuben.

Freilich hat es mit der Einführung der neuen Verfassung noch gute Weile, und tröstet man sich ächt spießbürgerlich mit der Meinung, daß, wenn man solange das Schlechte ertragen habe, es auf ein paar Monate mehr nicht ankommen werde. Vorerst soll die Neunercommission „zu den Behufs Einführung der neuen Verfassung erforderlichen organischen und transitorischen Gesetzen und zu den nöthigen Bestimmungen darüber, mit welchem Zeitpunkte die neue Verfassung oder einzelne Theile derselben in Wirsamkeit zu setzen seien, Vorschläge machen"; und erst wenn diese Vorschläge nach einander vom Senat gebilligt, der noch bestehenden erbgesessenen Bürgerschaft vorgelegt und von dieser mitgenehmigt worden sind, will der Senat die neue Verfassung verkündigen und die nöthigen Schritte zu deren Einführung thun. Ueber diesen Vorbereitungen wird bei der bekannten Schwerfälligkeit der zur Zeit noch im Gange befindlichen Staatsmaschine sehr lange Zeit vergehen; und schwerlich wird noch in diesem Jahre die ganze Verfassung in Wirksamkeit getreten sein.

Der Senat wird bei diesem mühevollen Werke die ganze Nothwendigkeit der preußischen Truppen fühlen. Hätte er dem Verfahren, welches er zum Zwecke des vermeintlichen Staatswohls eingeschlagen hat, den Weg des Rechts und der Ehre vorgezogen und im Verein mit der zur „Feststellung" der Verfassung in aller Form Rechtens berufenen constituirenden Versammlung die von dieser am 17. Juli v. J. endgültig beschlossene Staatsverfassung, zu welcher dieselbe mit unerhörtem Fleiße auch die sämmtlichen zuerst nothwendigen organischen Gesetze am 17. Juli geliefert hatte, zur Ausführung gebracht: so wäre zwar viel Widerspruch von Seiten conservativer Jesuiten gegen ein solches energisches Verfahren erhoben worden; aber die rechtliche Gesinnung der großen Mehrzahl der Einwohner und die Macht der demokratischen Partei insbesondere würden die Stadt gegen jede Störung der öffentlichen Ruhe vollkommen gesichert haben; und wahrscheinlich würde schon jetzt die neue Verfassung vollständig in's Leben getreten sein. Der Senat hat aber den Staat

lieber in eine dauernde Abhängigkeit von Preußen bringen und mit der großen Last preußischer Besatzungstruppen beschweren wollen, als eine Verfassung zulassen, die ihn zu weit seiner bisherigen Macht entkleidete, und ihm ein zu großes Maß demokratischer Elemente zu enthalten schien. Hamburg ward von den Conservativen mit allem Fleiß als ein Mittelpunkt der norddeutschen Demokratie verschrieen. Die Furcht vor der neuen Verfassung war so groß, daß man sogar die Gefährdung des freien Handels für die Sicherung vor ihr in Kauf nahm, und sich ohne eine den Handel schützende Clausel dem preußischen Staatenbündniß anschloß, mit welchem man einen festen Wall gegen die Fluthen der Demokratie zu errichten glaubte. Die constituirende Versammlung hätte sich niemals mit solcher Unbesonnenheit Preußen in die Arme geworfen, wie es der Senat und die erbgesessene Bürgerschaft gethan haben. Die constituirende Versammlung hätte aber die wahrhaften Staatsinteressen in's Auge gefaßt, unter denen der freie Handel in der vordersten Reihe steht, anstatt des persönlichen Interesses einiger weniger Bevorrechteten. Diese Bevorrechteten schloßen gewissermaßen einen gegenseitigen Assecuranzvertrag mit Preußen. Sie legten für den deutschen Norden zum Gelingen des Unionsstaates das große Gewicht Hamburgs in die Wagschaale; Preußen hinwiederum macht sich eben durch den Unionsstaat verbindlich, die Pläne der Demokratie in Hamburg niederzuhalten und die vom Volk Bedrohten gegen das Volk zu schützen. Ob daher die jetzt noch in Hamburg (seit dem 13. Aug. v. J.) befindlichen preußischen Truppen, deren officieller Zweck die Bildung einer Art von Rückhalt und Reserve für die in Südschleswig stehenden Truppen ist, daselbst belassen werden oder nicht, ist gleichviel: der Unionsstaat, an welchem Hamburg am treuesten unter allen Staaten des Nordens festgehalten hat, weil es (d. h. die Hamburgischen Staatsgewalten) desselben am Allernothwendigsten bedarf, ist ja verpflichtet, jederzeit, wenn es nöthig ist, zur „Sicherstellung des Staats" zu Hilfe zu kommen; und diese Hilfe findet ihre schnelle Beförderung auf der Hamburg-Berliner Eisenbahn. Die Hamburger Patrioten haben also in ihrer Weise klug operirt; „die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte." Die constituirende Versammlung ward bei ihrem Zusammentritt durch einen Eid verpflichtet, die bestehenden Staatsgewalten in ihrer verfassungsmäßigen Wirksamkeit anzuerkennen und sich jeden Eingriffs in die laufende Staatsverwaltung zu enthalten; damit war sie zur Unthätigkeit verurtheilt bei allen politischen Acten des Senats, auch bei denjenigen, welche auf die von ihr beschlossene Verfassung selbst Bezug hatten; und eben als man dazu vorschritt, ihre Verfassung unter die Füße zu treten, sichert man sich durch den Beitritt zu dem Unionsstaate die dauernde Unterstützung Preußens.

Die constituirende Versammlung hat sich noch nicht aufgelöst; sie steht deshalb trotz ihrer Ohnmacht vor dem bösen Gewissen noch immer wie ein Gespenst da, und ihre Schattenexistenz wird wie ein Fluch über das Werk vom 23. Mai empfunden. Auch wandelt Den und Jenen die Furcht an, daß sie wohl bei gewissen Eventualitäten wieder hervortreten und ihre rechtmäßige Existenz für die rechtmäßige Verfassung geltend

machen möchte. Es ist daher jetzt um verfassungsmäßige Tödtung dieses politischen Körpers, der nicht freiwillig sterben wollte, zu thun; und ist bereits der Rathsantrag an die erbgesessene Bürgerschaft auf Erklärung der Auflösung der constituirenden Versammlung gedruckt, „damit jeder etwaige Zweifel vermieden werde, daß deren Aufgabe durch den Rath- und Bürgerschluß vom 23. Mai, kraft dessen eine neue Verfassung für den Hamburgischen Staat beliebt worden, anderweitig erledigt sei, und daraus das Aufhören jener Versammlung von selbst folge.“ Erst wenn diese Proposition angenommen ist, werden die Zionswächter des alten Hamburg sich wegen der vollbrachten Staatsstreiche ruhig schlafen legen.

2. Die Bildungs-Anstalten der Frauen-Vereine.

Die Kritik und das Regiren erkälten, das Schaffen des Lebensvollen erwärmt. Nachdem wir die politischen Zustände Hamburgs durchmustert haben und in dem Resultate der neuesten Bestrebungen das Vernünftige und Dauer Verheißende nur schwach sich durchbrechen gesehen unter dem Wust des Verkehrten und Unhaltbaren, wird es wohlthun, noch einen kurzen Blick auf dasjenige zu werfen, was gleichzeitig mit den wechselvollen Ereignissen des Verfassungskampfes als reines Produkt der freieren Ansichten und der tieferen Erfassung der Menschennatur in Hamburg zur festen Gestaltung gediehen ist. Es sind dieß verschiedene Bildungsanstalten, welche die geräuschlose, aber unermüdliche und aufopfernde Thätigkeit mehrerer Frauenvereine in's Leben gerufen hat. Auf Ronges Anregung hatte sich im Jahre 1846 ein Frauenverein zur Unterstützung der mittellosen, deutschkatholischen Gemeinde gebildet; dieser engbegrenzte Zweck konnte auf die Dauer den Frauen nicht genügen, die, nachdem sie sich einmal auf Grund wesentlich-gleicher Anschauungen vereinigt hatten, ihren Idealen und Grundsätzen auch nach dem Maße ihrer materiellen Kräfte Ausdruck und Geltung verschaffen wollten. Dem Zweck der Unterstützung der Deutschkatholiken ward daher nach einiger Zeit der der Unterstützung freisinniger Bestrebungen überhaupt beigefügt; und nachdem allmählig noch sehr viele Frauen sich dem Stammverein angeschlossen hatten, bildeten sich nach einander einzelne specielle Gegenstände heraus, denen sich die einzelnen je nach ihrer verschiedenen Neigung vorzugsweise zuwandten. Neben der Armen- und Krankenpflege, in deren Interesse man eine organisirte Verbindung mit den Armenpflegern der Stadt und einen gegenseitigen Unterstützungsverein von Handarbeiterinen herstellt, trat namentlich die Errichtung von Kindergärten als eine der vorzüglichsten Aufgaben hervor. Zwar gab es schon drei dergleichen Anstalten in Hamburg; aber einestheils sind dieselben wegen des allzuhohen Preises nur den Kindern der Wohlhabenden zugänglich, anderntheils war es darum zu thun, ein allgemeineres Interesse bei der Hamburgischen Bevölkerung für die Bildungsmethode jener Spielschulen zu erregen, und dadurch die Errichtung solcher auch für die niedere Classe und für diese vornehmlich zu einer städtischen Culturangelegenheit zu erheben. Zu diesem Zwecke reisten zwei Frauen nach der Schweiz und beriefen von dort Herrn Friedrich Fröbel, den Stifter der Kindergärten, zu einem

Cyclus von Vorlesungen über den Gegenstand und zu praktischer Ausbildung von Kindergärtnerinen nach Hamburg. Zugleich mit ihm sahen sich die Frauen veranlaßt, auch Carl Fröbel, dessen Neffen, der damals einer Erziehungsanstalt in der Schweiz vorstand, nach Hamburg einzuladen. Der erstere entsprach zwar den von ihm gehegten Erwartungen im Ganzen wenig, da er außer der Kindergartenangelegenheit selbst nicht das Geringste, namentlich für die Frauenwelt, darbot, was Interesse für ihn erregen konnte; weßhalb auch seine Vorlesungen sich nur eines geringen Besuches zu erfreuen hatten; dennoch gelang es denen, welche sich über ästhetische Mängel hinwegzusetzen und den inneren Werth der Sache selbst zu erfassen wußten, die erforderlichen Mittel zur Einrichtung eines Bürgerkindergartens zu schaffen, welcher unter Fröbels eigener Anleitung im Lokal des Arbeitervereins hergestellt worden ist und den Kindern unbemittelter Leute gegen Zahlung eines ganz geringen wöchentlichen Beitrags die treffliche Ausbildung ermöglicht, welche bisher nur vornehmere Kinder erlangen konnten. Aus der Mutter- oder Normalanstalt Keilhau bei Rudolstadt berief Fröbel ein von ihm dort zur Kindergärtnerin gebildetes Mädchen zur Leitung des Instituts; und diese hat in der kurzen Zeit ihres Wirkens einen solchen Schwung in die daran theilnehmende Kinderwelt gebracht, daß bereits jetzt die Errichtung noch mehrerer Bürgerkindergärten in Angriff genommen wird, weil die Nachfrage nach dem ersten zu stark geworden ist. Es fehlt nur an den zur Leitung solcher Anstalten genügend vorbereiteten jungen Mädchen, da der von Fröbel selbst während seines Aufenthalts in Hamburg gebildeten viel zu wenig sind. Die Wohlthat der Kindergärten in intellectueller und moralischer Beziehung lassen wir hier des beschränkten Raumes wegen unerörtert; möchte bald ganz Deutschland sich für den Gebrauch dieses in seiner inneren Vernünftigkeit und Vollendung einzig dastehenden Erziehungsmittels vereinigen!

Zu derselben Zeit, wo Friedrich Fröbel seine Vorlesungen hielt, ward von Prof. Carl Fröbel und seiner Gattin Johanne die schon seit langer Zeit von ihnen beabsichtigte Gründung einer Hochschule für das weibliche Geschlecht betrieben; und wir finden für diesen Zweck wiederum einen anderen Kreis von Frauen, der sich unter dem Namen „Bildungsverein“ von jenem großen Verein abgezweigt hat, beschäftigt. Durch große persönliche Opfer der einzelnen Mitglieder gelang es auch noch während des vergangenen Winters, die Anstalt in's Leben zu rufen und ihr eine für den Anfang genügende Zahl von Schülerinen und Pensionärinen zuzuführen. Sie ward im Jan. d. J. eröffnet und Carl Fröbel als Rector derselben angestellt. Die Idee und den Plan derselben hat der Genannte selbst näher entwickelt in einer Brochüre, welche den Titel führt: „Hochschulen für Mädchen und Kindergärten, als Glieder einer vollständigen Bildungsanstalt, welche Erziehung der Familie und Unterricht der Schule verbindet. Nebst Briefen über diesen Gegenstand.“ Von Carl Fröbel und Johanne Fröbel, geb. Küstner. Der allgemeine Zweck liegt in einer „über die Grenzen des gewöhnlichen Schulunterrichts hinausreichenden Fortbildung“; im Besonderen aber wird beabsichtigt, freiere Ideen auf dem gründlichen Wege des Erken-

nens vorerst in die vornehmere Frauenwelt einzubürgern und ihnen so unverwüstliche Geltung und allseitige Verwirklichung zu bereiten. Auf die vornehmere Welt wird zunächst hingearbeitet, weil die derselben angehörenden Frauen einen weiteren Einfluß haben; deßhalb findet man für's Erste die hohen Preise nicht zweckwidrig, welche jetzt für die Theilnahme an dem Institut verlangt werden; diese letztere geschieht entweder nur durch den Besuch aller oder einiger Lehrstunden, hinsichtlich dessen die volle Freiheit der deutschen Universitäten stattfindet, oder zugleich durch Aufnahme in die innerhalb der Anstalt befindliche Pension, die, unter der Aufsicht von Fröbels Gattin stehend, namentlich den Zweck hat, auswärtigen jungen Damen die Benützung der Hochschule zu ermöglichen. Schon bei den Lehrstunden wird außer dem wissenschaftlichen Unterrichte theilweise auch die Bildung von Lehrerinen bezweckt; noch mehr aber tritt in der Pension eine gewisse unmittelbar-praktische Bildung zu der mehr theoretischen der Wissenschaften hinzu. Die Pensionärinen werden „für das praktische und das gesellige Leben gebildet.“ Das erstere betreffend, werden sie „auf möglichst zweckmäßige Weise mit den Haushaltsgeschäften und der dazu nöthigen Buchhaltung vertraut gemacht,“ und in dem zur Anstalt gehörenden Kindergarten lernen sie „die erziehende Beschäftigung und die naturgemäße Behandlung der Kinder kennen.“ Die Bildung für das Letztere wird theils durch das Beisammensein in der Anstalt selbst, theils durch die Familien des Bildungsvereins und die ihnen sich anschließenden in der Art gefördert, daß die möglichste Freiheit mit einer wenig fühlbaren Aufsicht und Oberleitung verknüpft wird. Die Anstalt hat bis jetzt 5 solcher Pensionärinen, unter denen 4 auswärtige. Der enorme Preis von jährlich 400 Rthlrn., der durch verschiedene Bedürfnisse sich auf ca. 500 erhöhen wird, kann nicht dazu dienen, viele auswärtige anzulocken, obwohl er jetzt zur Erhaltung des Instituts nothwendig sein mag. Auch das Honorar von 1 L'dor für eine halbjährliche Vorlesung von 2 oder 3 Stunden wöchentlich, welches die Nicht-Pensionärinen zu zahlen haben, ist höher als an den meisten Universitäten, und gibt deßhalb natürlich zu bitteren Angriffen Veranlassung; eher ließe sich der jährliche Preis von 80 Rthlrn. für den ganzen Unterrichtscursus gutheißen, wenn alle Vorlesungen zu Stande kämen, und eine Dame an allen theilnehmen würde und könnte. Das größte Verdienst um die Anstalt hat der Director der jüdischen Freischule, Dr. Rée, nicht nur durch seinen eigenen Unterricht und den Einfluß auf die innere Einrichtung, sondern auch dadurch, daß er zum Lehrer der Geschichte und der Geographie den Dr. Bröcker aus Augsburg hat berufen lassen. Wir geben zum Schluß noch die für das gegenwärtige Sommerhalbjahr angesetzten Unterrichtsgegenstände an: Französische Schriftsteller, 3 St. (Dr. Bröcker), Englische Schriftsteller, 3 St. (Prof. Fröbel), Deutsche Dichter, 2 St. (Dr. Rée), *Allgemeine Geschichte, 2 St. (Bröcker), Deutsche Geschichte, 2 St. (Bröcker), Politische Geographie, 2 St. (Bröcker), Zahlen- und Raumlehre, 3 St. (Fröbel), Astronom. Geographie, 1 St. (Deutschkathol. Prediger Weigelt), Physik, 2 St. (Rée), Botanik, 1 St. (Dr. Steetz), *Deutsche Sprachlehre, 2 St. (Rée), Denklehre, 2 St. (Fröbel), Erziehungslehre,

2 St. (Fröbel), *Anleitung zum Zeichnenunterricht, 2 St. (Fröbel), Zeichnen, 1 St. (Hottomley.) Die mit * bezeichneten Unterrichtsgegenstände werden mit besonderer Rücksicht auf Lehrerinen behandelt.) Für die Pensionärinen kommen außerdem Conversationsübungen im Französischen und Englischen und Singen hiezu. (Unterricht in Instrumentalmusik muß von ihnen besonders bezahlt werden.) — Jede etwa erforderliche Auskunft über die Anstalt gibt der Vorstand des „Hamburgischen Bildungsvereins deutscher Frauen.“

Die Finanzlage Oesterreichs.

„Die Regierung hatte wiederholt versprochen, sie werde den Nennwerth der Banknoten nicht herabsetzen, das Volk vertraute ihr, es erwartete nicht weniger, als daß aus jedem Gulden Bankzettel einmal ein Gulden Geld werden würde, gleich den Gulden Theresia's oder Joseph's ... Aus 100 Gulden waren nun 20 geworden. Mehrere Staatsgläubiger hatten der äußersten Noth getrotzt, um ihre Papiere zu erhalten. — „„Wenn die Regierung wieder zu Geld kömmt, wird sie zahlen, wird sie vollständig zahlen. Kommt gutes Geld, so sind wir geborgen.““ — Alle, alle diese Hoffnungen waren dahin! Die Leute waren um ihre Lebensaussichten gekommen, sie verzweifelten. Die Donau verschlang da manchen Leichnam, und wer zählt die Kugeln, welche im März 1811 das Unrecht der Regierung ausglichen?“

So berichtet Tebeldi über das Patent vom 20sten Februar 1811, durch welches die österreichischen Staatsschuld-Verschreibungen auf die Hälfte ihrer Zinsen, die Bankzettel und das Kupfergeld auf ⅕tel ihres Nominalwerthes herabgesetzt wurden.

Für die Bankzettel in Wiener-Währung wurde das Fünftel in Einlösungsscheinen: 212,159,750 Gulden nach §. 4 des Patentes als einziges Papiergeld des Staates ausgegeben, und bestimmte §. 5, daß nie mehr als diese Summe in Umlauf gesetzt werden soll.

Fünf Jahre später waren außer dieser Summe noch 468 Millionen Papiergeld in Anticipationsscheinen ausgegeben; man reducirte diese Papiere und die seit 1811 ebenfalls vermehrte Staatsschuld abermals.

Es wiederholte sich die Erschütterung, welche im Jahre 1811 den Wohlstand von Tausenden und das Leben von Hunderten gekostet hatte.

Beide Katastrophen haben in Oesterreich die Lebenden aus eigener Anschauung, aus den Sorgen im elterlichen Hause oder aus den geschmälerten Erbtheilen kennen gelernt, in den Straßen Wiens werden sie durch manchen Mann am Bettelstabe daran erinnert.

Natürlich ist es daher, daß der Gedanke an die Finanzlage des Vaterlandes dem Oesterreicher das Bild jener Ereignisse lebendiger in die Seele drängt, und daß ihm stets die Frage nahe liegt: welcher Unterschied liegt zwischen den Verhältnissen von jetzt und von damals?

Wir wollen daher auch hier den Vergleich unsern Betrachtungen vorausschicken. Es ergibt derselbe:

	1811	1816	1850
Staatsschuldverschreibungen	795,111,000	300,000,000	975,000,000
Papiergeld und Banknoten	1,060,798,000	680,000,000	333,000,000
	fl. 1,855,909,000	980,000,000	1,308,000,000

Die Summen der Staatsschuldverschreibungen haben wir nach dem Betrage der jährlichen Last zu 5% ermittelt, wobei zu berücksichtigen bleibt, daß gegenwärtig allerdings eine Tilgungsrente in jener Summe inbegriffen ist, daß aber auch eine unverzinsliche Schuld besteht, welche jener im Capitale das Gegengewicht hält, und daß zu den früheren Epochen baare Gelder in den Staatskassen oder von England, Frankreich und Neapel zu fordern waren, was diesmal nicht der Fall ist.

Die Summe des gegenwärtigen papiernen Umlaufes ergibt sich aus der Summe des Banknoten-Umlaufes von 245 Millionen, abzüglich des vorhandenen Baarfondes von 30 Millionen, also

	215	Millionen,
3% Kassenanweisungen (abzüglich der in den Staatskassen befindl.)	54	»
Anweisungen auf die ungarischen Landeseinkünfte	35	»
Lombardisch-Venecianische Tresorscheine	16	»
Münzscheine	6	»
Einlösungsscheine	7	»
	333	Mill. Gulden Conv.-Münze.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die Schuldenlast von 1811 ungleich größer war, als die gegenwärtige, nicht nur nach den Zahlen, sondern auch im Verhältnisse zu der Ausdehnung und Bevölkerung der Monarchie, so kann man sich doch unmöglich verbergen, daß im Vergleich mit der Summe, welche im Jahre 1816 eine neue Katastrophe in der österreichischen Schuldenmanipulation herbeiführte, zu einer Zeit, wo die Monarchie so groß wie heute, und zu einem Anspruch auf 150 Millionen Gulden Kriegskontributionen berechtigt war, die gegenwärtige Schuldenlast ernstes Bedenken allerdings erregen muß. Dieses Bedenken muß um so schmerzlicher sein, als nicht übersehen werden kann, daß wenn es sich durch einen dritten Bankerott rechtfertigen würde, die Verwüstung in den Vermögensverhältnissen der Staatsgläubiger und in denjenigen ihrer eigenen Gläubiger ungleich größer als früher sein müßte, weil damals die Entwerthung allmählig vor sich gegangen war, und bei Erscheinen der Patente mehr der Verlust legalisirt als veranlaßt wurde, mehr die Hoffnungen und den moralischen Credit, welchen die Versprechungen der Regierung bisher noch genossen, als die Capitalien und den faktischen Credit zerstörten. Es waren bei Erscheinen der Patente nach dem Curswerth:

1811: fl. 1856 Millionen Bankzettel-Valuta à 815
= **225,000,000** Gulden Silber

(wobei die zeitweilige Abweichung bis zum Curs von 1800 gar nicht berücksichtigt ist);

1816: fl. 980 Millionen Wiener-Währung à 350
= **280,000,000** Gulden **Silber**
(wobei ebenfalls die zeitweilige Abweichung bis zu 500 nicht berücksichtigt ist).

Gegenwärtig, nach dem Silber-Agio von 20 Prozent, stellt die Staatsschuld von

fl 1308 Millionen Bank-Valuta

ein durch Finanzpatente zu bedrohendes Capital von

1048 Millionen Gulden **Silber** dar! —

Die Gefahr für das Eigenthum ist also etwa fünfmal größer als 1811 — und viermal größer als 1816.

Diese Zahlen sind in's Auge zu fassen, wenn man die Wirkung berechnen will, welche Maßregeln wie die der früheren Patente heute hervorrufen würden. Das Maaß des Unglücks würde ungleich erschütternder sein, als damals, und der Finanzmann kann nicht von der Ueberwindung der Folgen in jenen Zeiten auf diese in den unsrigen schließen. Man mag sagen, daß es immerhin besser sei, die Valuta verliere jetzt nur 20 Procent, anstatt 50 oder 80 Procent wie früher, man kann gegen unsere Rechnung einwenden, daß nach ihr die Gefahr größer wäre, je näher das Papiergeld an pari stehe — Beides widerlegt aber nicht, daß das bereits vorhandene Agio das Dasein der Gefahr ankündiget, welche die Curse auf den Stand in den früheren Epochen herabzubringen bisher nur durch Zufälligkeiten abgehalten ist, und daß die allmählige Entwerthung, wie sie namentlich bei der ersten Crisis sich im Laufe von 10 Jahren ergeben hat, weniger empfindlich war, als ein Staatsbankerott, welcher bei 20 Procent Agio erklärt würde.

Zweierlei muß bei dem Anblick der österreichischen Staatsschuld sich als Frage aufdringen: erstens, woher sie entstanden sei, und zweitens, wie es kommt, daß Oesterreich sich durch Summen dem Bankerotte nahe gerückt sieht, welche im Vergleiche zu denjenigen anderer Länder keineswegs bedeutend scheinen?

Die ordentlichen Einnahmen und ordentlichen Ausgaben Oesterreichs haben, abgesehen von der Staatsschuld in den Jahren von 1817 bis 1849, einen großen Ueberschuß ergeben.

Es betrugen die Brutto-Einnahmen durchschnittlich 140 Millionen Gulden per Jahr, oder 4480 Millionen in 32 Jahren. Dagegen wurden ausgegeben

für die Armee	2080	Mill.,	
Steuerhebung	370	„	(ausschließlich des Ankaufs von Material zu Taback- und Salzfabrikation, von Bergbau und Post-Auslagen 2c.)
Hofstaat	135	„	
Allgemeine Verwaltungs-Auslagen: Ministerien, Polizei, politische Fonds und Anstalten 2c.	1215	„	
	circa 3800	Millionen.	

Wenn aber die laufenden Einnahmen einen so bedeutenden Ueberschuß über die Ausgaben auswiesen, so ist lediglich in den sogenannten Creditoperationen die Ursache der Schuldenanhäufung zu suchen.

Diese Creditoperationen theilen sich in der That nur in zweierlei Gattungen, geschaffen durch eine Ursache: die eine bestand in den Geschäften mit der sogenannten österreichischen Nationalbank, an welchen derselben über 100 Millionen Gulden Gewinn erwachsen sind, die andere in den Anleihen, welche gemacht werden mußten, um dieser Bank die Mittel zu liefern, jene Geschäfte mit dem Staate zu machen. Beide sind die Quelle der österreichischen Staatsschuld seit 1816.

Von dem Komischen bis zum Tragischen, von dem Einfältigen bis zum Nichtswürdigen — Alles läßt sich in dem Verkehre zwischen Bank und Finanzverwaltung in Oesterreich nachweisen, und der Lloyd hat eben nur einen der Momente herausgegriffen, indem er vom Betruge sprach, welcher dem Institute vorzuwerfen sei. Die Aufzählung einzelner Geschäfte wird dies erklären.

Wie wir schon gesehen haben, betrug 1816 die Staatsschuld
etwa: 300 Mill. Gulden Obligationen auf 5 Procent reducirt.
680 „ „ Papiergeld (Einlös- u. Anticipationsscheine).
980 Mill. Gulden.

Bei dem Durchschnitts-Curs von 350 würde die baare Einlösung des Papiergeldes nicht ganz 200 Mill. Gulden Silber erfordert haben, welche Summe die Finanzverwaltung theils vorräthig, theils im Laufe weniger Jahre als Kriegscontributionen zu empfangen hatte. Die Reduction der Staatspapiere zum gleichen Curse auf Conventions-Münze würde bei der Steigung des Credits und der Curse, welche der Papiereinlösung gefolgt wäre, jedem Inhaber ein Vortheil gewesen sein.

Diese beiden einfachen Maßregeln wurden verschmäht. Man hatte etwas gehört von der Nützlichkeit der Banken. Daß England in alle Staatskassen des Continents Geld spie, um dafür Menschen für die Schlachtfelder von den allerchristlichsten Königen und Vätern der Völker zu erlangen, legte die Fabel nur der Alchymistik der englischen Bank bei. Genz schwärmte im Beobachter und in der Augsburger Allgem. Zeitung, die damals wie heute allen Unsinn druckte, wenn er von protegirender Hand kam, von den Reichthümern, welche die Banken herbeiführen, und die Errichtung einer solchen wurde dann beschlossen.

Die Finanzmänner verabredeten sich mit den Börsenmännern, und das Kind trat in die Welt.

Sie sollte eine unabhängige Privatbank sein, sie fing ihre Laufbahn mit Regierungsgeschäften an.

Die Bank sollte auf 50,000 Aktien gegründet werden, dadurch erworben, daß man 2000 Gulden in Papiergeld und 200 Gulden baar einlegte, welche Zahlen später auf 100,000 Aktien von 1000 Gulden Papiergeld und 100 Gulden baar abgeändert wurden.

Für die auf diese Weise eingehenden Papiergelder empfing die Bank Obligationen, welche nach dem Tilgungsplan im Laufe von 3 Jahrzehnten durch eine Rente eingelöst werden sollte, die genau **fl. 107. 42 kr.** Conv.-Münze für 100 Gulden Wiener-Währung ergab.

Da 50,621 Aktien ausgegeben, die übrigen aus Speculation zurückgehalten wurden, so hat der Staat auf diese Weise 50,621,000 Gulden Wiener-Währung Papiergeld mit 54¼ Mill. Gulden Conv.-Münze neue Verbindlichkeiten eingelöst.

Ferner wurde die Bank beauftragt, Papiergeld für Rechnung des Staates in der Weise einzulösen, daß sie für je 140 Gulden Papiergeld 40 Gulden C.-Münze Banknoten und 100 Gulden in einer zu 1 Procent verzinsbaren Obligation, diese zu 20 Gulden C.-Münz gerechnet, also 60 Gulden gab.

Auf diese Weise wurden 26,311,320 fl. Papiergeld eingelöst, während die daraus für den Staat hervorgehende Schuld an die Bank und an die Obligations-Inhaber nahe an 16 Millionen betrug.

Da die Papiergeld-Inhaber diese Art der Conversion für vortheilhaft fanden, und der Zudrang dazu zunahm, hielt die Bank es für klüger, sich von der bereitwilligen Finanzverwaltung die Erlaubniß zu verschaffen, diese Methode einzustellen, und zwar um vom Staate das Geld für die Banknoten und auch die Obligationen zu nehmen, das Papiergeld aber an der Börse anzukaufen. Demzufolge kaufte sie allmählig 20,013,914 Gulden Papiergeld anstatt mit 12 Mill. mit 8 Millionen Gulden ein, bei welcher Operation sie natürlich ein Interesse hatte, den Curs des Papiergeldes an der Börse zu drücken, was ihr auch so gelang, daß von 283 im Juni 1816 der Curs im März 1817 383 gesunken war; das war die weise Methode, mit welcher man die Hoffnungen verwirklichte, die man für die Wohlthätigkeit einer Bank erweckt hatte.

Die von der Bank bei diesen Einlösungen in Banknoten gemachten Auslagen von 12⅓ Millionen Gulden vergütete ihr die Finanzverwaltung sogleich baar.

Im October 1816 machte der Staat eine Arrosirungs-Anleihe, bei welcher er für eine ursprünglich 6% Zinsen tragende Obligation und 80 fl. Wiener-Währung Papiergeld und so fort ein höherer Betrag Papiergeld, je niedriger der Zinsfuß der Obligationen war, hundert Gulden in einer neuen Schuldverschreibung (Metalliques) zu 5 % in Convent.-Münze verzinsbar, gewährte.

Hiedurch löste der Staat etwa 129 Mill. Gulden Papiergeld und 129 Mill. 5% Obligationen in alter Valuta (oder 64½ Mill. Gulden Obligationen auf 5 % Interessen Wiener-Währung reducirt) ein, und stellte dafür 128 Mill. Gulden 5 % Metalliques aus.

Endlich beauftragte der Staat die Bank, die noch außerdem ausstehenden 450 Mill. Gulden Einlösungs- und Anticipationsscheine zum festen Curs von 250 für 100 fl. Conv.-Münze einzulösen, und zwar auf Grundlage eines Vertrages, der unter anderem auch folgende Bedingungen enthielt.

„Anstatt der Tilgungs-Rente für die durch Aktien-Einlagen eingegangenen Papiergelder oder dafür ausgestellten 2½ % Obligationen löst der Staat diese sofort zu 50 %, also mit 23,232,000 fl. baar ein.

Zur Deckung der 180 Mill. fl. Conv.-Münze erfordernden Einlösung der noch ausstehenden 450 Millionen Gulden Papiergeld zahlt der Staat sofort 10 Millionen Gulden baar,.

und 30 „ „ in Raten,

für 140 „ „ stellt er 4 % Schuldverschreibungen aus, für welche er überdies zu 70 % weitere 5 % Obligationen als Subsidiar-Hypotheke stellt, sich aber verbindlich macht, den Betrag in

jährlicher Rente von 1,400,000 Gulden und den zuwachsenden Interessen zu bezahlen. . . . .

Der Staat übernimmt die noch nicht ausgegebenen 49,379 Aktien zu 610 Gulden per Stück." . . . .

Durch diesen Vertrag sicherte sich die Bank also

23,232,000 fl. } zugesicherte Zahlungen,
40,000,000 fl. }
und 30,121,190 fl. für die Aktien,

93,453,190 fl. baar, während sie ein Geschäft übernahm, das 180 Millionen Gulden zwar erforderte, aber nur allmählig, und wie vorauszusehen war, erst im Laufe vieler Jahre, und dann nicht baar, sondern in Banknoten.

Sie rechnete dem Staate auch mit 30 Mill. Gulden die Aktien an, während die anderen Aktionäre nur in einem Maaßstabe Einlage gemacht hatten, der, die 1000 Gulden Papiergeld zum Tagescurs von 350 gerechnet, also 286 in Papier und 100 Gulden baar für jede Aktie, anstatt 30 Mill. nur 19 Mill. für die übrigen Aktien ergeben hätte.

Als die Bank bemerkte, daß dieser Verkauf unnöthig war, weil ihre Banknoten Credit fanden, und die Finanzverwaltung sie auf andere Weise mit Geld versorgte, wußte sie es zu hintertreiben, daß die Aktien wirklich von der Finanzverwaltung übernommen wurden. —

Ehe wir mit der Erörterung der Bankgeschäfte weiter gehen, haben wir noch des Abschlusses des Schulden-Etats vom Jahre 1816 zu gedenken.

Dieser wurde, außer durch vorstehende Operationen, auch dadurch geordnet, daß die verzinsliche, ältere Schuld von 488 Millionen in 1, 1¼, 1¾, 2½, 4, 5, 6 % und anderen Obligationen in Serien von je einer Million getheilt werden, durch alljährliche Verloosung binnen 49 Jahren wieder auf den vor 1811 bestandenen Zinsertrag von 24,400,000 Gulden gebracht werden sollte.

54 Mill. Gulden Anleihe bei Goll und Söhne, welche ebenfalls in dieser Verloosung inbegriffen war, mußten jedoch, in Folge Uebereinkunft vom 16. Mai 1818, von da an ebenfalls mit 5 % in Conv.-M. verzinst und auch die rückständigen Interessen von 20 Mill. Gulden in 5 % Metalliques bezahlt werden.

Auf diese Weise hat der österreichische Staat für die 910 Millionen Gulden, welche er durch die Patente von 1816 abschüttelte, nun folgende neue Verbindlichkeiten eingegangen oder baar bezahlt:

Verbindlichkeiten:

a)	1 % Obligationen für Einlösung von Papiergeld .	30 Mill.
b)	2½ % Obligationen für drgl. durch Bank-Aktien .	23 „
c)	5 % Arrosirungs-Anleihen	129 „
d)	Rente an die Bank und Interessen	140 „
e)	von den Patenten nicht berührte Staatsschulden .	20 „
f)	allmählige Verloosung der alten Schuld (24,400,000 Gulden Interesse zu 5 %)	408 „
		750 Mill.

baar:

g) an die Bank	. . . .	fl. 12⅓ Mill.
h) dsgl.	. . . .	fl. 23⅓ „
i) dsgl.	. . . .	fl. 40 „
		75⅔ Mill.

Da die Baarzahlung h zur Ausgleichung von den Obligationen b bestimmt war, so weist dieser erste Abschluß nach, daß die österreichische Finanzverwaltung schon bis dahin ca. 800 Mill. Gulden für 980 Mill. Gulden Staatsschulden bezahlte oder zu bezahlen sich verbindlich machte.

Anstatt der 200 Mill. Gulden, von welchen wir gesagt haben, daß sie die Einlösung des Papiergeldes zum Tages-Curs möglich gemacht haben würden, wurden die Posten a, b, d, g, i, und die Hälfte des Postens c, zusammen 310 Mill. Gulden bezahlt oder neue Verbindlichkeiten dafür eingegangen, welche von dieser Zeit an verzinst werden mußten, und bis jetzt bereits bei Einrechnung aller darauf erfolgten Abzahlungen und noch daher rührenden Bankschuld zu einem Betrag erhöht ist, welcher die Nominal-Summe des Papiergeldes von 1816 weit übersteigt.

Wenn demungeachtet von einer traurigen Catastrophe, von schmerzlichen Verlusten durch die Patente von 1816 die Rede ist, so erklärt sich dies daraus, daß die leichtsinnigen, verbrecherischen Verträge zwischen der fingirten Firma einer Nationalbank und der Staatsverwaltung nicht den Besitzern des Papiergeldes, sondern dem neuen Institute die Vergütung für das Papiergeld zuwendeten, daß, was jene unbilligerweise verloren, diesem in die Tasche gesteckt wurde. 5 Mill. Gulden waren die ganze baare Einlage der Aktionäre der Bank; es ist klar, daß gegenüber von hunderten von Millionen es ein Mißbrauch des Vertrauens war, die Banknoten dieser Bank als irgendwie sicherer denn die Papiere des Staates zu bezeichnen, es liegt offen vor, daß *nur* die Mittel des Staates und nicht die der Aktionäre die Einlösung des Papiergeldes bewerkstelligten, und daß in der That die Einmischung der Bank keine andere Wirkung hatte, als den Eigenthümern des Papiergeldes wieder in Papiergeld, d. h. in Banknoten, viel *weniger* zu gewähren, als die Bank dafür vom Staate in Geld empfing.

Die oben angeführten Summen und ihre Bedeutung wurden bald durch allerlei neue Verträge vergrößert oder flüssiger gemacht auf Kosten neuer Opfer für den Staat.

Die der Bank zugesicherten Gelder bezahlen zu können, machte der Staat 1820 ein Lotterie-Anleihen bei *Rothschild* und *Parish*, welches 20⅘ Mill. Gulden eintrug, und binnen 20 Jahren mit 38½ Mill. Gulden, und im Jahre 1821 ebenfalls ein solches Anleihen, welches 35 Mill. Gulden eintrug, und binnen 21 Jahren mit 55 Mill. Gulden zurückbezahlt wurde. Diese beiden Operationen, um der Bank die Mittel zu ihren Geschäften mit dem Staat zu verschaffen, kosteten diesen also an Zinsen, Gewinnsten und Provisionen 38 *Millionen Gulden*.

Ebenfalls, *um der Bank Geld zu beschaffen*, wurde im Jahre 1823 ein Anleihen bei 4 Wiener Wechselhäusern aufgenommen, welches 29½ Mill. eintrug, und die Staatsschuld vermehrte: um 36 Millionen

5 % Obligationen, also ein Opfer von 6½ Millionen Gulden Capital und einer jährlichen Last von 1,800,000 Gulden zur Folge hatte.

Diese kostspieligen Anleihen hätten vermieden werden können, wenn die Bank die Aktien veräußert hätte, welche die Finanzverwaltung ihr wieder überlassen hatte. Aber, heißt es in den Bankprotokollen, die Bankdirection besorgte, daß einerseits der Curs der Aktien bedeutend herabgedrückt, andererseits die Dividende, auf so viele Aktien vertheilt, auf eine empfindliche Weise vermindert würde.

Damit der Börsenschwindel keinen Abbruch erlitt, spannte man also das ganze Volk an den Wagen, welcher den Aktionären Dividenden zuführen sollte.

Um die Rente an die Bank, die verschiedenen Summen der Lotterie-Auslosung und die Zinsen auf die zu Gunsten der Bankkasse gemachten Anleihen zu decken, mußten in der Folge noch eine Reihe neuer Schulden gemacht werden, und wie bei den einzelnen obigen Geschäften schon ein Verlust von 44½ Mill. Gulden nachgewiesen wurde, so wiederholten sich ähnliche Verluste bei den späteren Operationen. Dieselben sind so zahlreich und theilweise so verwickelt, daß wir uns beschränken müssen, nachdem wir an obigen Beispielen das Princip nachgewiesen, hier das Resultat zusammenzufassen.

Wie wir schon angeführt, beträgt die gegenwärtige Schuld:

1308 Millionen Gulden.

Hiezu müssen als fernere Verbindlichkeit 145 Millionen Gulden Wiener-Währung einbezogen werden, welche gegenwärtig zu 2½ % in Wiener-Währung verzinslich, künftig nach Maßgabe der Losung in Conv.-Münze verzinsbar sind, die Schuld also vermehren um:

43 Mill. Gulden,

was 1351 „ „ Staatsverbindlichkeiten ergibt.

Erinnern wir uns nun, daß die alte Schuld nach den Patenten von 1816: 300 Mill. Gulden in Obligationen auf 5 % reducirt,
und 271 „ „ in Papiergeld (Einlösungs- und Anticipationsscheine à 250 für 100 fl. Cv.-Münz gerechnet),
zusammen 571 Mill. Gulden betrug, so finden wir eine Zunahme der Staatsschuld von . . . . 780 Mill. Gulden.

In diesem Zeitraum war der, abgesehen vom Schuldenwesen, verbleibende Ueberschuß der Staats-Einnahmen über die Ausgaben . . . . 680 „ „

und bleibt daher zu untersuchen, wohin . . . 1460 Mill. Gulden gerathen sind. Nehmen wir an, daß zu der Einlösung der Einlösungs- und Anticipationsscheine nöthig waren: 271 Mill. Gulden, und berechnen wir den Betrag der Zinsen auf die 300 Mill. Gulden 5 % Staatsschuld von 1816, welche durch die Verloosung theilweise auf Conv.-Münze erhöht wurden, so finden wir hiezu verwendet 388 Millionen,
zum Ankauf von Eisenbahnaktien . . . . 24½ „

Es sind also ausgewiesen . . . . . 683½ Mill. Gulden,
während an den 1460 Mill. Gulden noch . 776½ Mill. Guld. ebenso

wenig durch die Bedürfnisse des Staates als durch die Bezahlung der alten Staatsschuld beansprucht worden wären, wenn nicht die letzten, anstatt ehrlich ohne Hinterhalt und Verwicklungen, durch die Bank und durch die unglückselige Thätigkeit eines Tilgungsfonds vermittelt worden wären. — Wir finden die Erklärung in folgenden Zahlen:

Achtzehn Anleihen, welche Oesterreich machte, hatten einen Nominalbetrag von 723 Mill. Gulden, oder auf 5 % reducirt einen Capitalwerth von . . . . 686 Mill. Gulden,
wofür der Staat erhielt . . 498 „ „
was einen Verlust ergab von 188 Mill. Gulden.

Der Gewinn, welchen die Bank bisher an den Geschäften mit der Regierung gemacht, beträgt . . . . 95 Mill.

Während der Staat für 686 Mill. Gulden 5 % Schuldverschreibungen 498 Mill. Gulden erhielt, was einem Curse von etwa 73 % entspricht, kaufte der Tilgungsfond Effekten, welche auf 5 % reducirt an 350 Millionen betragen, zu dem Preise von 342 Mill. Gulden C.-Münze, was einem Curse von 98 entspricht. Zwischen den Cursen der neuen Schulden und denjenigen des Ankaufes von alten liegt eine Differenz von 15 % oder auf 350 Millionen . . . . $52\frac{1}{2}$ Mill.

Der weiter verbleibende Saldo von 441 Millionen wurde durch folgende Interessenzahlungen erschöpft:

Verwaltungsjahr	1818	—	$14\frac{2}{10}$	Millionen.
»	1819	—	$15\frac{4}{10}$	»
»	1820	—	$17\frac{3}{10}$	»
»	1821	—	$20\frac{2}{10}$	»
»	1822	—	$19\frac{2}{10}$	»
»	1823	—	19	»
»	1824	—	20	»
»	1825	—	$20\frac{2}{10}$	»
»	1826	—	$19\frac{2}{10}$	»
»	1827	—	21	»
»	1828	—	22	»
»	1829	—	23	»
»	1830	—	$24\frac{6}{10}$	»
»	1831	—	$24\frac{6}{10}$	»
»	1832	—	$26\frac{1}{10}$	»
»	1833	—	$27\frac{6}{10}$	»
»	1834	—	$29\frac{2}{10}$	»
»	1835	—	$28\frac{8}{10}$	»
»	1836	—	$29\frac{1}{10}$	»
»	1837	—	$30\frac{2}{10}$	»
»	1838	—	30	»
»	1839	—	30	»
»	1840	—	30	»
»	1841	—	$29\frac{7}{10}$	»
»	1842	—	$28\frac{2}{10}$	»

Verwaltungsjahr	1843	—	31 1/10	Millionen.
»	1844	—	32 1/10	»
»	1845	—	32 7/10	»
»	1846	—	33 3/10	»
»	1847	—	33 7/10	»
»	1848	—	35 5/10	»
»	1849	—	41 2/10	»
			811 4/10	Millionen,
an welchen die aus der alten Schuld hervorgegangenen, schon oben angerechneten			388	Mill. abzuziehen sind,
und daher verbleiben			423 4/10	Mill. Gulden.

Daß die Zahlen bei solchen ungeheuren Summen und bei dem Geheimniß, welches heute noch auf vielen Operationen des Tilgungsfonds, auf dem Umfang der erhaltenen Kriegscontributionen u. s. w. ruht, nicht ganz genau stimmen können, zumal von den Jahren 1825 bis 1831 irgend eine officielle Abrechnung fehlt, bedarf wohl nicht erst der Entschuldigung.

Wir glauben das Eine unzweifelhaft durch obige Zahlen nachgewiesen zu haben, daß nur die Creditoperationen die Finanzlage Oesterreichs auf ihren gegenwärtigen traurigen Standpunkt gebracht haben, daß diese Creditoperationen die Folge eines sehr kleinen Anfangs waren, und daß daher der gegenwärtige ungleich größere Stand der Staatsschuld als ein Ausgangspunkt betrachtet, sich auch eine ungleich größere und schnellere Vermehrung der Staatsschuld vorhersehen läßt, wenn das bisherige Finanzsystem nicht geändert wird.

Ohne irgend welche außerordentliche Ereignisse vorauszusetzen, nur nach Maaßstab der Periode von 1819 bis 1849, in welcher die Auslagen des langjährigen Krieges durch die Contributionen der ersten Jahre ausgeglichen sind, würde die gegenwärtige Schuld von 1308 Millionen in 30 Jahren 4000, in 60 Jahren 13,000, in 90 Jahren 50,000 Millionen Gulden betragen.

Daß bei allen Reichthümern der Natur, Oesterreich nicht lange auf dem Wege zu dieser Summe wandeln könnte, sondern schon nach wenigen Schritten, selbst bei dem besten Willen der Regierenden, keinen anderen Ausweg mehr haben würde als den Bankerott, das sagt uns ein Blick auf die Schwierigkeiten, welche gegenwärtig die Bezahlung der Zinsen und die Aufbringung derselben durch Steuern macht.

Wir hatten Anlaß, darauf hinzuweisen, daß die Bank im Allgemeinen die Ursache der unglückseligen Finanzzustände ist. Wenn dies von der Schuldenmenge gilt, so gilt es nicht minder von den Valuten-Verhältnissen Oesterreichs.

Zwar ist es eine nothwendige Consequenz des Merkantilsystemes, daß baares Geld in einem Lande selten wird, die Thätigkeit der österreichischen Bank hat aber noch ihren besonderen Antheil an diesem Ereignisse.

Das Merkantilsystem hat allerdings den entgegengesetzten Zweck. Es will Geld-Anhäufung. Es sperrt in dieser Absicht die Grenzen allen fremden Waaren durch Einfuhrverbote oder Schutzzölle. Hiedurch wird

aber das einheimische Produkt für das Ausland vertheuert. Da Schiffe und Frachtwagen keine Rückfracht bringen dürfen, so muß die Fracht beider Wege nach und zurück vom Auslande auf die inländischen Waaren geschlagen werden; da kein Ausländer für Waarensendungen Wechsel abzugeben hat, so wird der Curs so hoch, daß der Ausländer häufig hiedurch allein verhindert wird, unsere Waare zu kaufen; da die fremde Concurrenz ausgeschlossen ist, so werden die inländischen Fabrikanten so hohe Preise stellen, daß eine viel geringere Anzahl Menschen und nur in geringerer Qualität diese Fabrikate zu kaufen vermag, und insoferne dies nothwendige Gegenstände, Kleider u. drgl. sind, so wird jeder in höheren Löhnen oder sonstigen Preisen für seine Leistungen einen Ersatz suchen. Die aus allen diesen Umständen hervorgehende Theurung und die ihr folgende Verminderung des Absatzes hält, wie dies in Oesterreich geschah, die Ausbeutung der natürlichen Reichthümer auf, es wird zwar kein fremdes Fabrikat eingeführt, aber eben darum auch die Landwirthschaft zu keiner Anstrengung veranlaßt; es fehlt ihr der Gegenwerth und der Absatz für den Ueberfluß, den sie erzeugen könnte, die Fabrikanten des Inlandes können ihn nicht verzehren.

So kömmt kein Geld in's Land, und es geht in Oesterreich sogar viel hinaus, weil der Reichthum des Landes nicht mit der Bevölkerungszahl wächst, und diese daher nicht die mit der Civilisation steigenden Auslagen für das Gemeinwesen, den Staat besteuern kann, ein Anleihen also mit dem Auslande abgeschlossen, und die von demselben empfangenen Summen in den Interessen schon nach vier Decennien doppelt bezahlt werden müssen.

Trotz den Millionen Gold, welche Spanien aus Mexiko bezog, hat es durch das Verschließen seiner Grenzen in kurzer Zeit seinen Goldreichthum nicht allein, sondern auch seine Industrie verloren. Eine solche kann nur durch Konkurrenz in der Blüthe erhalten werden, der frische Geist der Fortschritte ausländischen Gewerbfleißes muß den eigenen erneuen, zum Austausch, zur Vermischung ist wie der Körper so der Geist bestimmt. Fürstliche Häuser sahen wir durch Familienheirathen allmählig Blödsinnige auf die Throne bringen, die größten Meister haben auf Reisen in die Fremde erst ihr Genie entwickelt.

Wie in Oesterreich die eigene Landwirthschaft gesunken ist, beweist, daß bei dem Verkehre mit dem Auslande anstatt der ausgeschlossenen Manufakturwaaren, außer den hoch besteuerten Colonialwaaren, eine ungeheure Menge solcher Produkte in's Land kam, welche dieses selbst hätte erzeugen können und erzeugt haben würde, wäre ein Austausch mit dem Auslande möglich gewesen. Das an Naturprodukten überreiche Oesterreich hat im Durchschnitt für 50 Mill. Gulden Getreide, Vieh und ähnliche landwirthschaftliche Produkte eingeführt, während es von denselben nur etwa für 25 Mill. Gulden jährlich ausführte.

War das Merkantilsystem aber eine Ursache der Spärlichkeit des Geldes, so war die Bank eine andere. Sie ersetzte das fortgewanderte Geld mit ihren Banknoten, sie verhüllte dadurch für einige Zeit die Wirkung des falschen Handelsprincipes, sie machte das baare Geld entbehrlich. Sie vertheilte die 200 Millionen Gewinnst, welche sie an den Ge-

schäften in Oesterreich machte, zum größten Theile an ausländische Aktionäre, die natürlich Geld und keine Banknoten dafür bezogen. Sie war stets höchst leichtsinnig in ihrer Noten-Ausgabe, der Staat hatte ihr zugesichert, sie im Nothfall mit Geld zu unterstützen, und ein Theil der kostspieligen Anleihen ist in der That Folge von Silberbezügen, die nicht erst nach dem März 1848, sondern schon zwanzig Jahre früher nöthig waren. Auch nicht erst nach dem März, wie man so gerne glauben machen möchte, sondern schon in früheren Zeiten, war das Verhältniß zwischen Noten und Cassenbestand so ungünstig, wie es nach den Criminalgesetzbüchern bei einem Kaufmann, der fallit wird, in Bezug auf Creditoperationen als Verbrechen bestraft wird. So hatte die Bank:

Ende 1831	in Cassa:	12,781,745	und Noten in Umlauf:	123,929,640	fl.	oder	$1:9^{70}$
1839	„	23,413,242	„ „ „ „	166,553,875	„	„	$1:7^{10}$
1840	„	15,513,549	„ „ „ „	167,079,390	„	„	$1:10^{45}$.

Ehe die Revolution ausbrach, am 6. März 1848 — nachdem die Bank früher dergleichen Veröffentlichungen unterlassen, hat sie, um bösen Gerüchten zu steuern, zum erstenmal außer dem Jahresberichte etwas über ihre Lage verlauten lassen. Damals hatte sie

in Cassa: 65,058,351 und Noten in Umlauf: 214,146,440 fl. also $1:3^{3}$

und erklärte sich bereit, wie bisher nach §. 15 der Bankstatuten jeden Augenblick die Noten gegen Silber auszutauschen, was wahrscheinlich den Credit erhalten und die Leute glauben machen sollte, die Bank habe ein Portefeuille, mit welchem sie jede ihr nöthige Summe baar herbeischaffen könnte. Das große Publikum glaubte dies auch. Die Bank war aber seit Jahren nur das Geschäftsbureau einiger großen Börsenmänner in Wien, von welchen einer auf den anderen für Millionen Wechsel ausstellte, und sie dann bei der Bank zu einem niedrigen Zinsfuß discontirte, um mit diesem Gelde Aktien-Spekulationen zu treiben oder kleinweise den Fabrikanten, mit welchen die Bank keine Geschäfte zu machen pflegte, zu fabelhaften Zinsen von dem wohlfeilen Capitale etwas zu borgen. Diese Freunde nun sandten fleißig zu der Bank, und wechselten die Noten in Silber um, demzufolge war der Baarvorrath Ende März

auf 53,155,185 fl., aber auch der Notenumlauf auf 198,392,665 fl. oder $1:3^{7}$

zurückgegangen, bis zum 30. Mai aber:

auf 21,940,147 Gulden und 177,810,520 Banknoten oder 1:8.

Anscheinend war die Verminderung des Banknoten-Umlaufes von 214 Mill. Gulden im März auf 178 Millionen im Mai ein Zeichen guten Willens, und die Bankdirektion hat nicht ermangelt, sich auf diese Verminderung viel zu gute zu thun. Dieser Verminderung von 36 Millionen stand aber eine des Baarfondes um 43 Millionen, und eine des Portefeuilles um 54 Mill. Gulden gegenüber, Verminderungen, welche unheilvoll auf den Verkehr und den Credit wirken mußten, und anstatt der 36 Millionen Papier, welche eingezogen waren, wurden in Form eines Anleihens an die Regierung 50 Mill. Gulden anderes Papier in Cassenscheinen in Curs gesetzt.

Inzwischen war ein Münzausfuhr-Verbot, das letzte Kunststück des abtretenden Ministers Kübeck, erschienen, und am 22. Mai gelang es

der Bank, das neue unerfahrene Ministerium zu einem Gesetze zu bewegen, welches den Zwangscurs der Banknoten dekretirte, und die Bank der Verpflichtung enthob, ihre Banknoten auf Verlangen des Inhabers gegen baar auszuwechseln! Für den Kleinverkehr sollte sie noch wenige Gulden in Silber umwechseln.

Das damalige Ministerium hat sich zu diesem Schritte namentlich darum befugt geglaubt, weil auch in Frankreich die Bank, bekanntlich eines der solidesten Institute dieser Art, von der Regierung Zwangscurs und Suspension der Zahlung begehrt und erhalten hatte, und weil, wie die Bankdirection eckelhaft oft wiederholt, Dienste, welche die Bank der Regierung geleistet habe, ihr die Gefahr herbeigezogen, eines schönen Morgens ohne Geld den Ansprüchen der Notenbesitzer gegenüber zu stehen.

Der Vergleich zwischen der österreichischen und französischen Nationalbank und der für beide geforderten und genehmigten Maßregeln war aber ein höchst unglücklicher, und wurde seitdem noch entschiedener widerlegt.

Die französische Nationalbank hatte lange nicht so viel Noten ausgegeben als der Betrag der Gelder war, welche in kurzen Verfallzeiten einzugehen pflegten, ihre Geschäfte waren in der Regel so bestellt, daß an den größten Geschäftstagen, Mitte und Ende des Monats, große Summen Geld einfloßen oder auf ihr Begehren flüssig gemacht werden konnten. Daß Mitte März 80 Millionen verfallene Wechsel nicht bezahlt wurden, daß sie um den durch die Creditlosigkeit der Revolutionsepoche bedrohten Geschäftsleuten an die Hand zu gehen, vom 20. Febr. bis 15. März 153 Mill. Francs Wechsel mit baarem Gelde discontirt hat, daß sie dem Staate von den bei ihr liegenden Geldern 77 Millionen baar in dieser kurzen Frist zurückbezahlen mußte, und daß eine Flucht des Vermögens aus Frankreich stattfand, in Baarschaften, deren Ausfuhr weder früher noch später verboten wurde, war die unvorhergesehene Ursache der Verminderung ihrer Baarschaft.

Die österreichische Nationalbank war nicht in gleicher Lage, ihr gingen die Summen ein, auf welche sie ohne die Revolution zu rechnen hatte, von den Forderungen an den Staat war nichts verfallen, nichts zahlbar, ein Zudrang um baares Geld fand nicht statt, es wurden aber Millionen an die Bankdirectoren und ihre Freunde ausbezahlt, sie unterstützte vom März zum Mai die Geschäftsleute nicht durch Vermehrung der Wechsel-Escomptirung, sondern gefährdete sie durch schnelle Beschränkung desselben; die Staatsverwaltung hatte gar keinen verantwortlichen Antheil an der Lage der Bank, ihren Statuten gemäß hat sie niemals ein Geschäft mit der Finanzverwaltung unfreiwillig abzuschließen gehabt, die Direction stand dem Staate wie jeder andern Partei gegenüber, und hat sie zur Erzielung großer Gewinnste Geschäfte über ihre Kräfte mit demselben gemacht, so hatte sie auch die daraus hervorgehende Gefahren aus den Mitteln der Bank zu bestehen.

Ungeachtet die Verhältnisse der Bank von Frankreich und der von Wien ganz verschieden waren, die letztere sicherlich einen Anspruch auf die ihr bewilligten Gesetze nicht hatte, so wurden diese doch in ungleich günstigerem Maaße ihr zugemessen als der Bank von Frankreich.

Der wichtigste Unterschied bestand darin, daß diese für die Dauer ihrer Suppasion in ihrer Notenausgabe auf eine gewisse Summe: 350 Millionen Francs beschränkt wurde, während die Bank zu Wien unbeschränkt blieb!

Wie die Verhältnisse des französischen Institutes und die Unterstützung, welche dieselben im Augenblick der Umwälzung der Gesellschaft in der gesetzgebenden Gewalt fanden, eine gewiße Ehrenhaftigkeit, Gemeinnützigkeit, Rechtlichkeit nicht verkennen ließen, während die Zustände der Wiener Bank und die für sie erlassenen Gesetze eines jener Schauspiele darboten, welche die Geldmenschen zum Gegenstand des Hasses der Proletarier und der Verachtung aller Edeldenkenden machen, so haftete auch an der seitdem gefolgten Handlungsweise der Directionen der Unterschied jenes Charakters.

Die Bank in Paris vermehrte ihre Noten nicht über die vorgeschriebene Summe, die zu Wien in einem halben Jahre um 80 Millionen. Mit der Lüge auf der Stirne, daß die Noten auf Verlangen eingelöst werden, schickte sie Million auf Million in den Verkehr.

Die Bank in Paris ließ von März bis Ende des Jahres 1848 der Staatskasse, dem Handel, der Industrie, 506 Mill. Francs baar zufließen, die Bank in Wien bezog kein Silber auf ihre Unkosten, sondern hat im Laufe des ganzen Jahres 1848 nur 22½ Mill. Gulden Silberbarren und Münze herbeigeschafft, und dem Staate dafür 2½ Millionen Gulden Silberbezugsspesen in Rechnung gebracht.

Es konnte bei Wahrnehmung solchen unsittlichen Mißbrauches der Stellung und des Einflusses der Bank nicht überraschen, daß die Banknoten an Credit verloren, Jedermann sah ein, daß wenn ein Institut ungeheure Gewinne realisirt und sie an ihre Aktionäre vertheilt, während die ganze Staatsgesellschaft fortwährend unabschätzbare Verluste an dessen Papieren erleidet, wenn von diesen Gewinnen auch nicht ein Heller aufgewendet wird, diese Verluste durch baldige Wiederherstellung des öffentlichen Credites zu mäßigen, die Existenz dieses Institutes nur als eine Gefahr für die ganze Monarchie betrachtet werden konnte. Die österreichischen Staatspapiere haben sich daher zur Stunde noch nicht erholt. Die Dividenden der Nationalbank sind nicht allein der Ausdruck des Verlustes, welchen Oesterreich erleidet, alle Staatsauslagen sind um 20 % höher als sie bei geordneter Valuta wären, alle Waaren, welche vom Auslande gekauft worden sind, 20 % theuerer, alle festen Gehalte der Beamten, alle Einnahmen der Bürger sind um 20 % geringer, denn die nothwendigsten Lebensmittel sind um mehr als diesen Betrag gestiegen!

Angesichts dieser Sachlage konnte der Finanzbericht des Herrn von Krauß für 1849 nicht überraschen, so wenig günstig die Resultate auch sind.

Wir theilen denselben mit, indem wir ihn mit dem Voranschlag vergleichen, welcher für das betreffende Jahr dem ersten österreichischen Reichstag für die auf demselben vertretenen Länder vorgelegt wurde, indem wir durch Einbezug der übrigen Länder nach Herrn O. Hübners Buch über die Finanzlage Oesterreichs ergänzen.



Ergebnisse der finanziellen Gebahrung, laut Budget, und Ergänzung nach Hübner.

Einnahmen:

Direkte Steuern:

Grundsteuer	30,899,778 fl.	37,305,019 fl.*)
Außerordentlicher Zuschlag zur Grundsteuer im Lomb. Venet. Königreiche	15,842,447 „	
Häusersteuer	5,033,987 „	4,928,172 „
Erbsteuer	74,269 „	70,155 „
Klassensteuer (Rückstand früherer Jahre)	8 „	69,795 „ **)
Personalsteuer in Dalmatien . . .	7,622 „	1,330,443 „
Erwerbsteuer	2,565,548 „	2,734,519 „
Aversuale der Stadt Triest, statt der Personal- und Erwerbsteuer . . .	60,000 „	60,000 „
Judensteuer	140,693 „	109,198 „
Einkommensteuer (Percent-Abzüge von Besoldungen und Pensionen) . .	570,439 „	—
Zusammen	55,194,791 fl.	46,607,301 fl.

Indirekte Abgaben:

Verzehrungssteuer	18,964,266 fl.	19,373,536 fl.
Zoll	14,591,318 „	19,704,633 „
Salz	12,720,032 „	25,914,285 „
Tabak	14,966,775 „	14,216,156 „
Stempel	4,955,691 „	5,720,610 „
Taxen	578,515 „	938,708 „
Lotto	2,097,552 „	4,491,222 „
Post	427,149 „	1,860,156 „
Mäuthe	2,169,815 „	2,465,318 „
Puncirung	14,720 „	47,924 „
Vereinte Gebühren im Lomb. Venetianischen Königreiche	260,261 „	354,155 „
Zusammen	71,746,094 fl.	
Nach Abzug des Abganges bei dem Pulver und Salpeter im Lomb. Venetianischen Königreiche mit . .	54,058 „	108,440 „ ***)
Rest	71,692,036 fl.	95,195,143 fl.

*) Hier ist die im Budget angegebene direkte Steuer des Krakauer Gebietes mit 144,634 fl. inbegriffen.

**) Hier hat Hübner diese Summe für Ungarn aufgeführt.

***) In dem Voranschlag ist ein Ertrag von Pulver und Salpeter vorgesehen.

Einnahmen vom Staats-Eigenthume, dann vom Berg- u. Münzwesen:		
Staatsgüter-Ertrag	1,084,812 fl.	3,359,525 fl.
Staatsgüter-Verkauf . . .	29,860 „	321,022 „
Erledigte geistliche Pfründen .	3,310 „	27,132 „
Bergwesen	1,103,270 „	—
Münzwesen	636,685 „	—
Zusammen	2,857,937 fl.	2,051,809 fl.*)
Nach Abzug der Abgänge, u. z.: bei den Aerarial-Fabriken (insbesondere wegen des Zuschusses an die Staatsdruckerei in Wien) mit . .	270,865 fl.	
Bei dem Betriebe der Staatseisenbahnen mit	2,005,072 „	
	2,275,937 „	
Rest . .	582,000 „	5,759,488 „
Ueberschüsse des Tilgungsfondes	9,145,766 „	9,313,677 „
Verschiedene Einnahmen:		
Fiskalitäten und Heimfälligkeiten	117,979 „	309,191 „
Beiträge aus verschiedenen Fonden	734,596 „	994,907 „
Patriotische Gaben	43,791 „	—
Sardinische Kriegsentschädigung	1,976,102 „	
Münz- und Wechselgewinn dabei	46,027 „	
	2,022,129 fl.	
Zinsen von rückeskomptirten 3perc. Kasseanweisungen vom Jahr 1842	317,504 „	
Kasse-Zinsen von den laufenden 3perc. Kasseanweisungen vom Jahr 1849	672,441 „	
Interessen von den beim Anlehen des Jahres 1847 anticip. Staatsobligationen . . .	387,868 „	
Erlös des den Ungarischen Insurgenten abgenommenen Aerarial-Bergsilbers . . .	511,300 „	
Werth des zur Deckung der eingelösten Ungarischen 1 fl.-		

*) Im Voranschlag sind 788,958 fl. Einnahmen von den Staatsbahnen inbegriffen und 30,954 fl. Abgang beim Münzwesen veranschlagt. Der Ausfall durch die Staatsdruckerei war mit 90,300 fl. vorgesehen.

und 2 fl.=Noten vorhanden gewesenen Metallstockes . .		1,894,169 fl.		
Andere Zuflüsse		697,388 „		2,787,325 fl.
Zusammen		7,399,165 „		4,091,423 „
Gesammtsumme der Einnahmen		144,013,758 „		160,967,032 „

Ausgaben:

Staatsschuld:

Zinsen für die in C. M. und in W. W. verzinslichen Obligationen		41,287,077 fl.	40,909,961 fl.	
(darunter 6,048,501 fl. an den Tilgungsfond).				
Zinsen für die schwebende Schuld		6,062,623 „		
(darunter 1,629,710 fl. an den Tilgungsfond).				
Rückzahlung der Lottoanlehen:				
Kapital . .	1,396,750 fl.			
Gewinnste .	1,703,613 „	3,100,363 „		
Einlösung verlooster Obligationen der älteren Staatsschuld zu 6, 5 und 4½ pCt.		62,994 „		
Dotation des allgemeinen Tilgungsfondes		1,952,626 „		
Vertragsmäßige Einlösung der für die Einziehung des W. W. Papiergeldes an die Bank ausgestellten Obligationen .		2,505,147 „		
Zusammen		54,970,830 fl.	55,446,488 fl.	
Hofstaat		4,796,389 „	4,046,148 „	
Ministerrath		93,926 „	110,300 „	
Ministerium des Aeußern		1,565,235 „	2,346,794 „	

Ministerium des Innern:

Centralleitung		431,645 fl.	423,135 fl.	
Reichstagsauslagen in Wien und Kremsier .	457,042 fl.			
Reichstagsauslagen in Frankfurt .	131,841 fl.	588,883 „	498,980 „	
Politische Verwaltung in den einzelnen Kronländern . .		7,024,846 „	6,254,882 „	
Oeffentliche Sicherheit . . .		1,669,539 „	625,800 „	
Provinzialstände		100,300 „	} 236,932 „	
Für dalmatische Gemeinden .		138,800 „		
Wohlthätigkeitsanstalten . .		1,375,719 „	2,681,568 „	
Impfungsanstalten		63,102 „	166,097 „	
Criminalanstalten		2,414,039 „	2,942,274 „	
Unterstützung für die durch Ueberschwemmung Verunglückten in Wien		500,000 „	—	
Zusammen		14,306,873 fl.		13,830,268 fl.

Ministerium des Krieges:

Centralleitung	415,695 fl.		
Armeeauslagen	155,574,173 „		
Aufwand der Kriegsbuchhaltung	405,485 „		
Militärpensionen und Provisionen vom Kamerale . .	546,969 „		
Beitrag zum Baue, zur Erhaltung und Approvisionirung deutscher Bundesfestungen .	945,047 „		
Zusammen	157,887,369 „		81,221,339 fl.

Ministerium der Finanzen:

Centralleitung	763,853 fl.	702,672 fl.	
Kameralgefällen- und Bezirksverwaltungen	2,286,758 „	2,618,673 „	
Finanzwache	5,364,786 „	4,752,949 „	
Haupt- und Provinzialkassen .	455,030 „	454,130 „	
Kammerprokuraturen und Fiskalämter	418,551 „	255,694 „	
Andere Finanzbehörden . . .	318,744 „	212,027 „	
Kataster	822,593 „	825,649 „	
Silberanschaffungs- und Prägekosten für die Bank . .	2,623,843 „	—	
Einlösung der ungar. Ein- und Zweiguldenscheine	1,199,931 „	—	
Erzeugung und Einlösung des W. W. Papiergeldes . .	4,873 „	—	
Geldtransport-Auslagen . .	16,089 „	—	
Münz- u. Wechselverlust, nebst Umprägungskosten . . .	481,312 „	—	
Verzehrungssteuer-Entschädigungen	896,931 „	896,400 „	
Zahlungen an fremde Regierungen	83,333 „	—	
Quiescentengehalte und Pensionen der zu keinem der Verwaltungszweige gehörigen Individuen, mit Ausschluß des Lomb. Venet. Königreiches	312,000 „	—	
Pensionen und Quiescentengenüsse aller Verwaltungszweige im Lomb. Venet. Königreiche	1,381,777 fl.	—	
Aequivalente und receßmäßige Abfuhren	594,907 „	592,750 fl.	
Patronats-Auslagen . . .	53,592 „	122,294 „ *)	
Verschiedene andere Auslagen	449,456 „	680,136 „	
Zusammen	18,528,359 „		12,113,374 fl.

Ministerium der Justiz:

Centralleitung	343,576 fl.		

*) Hier sind verschiedene der in dem Rechnungsabschluß besonders angeführten Kosten inbegriffen.

Justizverwaltung in den Kronländern	4,566,150 fl.		
Vorschüsse auf Jurisdictions-Auslagen	75,533 „		
Zusammen	4,985,259 „	—	2,661,560 fl.
Ministerium des Kultus und des Unterrichtes:			
Centralleitung	77,765 fl.	62,959 fl.	
Religionsanstalten	934,140 „	— *)	
Schulanstalten	367,273 „	434,081 „	
Studienanstalten	837,019 „	1,925,691 „	
Akademie der Wissenschaften .	55,224 „	} 92,730 „	
Akademie der bildenden Künste	68,422 „		
Stiftungen und Beiträge für verschiedene Schul- und Erziehungsanstalten	290,948 „	126,786 „	
Zusammen	2,630,791 „		2,642,247 fl.
Ministerium für Handel und öffentliche Bauten:			
Centralleitung	276,637 fl.	343,268 fl.	
Konsulate	227,610 „	192,163 „	
Baubehörden in den Kronländern	802,841 „	481,259 „	
Bauführung, Erhaltung der ärar. Gebäude und Hausererfordernisse	527,642 „	265,380 „	
Eisenbahnbauten	10,366,956 „	} 10,056,264 „	
Bau und Betrieb der Staats-Telegraphen	249,486 „		
Straßenbau	6,968,952 „	8,145,419 „	
Wasserbau	2,554,242 „	4,405,947 „	
Zusammen	21,974,366 „		23,889,700 fl.
Ministerium für Landeskultur und Bergwesen:			
Centralleitung	159,027 fl.	**)	
Beiträge zur Förderung der Landwirthschaft und Viehzucht	12,935 „	16,282 fl.	
Zusammen	171,962 „		16,282 fl.
Controls-Behörden:			
Centralleitung	115,765 fl.		
Central-Staatsbuchhaltungen mit Ausnahme der Kriegsbuchhaltung	873,040 „		

*) Diese sind mit 633,664 fl. bei dem Ministerium des Innern unter Wohlthätigkeitsanstalten im Budget enthalten.

**) Die Centralleitung dieses Ministeriums ist im Voranschlag bei dem des Handelsministeriums inbegriffen.

Provinz.-Staatsbuchhaltungen	964,510 fl.	
Zusammen	1,953,315 „	1,693,286 fl.
Gesammtsumme der Ausgaben	283,864,674 „	200,617,783 „
Vergleicht man hiemit die Einnahmen mit	144,013,758 „	160,967,032 „
so ergibt sich ein **Abgang** von	139,850,916 „	39,650,751 „

Es übersteigt daher das Deficit etwa 100 Millionen Gulden den Voranschlag, was sich keineswegs durch den Nichteingang der Steuern in einzelnen Provinzen erklärt, da dieselben im Gegentheile, z. B. in Italien, in größerem Maße bezahlt haben, als veranschlagt war und in der That nur die zu der ungarischen Krone gehörigen Ländern mit 22,320,683 fl. in den Voranschlag aufgenommen, nichts eingetragen haben.

Jener Abgang von	139,850,916 fl.
wurde noch erhöht	
durch Zurückstellung gerichtlicher Depositen an die Depositenkasse des Tilgungsfondes zur fruchtbringenden Anlage	1,189,822 „
durch Berichtigung von Daz-Entschädigungs-Kapitalien	25,074 „
durch Vorschüsse auf die Entschädigungen für aufgehobene unterthänige Leistungen . . .	39,483 „
und beträgt also das Gesammtdeficit	141,105,295 „

Der Bericht des österreichischen Finanzministers schließt mit Aufzählung der besonderen Zuflüsse, welche betrugen:

Durch Einzahlung auf das 4½perc. Anlehen vom Jahre 1849		12,502,635 fl.	
Durch Kapitalisirung von Interessen-Koupons und Lotto-Anlehens-Obligationen		1,550,794 „	
Durch die Hinausgabe von 5perc. C. M. Obligationen zur Berichtigung von Daz-Entschädigungs-Kapitalien		19,220 „	
Durch mehr ausgegebene als eingelöste fällige Hypothekar-Anweisungen		4,745,450 „	
nach Abschlag der mehr eingelösten als ausgegebenen 3perc. Anweisungen vom Jahr 1842 pr.	2,328,457 fl.		
dann der eingelösten fälligen 5perc. Kasseanweisung pr.	472,401 fl.		
Zusammen		2,800,858 „	
		Rest	1,914,592 fl.

Von der Nationalbank:

a) Vorschuß zu 5 pCt. im November und Dezember 1848	14,000,000 fl.
b) unverzinslicher Vorschuß vom Dezember 1849 bis März 1850	20,000,000 „
c) durch Eskomptirung von 3perc. Kasse-Anweisungen vom Jahre 1849 bis 18. September 1849, d. i. bis zum Tage der Abrechnung mit der Nationalbank . .	22,197,270 „
	56,197,270 „
d) durch andere bei dieser Abrechnung bestandene von verschiedenen Geschäften früherer Zeit herrührende Vorschüsse . .	10,879,798 „

e) Vorschüsse durch die von derselben nach der Abrechnung eingelösten 3pct. Anweisungen vom Jahre 1842 und Hypothekar-Anweisungen . . . . 1,355,900 fl.

Zusammen 68,432,968 „

Nach Abschlag der Rückzahlungen im Laufe des v. Jahres 1849, und zwar durch die überlassene sardinische Kriegsentschädigungssumme mit . . . 1,929,000 fl.
dann der Einzahlungen auf das 4½pct. Anlehen im Betrage von . . . . . 12,502,635 „

Zusammen pr. . . . . . . 14,431,635 „

Rest 54,001,333 fl.

Durch Hinausgabe von 3perc. Kasseanweisungen vom Jahre 1849	37,717,660 fl.	
Durch Verwendung von Tresorscheinen im Lomb. Venet. Königreiche	10,709,170 „	
Durch Verwendung von Anweisungen auf die Landeseinkünfte Ungarns	24,872,131 „	
Durch Hinausgabe von deutschen Münzscheinen	2,871,297 „	
Durch Hinausgabe von ungarischen Münzscheinen	546,900 „	
		76,717,158 „
Durch Wechselgeschäfte		5,175,400 „
Zusammen . .		151,911,132 fl.
Bei Vergleichung der Verwendung pr.		141,105,295 „
mit der obigen Summe ergibt sich ein Rest von		10,805,837 fl.

der zum Theile zu Vorschüssen verwendet wurde, deren definitive Verrechnung erst später erfolgt; zum Theile aber als Verläge nach jenen Kronländern entsendet wurde, deren finanzielle Gebahrung in die vorliegende Darstellung nur zum Theile einbezogen werden konnte.

Betrachten wir die Abrechnung, welche Herr von Krauß in seinem Departement dem blutigen Verwaltungsjahre 1849 — 1. October 1848 bis 30. September 1849 — stellt, nur vom Standpunkte des Cassenführers der Dynastie und mit Hinsicht auf die Marktpreise, zu welchen sonst Schlachten geschlagen und Revolutionen niedergedrückt werden, so muß man zugeben, daß eine Epoche, welche die Wiedereroberung der Hauptstadt, den ungarischen Feldzug von Jellacics Flucht vor Pesth bis zu dem Tage von Villagos, die Siege bei Novara und Mortara umschließt, Kämpfe, in welche 900,000 Mann Oesterreicher und 260,000 Mann russische Alliirte ausgeschickt wurden, die kaiserlichen Versprechen aus dem Herzen der Völker herauszuschneiden, Kämpfe, in welchen eine halbe Million Menschen auf Schlachtfeldern, Spitälern und den Richtstätten gefallen sind, — man muß zugeben, daß für die regierende Familie dies Alles mit einem Deficit von 140 Millionen Gulden nicht zu theuer erkauft war.

Das Deficit des Finanzministers hat aber einen größeren Inhalt als denjenigen, welchen diese Zahlen ausdrücken. Es ist noch ein großer

Unterschied zwischen den Lasten der Staatskasse und den anderen, welche unmittelbar auf das Volk fallen. Bei dem Kriege in Wien und in Ungarn war es der geringste Theil der Opfer, welcher durch das Budget zog, die Hütten, die Häuser, die Straßen, Dörfer, Städte die in Asche liegen, die Einquartierungen, welche Millionen kosteten, die Früchte des Feldes und des Fleißes, die zerstört wurden, die Nichtigkeitserklärung der Kossuth-Noten, welche dem ungarischen Bauer sein Betriebskapital entzog, die Arbeitskräfte und Familienernährer, welche mit den erschlagenen Landeskindern verloren gingen, das sind Kosten des kaiserlichen Sieges, von welchen erst die kommenden Budgets erzählen werden. Die Steuern, welche man ausgeschrieben hat, werden nicht einzutreiben sein, und Deficit auf Deficit durch neue Anleihen gedeckt werden müssen.

Ist dies vom Standpunkte der Staatswirthschaft ein wohl zu beachtender Faktor künftiger Verlegenheiten, so scheinen diese sowohl als das bereits ausgewiesene Deficit um so bedenklicher als die Art, wie man die Ausgleichung des Uebels versucht, ganz im Sinne des alten österreichischen Systemes, und vollkommen geeignet ist, das Uebel selbst zu vermehren. Wie schon die Aufzählung der besonderen Zuflüsse zeigt, werden dieselben hauptsächlich wieder durch die Bank herbeigeschafft, eine Dienstleistung, welche Herr von Krauß merkwürdigerweise nicht genug zu rühmen weiß, deren Kostspieligkeit, wie wir schon gesehen haben, aber am meisten dazu beigetragen hat, Oesterreichs Schuld auf die gegenwärtige Höhe zu bringen, und die jetzt auf der Grundlage der permanenten Insolvenz eine Verwüstung in die Vermögensverhältnisse schleudert, die Alles übertrifft, was man in Deutschland von den socialistischen und communistischen Erhebungen fürchtet.

Bei ihren fehlerhaften Organisationsplänen streben Socialisten und Communisten darnach, daß Alle gleiche Theile an den Genüssen erhalten sollen, die österreichische Gesetzgebung theilt aber alle Genüsse den Bank-Directoren zu, und den anderen Staatsbürgern die bitteren Verluste, die Unzuverlässigkeit im Erwerbe, die Schwankungen und Verletzungen des Vermögens.

Es sind Illusionen, die sich Herr von Krauß macht, bei einem solchen Systeme wieder einen geordneten Zustand der Finanzverhältnisse herbeiführen zu können, die Steuern hören auf, wenn der Besitz aufhört, sie sind nicht sicher, wenn dieser unsicher ist.

Bei dem Reichthume, welchen die Natur den Oesterreichern verliehen, mögen selbst Opfer möglich sein, wie sie die verschwenderischen Auslagen der gegenwärtigen Regierung erfordern, es ist aber mathematisch nachzuweisen, daß diese Opfer unerschwinglich werden, wenn die verderbliche Thätigkeit der österreichischen Nationalbank noch länger die Brunnen verschütten darf, aus welchen geschöpft werden soll.

Ob die sogenannte österreichische Nationalbank aufgehoben werden soll oder nicht, ist gleich mit der Frage ob **Oesterreich vor einem dritten Bankerott gerettet oder ob es demselben preisgegeben werden soll!**

Kritiken.

Die Valentine und Graf Waldemar.

Schauspiele von Gustav Freitag.

Die Literatur des Drama's ist aus dem Zeitalter der Kunst in das der Industrie übergegangen, und der gegenwärtige Schauplatz dieser künstlerischen Arbeit ist eine Nachschule, welche gewerbfleißige Talente bevölkern. Diese Unterscheidung trifft die Aufgaben, welche sich das moderne Drama wählt; die Charaktere, welche es darstellt; die Schaubühne, der es dient; die Schriftsteller, von denen es ausgeht. Die Stoffe werden aus allen Weltgegenden des menschlichen Lebens herbeigeführt und in der Werkstätte der dramatischen Kunst mehr nach einem Schema, als nach einem Muster für den Gebrauch der Theater zugerichtet; diese Dramen werden mehr berechnet und gemacht, als entdeckt und gedichtet, und entbehren, wie Kunstprodukte im gewöhnlichen Sinne des Worts, ebensosehr des genialen Ursprungs, wie der genialen Wirkung. Sie vergnügen vielleicht, so lange sie auf der Bühne gaukeln, die gleichgültigen Zuhörer, aber sie wecken nicht poetische Ereignisse in den Gemüthern, und lassen den Willen ebenso unberührt, wie sie selbst nicht ergriffen sind von der Energie und dem Drange des Zeitalters.

Diesem Charakter der Werke entspricht der Charakter ihrer Urheber. Unter den dramatischen Schriftstellern der Gegenwart giebt es sehr viele Handwerker, wenig Artisten, selten einen originalen Kopf, und ich wüßte nirgends einen entscheidenden Dichter.

Unter den dramatischen Handwerkern begreife ich solche Schriftsteller, die von dem Drama nur die Formel gelernt haben und das Talent besitzen, jeden beliebigen Stoff unter dieser Formel auf die Bühne zu bringen. Geben wir ihnen einen Stoff, so machen sie daraus ein Drama! Das Zeitalter ist so glücklich, diese fruchtbare Gattung in beiden Geschlechtern zu entwickeln, und neben dem Weibchen Birch-Pfeiffer, das Männchen Heinrich Laube in seiner dramatischen Nationalwerkstätte zu haben. Diese Beispiele bedeuten unter den Industriellen der dramatischen Kunst die niedrigste Stufe.

Die Artisten des Drama's sind den Technikern überlegen, weil sie einen freien menschlichen Zweck in ihren künstlerischen Handlungen verfolgen, allein sie entbehren der dichterischen Kraft, welche die Phantasie über die ausgelebten Formen emporhebt und das befreite Gemüth einfach in den wahren Ursprung menschlicher Thaten und in die schlichte Nothwendigkeit menschlicher Schicksale vertieft. Sie werden von dem Leben nicht die geheimen Kräfte enthüllen, sondern nur die gewohnten Umrisse abbilden; aber sie werden dieses Abbild kunstmäßig darstellen, und es ist möglich, daß sie darin eine Idee mehr illustriren, als verkörpern. Diese Artisten pflegen Amphibien zu sein, welche zwischen Kunst und Philosophie ein ungewisses Dasein führen: sie sind nicht Philosophen genug, um die zwingende Strenge des Gedankens zu ertragen, sie sind nicht Künstler genug, um eine ursprüngliche Phantasie zu besitzen. Aber sie wollen lieber Künstler sein, als Philosophen, und deßhalb wird gewöhnlich der schlimme Fall stattfinden, daß die Phantasie die

Ideen, welche ihr eingeflößt werden, in das unfreie Maaß ihrer Vorstellungen aufnimmt, und nur die Schattenrisse davon in einem künstlichen Gemälde darstellt. Unsere dramatischen Artisten bemerken von der Freiheit und den weltbewegenden Gedanken nur das Schattenspiel an der Wand, und wenn sie geschickt sind, bringen sie vielleicht interessante Situationen und anmuthige Gruppen zu Stande, aber sie können dem Spiele keinen Ernst und dem Schatten keinen Charakter einflößen. Diese Belletristen sollten sich mit einer bescheidenen Novelle begnügen und nicht im Ernste die Darstellung des menschlichen Lebens unternehmen.

Wir wollen in Gustav Freitag einen dieser Artisten beurtheilen, der sich in jüngster Zeit nicht ohne Erfolg um die Literatur des Drama's bemüht hat. Wir werden hier den artistischen Charakter an einem der besseren Beispiele darstellen und, wenn wir Herrn Freitag auch nicht zu einem dramatischen Dichter erheben können, so werden wir anerkennen, daß dieser Belletrist sein Schauspiel nach einem durchdachten Plane entworfen und in einer künstlerisch gereinigten Sprache verfaßt hat. Er besitzt nicht das Genie, sondern nur das Geschick eines Künstlers, nicht die Grundsätze, sondern nur den guten Willen eines Philosophen, aber er zeichnet sich von den belletristischen Poeten des Zeitalters durch das Talent einer graziösen Darstellung aus, und wir rühmen es um so bereitwilliger, je seltener sich dieses Talent in diesem Kreise der Literatur findet.

Indem wir die beiden verwandten Schauspiele, „die Valentine und Graf Waldemar" zum Vorwurf unserer Kritik machen, unterscheiden wir geflissentlich den Entwurf von der dramatischen Ausführung und die Idee, welche diese Schauspiele regiert, von den Charakteren, in welchen sie der Künstler darstellt. Denn es ist eine eigenthümliche Ungleichheit vorhanden zwischen der Anlage und der Form, — der Idee und dem entwickelten Detail dieser Kunstwerke.

Es scheint, daß die Anlage zu klein ist für die dramatische Kunstform, und die Idee zu groß für die Charaktere, welche uns diese Schauspiele vorführen. Aus ihrer Anlage entspringt kein Drama, und aus der Idee des Dichters müßten andere Charaktere hervorgehen, als er in seinen Dramen hervorgebracht hat.

Valentine und Waldemar sind verwandte Dramen, und sie beweisen die Gleichheit ihrer poetischen Abkunft durch die familiäre Aehnlichkeit ihrer Charaktere. Waldemar sollte das männliche Gegenstück zur Valentine sein, allein indem der Dichter die Befreiung eines weiblichen Charakters an einem Manne wiederholte, hat er schon in der Anlage seines Stückes den männlichen Charakter verdorben. Man könnte mit einem epigrammatischen Spott auf dieses Geschwisterpaar sagen: Valentine sei der männliche Waldemar und Waldemar die weibische Valentine! Valentine ist ein Mann, der zur Frau wird und Waldemar ein Weib, das sich ermannt; der glückliche Gedanke, welcher das Drama der Valentine leitet, wird in dem Drama des Waldemar eine verfehlte Pointe.

Wir wollen uns die Uebereinstimmung dieser verwandten Schauspiele aus dem Entwurfe derselben klar machen. Beide Dramen nehmen ihren Inhalt aus derselben Sphäre der Gesellschaft, ihre Tendenz aus demselben aufgeklärten Weltbegriff, der in der Natur des menschlichen Herzens und in der

sittlichen Energie des Charakters die Möglichkeit erkennt, die Schäden des Gemüths zu heilen und die äußeren Gegensätze des Lebens innerlich zu verknüpfen. Wenn wir diese Tendenz nach ihrem psychologischen Spielraum bestimmen wollen, so würden wir uns den Sinn dieser Dramen ungefähr so deuten: es sollen Charaktere, welche die Natur zu einer sittlichen Größe angelegt, die Gesellschaft aber, in welcher sie leben, entkräftet hat, — gemüthlich wiederhergestellt werden. So begränzt demnach der Schauplatz dieser Dramen ist, dennoch enthalten sie eine fruchtbare Wahrheit. Wenn auch der ganze Effekt zuletzt nichts ist, als eine Befriedigung des Herzens, so entscheidet dieser Augenblick doch den Wendepunkt eines menschlichen Daseins, den Bruch mit einer ohnmächtigen Vergangenheit und die Aussicht in eine tüchtige Zukunft. Freilich würde der Effekt größer und wahrer sein, wenn sich die ermattete Kraft auf einem geschichtlichen Schauplatz aufrichtete und für eine wirkliche Aufgabe anstrengte, aber auch so, obgleich der Dichter der Valentine und des Waldemar seine Charaktere nur gemüthlich und lyrisch erlöst, finde ich, daß er eine umfassende Entscheidung über das sittliche Gesammtleben ausspricht.

Wenn sich nämlich das Herz, diese letzte Instanz des Willens, um seinen menschlichen Werth zu retten, aus einem bestimmten Kreise des geselligen Daseins flüchtet, so ist gegen diesen in letzter Instanz ein vernichtendes Urtheil gefällt worden, und diese Gesellschaft hat das Recht eingebüßt, tüchtige Menschen zu besitzen, weil sie die Fähigkeit nicht hat, ihnen genugzuthun. Daß dieses Urtheil in der Valentine, wie im Waldemar die vornehme Welt trifft, welche dort eine bedeutende Frau bis zur Entwürdigung verkleinert, hier ein fähiges Naturell bis zur Ohnmacht abstumpft, überrascht uns nicht, ja es erregt kaum ernstlich unsere Theilnahme, weil wir längst aufgehört haben, uns für diese langweilige Welt zu interessiren. Seitdem wir belehrt worden sind, daß alles Wirkliche vernünftig sei, haben wir begriffen, daß unter Anderem auch die vornehme Welt nicht mehr zu der wirklichen gehöre. Wir überlassen sie also ihrem Schicksale, das ebenso verständig und, ich hoffe, weniger harmlos sein wird, als unser Urtheil.

In der modernen Vorstellung ist die vornehme Welt nichts, als eine Karrikatur, und sie befindet sich nicht mehr in einem ernstlichen Gegensatze mit irgend welcher wirklichen Sphäre des Lebens. Die herbe Unterscheidung der Stände und der tragische Konflikt, welcher aus den schroffen Gegensätzen des Lebens entspringt, hatte in einem früheren Zeitalter eine tyrannische Wirklichkeit, und daher wurde er in dem großen Umschwunge unserer Literatur ein Vorwurf für die dramatischen Dichter, welche das tragische Menschenleben darstellten. Heute würde uns der Dichter befremden, der uns zumuthen wollte, noch an eine Tragödie zwischen Bürger und Edelmann zu glauben. Die Unterscheidung der Stände darf heute nicht mehr die Menschenwürde beeinträchtigen und die Gesellschaft kastenförmig zerreißen, sondern auf die beweglichen Unterschiede des bürgerlichen Lebens und der Beschäftigung gegründet, erkennt sie das Gesetz und den Staat als ihre ausgleichende Macht an. Das siegreiche Prinzip, welches in der That die ständischen Gegensätze aufgelöst und die feudale Gesellschaft verzehrt hat, ist die freie Bildung. Die aufgeklärte Weltkultur und die Tüchtigkeit des Charakters regieren heute

den geselligen Zusammenhang der Menschen, und wo man sich dagegen wehrt, wird sie der künftige Tag in ihre Rechte einsetzen.

Wenn also heute ein Dichter die vornehme Welt auf den Brettern vernichten und die psychologische Auflösung dieses gesellschaftlichen Körpers darstellen will, so darf er das Gegentheil davon nicht etwa in einen ständischen Charakter verlegen, sondern er muß es in freien und aufgeklärten Menschen verkörpern. Für diese Charaktere und für die Entscheidung des Drama's ist es gleichgültig, daß sie einer anderen Sphäre des Lebens angehören; natürlich! wenn die vornehme Welt die edlen Kräfte verwüstet, so werden die freien Charaktere nicht daraus hervorgehen können.

Herr Freitag ist soweit mit dem modernen Weltbewußtsein vertraut genug. Er macht keine tragische Kollision und auch nicht eine traurige Liebesgeschichte daraus, wenn das Gemüth eines Menschen anders entscheidet, als das Vorurtheil seines Standes, vielmehr werden alle Schranken, welche die Gemüther ernstlich zurückhalten könnten, vermieden und Nichts hindert den Charakter in seiner freien Entschließung. Valentine und Waldemar sind unabhängige Charaktere und weder durch eine Pflicht, noch durch ein Vorurtheil an die Welt gebunden, in der sie leben; es steht ihnen frei, dieselbe in jedem Augenblicke zu verlassen, und die Frage ist nur, ob sie dazu die innere Nöthigung empfinden und einen Menschen antreffen werden, der ihnen die Möglichkeit eines freien und tüchtigen Lebens klar macht. Das Drama zieht sich daher aus den äußeren Kollisionen in die inneren zurück, und bringt das Gemüth nicht in den tragischen Kampf mit dem Schicksal, sondern nur mit sich selbst in eine Art von Widerspruch, der zwar durch äußere Motive veranlaßt, aber in psychologischen Wendepunkten entwickelt und zuletzt gemüthlich gelöst wird. Um seinem Leben einen neuen Inhalt zu gewinnen, dazu bedarf es nur das einfache Talent der Selbsterkenntniß, und den geringen Muth, ein ohnmächtiges Dasein zu verlassen. Die Widersprüche des Herzens lösen sich leicht, wenn auch nicht ohne herbe Augenblicke, doch ohne tragische Kollisionen, wenn wir sie in ein aufgeklärtes Gemüth verlegen und die moralische Kraft dafür freigeben. Sobald wir aber diese Vermögen binden und heteronomisch durch Vorurtheile und Pflichten beschränken, so entsteht die Tragödie in demselben Augenblicke, wo das Herz einen freien Entschluß ergreift und eine autonome Befriedigung fordert. Eine freie und ursprüngliche Regung in einem sittlich gebundenen Dasein bringt das Gemüth in einen unauflöslichen Widerspruch, die Wirklichkeit in einen tragischen Umsturz. Dagegen ein freier Instinkt in einem sittlich aufgelösten Dasein läßt sich erfüllen, und es ist natürlich, daß der frische Keim in dem aufgelockerten Boden ein neues Leben entfaltet.

Hebbel entdeckte die Tragödie seiner „Maria Magdalena“ in dem schroff begränzten Kreise einer bürgerlichen Familie, wo die Beschränkungen des Lebens aus Pietät und Gewohnheit innerlich festgehalten werden, und die „aller Dialektik unfähigen“ Charaktere in dem engsten Raum mit einander ringen. Dagegen Freitag stellt die Figuren seiner Schauspiele in die aufgelösten Kreise der vornehmen Welt, wo die Beschränkungen des Lebens nicht mit den Charakteren zusammenfallen, sondern in dem Spiele der Willkür als bewegliche Vorurtheile gelten. Dort verbietet die

Macht der Verhältnisse die Möglichkeit einer Befreiung und, wenn diese in der That ein Charakter anstrebt, so muß nothwendig die tragische Kollision eintreten. Dagegen hier erlaubt die Ohnmacht der Verhältnisse, daß eine geringe Energie sie abstreift, und wenn diese Energie in der That aufgewendet wird, so kann sich der Charakter befreien, ohne darum eine Weltordnung zu verletzen. Mit einem Worte, innerhalb dieser aufgelösten Lebenskreise giebt es kein Schicksal. Denn sie haben weder Kräfte, noch einen Raum, um zu ringen: wie sollte sich also hier ein ernstlicher Kampf entzünden? Die vornehme Welt kennt weder ein Schicksal, noch eine Schranke, sie hat nur das Schicksal, verlacht und dann vergessen zu werden und sonst überall Luftlöcher, durch die man ebenso leicht hinein- als hinauskommt. Ich fürchte, dieser Boden ist nicht günstig für ein Drama, und die Charaktere, welche sich hier entwickeln, werden nicht Kämpfer sein, sondern Flüchtlinge, die durch den wohlfeilen Sieg über das Erbärmliche nicht unsere Bewunderung erregen, sondern höchstens unsere Verachtung vermeiden.

So weit wollte ich den Entwurf in den beiden Schauspielen des Hrn. Freitag auseinander legen, um im Allgemeinen die Anlage und Tendenz derselben zu bestimmen. Wir rühmen, daß die Tendenz mit der Anlage übereinstimmt, vielleicht sogar eine größere Wendung enthält, als innerhalb des dramatischen Spielraums selbst ausgeführt wird. Wenn nämlich die sittliche Bildung und die unverdorbene Menschennatur als das Jenseits dargestellt werden, wohin die entkräfteten Charaktere der Gesellschaft auswandern müssen, um sich gemüthlich wiederherzustellen, so schließt sich hierin eine umfassende Weltansicht auf. Das aufgeklärte Gemüth und die natürliche Sittlichkeit werden dann unwillkürlich als die Grundlagen gelten, auf der sich das menschliche Leben überhaupt gründen und erneuern müsse. Verlassen wir die weitere Aussicht und erkennen wir an, daß Hr. Freitag in dem engen Kreise der Wahlverwandtschaft, die seine Dramen beschreiben, diese einfache und bedeutende Wahrheit begriffen hat.

Allein zwischen der Anlage, worauf der Plan dieser Schauspiele beruht, und der dramatischen Form der Ausführung bemerken wir einen eigenthümlichen Widerspruch. Der Anlage nach eignet sich die ganze Entwicklung mehr für die Form der Novelle, als für die des Drama's. Wir finden in der künstlerischen Ausführung auch eher die glückliche Manier eines Novellisten, als die bildnerische Kraft eines dramatischen Dichters. Die Anlage nämlich ist deßhalb dem Drama ungünstig, weil sie die Charaktere nur in einen losen Zusammenhang mit der Weltordnung bringt, in welcher sie leben, und sie von vornherein von jeder Verpflichtung, die sie daran binden könnte, frei spricht. Es wird in diesen Charakteren eine Gemüthsbeschaffenheit verkörpert, aber keine bestimmte Weltordnung repräsentirt. Für Valentine und Waldemar sind die vornehmen Kreise, die sie umgeben, nur eine leichte Scenerie, aber keine bedingende Welt, oder diese Welt bedingt nur ihre Manieren, aber nicht ihren Willen; sie erklärt uns wohl die Verirrung dieser ursprünglich tüchtigen Menschen, aber sie enthält jetzt auch nirgends mehr ein Element, das eine ernstliche Anziehungskraft auf sie ausüben könnte. Die vornehme Wittwe und der vornehme Garçon sind äußerlich ganz unabhängig, und da sie es innerlich auch sein sollen, so giebt es weder eine Pflicht, noch einen Reiz, der sie an ihre ange-

borene Welt länger, als sie wünschen, fesseln könnte. Sie werden sich dieselbe gleichgiltig gefallen lassen und mit überlegener Ironie genießen, so lange das Leben keine größeren Reize für sie entwickelt; sie können sie gleichzeitig wegwerfen und auswandern, sobald ein besserer Trieb sie auf einen neuen Lebenszweck richtet. Was enthält also die Anlage? gewiß „ein kleines Treiben“ und darin vielleicht „ein großes Herz!“ Charaktere in einer Welt, die sie weder erfüllt noch bindet, weder verpflichtet noch gewinnt, die also mit dieser Welt nichts, als eine stumpfe Gewohnheit aufgeben und mit diesem Verluste das eigne Selbstgefühl wiederherstellen. In diesen Charakteren ändert sich daher nichts als die Stimmung, und ich werde mich nicht überreden, daß in dieser psychologischen Entwicklung ein dramatischer Fortschritt enthalten sei. Die Anlage verbindet den Ausbruch einer energischen Kollision, weil sie die Charaktere nach einem großen — und die Verhältnisse nach einem kleinen Modell aufnimmt, jenen die Macht über sich selbst vollkommen freistellt, diesen die Energie vollkommen nimmt, bestimmend auf die Charaktere zu wirken. So handelt es sich nur darum, daß die Gemüthsstimmung gegen die Verhältnisse entscheide, und diese Stimmung hat nirgends eine feindselige Macht zu fürchten.

Freilich die tragische Kollision mußte vermieden werden, denn die Nemesis regiert nicht mehr in einer aufgelösten Weltordnung. Die Tendenz mußte die Anlage psychologisch gestalten, denn sie beschränkt ihren Spielraum auf eine ungebundene Gemüthssphäre. Aber der Dichter hat darüber die dramatische Möglichkeit eingebüßt und nichts vermocht, als eine Novelle in Scenen zu setzen, wobei ihn die Grazie der Sprache unterstützt hat. Ich tadle den Dichter nicht etwa, daß er seine Valentine zur Wittwe und seinen Waldemar zum Garçon gemacht hat; ich will nur der Baronin und dem Grafen ausreden, daß sie uns ein Drama vorspielen; sie würden gut thun, sich von der Bühne in irgend ein Taschenbuch zurückzuziehen.

Die Valentine übertrifft ihren dramatischen Zwillingsbruder in der Bedeutung des Charakters und in unserer Theilnahme. Wir erklären uns wohl, wie eine tüchtige Frau auf einen Augenblick geblendet werden könne durch den Flitterstaat äußerer Größe, und auf den betrügerischen Höhen des Lebens leicht bis an die Gränze des Selbstverlustes geräth: aber wir begreifen weniger, wie ein Mann seine ganze gemüthliche und sittliche Fähigkeit in einem genußsüchtigen Treiben verschwenden könne, um zuletzt mit hohler Ironie den Bankerott seines Lebens zu betrachten. Wir glauben, daß eine Frau, welche mit der Lady Milford einen verwandten Zug hat, sich in der Liebe zu einem Mann wieder erheben und in der That ein neues Dasein beginnen könne; aber wir zweifeln, daß sich ein Mann, der mit Lord Byron einige bedenkliche Gewohnheiten gemein hat, in der Liebe zu einem Mädchen sittlich wieder aufrichten werde. Für eine Frau hat die Liebe zu einem Mann eine ganz andere Bedeutung, als umgekehrt für einen Mann die Liebe zu einem Mädchen. In der Verbindung der Geschlechter, wenn wir dieses Verhältniß nach seiner menschlichen Virtuosität bestimmen, soll für die Frau eine erhebende, — für den Mann eine reinigende Macht enthalten sein.

Vielleicht daß Hrn. Freitag in dem Entwurfe seiner Dramen ein ähnlicher Gedanke vorgeschwebt hat, aber in der Ausführung seiner Charaktere kommt er nicht deutlich genug zum Vorschein. Valentine mußte weniger, Waldemar

mehr in's Große gezeichnet sein, damit in beiden Fällen der bedeutende Mann in eine eigene Beleuchtung träte. Saalfeld steht im Schatten der Valentine und Waldemar in seinem eigenen. In der Valentine bedarf Herr Freitag sehr künstlicher Mittel, um seine Heldin zu demüthigen; im Waldemar braucht er fast unnatürliche Mittel, um seinen Helden zu heben. Wenn wir boshaft sein wollten, so würden wir die Zufälle sehr gewaltsam finden, welche zwischen Valentine und Saalfeld, Waldemar und Gertrud die Vereinigung herbeiführen; Valentine muß nächtlich überfallen und Waldemar nächtlich durchgeprügelt werden, damit sich jene unter den Schutz Saalfeld's, dieser unter den Schutz Gertrud's flüchte. Solche Abenteuer läßt man sich wohl erzählen, sie können den Knoten in einer Novelle schürzen, aber nicht in einem Drama die Wendepunkte herbeiführen, sie können wohl Situationen, aber nicht Charaktere ändern. Wenn die Anlage dieser Charaktere den Dichter zu solchen gewaltsamen Wendungen genöthigt hat, so lag es eben darin, daß die dramatischen Motive in der Anlage fehlen und eine dramatische Entwickelung nicht anders möglich wurde, als durch Ueberraschungen und den mechanischen Wechsel der Scenen.

Von der Valentine gilt dies weniger, als von Waldemar; aber hier macht sich die ungünstige Anlage auch so geltend, daß die dramatische Entwickelung den Charakteren künstlich angedichtet werden muß, in der That aber aus lauter Abenteuern zusammengesetzt ist.

In der Valentine hat sich ein weiblicher Charakter halb aus Größe, halb aus Schwäche mit einer Welt eingelassen, in der man nur gelten kann, wenn man seinen Werth aufgiebt; sie strebt nach Einfluß und wagt ihre Würde, um ihre Kraft zu versuchen. Dieser Charakter schwebt in der Gefahr einer Selbsttäuschung, und schließt also die Möglichkeit einer Entscheidung, die Nothwendigkeit einer Krisis, die Aussicht auf einen Erfolg in sich; es ist doch ein Reiz, der Valentine an die gehaltlose Scene der vornehmen Welt fesselt, ein Reiz mit dem die bedeutende Frau spielt, der aber leicht die eitle Frau berücken und zur gemeinen Pflicht für sie werden kann. Diese Gefahr muß Valentine erkennen, dem Reize entsagen, die werthlose Scenerie ihres Lebens wegwerfen und das energische Herz in einem tüchtigen Leben befriedigen. Mit einem Worte, der Charakter hat hier einen Spielraum, es ist doch eine Spannung vorhanden, die gelöst, ein Irrthum, der durch sich selbst gerichtet werden muß, und wenn auch die Wendungen äußerlich herbeigeführt werden, so sind sie doch zugleich psychologisch bedingt, und es läßt sich daran eine charakteristische Seite entdecken.

Im Waldemar dagegen ist ein männlicher Charakter das abgemachte Produkt ohnmächtiger Verhältnisse. Waldemar ist unabhängig und durch keine Pflicht an einer bestimmten Ordnung des Lebens betheiligt, er ist in seinem Gemüth, seiner Ueberzeugung, seinen Bedürfnissen nicht bedingt durch den sittlichen Zusammenhang der Gesellschaft. Der Vorzug des Zufalls spricht den Majoratsherrn frei von den Nothwendigkeiten des Lebens. Das Spiel seines Daseins hat mit der Zeit auch seine Reize verloren, denn Graf Waldemar hat die Welt in oberflächlicher Bildung und im erschöpfenden Genusse kennen gelernt und gefällt sich darin, sie zu verachten. Die Welt ist ihm langweilig und am meisten die vornehme, denn sie ist die

längste Gewohnheit seines Lebens. Er kann diese Welt aufgeben, ohne deßhalb auch nur eine leichte Entsagung zu üben; er ist mit keinem Bedürfniß in ihr heimisch, und kann daher ohne Schmerz aus diesem gleichgiltigen Dasein auswandern. Er ist völlig blasirt, und darum giebt es keinen Stoff, den er gemüthlich beleben, — keinen Plan, den er mit sittlicher Hingebung verwirklichen könnte.

Graf Waldemar ist ein Mensch, für den das Leben keine Pflichten, keine Reize, keine Aufgaben bietet, der deßhalb in sich selbst nirgends einen Haltpunkt findet, weder eine Rücksicht, noch einen Trieb, noch eine Thatkraft. „Das Leben ist eine häßliche Komödie!“ und Graf Waldemar spielt darin einen — Schauspieler. Er ist ein empfindsamer Mensch in einer gemüthlosen Maske, und die Komödie besteht darin, daß er die Maske abnimmt. Er selbst hält sich zwar für den gelangweilten Zuschauer, der die Komödie des Lebens betrachtet und sie häßlich findet, aber er weiß nur nicht, daß er selbst die Maske trägt, und daß die häßliche Karrikatur, die ihn anwidert, davon das Spiegelbild ist. Solche Charaktere, wie Graf Waldemar einer ist, scheinen Mehr und Weniger, als sie im Grunde wirklich sind. Sie scheinen gemüthlos, während sie sentimental sind, kalt und ablehnend, während sie im Grunde weibisch bestimmbare Naturen sind; endlich sie scheinen bedeutend, aber sie sind ohnmächtig; sie werden das Gesicht in bittere Ironie versteinern, damit man das schmerzliche Zucken des Herzens nicht merke, sie werden mit der Maske Byrons groß thun, und bei der ersten Gelegenheit spielen sie auch ohne Grund die Rolle Werthers! Seitdem die Empfindsamkeit in der Welt ist, wird es immer solche Menschen geben, es sind passive, vielleicht fähige Naturen, die aber nie Etwas ernstlich gewollt, nie kräftig nach einem Ziele gestrebt haben und zuletzt im Gefühle ihrer Ohnmacht verstimmt werden. Sie haben immer in Stimmungen gelebt; was Wunder, wenn das Gemüth zuletzt verstimmt wird und sich nur noch in Mißtönen äußert!

Man soll diesen Mißton ja nicht für Weltschmerz halten und die Welt wegen einer Schwäche anklagen, deren Grund lediglich in einem Naturell liegt. Die gehinderte und zerbrochene Kraft, die einer widerstrebenden Weltordnung erliegt, soll das Recht haben, die Welt zu verurtheilen, aber nicht die eingebildete und verstimmte; der Verbannte, nicht der Abenteurer soll sich tragisch vor uns rechtfertigen dürfen, und nur für die Zerstörung großer Charaktere, nicht für die Ohnmacht unbestimmter Naturen wollen wir das Weltgesetz verantwortlich machen. Der Weltschmerz ist mehr, als ein überreiztes Temperament. Aber seitdem dieses tragische Gefühl Dichter und Helden gehabt hat, meint jeder empfindsame Jüngling, ihnen gleich zu werden, wenn er seinem Temperamente die Zügel schießen läßt.

In diesem Irrthum befindet sich Graf Waldemar und, wie es scheint, auch der Dichter desselben, denn er hat offenbar nicht bloß ein Temperament, sondern einen Charakter darstellen wollen. Aber die Welt hat an der Entkräftung dieses empfindsamen Naturells gewiß die kleinste Schuld und, wenn tüchtige Anlagen in ihm verdorben worden sind, so hat wahrscheinlich die Erziehung ihre gewöhnlichen Fehler begangen. Das verzogene Bürschchen hat sich in die Welt nicht finden können, lieber nach Launen, als nach Zwecken gelebt und das gefühlvolle Herz in liebenswürdigen Abenteuern vergeudet.

Was wundert sich der mündige Mann, wenn ihm sein gehaltloses Dasein jetzt nichts bietet, als hie und da eine vorübergehende „Aufregung"? Zu genial für eine beschränkte Arbeit und zu ohnmächtig für eine große, — was bleibt dem Grafen Waldemar übrig, als einige empfindsame Schwärmereien, und nachdem diese verrauscht sind, die abgespannte Haltung eines vornehmen Wüstlings? Wir kennen dieses weltmüde air de famille! Nachdem die Kraft in Schwärmereien verdunstet und in Genüssen abgestumpft ist, schrumpft ihm das Leben zusammen in die Augenblicke, wo es aufgeregt wird, und dazu bedarf es einer ganz besonderen Erschütterung. Sein Pferd muß sich vor einer Hecke bäumen und ein Weib ihm zornig den Rücken kehren, wenn Graf Waldemar den wohlthätigen Kitzel der Aufregung empfinden soll. Diese Aufregungen sind freilich wohlfeil genug, und man braucht weder so vornehm noch so genial, wie Graf Waldemar Schenk zu sein, um bei solchen Gelegenheiten erschüttert zu werden. Jeder schlechte Reiter wird auch aufgeregt, wenn sich sein Pferd bäumt, und in jeder ehrlichen Ehe giebt es Wallungen von dem zweiten Beispiele. Aber der edle Waldemar liebt solche Aufregungen, er wird eigentlich nicht aufgeregt, sondern er läßt sich aufregen, wie sich der abgestumpfte Körper galvanisiren läßt. Bei diesen Allüren damit wir sie nicht etwa mit Rohheiten verwechseln, müssen wir uns immer, den genialen Mann vorstellen, dem gewiß das Größte möglich wäre, wenn er seine Fähigkeit einmal wirklich beschäftigen wollte, der es aber vorzieht, sie nur anzudeuten, damit er die Welt ruhig verachten dürfe und nicht nöthig habe, sie ernstlich zu beunruhigen. Jammerschade, daß Child Harald schon gedichtet und Griechenland schon befreit ist! Das Leben hat keinen Stoff mehr, der des Grafen Waldemar würdig wäre. Der geniale Junker muß jetzt einen Hengst zur „Poesie seines Lebens" machen, und wenn es den Dienst seiner Dame gilt, die Poesie seines Lebens zu Tode hetzen. Der edle Graf am Sterbelager des edlen Hengstes! Wir müssen diesen großen Moment belauschen, mit dem der Dichter sein Drama einleitet. „Niemand soll ihn berühren!" sagt Waldemar zu den Stallknechten, die den Todeskampf des Sterbenden mit einer Kugel beenden wollten, „ich habe ihn geliebt, ich selbst will ihn tödten." „Moor's Geliebte soll nur durch Moor sterben!" Was ist hier lächerlicher, die Travestie oder die Erfindung?

Graf Waldemar soll sich von seinen Liebschaften trösten lassen, wenn er uns übel nimmt, daß wir lachen. Es giebt noch manches zarte Gemüth, das die feinen Instinkte einer vornehmen Seele versteht und nichts liebenswürdiger findet, als einen schwermüthigen Grafen. Ich wette, „die Frau von Stande" würde ihn gleich zum Helden einer Novelle, nach dem Muster des Grafen Chala machen und aus den Romanen der Gräfin Hahn würde sich gewiß eine Toska oder Faustina sterblich in diesen Standesgenossen verlieben, wenn er nicht — das Gärtnermädchen heirathete. —

Der eigentlich komische Widerspruch in dem Charakter Waldemars besteht aber darin, daß er über sich selbst in der schmeichelhaftesten Täuschung lebt, während er um sich her Alles mit rücksichtslosem Spotte verachtet. Nichts ist lächerlicher, als in dem eitlen Junker diese weltverachtende Ironie. Er hält sich im Ernste für ein Geschöpf seines Zeitalters, und betrachtet sich selbstgefällig in dem großen Spiegel des gesammten Menschenlebens,

das gehaltlos, wie das seinige, dahinschleicht und mit diesem nur die sublimen Instincte der Aufregung nicht gemein hat. Der Spiegel schmeichelt ihm, denn er vergrößert. Graf Waldemar gewinnt darin das Ansehen eines Charakters, die Physionomie eines Zeitalters, die gemein sein würde, wenn sie in diesem Falle nicht vornehm wäre. Er hat die feinen Instincte, die Ironie, die Aufregung voraus, und ist eine verschwiegene Kraft mitten in einem Zeitalter, das seine Ohnmacht deutlich zur Schau trägt. Diese Kraft muß sich selbst verwüsten, da ihr nicht erlaubt war, eine Welt zu zerstören. So wird Graf Waldemar charakteristisch, indem er sich aus dem Charakter seiner Zeit erklärt, und interessant, indem er sich davon unterscheidet durch die Kraft, die er verschweigt, und die Ironie, die er ausspricht. Wir sollen uns überreden, Graf Waldemar hätte eigentlich der wilde Graf werden müssen, wenn er nicht zufällig der liederliche geworden wäre. Gebt ihm ein anderes Königreich! Bucephalus Lovelarn ist todt und die „kleinen Zirkel des Palais“ sind ihm zu langweilig! Was für ein Reich Junker Waldemar wünscht, erfahren wir aus dem Zwiegespräche mit seinem Freunde Hugo:

Hugo: Das eben ist es, was man Dir vorwirft. Dein Spott, dies Verachten von Allem, was Anderen heilig ist. Man beargwöhnt Dich, weil man eine Kraft fürchtet, die Du nicht gebrauchst; man muß Dir alle Grundsätze absprechen, weil man nicht weiß, was Du achtest.

Waldemar: Was ich achte? in unserer nervösen, schwachen, auflösenden Zeit? Sehr wenig! Und die Kraft, die Deine Güte mir zutraut, wozu soll ich sie gebrauchen? Zu Thaten? Welche Männerthat räthst Du mir an? Sieh Dich um, Hugo. Ueberall Ansichten, Geschwätz, Klagen, nirgends eine große, frische, fortreißende That. Wäre ich ein Spanier oder Tektosage, so wäre ich wahrscheinlich der Anführer einer schwarzen, höllenheißen Bande von Schelmen geworden, die den Teufel als Schutzpatron verehrt; da ich aber das Glück habe, der höchst civilisirte Graf Waldemar Schenk zu sein, so begnüge ich mich, den Gang der Welt zu verlachen, ich reite die wildesten Hengste und setze im Roulett seit zehn Jahren nur einzelne Nummern. Wenn mein Pferd vor einer Hecke bäumt, so habe ich doch Augenblicke, wo ich lebe. Sind es auch keine Thaten, so sind es doch Aufregungen.

Nein! Graf Waldemar ist zu ehrlich, um die Kunst der Ironie zu verstehen, und ein viel zu gewöhnliches Beispiel von Blasirtheit, um eine feine Ausnahme zu machen. Der spöttische Zug ist nur eine vornehme Gewohnheit des Mundes, und ich halte die Hand nicht für geheimnißvoll, die einen Glacéhandschuh trägt. Er kann sich darauf verlassen, sein Leben ist so durchsichtig, daß jedes Auge hineinsehen kann und jede Zunge ihn auswendig weiß, wie einen Kinderreim. Wir haben uns nicht getäuscht, der wilde Graf spuckt dem Junker wirklich im Kopfe. Man hat wohl bei Zeiten dem armen Jungen die Phantasie mit Räubergeschichten verdorben, und er kann nun den wüsten Knabentraum nicht mehr loswerden. Aber daran

ist nicht die Zeit, sondern höchstens seine Amme schuld. Nachdem sich Junker Waldemar auf der Bärenhaut des vornehmen Lebens müde geschwelgt hat, möchte er „in des Waldes dunklen Gründen und in Höhlen tief versteckt“ — ein wirklicher Bärenhäuter werden. Der Einfall ist pikant, unter die Barbaren zu gehen, nachdem man sich an der schwindsüchtigen Cultur die Säfte verdorben hat, die Abenteuer aus den Salons in die Wälder hinüberzuspielen und auf einen blasirten Roman der Gräfin Hahn ein Bürger'sches Kraftgedicht vom Raubgrafen folgen zu lassen. Aber nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf, wenn Sie aus unseren Salons glücklich entwischt sind, daß Sie nicht etwa als Tektosage in einem Halm'schen Drama zu uns zurückkehren! Gehen Sie lieber nach Spanien und versuchen Sie die Rolle des Don Juan, wenn es Ihre Natur und Ihr künftiger Schutzpatron erlaubt. Oder wollen Sie im Ernste die höllenheiße Bande anführen, die den Teufel verehrt? Pfui Herr Graf! Ich habe Ihnen eine dämonische Wallung zugetraut und Sie haben mich mit einem kindischen Einfalle betrogen! —

Die eitle Verblendung Waldemars, der sich eine Kraft einbildet, die er nicht besitzt, die, wenn er sie besäße, keinen Pfifferling werth wäre, ist der Irrthum seines Dichters. Herr Freitag wollte uns an dem zerfahrenen Leben eines bedeutenden Menschen die Unfähigkeit einer Gesellschaft, vielleicht die Schuld eines ganzen Zeitalters enthüllen, und die Entkräftung einer tüchtigen Anlage tiefer begründen, als durch deren eigene Schwäche. Er hat an den verzehrenden Hauch der Wüste gedacht, als er uns den versengten Halm einer Oase darstellte; denn sein Waldemar soll eine furchtbare Natur sein, die unter dem Einfluß wüster Umgebungen verödet worden ist. Er wollte mehr entwickeln, als ein krankes Gemüth, aber er hat nur die Verirrungen eines Naturells beschrieben. Ihm mag ein Charakter vorgeschwebt haben, der unter den Hemmungen des Gesammtlebens entstellt und versteinert worden ist, aber er hat nur ein Temperament ausgeführt, das sich in planlosen Abentheuern überspannt hat. Und wenn es ihm in seinem Waldemar nicht um einen solchen Weltcharakter als ein repräsentirendes Beispiel zu thun war, so wollte er wenigstens eine interessante Einzelheit zeichnen. Gewiß sollte die unbändige Naturkraft in der glatten Hülle weltmännischer Bildung, der geniale Instinct in der eleganten Haltung des vornehmen Mannes, das weiche Gemüth mit der kalten Lippe weltmüder Ironie eine originelle Zeichnung werden; diese überraschenden Contraste werden uns anziehen, und wir überreden uns vielleicht, daß sie dämonische Widersprüche verbergen. Aber man schafft eher Carricaturen, als ernstliche Contraste, wenn man große Naturen nach dem Modejournal aufnimmt, und wenn sich auch der Teufel Baron nennt, so ist es einem Grafen noch lange nicht erlaubt, den Dämon zu spielen. Diese interessanten Contraste haben den Dichter verführt, und er hat uns einen Charakter gezeichnet, den dieselbe Liebhaberei der Gegensätze zu allen möglichen Abenteuern verführt, heute für einen Roman in pikantem Style und morgen für ein Idyll im gewöhnlichen aufregt. Der Geschmack des Dichters ist die Laune seines Helden geworden, und diese Laune verziert das zwecklose Leben Waldemars oder spielt vielmehr mit der Phantasie und mit dem Gefühle des wilden Mannes. Die Aufregungen, die Graf Waldemar sucht, die Räuber-

phantasien, die ihn beunruhigen, endlich die liebenswürdigen Abenteuer, die er uns in seinem Schauspiele aufführt, sind das nämliche Spiel der Contraste, worin nicht ein Charakter seinem Gesetze gehorcht, sondern ein Temperament in dem Labyrinthe seiner Launen herumirrt. In diesem Spiele gibt es wohl einen fünften Act, aber keine letzte Genugthuung, denn das Spiel ist eben so gränzenlos, wie die Contraste. Ein Gegensatz ruft den andern hervor, und der Hazardspieler zieht das Loos, wie es der Zufall würfelt. Die Fürstin hat Recht, sich über den abtrünnigen Liebhaber zu trösten: „sie wird ihn in der Hauptstadt wiedersehen, wenn er seine Gartenidylle zu Ende gespielt hat."

Es ist der Zufall der Contraste, welcher den Sinn Waldemars hin- und herbewegt, jetzt stimmt er ihn für die vornehme Cokette, und dann für das schlichte Bürgermädchen. Warum liebt Waldemar die Fürstin? Weil die abenteuerliche Frau in den langweiligen Zirkeln der vornehmen Welt einen pikanten Gegensatz bildet; sie kontrastirt mit den Gewohnheiten des Grafen, und darum fesselt sie den blasirten Ironiker; die kecke, amazonenhafte Georgine reizt den gelangweilten Waldemar, und zugleich gefällt die vornehme Frau dem vornehmen Manne. Sie wirft ein grelles Schlaglicht in das farblose Einerlei seines Lebens. „Die Fürstin ist eine reizende Cokette, ein feiner intriganter Kopf und durchaus von gutem Ton." „Ich gestehe Dir" — fährt Waldemar gegen seinen Freund fort — „daß ich eine Passion für sie habe." Aber in demselben Augenblicke, wo er erfährt, daß die Fürstin das Mädchen ist, welches er verführt hat, wo sich das galante Spiel in sittlichen Ernst verwandelt und die Stimme der Natur zu ihm redet, — da erlischt der Contrast und mithin die „noble Passion." Die Erinnerung ist eine bürgerliche Gewohnheit, und es scheint dem vornehmen Manne sehr langweilig, „wenn das Ende und der Anfang zusammenkommen." Graf Waldemar findet, „daß sein Leben der Schlange gleicht, die sich in den Schwanz beißt und daran krepirt"; die Rose haucht ihn leichenartig an, sobald ihm einfällt, daß er ihren Duft schon einmal genossen hat.

Waldemar versteht die Natur nicht, er bildet sich nur die Sehnsucht darnach ein, weil er sich für einen dämonischen Mann hält. Der Geschmack der Contraste hat ihm schon längst den Sinn für die Natur verdorben. Die abenteuerliche Frau gefällt ihm, die verführte Geliebte widert ihn an, das rasende Weib, welches Rache sprüht, ist ihm ein anziehendes Naturschauspiel. Dem Dichter, als er die unnatürlichen Scenen des letzten Actes componirte, wo Georgine sich mit ihrem Kinde und dem Blute Waldemars bezahlt machen will, mag die Carrikatur einer Medea vorgeschwebt haben, und darum läßt er Waldemar sagen: „Hm! Es ist Natur in Ihrem Verlangen nach Rache."

Die Liebe zu Gertrud ist eben so wenig eine ernstliche Leidenschaft oder eine befreiende Gemüthsbewegung, wie sie in dem Sinne des Drama's aufgefaßt werden mußte. Der Contrast spielt hier nur in einer andern Maske mit der Laune des Grafen. Wäre Waldemar wirklich ein dämonischer Mensch, so möchte ihn wohl die einfache Natur bezaubern, und es könnte zwischen ihm und dem idyllischen Gärtnermädchen einen wahlverwandten Augenblick geben. Aber selbst dann dürfte dieser Augenblick kaum begränzt und zu einem sittlichen Verhältnisse ausgedehnt werden, denn eine ge-

niale Wahlverwandtschaft ist noch lange nicht eine Ehe, und ein wahres Gefühl verbürgt nicht immer die sittliche Dauer.

Allein zwischen Waldemar und Gertrud ist es gar nicht der reizende Austausch des Großen und Einfachen, des Dämonischen und Naiven, der verzehrenden Ironie und des unberührten Humors, welcher die Charaktere zusammenführt und ihre Gegensätze wechselseitig ausgleicht, vielmehr es ist nichts, als das bunte Spiel der Contraste, welches dem gelangweilten Weltmann das bürgerliche Mädchen interessant macht und den übersättigten Geschmack für den einfachen Naturgenuß aufregt. Ein vorübergehendes Schlaglicht, nichts weiter! Die Fürstin contrastirt mit den Umgebungen Waldemars; Gertrud contrastirt mit seinem eigenen Wesen. So lange Waldemar in der Stimmung ist, seine Umgebungen mit überlegener Kritik zu verhöhnen, wird er Geschmack an der Fürstin finden: wenn er in die Stimmung kommt, über sich selbst zu philosophiren, wird Gertrud seinen Geschmack reizen. Es sind nur Stimmungen, die sich ändern, nur der Geschmack, der sich wendet, nur allopathische Sympathieen, die den nervösen Edelmann anwandelten. Die Fürstin entdeckt Waldemar in einer ironischen Stimmung, Gertrud in einer moralischen. Die ironische Stimmung hört auf, sobald die Fürstin Ernst macht, und die verjährte Liebe, die ihre Rechte verlangt, ist für Waldemar eine abgeschmackte Wiederholung. Die moralische Stimmung steigert sich, so lange Gertrud den Grafen ablehnt, und erzeugt zuletzt den ungestümen Einfall, das Gärtnermädchen zu heirathen. Erst war Waldemar gelaunt, sie zu verführen; eine moralische Wallung oder besser eine romantische, die ihm selbst ernstlicher vorkommt, als sie ist, bringt ihn dazu, sie zu heirathen. Das ist für Gertrud ein Glück, denn ich besorge, sie würde nicht spröde genug gewesen sein, und Junker Waldemar hätte mit dem armen Kinde leicht die Geschichte von Taubenheim wiederholen können. Was hat er doch gleich für einen sublimen Einfall, als ihm Gertrud den nächtlichen Einlaß verweigert? „Es ist keine Poesie mehr im Volke!" In der That, das ist eine Blasphemie im antiken Styl, die dem Junkern von Taubenheim sehr witzig vorkommen würde. Die Poesie im Volke, das ist der nächtliche Besuch eines Edelmanns bei einem Bürgermädchen! — Noch eine Weile schwankt Graf Waldemar zwischen der Ironie über das kleine Leben einer bürgerlichen Familie und den Reiz, welchen das bürgerliche Naturkind auf ihn ausübte. Zuerst thut er sehr vornehm, dann wird er moralisch, und endlich geht die Laune des Verliebten mit ihm durch. Wie wohlgefällig spiegelt sich der vornehme Name in dem Contrast von Ironie und Schaam, den ihm das tugendhafte Mädchen in der Gärtnerwohnung einflößt. Es ist gar zu pikant, wenn ein vornehmer Mann sich zugleich moquirt und schämt, wenn er über das bürgerliche Leben die Achseln zuckt und vor der bürgerlichen Tugend eine leichte Verbeugung macht. Wir wollen artig sein und ihn anhören: „Da hätten wir ein so kleines, liebenswürdiges Stück Erdenleben ganz in der Nähe. Alle Freuden, Sorgen und Pflichten sauber und ordentlich zurecht gelegt, wie Kleider in einer Truhe, ein recht weiß gewaschenes Gewissen obendarauf und das Ganze mit Lavendel und Weinlaub bestreut — was ist dabei so Großes? Es ist die nothwendige Beschränkung eines kleinen Lebens. Was diese Leute an dem Knaben thaten, ist gar nichts Besonderes, das kommt oft vor; was ist darüber zu stau-

nen. — Und doch — mein lieber Graf, fühle ich eine leise Röthe auf deinen Wangen; ich will hoffen, daß sie nicht etwa Schaam ist, Schaam vor dir selbst. Hinweg mit dem Spott, hier hilft er mir nichts. Bei allen Göttern, sie hat ein großes Herz, und ich stehe klein vor ihr. Sie erzieht meinen Sohn, den ich verläugnete, sie weiht ihr Leben einer großen Pflicht, die jedenfalls mir näher liegt, als ihr, sie hat Verleumdung erduldet, Opfer gebracht und ich, ich will meine väterliche Auctorität gebrauchen, dasselbe Kind wegzuschenken als einen Spielball seltsamer Frauenlaune. — Pfui über Dich, mein Herr Graf, das muß geändert werden. — Als irgend ein blöder Narr sie wegen des Kindes verleumdete, da hat sie geweint. Das freut mich, denn das wenigstens war eine Schwäche von ihr. — Entweder wird mir das Mädchen sehr lästig, oder Einiges an mir selbst wird mir zuwider. — Jetzt aber hinweg mit der Würde des Familienvaters, und ihr schelmischen Geister des Leichtsinns und fröhlicher Trunkenheit, geleitet mich in die weißen Arme der Freundin." (Er trällert.)

Hinweg mit dem Grafen! Heute schwelgt er in den weißen Armen der Fürstin, morgen wird er die Gartenidylle fortsetzen, und weil der neue Reiz pikanter ist, als die alte Ironie, so wird er übermorgen das Gärtnermädchen heirathen. Wenn Graf Waldemar den **beatus ille** ausgesungen hat, so wird er von Neuem trällern: **une robe légère!** —

Herr Freitag versteht überhaupt nicht die männlichen Charaktere, am wenigsten die, welche er auszeichnet, er versteht wohl die untergeordneten Typen der Hofmarschälle, Fürsten, Minister und Bedienten nach irgend einem Modell zu porträtiren, aber er kann nicht den bedeutenden männlichen Charakter aus ursprünglichen Bedingungen herleiten und dichterisch darstellen. Er hebt alle Beschränkungen auf, die den Charakter zugleich besondern und nöthigen, und repräsentirt in farblosen Figuren ein weichliches, gestaltloses Weltbürgerthum. Man muß sich hüten, diese Gebilde für künstlerische Darstellungen der Freiheit zu halten. Die Helden seiner Schauspiele sind unbestimmte Gemüther, welche ein außerweltliches Dasein führen, und mit denen der Dichter selbst nichts Besseres anzufangen weiß, als sie zu verheirathen. Wenn sie in der Liebe verunglücken, so bleibt ihnen nichts, als die völlige Unbestimmtheit des Lebens, ein vages Hinaus, das nicht von dem Geiste der Unternehmung, sondern von einer sentimentalen Phantasie begleitet wird. Der „Gelehrte," dem die Gräfin weggeheirathet wird, geht unter das Volk; man weiß nicht, ob er dort die Poesie, wie Waldemar, oder welche Wirklichkeit sonst er zu finden denkt, denn die ernste Betheiligung an dem bewußten Volksleben hat er kurz zuvor dem Freunde verweigert. Saalfeld ist der wohlgerathene Milchbruder Waldemars. Ein Glück, daß ihn die Zucht des Lebens etwas geschult hat, er wäre sonst leicht ein eben so verwöhntes Bürschchen geworden, als Graf Waldemar. Er kennt auch keinen andern Lebenszweck, als die Baronin zu heirathen. Wird er nicht der Gemahl der Baronin, so bleibt ihm nur übrig, „in das Wellengras der Prairieen zu tauchen und mit den Indianern den Stier zu jagen," da ihm das Land seiner Heimath keine andere Wahl erlaubt, als „sich den Kohl zu bauen oder — liederlich zu werden." Das heißt doch wohl: wenn er nicht Saal=

feld wäre, so möchte er gern Waldemar sein. Waldemar ist in der Heimath geblieben, so sehr es ihn auch nach Spanien oder in die Wälder der Vorzeit gelüstet; er lebt, wie sein wahlverwandter Philosoph denkt: erst ist er liederlich gewesen und dann wandert er aus unter die Kohlköpfe. Nur Geduld, er wird wieder liederlich werden! Die Herren möchten uns gern weiß machen, daß sie entweder den Don Juan oder den Cincinnatus spielen müssen, allein sie denken nicht höher, als sich auf dem Lande von den Anstrengungen der Residenz zu erholen. Das ist heutzutage die gewöhnlichste Geschichte von der Welt; warum also mit einem solchen Contraste vornehm thun?

Die Freiheit, welche Saalfeld und Waldemar darstellen, ist die Nomadenfreiheit oder, damit ich die feinen Herren nicht beleidige, die Grisettenfreiheit, eine unbestimmte Schwärmerei, welche der Eine als die Weisheit des Lebens, der Andere als dessen Poesie nicht eben naiv genießt, sondern mit kokettem Selbstgefühle ausspricht. Saalfeld hat „die Philosophie eines summenden Käfers;" Waldemar hat die Poesie einer „singenden Grille." Der Käfer wandert von Blume zu Blume, und wenn er eine „Nachtviole" findet, so nistet sich der zudringliche Käfer dort ein, bis er sich festgesogen: das Schauspiel des treuen Valentins und seiner Valentine! Von dem Anderen heißt es in der Fabel: „eine faule Grille sang einen ganzen Sommer lang —" und wenn die „Georgine" verblüht ist, dann kommt die zudringliche Grille zur Feldmaus Gertrud und sucht für den Winter die Herberge und die Poesie im Volke.

Ich will Nachtviolen und Georginen in einen Strauß flechten und mit Käfer und Grille auf den Toilettentisch einer zartfühlenden Dame legen, damit sie die Dichterwerke von Gustav Freitag direct aus der Natur empfange.

Ich bezweifle sogar die Anlage der Freiheit, die in diesen unbestimmten Figuren möglich wäre, es könnte sein, daß ein freies und richtiges Gefühl ihr gestaltloses Dasein bewege.

Ich hätte mich gern überredet, daß diese Figuren wenigstens eine Anlage von der menschlichen Freiheit haben, da sie nirgends einer Aufgabe derselben dienen; daß sie ihr gestaltloses Dasein wenigstens nach einem freien und richtigen Gefühle bewegen, da sie nirgends einen Plan mit männlichem Verstande verfolgen. Sie entbehren jeder festen Beschränkung des Lebens; desto freier hätte sich hier die natürliche Menschlichkeit entwickeln können, desto offener wäre der Spielraum gewesen für die gemüthliche Fähigkeit. Das allgemein Menschliche, wenn es durch keinen besonderen Inhalt partikularisirt wird, kann sich um so klarer hervorheben, und die Charaktere hätten in ihren weiten Umrissen immerhin liebenswürdige Menschen werden können, wenn sie auch nicht bedeutender geworden sind. Aber diese Herrchen sind viel zu modern, um natürlich zu fühlen, und viel zu selbstgefällig, um eine verkehrte Empfindung zu unterdrücken.

Waldemar verachtet die Menschen und liebt den Hengst, obwohl er ihn um einer Spielerei willen zu Tode hetzt, und Saalfeld, der Philosoph, wird der „Freund eines Sklavenhändlers, weil dieser Mitleid mit einem kranken Hunde hatte." Das wäre recht schön, wenn sie nur nicht am Ende die Pferde und kranken Hunde den Menschen vorziehen. Aber ich fürchte, wenn

die Menschen einmal ihre Sklavenhändler verjagen und die Freiheit sich ernstlich erheben sollte, so werden diese die Ersten sein, die den Stein auf sie werfen, und lieber die kranken Hunde der Sklavenhändler pflegen, als mit Menschen eine menschliche Welt erobern helfen.

E. Palleske

über:

I. Nach der Natur.

(Hoffmann und Campe 1850.)

Es ist eine Regung in den Geistern, welche der Sturm und Drangperiode einer neuen Literaturepoche viel ähnlicher sieht, als einem Epigonenthum, wofür die akademische Aesthetik und Literaturgeschichte gerne die neueren Kunstbestrebungen ausgeben möchte. Man kann sich kaum etwas Gewagteres denken, als dieses Buch. Die Genialität pflegt sich vor Allem durch die Zerstörung baufälliger Systeme anzukündigen. Hat sie eine nachhaltige Schöpferkraft zur Grundlage, so wird der Kampf mit Waffen geführt werden, welche zu gleicher Zeit Beweise sind, daß eine neue Regel der Welt noth thut. Das Verhältniß der Kritik zur Kunst dreht sich in solchen Zeiten um. Während jede armselige Produktion dazu beiträgt, die Kritik auf eine ihr selbst fremde künstliche Höhe der Herrschaft zu erheben, macht jede kräftige That des Genius ihren Ehrgeiz zu Schanden. Die geschlossene Phalanx, welche sie sonst gegen alles aufstrebende Neue bildet, ist auf lange Zeit zersprengt, sie tritt in die entgegengesetzte Stellung, sie nimmt Partei für den Dichter und wird der dreiköpfige Cerberus, der seine Schätze bewacht. Es heißt ein Gebot: du sollst nicht schreiben einen Roman ohne Kapitel. Dieser Roman jagt en pleine carrière über alle Kapitel hinweg. Ein zweites Gebot heißt: du sollst objektiv sein. In diesem Roman ist man nicht sicher, daß der grimmige Haß des Socialisten gegen Pfaffen und Fürsten, der wie ein unterirdisches Feuer unter der grünen Decke des Lebens fortfrißt, nicht plötzlich in hellen Flammen emporschlägt, als sollte er diese grüne Decke selbst sammt dem Leser verzehren, der mit seinen Gedanken auf ihr umherwandelt. Es heißt ferner ein Gebot: du sollst Realismus und Idealismus nicht in eine so nahe Nachbarschaft bringen, daß eins das andere verzehrt, sondern beides soll sich harmonisch durchdringen. Dieser Roman stellt den grassesten Realismus, oberschlesische Stepprõcke nnd schmutzige Finger, Lichnowsky's elegante Eitelkeit und Geibels „Süßholzraspelei“ dicht neben den Idealismus der Romantiker par excellence, neben eine mordsüchtige Italienerin, welche medusenhaft alle Verhältnisse, denen sie sich naht, wie ein dunkler Naturgrund, wie eine Geburtsstätte aller Dämonik versteint und mitten im blühendsten Daseinsglück vernichtet. Und doch hält das Realistische im Realismus wie im Idealismus das Buch zusammen, fesselt, spannt, erschüttert den Leser, die Wirklichkeit wird zum Roman und der Roman zur Wirklichkeit.

Unglücklicher Dichter, nur für deine Unsterblichkeit ist mir bange. Viele deiner guten Freunde werden dir das nicht weniger sagen, als ich. Wenn die Zeit gekommen sein wird, wo es keine Gegenstände deines Hasses mehr gibt, dann wird man auch auf dich verächtlich herabsehen, auf dich und deine Leidenschaft wie auf das, was du so glühend gehaßt. Dann wird man in Kunstwerken den hellen Hintergrund der Humanität und Versöhnung haben wollen, nicht den dunkeln der Leidenschaft. Aber tröste dich, der dunkle Grund ist den alten Meistern eigen, er gehört der Kunst, und deine Unsterblichkeit, um welche du dich so wenig in deiner sorglosen Jugendfrische bekümmert, wird durch die gewisse Aussicht verbürgt sein, daß, so lange unsre bisherigen unsterblichen deutschen Dichter leben, auch die Gegenstände deines Hasses nicht ausgestorben sein werden.

Man meint wohl, ich solle hier den Hergang des Romans erzählen. Es würde ja dann nicht „nach der Natur" sein, was ich erzählte. Ich bin so fest überzeugt, daß dieß Buch von jedem gelesen wird, der diese Anzeige durchfliegt, daß es höchst überflüssig wäre, hier mehr als eine Apologie desselben zu geben. Die Dichter sind alle mehr oder weniger zum Tode verurtheilte Delinquenten. Sei ihnen ein Vertheidiger gegönnt! Die Anklageakte, enthaltend Thatbestand und Zeugenverhör wird irgend ein gestrenger Staatsanwalt der Kritik nicht fehlen lassen. Ich gebe das Verbrechen des Verfassers zu, vor allen Dingen das Kapitalverbrechen, das unzusammengehörigste, Tirol, Schlesien, Baden, in eine Fabel hineingedrängt, unmittelbare Beobachtungen, Zeichnungen nach der Natur, aufgenommen zu haben in eine moderne Liebesgeschichte, die wenig vom Flecke rückt, weil sie drei Bände hindurch fortwährend unterbrochen wird. Ja nicht einmal die äußerliche Eintheilung in drei Bände hält irgend ein Prinzip fest. Denn „Tirol," so heißt der erste Band, wird besonders als landschaftlich bedeutend zu einer poetischen Umgebung passend gefunden, für welche die Figuren, welche darin leben, mehr sind, als bloße Staffage. Dieselbe Geltung hat „Baden," wie der Verfasser den dritten Band betitelt hat. Dazwischen liegt „Schlesien" als zweiter Band. Das Nach-der-Natur-zeichnen beschränkt sich hier nicht auf Berg und Thal und allenfalls auf eine Volksscene zur Belebung, sondern Genrebild auf Genrebild erscheint, die Landschaft tritt zurück, das Elend der Menschen, ihre Knechtung durch Pfaffen und Beamte tritt in den Vordergrund, ja der Dichter schließt sogar mit der Bewegung der stumpfsinnigen Masse gegen diejenigen, welche ihre Reformatoren sein wollten. In die Verkommenheit dieser mit Hübner'schem Pinsel gemalten Zustände, fällt wie ein Sonnenstrahl wiederholt die Darstellung der naturwüchsigen Sitte, des unverwüstlichen, durch den Genius der Freude immer wieder zum Besseren emporgehobenen Menschengemüths. Daß der Verfasser, der sich nicht genannt hat, ein Schlesier ist, daß er der Aristokratie angehört, daß er noch jung sein muß, um zugleich so ungenirt in dem frischen Fluß des Sozialismus baden zu können, das Alles ist für Neugierige zwar aus diesem zweiten Bändchen zu entnehmen. Aber entschädigt uns die Befriedigung dieser Neugier für die Ungleichheit der Behandlung? Wollte der Verfasser Sitten schildern? Warum dann eine Liebesgeschichte? Wollte er landschaftliche Studien geben? Warum dann die Herbigkeit sozialer Uebelstände! Wollte er für

die Demokratie schreiben, wozu dann dieß behagliche Ausmalen aristokratischer Charaktere und Gewohnheiten?

Antwort: Der Verfasser ist vor allen Dingen ein ganzer Kerl. Er dachte, wie Lessing gelegentlich über Titel dachte. „Nach der Natur“ ist das Meiste in dem Buche und was nicht nach der Natur ist, sollte doch ja in jedem Romane sowie in dem unsrigen aussehen, als ob es nach der Natur wäre. Worin besteht aber der Zauber einer solchen Auffassung? Ich glaube, in dem energischen Ausdruck des Moments, des Moments mit aller seiner Lebendigkeit, seinen Mit- und Unterbedingungen. Uns auf du und du mit den Objekten zu bringen, uns die Atmosphäre der Menschen und Dinge, wie Hebbel sich einmal ausdrückt, zu geben, das ist die Kunst, das ist die Aufgabe des nach der Natur Zeichnens. Und damit hat der Verfasser eben so gut einen Roman geschrieben, als Göthe's „Meister“ und Boßens „Dombey und Sohn“ Romane genannt werden. Ja, die geniale, scheinbare Unordnung, die ja auch in dem größten aller Romane, dem Epos des Homer, vorherrscht, sollte hier schon genügen, die anscheinende Prinziplosigkeit der Behandlung zu vertheidigen. Was haben am Ende die Phäaken mit Ithaka zu thun? Daß die Heimathsliebe des Odysseus dadurch, daß sie an einem so paradiesischen Aufenthalte nicht scheitert, in ihrer ganzen Stärke gezeichnet werden soll, ist kaum als ein Einwand anzusehen, denn um diesen Zweck zu erreichen, wäre nicht ein so ausführliches Verweilen bei der Beschreibung der phäakischen Herrlichkeiten nöthig gewesen. Es kommt wirklich nur darauf an, ob das, was der epische Dichter mit einander verknüpft, durch ein genügendes Band äußerlich zusammengehalten wird. Ob, wenn dieß äußerliche Band da ist, ein innerer ungefährer Zusammenhang zwischen den fremdartigen Theilen stattfindet, das überlasse man den Geistreichen. Denn bei Gott, man gebe mir Dinge in der geistigen Welt, zwischen welchen sich nicht irgend eine geistreiche Brücke bauen ließe. Hat doch lange Zeit die Kritik einzig und allein von solchem Brückenbauen gelebt und dadurch das Verschrobenste mit dem Natürlichen und Gesunden unter eine Kappe gebracht.

Daß das äußerliche Band, welches Tirol, Schlesien und Baden verknüpft, durchaus genügend ist, glaube ich, wird Niemand bezweifeln. Warum soll Graf Felix nicht einen Oheim in Tirol haben, den er auf seinem Gute Haldenfels besucht? Warum sollen die Güter des Grafen Felix nicht in Schlesien liegen können, warum soll endlich ein verlobtes Paar nicht in Baden-Baden und Heidelberg, den schönsten Weideplätzen für Naturschwärmerei und Liebeslust auf poetische Weide gehen können? Aber den Geistreichen zu genügen, es liegt ein tiefer innerer Zusammenhang in dieser Eintheilung. Der Hauptcharakter ist Stein, dessen demokratischer Dilettantismus in seiner Ohnmacht und Halbheit aufgezeigt werden soll. Im ersten Theil bringt ihn der Verfasser in ein Liebesverhältniß zu einer Aristokratin, die, ein Weib, mit allen weiblichen Fähigkeiten, also auch der Fähigkeit zu ächtem Menschenthum, d. h. Demokratie, ausgestattet, doch der aristokratischen Form eines v. Plessenberg gegenüber sich befangen zeigt, und als endlich der Aristokrat gar mit einer dunkeln schuldbefleckten Vergangenheit an das Mitleid Mariens appellirt, ihn in ächt weiblicher Entscheidung heirathet. — Stein macht im zweiten Theil in Schlesien Versuche, seine demokratischen Neigungen praktisch durchzusetzen, wofür allerdings jene Provinz

ein genügend ergiebiges Feld bietet, sieht aber bald ein, daß durch die Aristokratie und in Verbindung mit ihr sich seine Pläne nicht verwirklichen lassen, da dieselbe in ihrer eingewohnten Willkür und Leidenschaft durchaus unberechenbar ist. Im dritten Theil lavirt er mit platonischer Entsagung zwischen seiner Kunst, seinen demokratischen Tendenzen, der Anhänglichkeit an Marien und ihren Lebenskreis. Diesem, der vom Grund aus vornehm und exklusiv ist, muß er den ganzen Genuß des Lebens überlassen, ja er muß es sich endlich sagen lassen, daß kein Mensch über seinen Leisten hinaus könne, und daß sein Hineinpfuschen in Dinge, von welchen er eigentlich Nichts verstehe, seine Künstlernatur zerstören werde. Nora endlich, in Verbindung mit den ihr verwandten Naturen Felix und Weigelsdorf repräsentirt dem nüchternen Denker Stein gegenüber das hohnlachende Echo aller Unklarheiten, aller dämonischen Räthsel, welche in jeder Menschenbrust durch Fußtritte herrschender und brutaler Vornirtheit erweckt werden. Der unerklärliche Ursprung des Bösen, der tief mit dem Geheimniß der organischen Naturkraft zusammenhängt, das Unberechenbare in jeder Gestalt, welches dem demokratischen Idealismus bald als Glaubenskraft, bald als Mordlust selbst in der eignen idealerfüllten Brust, bald als Kavalierstollheit, bald als grauenhafter Zufall entgegentritt, brachte den Verfasser zu dem überraschenden Schluß, bei welchem den Leser eine ähnliche Empfindung wirbelnden Genärrtseins gefangen nimmt, wie den gesinnungstüchtigen Idealisten Stein. Wollte man so kühn sein, wie es Mode ist, von diesen gegebenen Brückenpfeilern aus noch einen Bogen zu der inneren Krankheit des Verfassers zu schlagen, welche die Perle seiner Kunstschöpfung erzeugt hat, so möchte ich behaupten, daß der Dichter ein sehr ehrenwerther demokratischer Idealist ist, welcher durch Familien- und Liebesbande der Aristokratie und dem „Pfaffenthum," wie er die Geistlichkeit zu nennen pflegt, durch eine magnetisch vollblütige Körperkonstitution einem unvermeidlichen Leiden und der Grübelei darüber, endlich durch Kenntnisse, Reisen und eine reiche Phantasie den schönen Künsten verfallen ist, ohne ihnen wesentlich andre Produkte abringen zu können, als Selbstbekenntnisse und Zeichnungen nach der Natur.

Soll ich endlich der Halbwahrheit für die Geistreichen es genug sein lassen und zu den Künstlern sprechen — gegen diese Front zu machen, ist heutzutage fast am nöthigsten — so schlage ich es hoch an, nicht weil er Aristokrat, sondern, weil er Künstler, daß der Verfasser haßt, was Haß verdient, und liebt, was Liebe gewinnt. Welche herrliche künstlerische Wirkung entspringt z. B. aus seinem unverhohlenen Hasse gegen die Geistlichkeit! Da gibt der in aller Schwärze gemalte „Erzpriester" eine Folie für den Menschen im lustigen Priester, wie sie ohne diesen Haß nicht möglich gewesen wäre. Wirkung durch Kontraste! Sehr zu empfehlen! Der Patriarch und der Klosterbruder herrlich variirt. Lessing würde gejauchzt haben, wenn er dieses Buch erlebt hätte. Es war seine Schwäche, unvollkommene Produktionen über seine eigenen zu stellen, weil er in der Unvollkommenheit den Fortschritt witterte. Auch, weil er rauhe Ehrlichkeit und männlichen Haß höher achtete, als schweigende zweifelhafte Glätte. In der That, hier ist die George Sand und selbst Dickens übertroffen, denn der Humor ist hier mit einer Denkerkraft und einem religiösen wie philosophischen Radikalismus gepaart, wovon Franzosen und Engländer noch keine Ahnung haben. Nicht

bloß die schlagende Natürlichkeit ist zu bewundern, mit welcher die Volkszustände erfaßt sind, auch die vornehmeren und zum Theil wohl mehr erdichteten Personen sind in allen ihren Erlebnissen und Handlungen mit einer meisterhaften Frische und Naturwahrheit gezeichnet. Die Charaktere tragen, selbst mit Einschluß der Malergehülfen Schwarz und Stillig jenes geheimnißvolle Gepräge des Erlebten und doch anziehend Fremden, das die wahre Originalität ausmacht, wir fühlen uns in ihren Kreis gebannt, weil sie uns in ihrer Lebensfähigkeit wie Gesetze erscheinen, denen wir aus innerstem Triebe zu gehorchen streben. Neulich fiel mir an einem Roman, welcher die letzte polnische Revolution von 1846 zum Hintergrunde nahm, die zu nahe liegende Gegenwart unangenehm auf. Heute gestehe ich, daß diese Ausstellung nur auf anderweitiger Lebensunfähigkeit der Romanfiguren beruhen konnte. Denn der große Zeichner „nach der Natur" hat mir Hecker und Lichnowsky durch die Macht der Darstellung zu Fabelbildern erhoben, ich glaube jetzt, daß für den Roman selbst Gegenwart und Zukunft erlaubte Reviere sind. Fürchtet nicht, daß durch solche Zeitbilder das Buch früh altern werde, denn diese Zeitbilder sind die schüchterne Geschichte, welche sich kaum in die bunten Hallen des Romans hinein wagt, Geschichte aber stirbt nie und altert langsam.

II. Andreas Hofer, geschichtliches Trauerspiel,

von

B. Auerbach. 1850.

Ich will jeden Vergleich mit Immermanns und Gärtners Hofer sogleich von der Hand weisen. Auerbach hat sich vorgesetzt, die ganze Begebenheit, das „Trauerspiel in Tirol" in realistischer Bestimmtheit, ohne Zuthat von Vers und Verskünsten darzustellen. Die Idealität und Folgerichtigkeit liegt unserm Dichter allein in der getreuen Aufstellung der einzelnen Ursachen und thätigen Personen, welche an dem ganzen kleinen Weltbilde gewebt haben. Die großen Hauptfaktoren der modernen Welt zunächst auf diesem bestimmten Standpunkt ihrer Entwickelung, weiter als ein Symbol des großen Weltganzen, nur dieß wollte der Dichter uns geben. Denn das wird man nicht für eine tendenziöse Färbung im Hofer nehmen wollen, daß der Leidensgefährte Hofers, welcher ihn überlebt, zum Schlusse ausruft: „Wenn ein Stern vom Himmel fällt, da soll der Wunsch erfüllt werden, den man dabei ausspricht: Mögest du der Letzte sein, der für fremde Hoheit gestorben! Deutsches Volk, opfre dich nur dir selbst!" Wo Thatsachen so laut sprechen, da ist solch ein Abschiedsdrucker wahrlich kein Tendenzwort mehr, ebensowenig, wie der Dichter des Robespiere mit seinem Schlußwort: „General Bonaparte," das zugleich den Abschluß der Schreckenszeit in sich enthält, die Zauberformel, welche die losgelassenen Geister zu dem Dienste des Genie's bändigt, — etwa anrathen will, daß wir bei jedem beliebigen General um Belagerungszustand einkommen sollen. Aber wenn man nicht wegzuleugnende Thatsachen, wie diese, als eine Verherrlichung des Militärdespotismus von den Halbradikalen,

welche Ultraradikale zu sein glauben, verabscheuen hört, weil sie in ihren selbstverblendeten und darum erfolglosen Parteibau nicht als Bausteine passen, da ist es nicht zu verwundern, wenn unserm Auerbach auch von der „konservativen“ Partei der Vorwurf abscheulicher Tendenz gemacht wird, ja die Kunst selbst sich um dieses Werkes willen mit dem Vorwurf bedroht sieht, daß die Tendenz wieder daran Schuld sei, daß der künstlerische Werth solcher und ähnlicher Produktionen doch nur ein sehr bedingter genannt werden müsse. Und doch irren sich die, welche behaupten, daß dieses, was sie Tendenz nennen, die Kunst unfähig mache. Diesen Irrthum aufzuklären und zu vernichten, bedarf es der vereinten Anstrengungen Aller, welche für die Zukunft der Kunst gleichmäßig wie für die Zukunft des Volks ein Herz haben, ja, diese Untersuchung, woher die Lebensunfähigkeit mancher heutigen Produktionen stamme, muß mit derselben Genauigkeit und Wahrheitsliebe geführt werden, wenn sie die Eitelkeit der Künstler verletzen könnte, als wenn sie die faulen Zustände der Wirklichkeit anzuklagen hat. Wenn Richard Wagner in Bezug auf die letzteren mit einer Beredtsamkeit ohne Gleichen durch sein „Kunstwerk der Zukunft“ vielfache Verdammungsurtheile ausspricht, so wird er selbst als gestaltender Künstler sich dieser Untersuchung nicht entziehen können, wenn diese Gestaltungen des „Kunstwerks der Zukunft“ auch noch durchaus embryonische Abstraktionen sind.

Wir haben es hier vorläufig mit dem Kunstwerk der Gegenwart zu thun. Dieser Hofer ist kein Tendenzstück. Denn der Verrath, den das Haus Habsburg an Tirol und Hofer beging, ist zu weltbekannt, die politischen Nothwendigkeiten, wie man die Schelmenstreiche auch jener Zeiten nannte, sind in manchem Geschichtsbuch zu lesen, und selbst die Lebenden wissen davon zu erzählen. Wenn Auerbach daraus ein Verbrechen gemacht wird, daß er aus allen Stoffen heraus gerade diesen ergriff, so ist einfach mit der Frage zu erwidern, wo in der ganzen neueren Zeit ein Stoff aus der Geschichte aufzufinden ist, der nicht irgend eine fürstliche oder geistliche Krone mit einem Makel behängt. Daß Auerbach freilich einen Stoff wählte, der in unserer von Parteiung weit zerklüfteten Zeit deßhalb die „Gebildeten“ abschrecken und langweilen wird, weil einerseits kein „Gebildeter“ solche Langmuth und bornirte Pietät eines Volkes ästhetisch schön, sondern nur dumm und verächtlich, andrerseits jeder „Gebildete“ die Treulosigkeit der Mächtigen der Welt ganz in der Ordnung und äußerst nothwendig findet, dafür ist er den „Gebildeten“ verantwortlich, wenn man darunter die Leute versteht, welche sich um ihrer Bildung willen ganz von dem Zusammenhange mit dem Gefühl der Masse lossagen. Das Volk ist noch nicht so weit, weder im „einerseits“ noch im „andrerseits“. Auf diesen Standpunkt stelle sich der Volksdichter, als welchen wir auch hier Auerbach zu erkennen haben, wenn wir sein Verdienst nach seinem ganzen Umfange würdigen wollen. Andreas Hofer ist kein Tendenzstück, aber aus ganz anderm Gesichtspunkt freilich, als der Mirabeau von Raupach. Ist Raupach, der Preuße, Tiroler genug, um aus Mirabeau eine Verherrlichung des Königthums zu schmieden, ist er Tiroler genug, dieß Drama Mirabeau in einer fulminanten Vorrede gegen das Berliner dramaturgische Lesekomité als ein Stück ohne Tendenz auszurufen, ist er Tiroler genug, sich zugleich für einen Stockpreußen zu erklären, so braucht man nicht weit zu suchen, um gelegentlich wieder klar machen zu

können, was in neuester Zeit Tendenzstück und nicht Tendenzstück ist. Dieß klar zu machen, scheint immer wieder nöthig, gleich als ob die Tendenz mit einem jeden neuen Balge auch immer eine neue Schlange würde.

Stellt man einen Danton nur als bestechlich, albern, gottesleugnerisch und übrigens als einen guten Gesellen dar, wie dieß in Raupachs Mirabeau g schieht, und läßt man geflissentlich seine andern Charakterzüge fort, so ist auch dieses Verfahren ein tendenziöses, weil diese andern Charakterzüge zu offen zu Tage liegen, als daß der Dichter sich damit entschuldigen könnte, daß er nun einmal aus allen geschichtlichen Prämissen dieses Charakters einen solchen und keinen andern Schluß habe ziehen können. Dieß ist eben nur eine andere Form von Tendenz, in welcher nicht etwa die Kunstthätigkeit des Dichters eine bewußte und absichtliche Strebung nach irgend einem bestimmten unkünstlerischen Ziel annimmt, sondern wo die ganze Seele desselben sich in einem Zustande der Verengerung auf ein Ziel befindet, bei welchem an eine künstlerisch wahre Behandlung des Stoffes nicht mehr zu denken ist. Auf den letzteren Abweg werden namentlich in Zeiten schon feststehender Parteiung aber noch unentschiedner Herrschaft einer einzigen Partei die Künstler sich verlieren. Das Jahr 1848 macht hier eine entscheidende Epoche. Allein der Abweg, auf welchen sich die Volkspartei in der Kunst, nach dieser Seite hin, verlieren möchte, ist darum der Kunst selbst nicht so gefahrdrohend, weil der Enthusiasmus für das Allgemeine in der Gestalt des Volks den Zielen der höchsten Kunstbestrebungen ungemein nahe kommt. Nur die sinnliche Energie der Vereinigung, die Organisation und Composition der vorhandnen Einzelheiten ist etwas, das die Kunst als eine unabweisbare Forderung neben die Forderung des Enthusiasmus für das Vernünftige d. h. Volksthümliche stellt. Göthe vertritt diese formelle, unentbehrliche Natur der Poesie und was von der konservativen Partei, wie sie sich nennt, irgend Erkleckliches in der Kunst geleistet werden kann, — auf diesem formellen Boden wird es geleistet werden. Aber wie wenig nachhaltig eine reine Formbeschaulichkeit wirken kann, ja wie grundlose Abwege sie zu betreten fähig ist, lehrt eben jener Göthe, welchem die formelle Kraft eigentlich ausging, als der Samen der Sturm- und Drangperiode in seinem aristokratischen Geiste verdampft war.

Auerbach hat sich in seinem Hofer von unbewußter wie von bewußter Tendenz frei gehalten. Den letzten Rest schwächlicher Subjektivität, wie sie öfter durch seine Dorfgeschichten träumerisch unklar hindurchblinkt, wie sie z. B. in „Ivo der Hairle“ mit Empfindsamkeit zwischen dem völlig unberechtigten Alten und dem allein berechtigten Neuen steht, ebenso die Hoffnung künstlicher Vermittlung zwischen Kultur und Ueberkultur und Kultur und Unterkultur, welche er mit Vorliebe in der Frau Professorin darstellte, Alles dieß hat er von sich gethan und steht im Schmuck neuer Waffen vor uns. Aber er weiß mit diesen Waffen noch nicht umzugehn. Das Drama ist einmal eine Kunstgattung, die nur mit dem Einsatz eines ganzen Menschenlebens und einer Reihe von Persönlichkeiten zu erringen ist. Die Gesetze dramatischer Darstellung verlangen so in Fleisch und Blut aufgenommen zu werden, sind so entgegengesetzt den Gesetzen des Romans, daß nach dem trefflich komponirten Werther, der Götz von Berlichingen wie eine lallende Muse erscheint. Soll nun aber gar eine lallende Muse — denn

das ist dieses Tiroler Nationalitätchen — dramatisch verständlich gemacht und in Scene gesetzt werden, so ist hier eine um so größere Begabung nöthig, als hier die Kunst sich aller äußerlichen Aushelfer, wie schöner Verse und klingender Sittensprüche mehr als irgendwo zu enthalten hat, als sie, um vollendete, geistige Natur zu scheinen, selbst die feinsten formellen Gesetze der Komposition befriedigen muß, um nicht den verwirrten und zu gleicher Zeit trivialen Eindruck zu machen, den die bloß stoffliche Natürlichkeit immer macht. Auerbach hat sein Werk augenscheinlich mit Rücksicht auf theatralische Aufführung geschrieben. Erzwingen wird es diese nicht, d. h. es ist untheatralisch. Damit ist zugleich in der Hauptsache gesagt, daß es nicht dramatisch ist. Die Reden und Scenen tragen nämlich gerade dieselbe spröde Unbiegsamkeit als Fehler an sich, welche bei der Zeichnung der Charaktere als eine Schönheit erscheint. Das größte Geschick scenischer Anordnung würde das nicht leisten können, was nöthig wäre, um dieses Stück theatralisch zu machen. Der innere Bau desselben widerspricht dieser Möglichkeit. Die Charaktere sind nicht gruppirt, Spekbacher, Haspinger, Kolb, Hofer stehen zu sehr in einer Linie. Hier kann der Verfasser von Friedrich Hebbel lernen. Daß Hofer's Bild mit einer noch größeren tragischen Ironie aufgefaßt ist, als das des Erzherzogs Johann, bürgt übrigens für die Objektivität der Darstellung; denn auch der historische Hofer erweckt das Gefühl des physischen Mitleids, welches wir empfinden, wenn wir einen treuen Hund erschießen sehen. Die Zielforderung des geschichtlichen Weitblicks, der überzeugenden Nothwendigkeit, daß das einzige Mittel, das Volk zum Volksideal zu erheben, darin besteht, dasselbe über seine Kraft und seine Bedürfnisse aufzuklären, ist in hohem Grade erfüllt. Die Richtung auf das Allgemeine ist die erste sittliche Bedingung des Drama's. Die erste künstlerische Bedingung ist das Ergreifen des Moments. Es gilt in der Kunst das Mephistophelische:

Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann!

Es ist erfreulich für den Freund des Drama's, gerade diese Bedingung an den neueren dramatischen Werken immer sichtbarer erfüllt zu finden. Sie ist die sicherste Bürgschaft, daß wir in nicht zu langer Zukunft dramatische Produkte von einer Lebensfähigkeit erringen werden, die sich wenigstens mit allen bisherigen Produkten der deutschen Literatur auf der Bühne messen kann. Die sinnliche Energie im Ausmalen des Moments, die ich schon in dem Roman „nach der Natur" zu rühmen hatte, ist im Andreas Hofer wenigstens ebenso groß. Wir gewinnen darum das Gedicht lieb, ohne daß wir uns dessen erwehren können. Aber zwischen diesem Liebgewinnen einzelner Stellen und der Sympathie für den dichterischen Lebensnerv des Ganzen liegt noch eine ganze Reihe von Bedingungen, unter welchen allein eine sichere und dauernde Wirkung auf die Massen von der Bühne herab möglich ist.

Wären auch diese rein künstlerischen Bedingungen der Composition erfüllt, so würde das Stück allerdings um so gefährlicher geworden sein für die Lüge, als es nicht bloß Wahrheit, sondern schlagende Wahrheit gewesen wäre. Aus dieser Gefährlichkeit aber zu schließen, daß es ein tendenziöses, d. h. kein reines Kunstwerk sei, wäre eine Lüge gewesen, welcher endlich doch die Welt wird entsagen müssen.

Centralisation und Decentralisation in Oesterreich.

(Wien, Jasper, Hügel und Manz 1850.)

Wenn wir diese neueste Brochure Andrianis beurtheilen wollen, so müssen wir uns erst auf den Standpunt des Verfassers zurückdenken, der in Oesterreich „nicht wie anderswo“ die Scheidung der Parteien in dem Kampfe um ein größeres oder geringeres Maß der Freiheiten, sondern in der Uneinigkeit über das Maß der Gewalt erblickt, welches der Centralregierung, und welches der Autonomie der einzelnen Kronländer überlassen werden könne und müsse?

Wir dürfen aber unmöglich auf diesen Standpunkt uns stellen, ohne wenigstens zuerst zu fragen, ob er auch der richtige sei?

Wir kennen in Oesterreich eine rückschreitende Partei und eine der Entwicklung, eine der katholischen Intoleranz oder der kirchlichen Barbarei und eine der unbedingten Glaubensfreiheit oder der Humanität, eine Partei des Monopoles und eine der menschlichen Gleichberechtigung, eine Partei nationaler Stammverwandtschaft und eine andere mit sogenanntem österreichischen Patriotismus, wir können aber nicht zugeben, daß alle diese Richtungen oder Principien von der Idee der Centralisation oder Decentralisation beherrscht werden, wir glauben im Gegentheile annehmen zu müssen, daß diese Idee den Parteien diene, daß sie nur das Werkzeug zu der Freiheit oder Unfreiheit ist, welche diese suchen, daß sie daher nicht scheide, sondern nur ein Schisma der Geschiedenen sei.

Man wird doch zugeben, daß sich Parteien nur eines Zweckes halber bilden. Kann aber Centralisation oder Decentralisation der Gewalt als ein Zweck gelten, zumal als ein Zweck, für welchen die Parteien sich bis auf den Tod bekämpfen? Was wäre für den Mann der Entwicklung erreicht, wenn ein Despot die Gewalt im Mittelpunkt oder durch ein Dutzend Satelliten in den Provinzen ausüben würde, wie könnte der Mann der Reaktion befriedigt sein, wenn eine republikanische Spitze in Wien oder ein Dutzend Cantonsregierungen neben derselben thätig wären? Gewiß ist es nicht die Vertheilung der Regierungsgewalt, sondern nur die Natur dieser Gewalt, die das Ziel, den Zweck des Kampfes bildet.

In Oesterreich, wie überall, und das sollte ein Mann, der über Staatswissenschaft schreibt, nicht übersehen haben, ist jedes Streben nach-Formen, wie die Formen des Strebens selbst, nur die Aeußerlichkeit und nicht der Inhalt der Bewegungen, nicht die Parteien bildende, begeisternde Potenz, sondern die gedachte Zahl, die man wieder ausstreichen kann, wenn das Produkt der Rechnung erliegt.

Dem Verfasser der „Zukunft“ Oesterreichs hätte nicht entgehen sollen, wie gerade in seinem Vaterlande, am allerwenigsten von der bloßen Form die Rede ist, er hätte sich errinnern müssen, daß die Magyaren unter Decentralisation nicht befriedigt waren, daß das gegenwärtige Oesterreich bei der Centralisation nicht glücklich gewesen ist. Es gehört der Geschmack an vormärzlichen Schaustücken dazu, die Becher zu beschreiben, ohne des Inhalts zu gedenken; der kann zwar ein österreichischer Diplomat sein, aber der kennt Oesterreich nicht, der da sagt, die Gefäße seien leer, nicht die Freiheit, sondern die Or=

ganisation der Unfreiheit bewege die 38 Millionen, die ein geographischer Ausdruck umschließt!

Wie kann man in Oesterreich leben, von Centralisation und Decentralisation schreiben, von Parteien, die sich in beide Nomenclaturen theilen und sich sogar nichts unter dieser Theilung denken, wie übersehen — wer diese Parteien sind?

Freilich die alte doktrinäre Staatsweisheit folgt ganz derselben Schreibmethode, für sie sind Volk und Weltraum gleich klare Begriffe, sie nennt das eine wie das andere, ohne es zu erfassen, ohne zu versuchen, es zu erfassen, für sie ist der lärmende Haufe ein Aufruhr, schriee er auch nur um das tägliche Brod, für sie ist Recht, was im Gesetzbuch gedruckt steht. Es ist dies sehr bequem, es macht jeden Leser des Staatsalmanachs zum Staatsmann und rechtfertigt den Ausspruch des Diplomaten **qu'il faut très peu d'esprit pour gouverner.**

Centralisation und Decentralisation — wir wollen die Becher stürzen — sind in Oesterreich nicht der Gegensatz von Parteiungen um Freiheit, sondern sie sind die Namen, welche die Parteien gebrauchen, wenn sie von Freiheit und Unfreiheit sprechen wollen, in einem Augenblick, wo Worte standrechtlich behandelt werden.

Centralisation heißt in Oesterreich gegenwärtig: die Selbstständigkeit, die Freiheit, das Recht Ungarns, der Lombardei, Venedigs und die Einheit Deutschlands zerstören, heißt das Nationalitätsgefühl der Deutschen, der Slaven, der Polen, der Magyaren, der Italiener als ungesetzlich erklären, heißt alle Gewalt in die Hände von Leuten vereinigen, welche davon bis jetzt den schlechtesten Gebrauch gemacht haben, heißt den gebildeten Deutschen oder Italiener demselben Codex der Stockschläge unterwerfen, welche für den rohen Serben und Ruthenen als ein Bedürfniß beansprucht worden, heißt die Permanenz einer ungeheuern Armee und die ihrer furchtbaren Unkosten, heißt also den Bankerott Oesterreichs erklären.

Decentralisation heißt die Selbstständigkeit, Freiheit, das Recht aller einzelnen Theile und Nationalitäten anerkennen, diesen Theilen eine gewisse Macht bewahren, durch welche sie sich gegen den Mißbrauch der Macht schützen, welche in den Händen der Centralregierung liegt, heißt den verschiedenen Völkern das Recht lassen, nach dem Bedürfnisse ihrer Kulturentwicklung ihre Gesetzgebung zu modificiren, heißt Deutschland, Ungarn, Italien, die alten natürlichen Staaten, nicht auf Kosten eines neuen unnatürlichen untergehen zu lassen, heißt endlich eine unerschwingliche Militärmacht entbehrlich zu machen und hiedurch eine demoralisirende, wohlstandzerstörende Katastrophe von dem Kredite der gesammten österreichischen Union abhalten.

Daß Centralisation und Decentralisation dies Alles heiße, läugnet Herr Baron Andriani, denn, nach seiner Meinung, streiten sich die guten Leute in Oesterreich nicht um ein größeres oder geringeres Maß der Freiheit, nach seinem Buche sind jene beiden Formen der Regierungsmaschine allein die Wagschalen, in welche die Völker ihr Blut gießen und die Machthaber ihre Schwerter werfen. Es ist in der That schwer, sich mit der Geschichte gewichtigen Tafeln auf diesen luftigen Standpunkt zu stellen, schwer von diesem Standpunkte aus ein Buch zu schreiben und auf dankbare Leser zu rechnen.

Der Herr Baron scheint allerdings die Nothwendigkeit gefühlt zu haben,

zu erklären, wie er diesen Standpunkt erreicht habe. Dem Bedürfniß der Freiheit ist durch die Verfassung vom 4. März, „welche die Grundlage unserer jetzigen politischen Existenz bildet“, genügt! „darüber sind so ziemlich Alle im Wesentlichen einig“.

Wer die jetzige politische Existenz (?) in Oesterreich, die Militärherrschaft, die fliegenden Galgen, die Gesetzgebung an den Straßenecken, die Unterdrückung der Presse, die Finanzwirthschaft ohne Sanktion der Volksvertreter, die Unverantwortlichkeit der Minister, die Wiedereinführung der Inquisitionstribunale auf der Verfassung vom 4. März begründet sich vorstellt, und dabei diese Verfassung als jedes gewünschte Maß von Freiheit bis an den Rand voll füllend betrachtet, dem darf man gewiß ohne Erröthen gestehen, daß man seinen Standpunkt nicht erreichen kann.

Wir würden mit diesem Geständniß unsere Betrachtungen über Andriani's Buch schließen, wir glauben aber annehmen zu dürfen, daß mehr der Schriftsteller als der Patriot an der unglückseligen Einleitung Schuld trägt, daß Herr Andriani gesagt, was er nicht sagen wollte, daß er, wenn auch kein deutscher Patriot doch einer von jenen ist, die für Oesterreich Vaterlandsliebe hegen, daß sein Herz für das Gefühl der Freiheit nicht unempfänglich und nur durch die unnatürliche Grenze des Gebietes, für welche er diese Freiheit wünscht, in jene dürre Wüste der büreaukratischen Beglückungstheorie gerathen ist, welche die Form als Bedingung des Volkswohles stellt.

Hätten wir aber auch nicht diesen Glauben, wir wären es Oesterreich schuldig noch einen Augenblick bei Andriani's Brochure zu verweilen, denn er ist ja eine Hoffnung Oesterreichs — ein Ministerium Andriani, so schreibt man uns, würde ein großer Theil dort als einen Schritt zur Besserung betrachten — wir haben die Pflicht zu forschen, was Oesterreich zu hoffen hat.

Wie Herr Andriani die Extreme verwirft, welche mit der köstlichen Verheißung vom 4. März nicht zufrieden sind, so verwirft er auch die Extreme in den von ihm aufgestellten Extremen der Centralisation und Decentralisation. Herr Andriani sagt, das Rechte liege auch hier in der Mitte, und frägt: ist bei den Organisationsarbeiten, welche bis nun an das Licht der Oeffentlichkeit getreten sind, diese glückliche Mitte gefunden worden?

„Zu dieser Frage ein Beitrag“ ist der Zweck der Brochure; es ist uns lieb, daß Andriani das sagt, wir hätten nur gewünscht, daß er dies schon im ersten Abschnitt seines Buches gethan und hiedurch das fatale Kapitel über das, was die Parteien bei Oesterreich bildet, escompirt hätte. Der bescheidene Beitrag besteht in der Entwicklung folgender Grundsätze und Ansichten: Die Hauptideen der Verfassung vom 8. März „eine starke Centralgewalt, eine gemeinschaftliche Vertretung aller Kronländer auf einem österreichischen Reichstag“ sind die einzigen in Oesterreich möglichen. Eine administrative Centralisation ist mit dieser Verfassung nicht gegeben und in Oesterreich nicht möglich. Es ist vor Allem nicht möglich, daß in den verschiedenen Kronländern ein und dasselbe Gemeindegesetz, ein und dasselbe System der lokalen Verwaltung bestehe, es war daher nicht klug, daß das Ministerium ein provisorisches Gemeindegesetz erlassen, die größte Schwierigkeit, welche sich diesem, abgesehen von provinzieller und nationaler Verschiedenheit, entgegenstellt, ist die, in den Gemeinden Männer zu finden, welche die **Polizei** auszuüben vollkommen im Stande wären, es wird

daher an vielen Orten für die erste Zeit eine Uebergangsform zu dem provisorischen Gesetze gedacht werden müssen. Als solche wird das Institut der Friedensrichter empfohlen, welche von der Regierung ernannt, aber nicht bezahlt, sondern Ehrenämter sein sollen. Einförmigkeit in Gewerbegesetzen, Zollsystemen, Hypothekenwesen, Steuerausmaß und Steuererhebung; für letztere wird die Verpachtung der direkten Steuern anempfohlen; wegen der Verschiedenheit der Kultur- und Nationalitätsverhältnisse sind die Wahlen für den Reichstag nicht durch ein sämmtlichen Kronländern gemeinschaftliches Wahlgesetz zu ordnen, also verschiedene Wahlgesetze zu geben. Die Centralgewalt hat zu regieren, die gesammte Administration wird durch Statthalter einzelner Kronländer in Verbindung mit den Landtagen geführt. Die Statthalter sind den Landtagen in allen administrativen und Landesangelegenheiten verantwortlich und den Ministern in allen Dingen. Den Statthaltern wäre die Verwaltung und Exekutive aller Gegenstände, welche vom Landtage ausgehen, die Ernennung aller Beamten, mit Ausnahme einzelner besonders bedeutender Stellen, die Einholung, Verwendung und Verrechnung der Landeseinnahmen, die letzte Instanz in Gemeinde-, Schul- und Kultusangelegenheiten, Sanitätswesen, Polizei und Alles, was das spezielle Interesse des Landes betrifft, anheimgegeben. Dem Statthalter stände zu, unter seiner Verantwortlichkeit Gemeinde- und Landtagsbeschlüsse in besondern Fällen zu suspendiren. In Bezug auf Landesangelegenheiten kann der Statthalter sich nicht durch Ministerialbefehl gegenüber dem Landtage rechtfertigen, dagegen ist er diesem in Reichsangelegenheiten nicht verantwortlich. Der Statthalter steht in Landesangelegenheiten in coordinirten Verhältnissen zu den Ministern. Landtage sollen das Recht haben nicht nur, wie nach den bisher erschienenen österreichischen Landesverfassungen, auf Aufforderung von Seite der Reichsgewalt, sondern auch ohne diese Aufforderung über die dies Kronland betreffenden Reichsangelegenheiten zu berathen und Petitionen oder Vorstellungen durch den Statthalter an den Kaiser oder Reichstag zu richten.

Der Landtag soll sich nicht in die Administration mischen und daher kein permanenter Ausschuß bestehen. Alles was nicht seiner Natur nach centralisirt oder aus höheren politischen Rücksichten als Reichssache behandelt werden muß, soll Landesangelegenheit, Landeslegislaturen von Reichslegislatur, Landesbüdget von Reichsbüdget, vollziehende Landesgewalt von vollziehender Reichsgewalt strenge geschieden sein. Die Beamten sind in Landes- und Reichsbeamten geschieden. Der Landeskredit wird besonders benützt.

Die direkten Steuern sind ausschließlich für die Länderbudgets, die indirekten im Allgemeinen für die Reichsregierung. Reichsgesetze sind ohne Weiteres verbindlich für die Landtage, daher deren Beschlüsse nur in den Grenzen jener wirksam. In gewissen Fällen, z. B. bis drei Viertel Majorität des vollzähligen Landtages, wäre vielleicht ein aufschiebendes Veto gegen Reichstagsbeschlüsse zuzugestehen. Der Reichstag hätte das Recht irgend eine Frage, welche ihrer Natur nach den Landtagen zugehört, als Reichssache zu erklären. Sollte ein Landtag die Geldmittel zur Ausführung von Reichstagsbeschlüssen verweigern, so müßte dem Reichstage das Recht zustehen in angemessener Weise für Aufbringung jener Mittel selbst zu sorgen. Der Reichstag hat

bei einem Konflikte zwischen Reichs- und Landesgewalt durch ein Reichsgesetz in letzter Instanz zu entscheiden. Die Grenzen eines Kronlandes können nur durch ein Reichsgesetz verändert werden.

Der Reichsgewalt würden zustehen: Alle Angelegenheiten des Hofes; die auswärtigen Angelegenheiten; die richterliche Gewalt, welche überall im Namen des Reichs und nach den Reichsgesetzen geübt wird; das Verhältniß der Kirche zum Staat; die Universitäten und andere Reichsbildungsanstalten; das Militärwesen einschließlich Nationalgarde und Gensd'armerie; Marine; Seewesen; schiffbare Flüsse und Kanäle; Eisenbahnen; Straßen; Handel; Handelsschifffahrt und Konsulate; Posten und Telegraphen; Gewerbewesen, insofern es allgemeine Gewerbegesetzgebung, den Zusammenhang der Gewerbekammern, Erfindungsprivilegien, Schutz gegen Nachdruck u. s. w. betrifft; Zollwesen; Staatsmonopole; indirekte Steuern; Banken; Staatsschuld und die Benützung des Staatskredites; Auswanderungswesen und Einwanderung. Alles Andere was durch ein Reichsgesetz als Reichssache erklärt wird, wie die Gesetzgebung über Presse, Vereinsrecht, Reichsbürgerrecht u. s. w. Das Oberhaus soll nicht durch die Wahlen des Landtages, sondern durch direkte Wahl der Höchstbesteuerten gebildet werden, und zwar nach Wahlbezirken, welche nach dem Verhältnisse der vorhandenen Anzahl Wahlberechtigter zu bestimmen wären, ohne Rücksicht auf die einzelnen Kronländer. Das Wahlgesetz für das Unterhaus soll als Landessache jedes einzelnen Kronlandes behandelt werden, die Landtage sollen ein Zweikammersystem haben.

Bei dieser großen Reihe von Vorschlägen unterläßt Herr Andriani die Prinzipien zu untersuchen, er betrachtet dieselben durch die Verfassung vom 4. März schon als endgültig festgesetzt. Census, Wahlbeschränkung, Preßgesetze, zwei Kammern oder gar ein Kammersystem begegnen bei ihm nicht das geringste Bedenken, es ist ja nicht die Freiheit, sondern die Centralisation und Decentralisation, die ihn beschäftigt.

Für uns, die wir den Boden auf dem er steht, gar nicht anerkennen, können einzelne Bestimmungen über die Art der Benützung dieses Bodens keinen Gegenstand der Erörterung bilden.

Es würde die Erörterung aber auch überflüssig sein, wenn wir eine Verfassung anerkennen wollten, die noch nicht besteht, und wir können bei den praktischen positiven Aufgaben, welche wir für das allgemeine Beste zu lösen streben, unmöglich einen Planeten in der Phantasie des Ministeriums Schwarzenberg als Ausgangspunkt acceptiren.

Andriani selbst, wo er diesen Ausgangspunkt verändert haben will, oder wo er gegen die Bureaukratie sich einige ungnädige Worte erlaubt, kann das Haus nicht abschütteln, mit welchem auf dem Rücken er geboren ist, überall kriecht er mit dem Gewichte der alten Staatsidee durch den Wald der freien Gottes-Natur, deren Riesengewächse die Schnecke nicht zu begreifen vermag.

Wir geben zu, daß er die gute Absicht hegen mag, durch seine Regiererei das Glück und die Wohlfahrt seiner Mitmenschen herbeizuführen, giebt es ja auch katholische Priester, welche durch ihre Absolution die Leute selig machen, durch ihren Segen sie bereichern zu können meinen. Ganz abgesehen von der Art der Regierungsmittel ist aber gerade in Oesterreich das Vielregieren von jeher der Fluch des Landes gewesen, und derjenige, welcher den Muth hat, dort die größte Anzahl von Gesetzen zu streichen und die größte

Anzahl von Beamten überflüssig zu machen, der wird mehr leisten, als wer, wie Andriani, durch die Vermehrung von beiden die Glückseligkeit zusammenkleistern will.

Wenn Herr Andriani daher eine Hoffnung für Oesterreich ist, so müssen wir gestehen, daß wir diese Hoffnung nicht theilen. Mit Ansichten, wie die in seiner Brochure, muß Andriani unter ähnlichen Ereignissen, wie die der letzten Jahre, zu denselben Mitteln greifen, welche das Ministerium Schwarzenberg in Anwendung gebracht hat; nicht andere Grundsätze, sondern andere Verhältnisse wären die zufällige Ursache, wenn Andriani an der Spitze des österreichischen Staates die Hoffnung rechtfertigen würde, die eine Besserung der Lage an seinen Namen knüpft.

Mit Andriani's Anhänglichkeit an den alten Staatsbegriff hängt es zusammen, wenn er die politische Einheit Oesterreichs, als einen allgemeinen Wunsch betrachtet, und nur die administrative Einheit als einen Gegenstand allgemeiner Abneigung bezeichnet. Die Schärfe des Gegensatzes beider Art Centralisationen scheint uns allerdings nur in der Phrase und nicht in den Regierungsformen und Regierungsprinzipien durchgeführt, welche die Brochure aufstellt. Es ist doch der gegenwärtige Augenblick am wenigsten dazu geeignet zu übersehen, wie gegenüber der Centralgewalt, welcher alles Militärwesen, sogar die Nationalgarde unterstehen soll, die Autonomie der Landesregierungen eine unmächtige, durch nichts verbürgte ist. Diese einzige Centralisation der Administration hebt alle Möglichkeit ihrer Decentralisation in anderen Dingen auf. Nicht das sind die Ideologen, die mit solchen Einrichtungen nicht zufrieden sind, sondern diejenigen sind es, welche deren Abgrenzung auf dem Papiere, als ein Gegengewicht gegen die Willkür der Centralgewalt betrachten, die eine Autonomie ohne Macht, ein Recht ohne Kraft für möglich halten. Das historische Recht, dessen Achtung Andriani anempfiehlt, hat die Centralgewalt in Wien nicht abgehalten, die Rebellion der Kroaten gegen die Magyaren zu unterstützen, die Centralisation des Heerwesens erlaubte ihr gegen Italien Magyaren, gegen Ungarn Italien in's Feld zu stellen.

Daß Herr Andriani immer nur den Staat und nicht das Volk im Auge hat, veranlaßt ihn schließlich „das Hinüberschielen nach Deutschland, das künstliche Ernähren schwarz-roth-goldner Träume“ zu verdammen. Nun sind auch wir gegen das Schielen, wir begehren, daß man in Oesterreich mit beiden Augen nach Deutschland sehe, wir sind gegen die Kunst, welche Träume erzeugt, denn Träume sind unproduktiv. Was sagt aber Herr Andriani mit seinem Damnatur, sagt er damit, daß er seine Meinung geändert habe, oder daß er Mitglied der Nationalversammlung und als Reichsgesandter ein falsches Spiel getrieben? Keine von beiden Fragen beantwortet die Brochure.

Welches Urtheil erwartet Andriani von der Geschichte, die zu melden haben wird, daß im Jahre 1848 dieselben Männer in Frankfurt Mitglieder eines Parlaments waren, welche zwei Jahre später den Zweck dieses Parlaments als einen unmöglichen bezeichneten, was soll das deutsche Volk zu solchen Vertretern sagen, welche Hoffnung kann irgend ein Land, kann Oesterreich auf solche Männer bauen?

Wo liegt die Unmöglichkeit, daß §. 2 und 3 der deutschen Verfassung erfüllt werden, daß die Herrscher von Oesterreich, wie der von Dänemark, nur durch die Personalunion seinen Länder-Komplex erhalte? Liegt eine

Gefahr in dieser Regierungs- und Verbindungsform, die von allen Theilen, von Italien sowohl, als Ungarn und Galizien, als die einzige mögliche betrachtet und gewünscht wird?

Andriani — wir wollen den Widerspruch seiner Ideen erklären, da er es selbst unterläßt — Andriani hat sich im Jahre 1848 den Kaiser von Oesterreich als konstitutionellen Fürsten gedacht, heute getraut er sich trotz eines ganzen Buches über konstitutionelle Formen doch nicht den Kaiser anders, als den Despoten zu denken.

Von diesem Standpunkte kann man allerdings im dynastischen Interesse rathen, Blut auf Blut, die zufälligen dynastischen Besitzungen mit ihren Menschenheerden zusammenzuschmelzen — was in Oesterreich centralisiren heißt.

Es ist dieß aber ein Rath für Fürsten, wie er vor einem Jahrtausend gegeben werden konnte, es fragt sich, ob die Geschichte seitdem nicht auch den Dynasten und ihrer Herrschaft andere Bedingungen einer Zukunft gestellt habe, ob nicht deren einzige Bürgschaft darin besteht, daß sie so lange sie nicht Platz für die Freiheit machen wollen, wenigstens mit den Völkern Kontrakte abzuschließen, wie dieß das echte konstitutionelle System voraussetzt.

Dieses echte konstitutionelle System schwebt Hrn. Andriani offenbar nicht vor, wenn er den Deutschen in Oesterreich den Blick auf ihre Stammgenossen verwehrt, und ein Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich empfiehlt, wie es nimmermehr von den Völkern freiwillig gutgeheißen werden wird und kann, weil sich alle Gefühle und alle Interessen dagegen sträuben. Der Schein-Konstitutionalismus, welcher oktroyirte Charten und daher auch das Recht des Oktroyirens ohne Rücksicht auf die zwischen Fürst und Volk bestehenden Verträge anerkennt, ist also die Regierungsidee Andriani's.

Wir müssen gestehen, daß wir die absolute Monarchie derjenigen mit einer Schein-Konstitution vorziehen, wir sehen lieber die Verantwortlichkeit für die Willkür auf eines Fürsten Haupt vereinigt, als dieselbe durch ein Stück Papier von demselben abgeleitet.

Herr Andriani wird daher begreifen, wenn wir den Inhalt seiner Brochure, nach der schwerfälligen Anstrengung, die sie seinen staatsmännischen Geist sichtbar gekostet, nur bedauern können.

Monats-Korrespondenzen.

† Frankfurt, Ende Juni.

Retro! retro!

Die politische Physiognomie unserer Stadt hat sich im Wesentlichen seit dem letzten Berichte nicht verändert, da unterdessen Ereignisse eingetreten sind, die damals schon in ihren unverkennbaren Umrissen vorlagen. Das geheimnißvolle Dunkel, welches während ihrer ganzen Dauer über der Interimsgewalt geschwebt, und hauptsächlich ein Ausfluß der Natur eines ihrer Mitglieder zu sein scheint, das während und in Folge der Erfurter Enttäuschungen die ehrbare „Weserzeitung" etwas

unehrerbietig einen „katholischen Kirchthurm“ zu nennen wagte, hat sich im Laufe der Monate zwar keineswegs officiell gelichtet, aber doch selbst für sehr blödsichtige Augen eine gewisse handgreifliche Klarheit erhalten. Uns selbst kann bei dem Festhalten des Hauptzuges der Reaktion an den verschiedenen Dekorationen und Verwandlungen eines und desselben Stückes wenig gelegen sein, und auch Ihre Leser glauben wir mit den verschiedenen Ansichten — nein! nur publicistischen Lukubrationen oder diplomatischen Spiegelfechtereien — in dieser Hinsicht verschonen zu dürfen. Mag man bei so Manchem, was noch im Schoße der irdischen Götter und ihrer Kabinete liegt, einigermaßen Anstand tragen, schon jetzt und auf einmal damit hervorzutreten (wiewohl die letzten Tage zur Genüge gezeigt, daß man nicht eben schüchtern ist), — der durch alle scheinbaren und wirklichen Verwicklungen gehende rothe Faden dessen, was man eigentlich beabsichtigt, kann Niemandem entgehen, den der Himmel vor gänzlicher Blindheit oder Gothaischer Augenschärfe gnädig bewahrt hat. Die Reaktion gleicht dem vorsichtigen Jäger, der langsam auf seine Beute losgeht und dabei sich wohl vor dem Zittern und Rauschen eines Blattes fürchtet, nimmermehr aber vor der Vernichtung des ausgesuchten Wildes. Wer darüber einen Zweifel laut werden lassen möchte, setzt sich einem wenig schmeichelhaften Verdachte aus, oder zählt zu jenen, welche von je die Stützen eines Systems gewesen, das auf die Schlechtigkeit der Menschen seinen nur zu oft richtigen Calcul setzt. Aus der hermetischen Abgeschlossenheit der Interimswerkstätte, aus der nur zuweilen officiell ein blauer Dunst für die profanen Gläubigen gestiegen (die Ungläubigen hat man längst aufgegeben), wie jener mit gewaltigem Phrasenaufwande durch die Zeitungen gelaufene ungnädige Empfang des russischen Gesandten wegen einer — Formverletzung, sind gleichwohl von Zeit zu Zeit vereinzelte Strahlen gedrungen, welche bestätigen, was man von vornherein anzunehmen genöthigt war: die ungemeine Thätigkeit der zweitheiligen und vierköpfigen Bundeskommission in der Anfertigung des Stoffes, der zur rechten Zeit als fertiges Gewebe vor die Augen der erstaunten Welt treten soll. Wir müssen dabei in der That diejenigen bedauern, welche so schwachsinnig sind, allen Ernstes zu glauben, Oesterreich und Preußen könnten sich aller Chancen eines Kriegs unter sich, dessen Ende, wenn er einmal begonnen, kaum mehr in der Hand derer liegt, die ihn eröffnet, aussetzen, eines Krieges um den formellen Vorzug eines Präsidialsitzes! Wer sich erinnert, wie man einst in der goldenen Zeit der seligen deutschen Reichswirthschaft, in den Tagen ihres kindisch gewordenen Alters, um einen Stuhl oder die Farbe seiner Bekleidung die ernsthaftesten diplomatischen Kämpfe führen konnte, mag allerdings daraus den naheliegenden Schluß ziehen, welche Kleinlichkeiten die Beschäftigung von Menschen sein können, deren ganze Thätigkeit am Ende nichts als ein Intriguenspiel um Miserabilitäten ist; aber erst wenn er uns bewiese, daß gegenwärtig dabei die Hauptsache der modernen Regierungskunst vergessen werde, würde er auch uns zu dem Köhlerglauben zu bekehren vermögen, daß beide deutsche Großmächte, während ihre eigenen Angelegenheiten noch in trostloser Verwirrung liegen, sich muthwillig um die Ebenbürtigkeit in ein gefährliches Kampfspiel einlassen würden. Die preußischen Staatsmänner sind zu klug, um hinter den Phrasen eines „gesunden Kriegs Deutscher gegen Deutsche“ oder eines nationalen Kampfes „mit den Sympathien der ganzen Nation“ etwas Anderes zu sehen als die Phrase, da sie auch recht wohl wissen, wie gering das Recht von ihrer Seite wäre, einen solchen zu führen. Gewiß, „Punkte, deren Bedeutung nur Nebensache ist gegen die höheren Zwecke“ der Kontrerevolution, der vollständigsten Restauration, werden nicht lange mehr, trotz einigen jungfräulichen Sträubens, verhindern, daß sich die diplo-

matischen Wolken verziehen und der Himmel heiter auf die „gewünschte Vereinigung“ Oesterreichs und Preußens zur Theilung in die Herrschaft über Deutschland scheinen wird.

Jener Mann, der, zu den hölzernen Schwertschlägen und Fanfaronaden der Nationalversammlung heimlich lächelnd, den ersten Wurf glücklich gelungen sah, als ihm eine unglückselige Majorität auf dem Wege zu den zwei Prozenten des stehenden Heeres blindlings folgte und sich die Volksbewaffnung wegescamotiren ließ, als sie dem Gegner gegen sie selbst und ihr unfruchtbares oder unseliges Wortgefechte den blanken Stahl in die Faust drückte, — und Herr v. Schönhals, der lebendige leitende Gedanke des ergrauten Bezwingers von Italien, — für wen brauchte es mehr? Als während der preußischen Verfassungskrisis Herr v. Radowitz nach Berlin berufen wurde, da jubelte die schwachsinnige „Deutsche Zeitung“ darüber als über ein günstiges Zeichen für die Entwicklung des deutschen Bundesstaates, da man in einem solchen Augenblicke zu dem Rathe eines Staatsmanns seine Zuflucht nehme, der so wesentlich mitgewirkt habe, daß die Wünsche der Nation auf Einigung ihrer Erfüllung näher kämen (!!) Die königliche Botschaft erschien und — Herr v. Radowitz hat nie das Vertrauen seines königlichen Gebieters verloren! Der Tag von Erfurt sollte alle Wünsche krönen; denn wieder war es Herr v. Radowitz, den ein gütiges Geschick zu dessen Schutzengel erkoren hatte. Der Tag von Erfurt ging aus, wie das Lämpchen jener thörichten Jungfrauen, und — Herr v. Radowitz hatte immer noch das Ohr seines Königs! Herr v. Radowitz hat sich von seiner „Stellung in der deutschen Frage zurückgezogen“; er hat Familienunglück gehabt und ist nach Baden-Baden gegangen. In Frankfurt ist der Embryo des neuen Bundestags eingezogen; Herr v. Peuker oder Herr Mathis, oder beide kommen von Preußens Seite. Aber Herr Mathis, der berühmte Censor, ist der Kollege des Unvermeidlichen in der Bundeskommission gewesen, diesem ähnlich, wie der jüngere Bruder dem ältern; und Herr Peuker war beiden stets befreundet, und Baden-Baden ist ja so weit nicht! Die preußische Ordonnanz zur Vernichtung der Presse erscheint; das nächste Unionsparlament in Erfurt (oder wahrscheinlicher der neu aufgelebte Bundestag) soll ein dem Geiste jener entsprechendes Preßgesetz sanktioniren; denn die Regierung selbst ist nicht der Ansicht, „eine dauernde Lösung der wichtigen Frage gegeben zu haben“; und fast zu gleicher Zeit wird die einsiedlerische Stille des kriegerischen Mönches durch den Ruf in das Fürstenkollegium für Preußen unterbrochen! Sollen wir an ein bekanntes Sprüchwort erinnern? Es ist nicht nöthig; aber daß schöne Seelen sich immer und immer wieder finden, ist doch wohl dem Blindesten klar. Zwischen Herrn v. Radowitz und den Gothaern, seinen pudelnärrischen Verehrern, finden wir nur einen ganz unbedeutenden Unterschied: jener hat eine sehr gute Schule durchgemacht und lernt noch täglich; diese betragen sich, als hätten sie nie eine Schule besucht und lernen gar nichts. Die unverhüllteste Reaktion wird dastehen, und weder der „deutsche“ Radowitz wird es verschmähen, aus seiner Einsamkeit hervorzukommen, um immer die rechte Stelle einzunehmen, noch Herr Mathis, noch Herr Peuker, „deutsch gesinnt wie einer“, dabei in ihre gebührenden Plätze zu rücken. Indessen hat man die umfassendsten Vorbereitungen für die feierliche Wiedertaufe der alten, wenn auch etwas modificirten, Ordnung getroffen, und was könnten dieß andere sein als militärische? Denn „gegen Demokraten, wie immer in Europa, helfen nur Soldaten“. So ist es denn auch. Das Militärwesen wird mit der größten Sorgfalt organisirt; die Rüstungen werden unablässig mit der emsigsten Thätigkeit betrieben; seit Jahr und Tag sind Millionen für die Festungen verwendet worden; Pläne aller

Art, für alle Eventualitäten und Oertlichkeiten sind entworfen; auf ihnen die Stellung der einzelnen Staatentruppen bereits genau bestimmt. Daß alles dieß, außer für die Zwecke nach Innen, hauptsächlich oder selbst ganz allein gegen den von Westen drohenden Sturm gerichtet ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Frankreich ist dabei stets das letzte Ziel, das man im Auge hat. Preußen und seine norddeutschen Vasallen, so heißt es, würden im Fall einer für nöthig befundenen Intervention den rechten Flügel, Preußen und Oesterreicher das Centrum, Bayern, Württemberger, Badenser 2c. den linken Flügel einnehmen. Rußland würde den Rücken decken und wahrscheinlich in einige preußische Provinzen einrücken, wenn nicht selbst mit vorwärts gehen (je nach Umständen), obgleich vorsichtig genug die Stelle der Russen auf allen Plänen leer gelassen ist. Die einzelnen deutschen Regierungen, welche der provisorischen Centralgewalt ihre Matrikularbeiträge nur zähe oder gar nicht entrichteten, zeigen jetzt eine ganz andere Bereitwilligkeit im Zahlen, wo es gilt, einheitlich gegen den gemeinschaftlichen Feind sich zu wappnen. Da aber alle diese Maßregeln von der Bundeskommission in vollkommenstem Einverständniß zwischen ihren beiden Theilen getroffen sind, so ist es eine Lächerlichkeit, an ein ernstes kriegerisches Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen zu glauben, und die Aeußerung des österreichischen Ministers über die preußischen Rüstungen, wie sie erzählt wird, bezeichnend genug: daß Preußen dadurch Oesterreich die Verminderung der eigenen Heeresmacht ermögliche. Bereits tauchen Anzeichen auf, daß die Kontrerevolution dabei selbst daran denkt, ihren zerrütteten Finanzen durch, dem, wie man vielleicht glauben mag, leicht eroberten Frankreich auferlegte Kontributionen wieder auf die Beine zu helfen, freilich ein Riesenunternehmen! Die militärischen Anstrengungen in den kleineren Staaten hängen offenbar auf's Engste mit den Anordnungen des Interims zusammen. Wenn man nun auch etwa noch darüber streiten möchte, ob die Kontrerevolution durch die besonnene Zurückhaltung der französischen Demokratie in ihrer Zeitrechnung getäuscht worden, ob sie auf eine Explosion in Frankreich warten oder die geringste Gelegenheit für eine Intervention erspähen will, oder vor der Hand ihr Interesse in der Hand der dortigen Regierung, die sich bisher so gelehrig gezeigt, der legitim-monarchischen Restauration die Wege zu bereiten, noch am besten aufgehoben glaubt, — über die Existenz selbst eines umfassenden Planes gegen Frankreich, als den Herd aller Revolutionen, kann vernünftigerweise nicht gezweifelt werden.

In dem von Oesterreich einberufenen, dieser Tage, wie wir längst vorhersahen, vollzählig gewordenen Kongresse der Staatenbevollmächtigten, oder „Plenum“, oder Bundestag, oder wie man es nennen will, soll die Anwesenheit des dänischen Gesandten v. Bülow eine kleine patriotische Aufregung hervorgerufen haben, welche angeblich mit der Ausschließung des Genannten endigte und zu einigen rührenden Zeitungsartikeln Gelegenheit gab. Wir hielten Angesichts der traurigen Wirklichkeit von der ganzen Geschichte vornenherein so viel wie nichts, und zählten sie zu jenen diplomatischen Spiegelfechtereien, womit je nach Gutdünken der profanen Welt etwas Sand in die Augen gestreut wird. Wir hatten uns nicht getäuscht. Bayern sollte sich verwahrend gegen den Eintritt des dänischen Bevollmächtigten für Holstein-Lauenburg erklärt haben, wogegen der Präsidialgesandte Oesterreichs „dem anerkannten Souverän von Holstein-Lauenburg das Recht hier, wo es sich um bestimmte Bundeszwecke handle“, wahrte. Und so mögen Diejenigen, welche durch ihr fortwährendes Schlepptragen bei der Reaktion es hauptsächlich zu dieser und anderer Schmach gebracht, ihre Tiraden ertönen lassen über des Reichsfeindes Gesandten,

oder mit abgenützten Waffen (die sie selbst schlagen) Herrn v. Bülow bekämpfen und Briefe mittheilen, worin er einst seine Dienste der Statthalterschaft angetragen, auch der eigenen Söhne Blut zum Himmel schreien lassen,, — solche Kleinigkeiten kümmern verknöcherte Diplomatenherzen blutwenig, wie sie jetzt wieder um den grünen Tisch im Palais der Eschenheimer Gasse sitzen, den sie sich, bis auf die geringfügigsten Dinge aus der alten goldenen Zeit des Bundestags, wieder haben aus der Rumpelkammer herabholen lassen, wohin ihn des Reiches kurze Herrlichkeit gebannt. Auch Herrn v. Bülow macht das patriotische Geschrei keine Sorge; ja er behauptet mit dänischer Kaltblütigkeit und Unverschämtheit, „es sei gar kein Krieg zwischen Dänemark und Deutschland gewesen, sondern nur ein Exekutionsverfahren!“ Nun sollte er mit dieser originellen Auffassungsweise allein stehen und seine Kollegen nicht in der Versammlung, wie auswärts finden? Wer könnte daran zweifeln!

Ganz anders in's Gesicht fallen die kaum mehr mit einigem Rückhalte in Anspruch genommenen bons offices des Czaren in der Ordnung des deutschen Haushalts. Wenn vor Kurzem noch eine maßlos und nicht mehr verzeihlich verblendete Presse der Gothaer Doktrinäre den wahnwitzigen Jubelruf ertönen ließ, daß die Zeit der Erfüllung der schönsten Hoffnungen und für das Ablegen des Trauergewandes nahe, ja schon da sei, „weil der helle Blick des Kaisers die Lüge durchschaut und auch die treulosen Machinationen einiger kleinen deutschen Höfe zur Sprache gebracht habe“, so ist man in Verlegenheit, ob man mehr das Mitleid oder die Entrüstung vorwalten lassen solle. Hülfe von Rußland oder Anerkennung des guten Rechts Preußens — nennt es, wie Ihr wollt; aber zeigt denn nicht Euer eigener wahnwitziger Jubel, daß Ihr dem Augenwinke des Kaisers, oder seinem „hellen Blick“!! das Geschick des Vaterlandes selbst überliefert?! Wenn der Kaiser seine hundert Nationen knechtet, hat er Euch je dabei um Rath gefragt, ob er es so oder so machen solle oder dürfe? Und wenn es wahr wäre, daß der weiße Czar die Bestrebungen Preußens mit wohlwollenden Augen betrachtet, würde dieß etwas Anderes bedeuten können, als daß er vor der preußischen Hegemonie ein russischeres Deutschland erwartet, als von dem in sich zerrütteten, einem beschleunigten Verfalle entgegengeführten Oesterreich? Und hat er nicht Recht? Wenn schon ein „liberaler, konstitutioneller“ Manteuffel die Presse vernichtet und Alles mit seiner gesetzlos polizeilichen Willkür umspannte, was ist erst von den im revolutionären Sturme reingebliebenen Gerlachs zu erwarten, die heute schon eine gänzliche Unterdrückung der Presse, eine Beseitigung jeglicher Volksvertretung und eine Militärdiktatur predigen, ja offen „Galgen und Knute in der Hand der Despotie“ für das einzige Hülfsmittel, für die Heilande der verderbten Richter, der giftigen Presse“, für des ganzen Staates Katechismus erklären?! Die russische Politik kann aber keinen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen wollen, der ein Feuer entzünden müßte, dessen Gang und Ende nicht abzusehen wäre. So klug und weitsichtig ist Kaiser Nikolaus, so klug sind die unter seine Fittige genommenen deutschen Großmächte. Wahrhaftig nicht jetzt ist es Zeit, die alte Rivalität zwischen Habsburg und Hohenzollern in ernstem Kampfe sich messen zu lassen. Darum gehen beide, der Prinz von Preußen und Fürst Schwarzenberg, in der Hauptsache befriedigt von Warschau weg; der nordische Protektor hat die Politik beider in den deutschen Angelegenheiten gebilligt. Die Vermittlung Rußlands wird die letzten Wolken verscheucht haben, und die süßen Früchte des „hellen Blickes“ werden bald vom Baume fallen. So wird auch der Staatenkongreß hier seine bisher ruhenden Arbeiten wieder aufnehmen; die Grundlinien sind in Warschau jedenfalls vorgezeichnet. Rußland wird die dem gottbegnadeten patriarchalischen Herr-

schaftsprinzipe im Sturme und in den Stunden der Angst etwas untreu gewordenen deutschen Regierungen wieder unter seine Zucht nehmen. Die beiden Großmächte müssen dazu in der Hauptsache einig sein, und daß sie in dieser Hinsicht den Intentionen Rußlands keinen besondern Widerstand entgegensetzen werden, dafür bürgt einmal die noch unerledigte Verpflichtung Oesterreichs gegen seinen Lebensretter, so wie die Aeußerung des Königs von Preußen in seiner Ansprache an die in Berlin versammelten Fürsten: „Die Freundschaft mit Oesterreich ist die erste Bedingung eines siegreichen Kampfes gegen die Revolution". Preußens Hegemonie in Norddeutschland muß das Feuer in Schranken halten, welches in den kleineren deutschen Staaten noch nicht vollständig erstickt ist. Das nordische Eis soll die glimmende Gluth ertödten helfen; in dieser Weise auch nur kann der kümmerliche Rest des deutschen Bundesstaats in der „Union" die russische Protektion genießen, als großpreußische Arrondirung mit Garantien gegen eine wahre Verfassung. Preußens vorgeschobener Posten in Süddeutschland legt Oesterreich Schranken an, dessen unbestrittene Hegemonie in Deutschland der Czar ebensowenig wünschen kann, weil eine mögliche Germanisirung der slavischen Länder Oesterreichs, Rußlands unablässig im Auge behaltenen Plänen auf diese Einhalt thun müßte. Der Panslavismus, der auf den heiligen Czar blickt, ist so wenig ein bloßes Gespenst, wie die Revolution. Vor der Hand weiß sich der Czar seinen Protegirten gegenüber als die einzige und wichtigste Stütze ihrer wankenden Throne, als Großsiegelbewahrer der göttlichen Legitimität betrachten zu lassen; den deutschen Mittelstaaten aber wird man vielleicht einen Schatten der so inbrünstig geliebten Souveränität zu erhalten oder den Verlust möglichst zu versüßen wissen. Wir würden diese Verhältnisse nicht berührt haben, müßten sie nicht unabweislich die einflußreichste, ja entscheidende Rolle bei der Entwicklung des hier tagenden Staatenkongresses spielen. Es ist nicht unsere Schuld, daß wir, von einem deutschen Staatenkongreß sprechend, uns an dem Hofe des weißen Czaren, an der Weichsel und an der Newa ergehen müssen. Wir dürfen aber nicht mehr zweifeln, daß Rußland die Garantie unsres Daseins übernommen, daß Deutschland, das große, auf seine Bildung stolze Herz Europa's, vor dem Gebieter eines Reiches im Staube liegt, dessen 44 Millionen Leibeigene in einigen hundert Schulen kaum den nothdürftigsten Unterricht genießen; daß der Alleinherrscher aller Reußen das letzte Wort in den Geschicken Deutschlands sprechen wird. Dahin ist es gekommen! Deutschlands Neugestaltung wird zuletzt an der Newa entschieden. Wir können, im Hinblick auf den Hauptgesichtspunkt und die scharfen Grundlinien der Gesammtpolitik die wandelbaren Gestaltungen übergehen, wie sie in Gerüchten der Diplomatie heute so, morgen anders auftauchen; sie können für unsern Zweck nichts bieten. Mag man heute noch die Vollzähligkeit des „Bundesplenums" bezweifeln, es für die Posse zu ernst, für den Ernst zu possirlich halten; mag man den Herren Peucker und Mathis diese oder jene Instruktion über den Vorsitz u. dgl. zutheilen, — wir legen darauf keinen Werth, so lange wir noch die wahre Instruktion mit unsern gesunden Augen lesen können. Und Frankfurt, die freie Reichs- und Parlamentsstadt am Main?

Dem kleinen Staate ersparte seine eigenthümliche Lage, die ihn immer wieder zum Schauplatze der Verfassungskämpfe Deutschlands zu machen scheint, den definitiven Uebertritt in eines der Lager, in welches unselige Verblendung und alte Sünde unser Vaterland getheilt halten. Wir rechnen dieß keineswegs der Regierung der freien Stadt zum Verdienste an, die nur zu sehr gezeigt hat, wie sehr auch sie die Zeit und ihre Forderungen verkennen und mißachten könne. Die klägliche Entwick-

lung der von den Gothaern in den Himmel erhobenen „Union“ mußte auch ihren hiesigen Freunden schmerzlichen Kummer bereiten, wie er sich denn auch in den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers, der etwas eigenthümlich die Stelle der Konstituante usurpirt, über den Anschluß an den preußischen „Bundesstaat“ nur kümmerlich zu verstocken wußte. Die Verhandlungen selbst konnten nur auf's Neue ein Bild von der totalen Unfähigkeit einer Partei geben, die insofern diesen Namen gar nicht verdient, als sie stets nur im Schlepptau Andrer gegangen. Die ganz und gar unzeitige, hintendrein kommende und doch bei einmal entbrannter Redewuth sich drei Tage hinspinnende Diskussion hatte das den Verhältnissen entsprechende Resultat: die Annahme eines Antrags, der, die ganze Sache vertagend, sagte, was sich von selbst versteht. Die Zeit ist für jetzt vorüber, in der dem kleinen Staate aus seiner Politik ein Verdienst erwachsen, oder ein besonderer Vorwurf gemacht werden könnte; er thut, was Andere auch, wenn er nun ebenfalls seinen Bevollmächtigten (wie es heißt, Schöff Garnier) zum Zunicken in den Staatenkongreß schickt. Anders in den innern Angelegenheiten selbst. Hier zeigt sich ein Verhältniß, für das wir keinen rechten Ausdruck finden. Denn alle innere Thätigkeit scheint total Null zu sein, eine völlige Rath- und Thatlosigkeit, was man denn eigentlich will, thun kann und soll. Zwar ist die Verfassungsangelegenheit endlich nach 5 Monaten dahin gediehen, daß man einen neuen Entwurf vollendet und dem Senat übergeben hat, der nichts weiter ist, als der etwas modificirte Minoritäts-Entwurf der Konstituante (d. h. ihrer rechten Seite); aber selbst für diesen, da er den zwar lebenslänglichen (!) Senat auf 16 Mitglieder reduciren will, ist wenig Aussicht hoher obrigkeitlicher Annahme. Seit Jahr und Tag liegt das Gesetz über das Geschwornengericht brach in den Händen des Senats; ein Staatsprokurator ist seit ¾ Jahren im Amt, wenigstens in hoher Besoldung — keine Spur, daß man das Geschwornengericht in Angriff nehmen wollte! Die ganze Gerichtsverfassung, heißt es nun, soll erst nach der Verfassungserledigung zur Hand genommen werden, da sie enge mit dieser zusammenhänge — der bekannte Vorwand des deutschen Phlegma, wenn es an etwas nicht ernstlich gehen will. Die Staatsmaschine schleppt sich dabei nothdürftig fort. Das Budget wird doch bewilligt, wenn auch das Deficit durch unvorhergesehene Ausgaben für Bundestruppen und derlei wächst, welch letztere selbst sich ganz gemüthlich festsetzen, abermals vermehrt werden, und von Zeit zu Zeit den ruhigen Bürger durch blutige Reibungen zwischen sich in Schrecken setzen, wie erst jüngst durch förmliche Straßengefechte zwischen Preußen und Frankfurtern. Man feiert dann wieder kommandirte Versöhnungs- und Verbrüderungsfeste zwischen den großdeutschen und großpreußischen Truppen — zum Beweis, wie schrecklich ergrimmt die beiderseitigen Kriegsherren auf einander sein müssen! — den regierenden Bürgermeistern wird wohl auch dazwischen eine militärische Abendmusik gebracht, und so ist denn Alles in unvergleichlicher Ordnung; wenn nur bei diesem keineswegs zum Vortheile der guten Stadt gereichenden reinprovisorischen Zustande, und bei den drohenden Wetterwolken am politischen Horizonte die auch hier zahlreich vertretenen Freunde einer vollständigen Restauration zu einer ungetrübten Freude kommen könnten!

Auf kirchlichem Gebiete scheint der bekannte, nun hier als Geistlicher lebende Beda Weber eine rege Thätigkeit zu entfalten. Dieß zeigte sich auch schon bei dem letzten Fronleichnamsfest, das unter Mitwirkung der verschiedenen Staatenkongreßler, der hohen Militärs und Beamten besonders feierlich begangen wurde, und bei dem hier zum erstenmale die Kniebeugungsceremonie von Seite des Militärs vorgekommen. Aber auch die protestantische Geistlichkeit bleibt keineswegs müssig, das Rad der Ent-

wicklung von ihrer Seite nach Kräften zurückschieben zu helfen. Eine im April auf einem nahen Vergnügungsorte abgehaltene sogenannte „freie hessische Predigerkonferenz“ glaubte in der im November vorigen Jahres erlassenen großherzoglich hessischen Verordnung über die „zeitgemäße Entwicklung der innern Verfassung der evangelischen Kirche“, namentlich in der Bestimmung über die größere Betheiligung der Gemeinden die „heilige Kirche Gottes“ bedroht, und bat deßhalb ihren „Nothbischof“, den Großherzog um Zurücknahme oder Umgehung (!! was übrigens ohnehin geschieht) jener Verordnung. Die demokratische Basis genirt die demüthigen Diener der Kirche in ihrer Herrschaft, und so klammern sie sich denn ängstlich an die Kronenträger und Bajonette („bisher unser bester Schild“, nach dem Geständniß der Konferenzherren) gegen die moderne Schulbildung und das vermeintlich über die Kirche hereinbrechende Verderben. „Die Religion ist in Gefahr!“ war ja stets das Stichblatt dieser Tartüffes. Noch bezeichnender ist das Auftreten dieser Partei in ihrer Presse, und wir glauben hier dieses Umstandes Erwähnung thun zu müssen, um einem schamlos heuchlerischen Zelotismus die Maske vom Antlitz zu ziehen, der in der empörendsten Nacktheit namentlich in dem hier gedruckten Organe dieser fanatischen evangelischen (?) Partei, in dem sogenannten „Deutschen Volksfreunde“ an den Tag tritt. Nur der neupreußische Wahnsinn in der Kreuzzeitung möchte hiemit konkurriren. In kaum glaublicher Weise, mit pfäffischster Sophistik — die Hauptwaffe — wüthet dieses Blatt förmlich gegen die Grundrechte als „Gift und Dolche“, gegen die von ihm sogenannte Entkirchlichung der Schulen und gegen jede nicht in dem Sumpfe ihres Verdummungssystems gewachsene Entwicklung; ungescheut fordert es die weltliche Hand auf, den „Parlamentströdel“ aus dem Fenster zu werfen. Hauptsächlich ist es immer das darbende Reis der Schule, das man nicht loslassen will vom faulen Stamme der Kirche, damit dem Volke nicht ein Lebensbaum daraus erwachse, von dem es die Frucht wahrer Humanität pflücken könne. Genug dieses sich wieder breit machenden Unsinns, dieser Karrikaturen des Heiligen, die einer eigenen Bearbeitung bedürfen, um ihre gehörige Stelle in dem großen Gemälde des weltlichen und kirchlichen Reaktionsprozesses zu finden!

Dresden, Ende Juni.

Es ist hohe Zeit, daß ich die längst versprochene Korrespondenz beginne. Wer weiß, ob nicht in den nächsten Tagen schon eine Verordnung unsres ordonnanzlustigen Ministeriums erscheint, wornach in Zukunft die Post nur Briefe von anerkannt Gutgesinnten befördern solle. Bei Gott ist kein Ding unmöglich und bei den gegenwärtigen Ministern auch nicht, wie dieß die neuesten Erfahrungen hinreichend dargethan haben. Halten Sie diese Befürchtung nicht für die Fata morgana einer aufgeregten Phantasie. Die Sächsische Kreuzzeitung hat schon wiederholt darauf hingewiesen, daß es der Königlichen Post unmöglich zugemuthet werden könne, wühlerische Zeitschriften und Tageblätter zu expediren. Wie lange wird es dauern, so folgt die Regierung diesem Winke des officiösen Blattes, und dehnt die für das „Gesunden“ des Staates nothwendige und heilsame Maßregel auch auf die Privatkorrespondenzen aus, um sich des Beifalls der hohen Leiter jenes würdigen Organs zu versichern. Il n'y a que le premier pas qui coûte. Ueber diesen ist das Ministerium längst glücklich hinaus. Jetzt geht es mit Sieben-Meilen-Stiefeln rückwärts, und verläßt

man, wie bei solcher Gangesart sehr natürlich, den schmalen konstitutionellen Rechtsboden, — ei nun, „das Wohl des Staates, der Gesellschaft steht über der Verfassung". Diesen Satz hat die „freimüthige Sachsenzeitung" in den letzten Monaten so vielfach ausgeführt, daß das Ministerium ihn endlich adoptirte. Zudem — Macht ist Recht! — — —

Ueber die neuesten rettenden Thaten des Ministeriums Zschinsky haben die Zeitungen bereits berichtet. Kammer-Auflösung, Zusammenberufen der alten Stände vom Jahre 1848 für den 1. Juli*), Oktroyirung eines Vereins-Gesetzes nach dem Muster des bekannten Preußischen, welches seiner Zeit Kladeradatsch drastisch persiflirte, so wie einige Zusätze zu dem Preßgesetze vom Jahre 1848, „um den gefährlichen Ausschreitungen der Presse ein Ziel zu setzen", Wiedereintritt der Todesstrafe für alle vom 5. Juni ab begangenen, bisher mit dem Tode bedrohten Verbrechen, das sind die Angebinde, mit denen das Ministerium die freudestrahlende Reaktion wenn nicht überrascht, so doch hochbeglückt hat.

„Endlich ein kräftiges Vorschreiten gegen die Umsturzpartei, endlich ein entschiedenes Ermannen unsres um die Rettung des Staates und der Gesellschaft hochverdienten Ministeriums", so jubelt das Organ unsrer Krautjunker und Kreuzritter. Armes Ministerium! Das ist die einzige Stimme, welche dein Loblied singt, außer den offiziellen Blättern, die du aus dem Beutel des Volkes unterhältst, um deine zweideutigen Thaten durch feile, stellensüchtige Scribler beschönigen zu lassen. Der augenblickliche Sieg, den du im Kampfe mit der Volksvertretung errungen zu haben wähnst, sieht einer Niederlage ähnlich, wie ein Ei dem andern! — Zum Verständniß der gegenwärtigen Lage der Dinge macht sich ein flüchtiger Rückblick auf die letzten Akte der Volksvertretung nothwendig.

Es ist bereits in diesem Blatte**) nachgewiesen worden, wie das Ministerium sich theils durch seine Windfahnen-Politik in der Deutschen Frage, theils durch Ignoriren mehrerer fast mit Einstimmigkeit gefaßter Beschlüsse, (Aufhebung des Kriegsstandes, umfassende Amnestie 2c.) selbst die Sympathieen aller ehrlichen Konservativen verscherzt hat. Die dadurch hervorgebrachte Mißstimmung der großen Mehrheit der Kammermitglieder wurde durch eine Erklärung des Konseil-Präsidenten, bezüglich der sehnlichst erwarteten Ausführungsgesetze zu den Grundrechten***) gesteigert. Mit seltener Einmüthigkeit erhoben sich Rechte wie Linke zu feierlichen Protestationen gegen die eigenthümliche Anschauungsweise des Herrn Justizministers von der Rechtsgültigkeit bestehender Gesetze. Die vollständige Rückkehr zu den Zeiten des „beschränkten Unterthanenverstandes", der das, was zu seinem Frieden dient, in Demuth dem Urtheile der hochweisen Regierung zu überlassen habe, ward einhellig als ein bedeutender Anachronismus zurückgewiesen. Der Antrag eines Mitgliedes der Linken, „die Kammer wolle die Erklärung des Ministers dem Verfassungs-Ausschusse zur Erwägung übergeben, ob in derselben nicht eine offene Verletzung der durch die Publikation der Grundrechte in Sachsen giltigen Gesetze enthalten sei, und ob in diesem Falle eine Anklage gegen das Ministerium zu erheben sein werde",

*) Nach der ministeriellen Bekanntmachung vom 17. d. M. erst für den 15. Juli.

**) Das Ministerium Zschinsky und die Sächsischen Kammern. Bd. II, S. 183.

***) Der Herr Minister Zschinsky erklärte in der II. Kammer (Sitzung vom 30. April): „Das Ministerium werde die Grundrechte nur in denjenigen Bestimmungen, welche es als heilsam für das Land erkenne, in Ausführung bringen, in denen aber, von welchen es die entgegengesetzte Ueberzeugung habe, nicht". Und die Grundrechte sind seit Jahr und Tag als Landesgesetz publicirt worden!! —

fand in der nächsten Sitzung einstimmige Genehmigung. Die dumpfe Schwüle, welche schon seit Beginn des Landtages auf den Verhandlungen gelastet hatte, war durch diese Scenen bedeutend gesteigert worden. Bevor indessen noch der betreffende Ausschuß über diese Erklärung Bericht erstattete, begann die Berathung eines Berichts des Finanz-Ausschusses, ein Anleihe-Projekt der Regierung betreffend. Dasselbe war in der Hauptsache beifällig begutachtet worden. Nur wurde auf die Nothwendigkeit vermehrter Garantieen hingewiesen, daß die Gelder auch wirklich zu den angedeuteten Zwecken (hauptsächlich zu Uebernahme der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn, Fortstellung der übrigen noch unvollendeten Staats-Eisenbahn-Bauten und Fundirung der schwebenden Handdarlehensschuld) verwendet würden. Während der ersten über diesen Gegenstand gepflogenen geheimen Sitzungen*) zeigte sich im Ganzen eine unter den obwaltenden Verhältnissen kaum zu erwartende Bereitwilligkeit, die Summen, welche sich als dringend nothwendig herausstellen würden, selbst diesem Ministerium mit Hintansetzung des politischen Momentes der Frage zu verwilligen. Nur über den Modus des Aufbringens der Gelder machten sich die verschiedensten Ansichten in sehr divergirenden Anträgen Luft, weßhalb ein nochmaliges Zurückweisen des ganzen Gegenstandes an den Ausschuß, um die eingebrachten Anträge reiflich zu erwägen, sehr natürlich erschien.

Inzwischen hatte der Minister des Auswärtigen, Herr v. Beust, am Abend des zweiten Berathungstages der Finanzvorlage, in einer Sitzung des für die deutsche Angelegenheit — (diese Frage ohne Antwort) — bestehenden Ausschusses erklärt:

„Die Plenarversammlung zu Frankfurt sei berufen und berechtigt, ein neues Bundesorgan einzusetzen und eine Revision der Bundesverfassung vorzunehmen. Falls jedoch diese Berathung resultatlos bleiben sollte, könne allerdings der Bundesvertrag in seiner ganzen Ausdehnung wieder in's Leben treten. Man halte es aus politischen Gründen für bedenklich, diese Eventualität aufzugeben und es auszusprechen, daß sie staatsrechtlich unzulässig sei. Ob zu den Beschlüssen dieses dann wieder erstehenden Bundestages die Zustimmung der Stände nothwendig sei, darüber eine bestimmte Erklärung abzugeben, falle bedenklich".

Durch diese Erklärung war, Angesichts des trostlosen Stadiums, in welches das deutsche Verfassungswerk schon längst eingetreten, weniger die Linke, als vielmehr das Centrum und ein großer Theil der Rechten überrascht worden. Jene politischen Phantasten, welche, nachdem sie zur Zeit des Frankfurter Parlaments der Reaktion auf alle Weise Vorschub geleistet hatten, in dem guten Glauben lebten, die dankbaren Fürsten würden der Reaktion ein gebieterisches: „Bis hierher und nicht weiter!“ zurufen, die Unionsmänner zumal, schäumten über diese „Verhöhnung des Volkswillens“, über dieses „Nicht-Rechnungtragen dem ausgesprochenen Wunsche der Nation“! Der Abgeordnete Biedermann, dem man, wie schwer er auch in Frankfurt gefehlt haben mag, die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er in jüngster Zeit nicht bloß in der Unionsfrage, sondern auch bei mehreren anderen Veranlassungen dem Ministerium mit Entschiedenheit und Nachdruck entgegengetreten ist, verpflichtete sich, in kürzester Zeit über die abgegebene Erklärung des Herrn v. Beust zu berichten. Die für den nächsten Tag anberaumte Kammer-Sitzung ward vom Präsidenten nicht abgehalten. Im Laufe des Tages hieß es, der durch seine Persönlichkeit bei den Kammermitgliedern mehr als seine Kollegen beliebte Finanzminister Behr werde

*) In Folge der neuerlichen Maßregeln der Regierung ist die theilweise Veröffentlichung des fraglichen Gegenstandes in den Blättern aller Farben bereits erfolgt.

bei Beginn der nächsten Sitzung eine beruhigende Mittheilung im Namen der Staatsregierung abgeben. Indeß wiederholte nur der anwesende Herr v. Beust seine Erklärung unter Hinzufügen einiger diplomatischer Phrasen, während Herr Behr Erläuterungen folgen ließ, die nichts weniger als befriedigender Natur waren.

Die Kammer sprach darauf, in dem richtigen Gefühle, daß diese Angelegenheit von zu großem, allgemeinen Interesse für das Land sei, als daß sie nebenbei in einer geheimen Sitzung erledigt werden könnte, den Schluß der Debatte aus und nahm den von einem Mitgliede der Rechten gestellten Antrag auf Verschiebung der Abstimmung über den Anleihe-Bericht um 8 Tage an. Nach kurze Zeit fortgestellter Debatte über die zu ergreifenden Finanzmaßregeln ward der von einem Mitgliede der Linken gestellte Antrag, alle bisher eingebrachte Modifikationen des Ausschußgutachtens zur Erwägung und schleunigen Berichterstattung an den Ausschuß zurückzuweisen, ebenfalls angenommen. Bereits für den nächsten Morgen hatte der Finanzausschuß sowohl die sämmtlichen Antragsteller als auch die Regierungs-Kommissarien zu einer Sitzung eingeladen — ein Beweis, daß er die wichtige Angelegenheit nicht für lange im Ausschuß zu begraben beabsichtigte. Aber schon im Laufe des Nachmittags verbreitete sich die Kunde von der für die kommende Sitzung bevorstehenden Auflösung der Kammern.

Mit der ergebenen Miene eines Patienten, der nach langem Siechthum sein letztes Stündlein herannahen fühlt, begaben sich die Abgeordneten auf ihre Plätze. Herr Dr. Zschinsky hatte bereits Posto gefaßt und säumte nicht lange, der Versammlung das probate Mittelchen, ein Königliches Auflösungs-Dekret, beizubringen, da sie nach dem Urtheil der Sächsischen Staatsärzte wirklich in einem hoffnungslosen Zustande sich befinden sollte. Daß der Minister in der anderen Tasche schon den Todtenwecker bereit habe, um an den im November 1848 mit allen gesetzlichen Formen zur Erde bestatteten „Ständen“ einen Wiederbelebungsversuch zu experimentiren, ahnte damals freilich noch Niemand. Zu den, theils ruhigen und ernsten, theils heiteren Gesichtern der Abgeordneten (denn die aufgelöste Volksvertretung war nicht auf Rosen gebettet) bildete das bleiche Antlitz des Premiers, als er mit bebender Stimme das Auflösungsdekret verlas, einen eigenthümlichen Kontrast. Es taugt in der Gegenwart Keiner zum Staatsmann, der nicht die Reaktionen des Gewissens auf den physischen Menschen vollständig zu unterdrücken versteht.

Der aufgelöste Landtag hat nur wenig positive Resultate gehabt. Eine Regierung, welche alle seit dem März 1848 in's Leben getretenen Institutionen als die staatliche Ordnung gefährdend erachtet und sie so gründlich wie möglich zu beseitigen gedenkt, folglich äußerst reaktionär ist, konnte in keinem Falle dauernd mit den, zum allergrößten Theile aus ehrlichen Konservativen, Liberalen und Demokraten zusammengesetzten Kammern in Eintracht wirken. Wenn der eine Faktor (der künstlichen konstitutionellen Staats-Theorie) vorwärts, der andere zurückstrebt, so darf man, bei übrigens vorausgesetzter Gleichheit der Kräfte, mit mathematischer Gewißheit als Resultat den Stillstand annehmen. Aber diese Gleichheit der Kraft gehört in das Gebiet der konstitutionellen Fiktionen. Die Regierung läßt den einen Faktor nur so lange wirken, als es ihr eben beliebt. Sie spannt ihn aus, und die Staatsmaschine rasselt nun mit doppelter Geschwindigkeit in das Blachfeld der Reaktion. So ist es neuerdings in Sachsen gegangen.

Der Landtag hat keines der vorgelegten, den Rückschritt unter Beobachtung der konstitutionellen Formen anstrebenden Gesetze berathen. Die unmittelbar nach der Mai-Katastrophe und bei Beginn der Sitzungen bestandene schroffe Scheidung der

Parteien hat gegenüber den von der Regierung kund gegebenen Tendenzen einer versöhnlicheren Stimmung Raum geben müssen, welche auf die politische Gesinnung der Mittelklassen nur günstig einwirken kann. Linke und Rechte haben sich, Angesichts der schweren Noth der Zeit, zu gemeinsamem Widerstande zusammengeschaart. Es ist von beiden Seiten des Hauses den ehrlichen Kämpfern, mochten sie auch politische Gegner sein, Achtung und Anerkennung gezollt worden. In dieser Hinsicht machten die aufgelösten Kammern eine erfreuliche Ausnahme von dem in Deutschland fast zur Regel gewordenen Gebrauche, den Andersdenkenden, nicht bloß auf dem Felde der Politik, sondern bis in das Privatleben hinein zu verfolgen und anzufeinden, wie dieß gerade die Junker-Partei in ihren Schmutzblättern noch jeden Tag in ekelerregender Weise zu thun bestrebt ist. Die Folgen dieser durch den Verlauf des Landtags wesentlich alterirten Stellung der Parteien treten in dem gegenwärtigen Kampfe der Presse gegen die Gewaltmaßregeln der Regierung deutlich zu Tage, wenn schon die preußisch-gesinnten Blätter sich natürlich vor jeder Solidarität mit der „zukunftlosen" Demokratie feierlichst verwahren und auf dieselbe dann und wann einen unschädlichen Seitenhieb thun. Während die Regierungsorgane (Dresdener Journal und Leipziger Zeitung) im rührenden Bunde mit den Blättern der rothen Reaktion (freimüthige Sachsenzeitung und Fackel) die aufgelösten Kammern schmähen und die neuerlichen Schritte des Ministeriums zu rechtfertigen suchen, kämpfen die Organe der Unions-Partei — des Centrums und der Rechten — (Neues Dresdener Journal und Deutsche Allgemeine Zeitung) mit scharfen Waffen gegen die Verfassungsverletzung der Regierung, so daß sich die demokratische Dresdener Zeitung mehrmals begnügen konnte, die Artikel der Deutschen Allgemeinen wörtlich in ihren Spalten abzudrucken.

Und in der That, das Ministerium hat seinen Gegnern den Kampf leicht gemacht. In dem Bestreben, ein Restchen konstitutionellen Scheines mit hinüber zu nehmen in die sehnlichst erwartete Aera des bundestäglichen Absolutismus ist es — naiv geworden. Eine Naivität! Dieß Wort dürfte am Treffendsten die jüngste That unsrer Staats-Magier bezeichnen, welche Todte auferstehen lassen und Geister citiren wollen, die im Morgenroth des Jahres 1848 sich selbst das Grab gegraben haben, in richtiger Erkenntniß, daß ihre Zeit um sei.

Ueber die Verfassungs-Verletzung selbst nur folgende Bemerkungen: In dem Gesetz- und Verordnungsblatte für das Königreich Sachsen (29. Stück vom Jahre 1848) heißt es mit klaren Worten:

„Wir, Friedrich August, von Gottes Gnaden König von Sachsen ꝛc. haben mit den getreuen Ständen die nachbemerkten, durch das neue Wahlgesetz nöthig gewordenen und sonst nöthig geschienenen Abänderungen der Verfassungs-Urkunde vom 4. September 1831 vereinbart:

§. 1.

„Die §§. 63 bis 76 sind aufgehoben und es treten folgende §§. an deren Stelle u. s. w."

Die aufgehobenen §§. sind diejenigen, welche die Zusammensetzung der alten Stände vor 1848 regelten: folglich gibt es verfassungsmäßig keine, nach den §§. 61 und folgende der Verfassungs-Urkunde vom 4. September 1831 bestehende Stände mehr; verfassungsmäßig bestehen lediglich die nach den abgeänderten §§. 64 ff. zusammengesetzten Kammern der Volksvertretung.

In den Motiven zu dem, den alten Ständen im Sommer 1848 vorgelegten,

Wahlgesetz, auf dessen Grund die beiden aufgelösten Volksvertretungen Sachsens gewählt worden sind, sagte die Staatsregierung:

„Dessenungeachtet hat die Regierung das zu erlassende Wahlgesetz nur als ein provisorisches bezeichnet und dadurch insonderheit die definitive Entscheidung der Frage: ob künftig die sächsische Volksvertretung in einer einzigen oder zwei Abtheilungen berathen solle, um so mehr der Verhandlung mit einer, auf volksthümliche Weise gewählten und aus volksthümlichen Elementen zusammengesetzten, nicht mehr auf der ständischen Gliederung und der Vertretung der Interessen beruhenden Volksrepräsentation vorbehalten zu müssen geglaubt, als auch die jetzige zweite Kammer ohne alle Absicht auf eine Verfassungsveränderung gewählt worden ist".

Trotzdem dreht sich die versuchte Beweisführung der gouvernementalen Presse um die „provisorische" Bezeichnung des Gesetzes, und sucht diese in ihrem Sinne zur Rechtfertigung der ministeriellen Ansicht auszubeuten.

Endlich hat der König selbst in der Rede am Schlusse des außerordentlichen Landtags 1848 folgende Worte gesprochen:

„Es ist das letzte Mal, wo ich Sie, die Stände des Wahlgesetzes vom Jahre 1831, um Mich versammelt sehe! — Mit Vertrauen sehe ich den künftigen Vertretern des Volks entgegen, mit denen ich die weiteren nöthigen Reformen in der Gesetzgebung und Verwaltung zu vereinbaren gedenke".

Das Land erwartet von der Gewissen- und Ehrenhaftigkeit der alten Stände, daß sie dem für den 1. Juli an sie ergangenen Rufe nicht Folge leisten, vielmehr gegen das Verfahren der Regierung entschieden protestiren werden. Daß dieß nicht bloß eine schwärmerische Demokratenhoffnung ist, dafür mögen folgende Schlußworte eines Artikels der Deutschen Allgemeinen Zeitung bürgen:

„Wer noch Achtung vor der Heiligkeit der Eide und Gefühl für Männerwürde hat, kann nichts Anderes thun".

Nous verrons!! —

Es gibt sogar Viele, die da meinen, das Ministerium selbst erwarte gar nicht, eine beschlußfähige Anzahl Mitglieder der alten Ständekammern zu Stande zu bringen, und habe sich zu diesem Schritte bewogen gefunden, entweder um Zeit zu gewinnen, bis der Bundestag sich seiner erbarmt, und für Deutschland ein gemeinsames Wahlgesetz unschuldiger Volks (!!)-Vertretungen zu erlassen, oder um auch den „letzten Versuch" einer auf „legalem Wege" zu bewerkstelligenden Restauration der alten glückseligen Zustände für gescheitert erklären zu können und dann in Gottes Namen ein Wahlgesetz zu oktroyiren.

Das Traurigste an der ganzen Sache ist, daß die in nächster Nähe vorgehenden unglaublichen Dinge die öffentliche Meinung so in Anspruch nehmen, daß sie kaum Zeit findet, sich mit dem zu beschäftigen, was die unersättliche Reaktion inzwischen dem Volke der Nachbarstaaten zu bieten wagt. Mit einer gewissen stumpfen Gleichgültigkeit blicken wir z. B. nach Preußen hinüber, wo eine Manteuffelische Verordnung den letzten Rest der Preßfreiheit vernichtet, während die „Deutsche Reform" sich pharisäisch an die Brust schlägt und über die jüngsten Thaten der Sächsischen Zöllner die Augen verdreht.

Wasser auf die Mühle unsrer „Besten-Männer-Presse".

Sie gleitet flüchtig über die unerhörte Ausbeutung des Attentates eines Wahnsinnigen hinweg, und in derselben Nummer, welche fulminante Artikel gegen das Ministerium Zschinsky enthält, finden wir den Anschluß Sachsens an Preußen, den Beitritt zur Union, als einzigen Weg zu Ruhm, Ehre, Freiheit und Gott weiß

was noch Alles gepriesen; oder wir begegnen der Reproduktion eines Artikels, den ein altersschwach gewordener Greis den gläubigen Lesern der Deutschen Zeitung aufgetischt hat, in welchem der preußische Weg als der Weg zum Heil des deutschen Volkes in überschwänglichen Phrasen bezeichnet wird. —

Arme Menschen, die Ihr es durch zweijähriges Studium höfischer Künste so weit wie jener Höfling gebracht habt, der lächeln konnte, während ihm ein allerhöchster Fußtritt verabreicht wurde, reibt Euch die Augen und erwacht aus jenem unseligen Traume von Einfluß, Macht und Herrlichkeit, in den Euch die kaiserlich-preußischen Magnetiseurs zu Frankfurt versenkt haben. Man will an der rechten Stelle nun einmal von Euren staatsmännischen Talenten nichts wissen. Seid Ihr doch nur für kurze Zeit auf dem Parquet zugelassen worden, um hohen Preis — nach Verläugnung Eurer Mutter, des deutschen Volks. Ein Parvenu aber muß das Gepräge der Unbedeutendheit an der Stirne tragen, wenn ihm die diplomatischen Grafen und Barone seinen niedern Ursprung vergeben sollen. Doch Euch, die Ihr Euch noch immer für die Träger der Intelligenz haltet, schilt der Vollblut-Aristokrat, der die Publicistik als noble Passion kultivirt, ein arrogantes Lakaien-Gesindel. Faßte Euch doch endlich die Reue über Euer Thun, so daß Ihr offen vor die Nation hinträtet und ihr sagtet: „Wir haben Schweres an Dir verschuldet, deutsches Volk, während Du in den unvergeßlichen Zeiten des Aufschwungs unsern schönen Worten gelauscht, diese nur für Vorläufer großer Thaten gehalten hast. Vergieb! wir haben aus eitlem Dünkel, daß wir die berufenen Staatslenker wären, uns vornehm in die Brust geworfen, wenn ein treuer Kämpe der heiligen Freiheit an uns ernste, mahnende Worte richtete und uns warnte vor dem Honigseim der Fürsten und Herren. Wir haben uns nicht mit den Männern des Rechtes Aller verbunden gegen die Männer des Vorrechts und der Kasten! Wir haben den mächtigen Drang des Volkes nach Freiheit und Einheit durch die winzigen Brocken für befriedigt erklärt, welche die eingefleischten Feinde des Fortschritts und der Freiheit dem durch unsre Schuld wieder angeketteten Volke aus Gnaden zugeworfen. Aber jetzt, wo man selbst dieses Wenige mit frevler Hand Dir wieder zu entreißen trachtet, Angesichts des ungeheuren Verraths der all-überall im deutschen Vaterlande gegen Dich, langmüthiges und edles Volk, zu Tage tritt, jetzt nahen wir Dir, überwältigt von der Schwere des Unrechts, das wir an Dir begangen haben, und bitten Dich: Laß uns, die wir im Kreuzzuge der Freiheit die Feldherren zu sein uns kühn vermaßen, laß uns in dem Kampfe, den wir bisher so schmählich geführt, gemeine Reitersdienste thun und einen ehrenvollen Tod suchen, da uns das Leben zum Ekel geworden!" — — So müßtet Ihr sprechen, wenn Ihr, statt des Muthes der That, wenigstens den Muth der Verzweiflung in Euch fühltet.

Statt dessen aber spreizen sie sich noch immer, die Chorführer der Unionspartei, und geben den unter Radowitz's Auspicien geborenen Wechselbalg der deutschen Einheit für ein tüchtiges Kind aus, welches bald gehen lernen und ihnen Ehre machen werde. Himmlische Einfalt! Sie sind auf ihre alten Tage konsequent geworden, die Männer von Gotha! Konsequent quand même! Sie streben noch immer nach dem „Erreichbaren", suchen „den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen" und finden für jede neue Demüthigung, die ihnen der Uebermuth der absolutistischen Diplomaten zufügt, irgend eine staatsmännische Phrase, welche die eingetretene „augenblickliche Störung" der gedeihlichen Entwickelung des Verfassungswerkes aus der „eigenthümlich-zarten Natur" eines derartigen mysteriösen staatlichen Regenerationsaktes darzuthun beflissen ist. —

Ihre Leser mögen diese Abschweifung mir zu Gute halten. Etwas Luft war nothwendig, um nicht ganz in dem großen hellen „Gefängniß“ Deutschland zu ersticken! — Im Uebrigen habe ich noch zu erwähnen, daß das Ministerium, wahrscheinlich um die Oktroyirungs-Pillen einigermaßen zu versüßen, den, über Dresden und drei Meilen im Umkreis seit den Maitagen von 1849 verhängten Kriegsstand aufgehoben hat, freilich nur dem Namen nach; denn Einquartierung und verstärkte Wachen mit geladenen Gewehren gibt es nach wie vor. Auch sind die Waffen der Bürger- und Einwohnerschaft noch immer auf dem Zeughause. Indeß für diese unverdiente Huld und Gnade mußte natürlich ein tiefgefühlter Dank dargebracht werden. Deßhalb ist von einigen der keckſten Reaktionäre eine Adresse an den König entworfen worden, in deren ersten Sätzen für Aufhebung des Kriegsstands gedankt wird, während die letzten Zeilen zugleich das Einverständniß der Unterzeichner mit den übrigen von dem Ministerium zur Rettung des Staats ergriffenen Maßregeln (die Verfassungsverletzung 2c.) ausdrücken. Von glaubwürdiger Seite wird erzählt, daß es der Aristokratie und Bureaukratie namentlich auch um die Unterzeichnung von Bürgern und Handwerkern zu thun sei, und daß man die sich Sträubenden durch Androhen von Kundschaftsentziehung 2c. mürbe zu machen sucht. Welche nichtswürdige, gemeine Mittel, den Monarchen über die wahre Gesinnung des Landes zu täuschen! —

Das Volk bleibt bei dem Allen still, ernst und ruhig. Es weiß, daß die Geschicke Deutschlands nicht in Sachsen entschieden werden, und daß ein Putsch unsrer Reaktionspartei nur willkommen sein würde, um dann ohne Scheu die ganze Verfassung suspendiren zu können. Auch gilt es ihm gleich, ob für die nächste Zeit der preußische Einfluß oder der österreichische die Oberhand hat. Schwerer Kerker hier, Zuchthaus und Spulanstalt dort — das ist der Unterschied.

Die Reaktion jubelt über die scheinbar indifferente Haltung der Masse und wähnt die großen Ideen der Zeit mit eben so leichter Mühe aus den Köpfen getilgt zu haben, als die Minister die Jahre 1848 und 1849 aus der Verfassung und den Gesetzbüchern des Landes. Wir aber, die wir freudigen Herzens jedes Opfers fähig waren für den Sieg der Wahrheit und des Rechts, die wir getrosten Muthes darben, statt an den Tafeln der Sieger mitzuschwelgen, — wir vernehmen das leise Flüstern und Grollen der Woge, die Ihr vollständig eingedeicht zu haben wähnt, — „und sie bewegt sich doch“ *).

Paris, Ende Juni.

Die Verhandlungen über die Wahlreform sind in ihren Folgen so wichtig, daß wir diesen Abschnitt der Parlamentsgeschichte eine neue Phase in der Entwicklung

*) Es bestätigt sich, daß Bakunin, wegen Betheiligung an dem Mai-Aufstande, in zwei Instanzen zum Tode verurtheilt, in der Nacht vom 12. zum 13. d. Mts. vom Königstein unter starker Eskorte abgeführt und in Peterswalde einem österreichischen Militär-Detachement überliefert worden ist. Man weiß nicht, ob er in Prag für seine Theilnahme an der Juni-Revolte von 1848 abgeurtelt und exekutirt oder vielleicht später noch an Rußland ausgeliefert werden wird. Die A. Allgem. hat indeß, nach guter altösterreichischer Polizeitaktik schon gemeldet, daß Bakunin Enthüllungen gemacht, welche die Verhaftung von einigen zwanzig Personen nach sich gezogen, damit aber nur an die Worte des elenden Salvotti in Mailand erinnert, als er zu den Mitbeschuldigten Gonfalonieris sagte: „Was, Sie trotzen, Sie wollen nicht reden? Nun wohl, morgen lasse ich in die Zeitung setzen, daß Sie Ihre Freunde verrathen haben.“

des französischen Volksgeists nennen können. Die Debatten wurden den 21. Mai eröffnet. Nie ist die Bevölkerung von Paris einer Diskussion mit einer solchen Spannung gefolgt, als es bei diesen Verhandlungen der Fall war. Die Umgebungen des Sitzungsgebäudes der Versammlung waren während des ganzen Verlaufs der Diskussion stets von Menschenmassen erfüllt, die mit banger Erwartung den Nachrichten aus der Nationalversammlung entgegensahen. Das Sitzungsgebäude derselben war jeden Tag von einem starken militärischen Apparat umgeben und ein bedeutender Theil der Garnison, so wie der Nationalgarde war jedesmal konsignirt. Die Kontrerevolution hatte sich mit allen ihren Streitmächten umgeben, um mitten unter Todeswaffen der Republik ihre Grundlage, der Entwicklung der Gesellschaft die Möglichkeit zu nehmen. Klarer als je stand der Sachverhalt. Zwei Republiken standen sich gegenüber, die eine aus den Ueberresten aller dynastischen Parteien Frankreichs, welche unter Republik nur die geköpfte Monarchie, die bloße Königslosigkeit verstand, und die andere, welche in der Republik den Boden einer neuen Gesellschaft erblickte. Die blasirte, stagnirende Kontrerevolution hatte die Majorität der Stimmen und die Gewalt der Waffen für sich, die revolutionäre Partei hatte ihr gutes Recht, das Blut einer siegreichen Revolution, welche das allgemeine Stimmrecht erkämpft hatte, und die Verzweiflung der Armen, denen man ihre einzige Waffe, ihr Stimmbulletin, rauben wollte, auf ihrer Seite. Die kontre-revolutionäre Partei, welche das wahrhaft insurrektionelle Element der Versammlung bildete, wagte nicht gleich Anfangs ihre brutale Gewalt gegen das unbestreitbare Recht zu entwickeln, doch nahm sie, ohne einen Grund dafür anzugeben, die Dringlichkeit an; die Dringlichkeit, wo kein anderer Grund für dieselbe denkbar war, als die Eile, die Freiheit zu erwürgen, die Angst vor der Zunge des Volkes, die ihm ausgerissen werden sollte. Lagrange und de Flotte bekämpften die Dringlichkeit mit allen Gründen eines lebendigen Rechts; die Majorität hält es nicht der Mühe werth, irgend einen Lügner aus ihrer Mitte auf die Tribüne zu schicken, um die Nothwendigkeit der Dringlichkeit darzuthun, sie antwortete höhnisch durch ihre Abstimmung. Die Dringlichkeit wurde mit 461 gegen 239 Stimmen angenommen, d. h. 461 Männer wagten zu erklären, daß man in einer einzigen Berathung dem allgemeinen Stimmrecht ein Ende machen müsse. Nach diesem feigen eilfertigen Votum schritt man unmittelbar zur Verhandlung über das Gesetz selbst. Cavaignac sprach zuerst gegen dasselbe. Cavaignac entwickelte aus den Bestimmungen der Konstitution, daß das Gesetzesprojekt eine Verletzung der Grundrechte des Staates sei. Er erinnerte daran, daß alle Regierungen Jene als die Feinde der Gesellschaft behandelt haben, welche den Fortschritt anstrebten; das habe aber die Siege von 1830 und 1848 nicht verhindert. Nun wohl, rief er, wir werden auch ausdauern! Nach ihm sprach Viktor Hugo. Er richtete sein klares Dichterauge auf den Sumpf, in welchem das allgemeine Stimmrecht ersticken solle, er beleuchtete die Absichten der Reaktion so hell, daß diese vor der Macht der Strahlen erschrack. Er stellte es als die schönste Seite der Februar-Revolution hin, daß sie in den schmerzvollen Regionen der Gesellschaft den Menschen, die bis dahin keine andere Hoffnung hatten als die Revolte, die Hoffnung in einer andern Form ertheilte, und daß ihnen gesagt wurde: Votire, und schlage dich nicht mehr! Dadurch erhielten Diejenigen, rief er, die bis dahin bloß ihren Antheil an den Leiden hatten, ihren Antheil an der Souveränität zurück, statt der Gewalt wurde ihnen das Recht zu Theil. Dadurch rief die Revolution dem Manne der Verzweiflung zu: Hoffe, und dem Manne des Zorns: Räsonnire; sie machte den Armen zum Bürger, nahm ihm die Flinte weg und gab ihm den Stimmzettel. Alles, was den Menschen vergrößert, beruhigt ihn. Es muß

einen Tag im Jahre geben, fuhr er fort, an welchem der Tagelöhner die Repräsentanten, die Minister, den Präsidenten der Republik in die Hand nimmt und sagt: Die Macht, das bin ich! Und weil das Volk Euch in der friedlichen Form des Skrutiniums eine Lehre gab, werdet Ihr zornig und schreit: Wir werden dich bestrafen, Volk, und wie jener König in der Geschichte, peitscht ihr den Ozean mit Ruthen. Ihr erklärt dem Abgrund den Krieg, indem Ihr Euch kopfüber hineinstürzt! Aber der Abgrund wird sich nicht öffnen, das Volk wird ruhig bleiben. Die Annahme des Gesetzes, schloß er, wird Euch nichts nützen, die gebliebenen Wähler werden die unterdrückten rächen Was Ihr nicht wegschneiden könnt, das ist die Zeit, welche vorwärts schreitet, das ist die Erde, welche sich bewegt, das ist der Fortschritt der Idee. Spannt immerhin 18 Staatsmänner vor die Vergangenheit, sie kann doch nicht mehr zurückgebracht werden. Euer Gesetz ist todt, weil es lügt und heuchelt. Wisset Ihr, was Euer Gesetz tödtet? Es begegnet in dem Augenblick, in welchem es die Volkssouveränität stehlen will, dem schrecklichen Blick der nationalen Gewissenhaftigkeit. Ihr verliert Eure Mühe umsonst, eher den Felsen von dem Grund des Meeres wegreißen, als das Recht aus dem Herzen des Volkes. Vergebens wollte de Lasteyrie den gewaltigen Eindruck dieser Rede, welche zwei Stunden währte, durch eine leere Sophistik schwächen. Den folgenden Tag bezeichnete Montalembert in einer kühnen Rede den eigentlichen Zweck des Gesetzes. Er rief, dasselbe sei eine römische Expedition in's Innere, ein Kreuzzug gegen den Socialismus. Er erklärte dieses Gesetz als einen bloßen Anfang des Kampfes gegen die Socialisten. Dieser Standpunkt der Vertheidiger des neuen Wahlgesetzes, der von Montalembert und Thiers angegeben wurde, war in widrigen Paraphrasen allen Rednern, die für Wahlreform sprachen, gemeinsam. Sie gestanden Alle, daß sie Furcht vor der neuen Zeit haben. Die allgemeine Debatte wurde geschlossen, und hierauf rasch ein Artikel nach dem anderen, und am Ende das ganze Gesetz angenommen. Man glaubte dem Volke die Augen ausgestochen zu haben, man wähnte, im Stande zu sein, ihm die Zunge auszureißen. Doch das Volk in seiner erhabenen Vernunft fühlte Auge und Zunge durch dieses Gesetz, das erst in zwei Jahren in Anwendung kommen sollte, nicht verloren zu haben, es betrachtete dasselbe als ein Stück Papier, mit welchem man den Bürgerkrieg entzünden wollte. Es verharrte in seiner ernsten Ruhe. Noch waren Zweifel, ob der Präsident der Republik dieses Gesetz proklamiren werde, ob er die Quelle seiner Macht besudeln wolle. Der 3. Juni hob endlich die Zweifel über das Geschick des Gesetzes vom 31. Mai, welches das allgemeine Stimmrecht abschafft. Bis dahin war es einigen Leichtgläubigen gegönnt, an die Möglichkeit einer Umkehr im Elysee zu glauben. Ja man versuchte sogar alles Ernstes den Präsidenten wankend zu machen. Theilweise bearbeitete man seine Umgebung, theilweise Seine Hoheit (so nennt ihn sa maison) selbst. Der Repräsentant Rigal warf ihm sogar den Handschuh zu einem Wortkampfe hin und ersuchte den Bürger-Präsidenten höflich um eine Audienz. Der Bürger-Präsident kennt mindestens aus der Tradition den ritterlichen Kodex zu gut, als daß er diesem Schauspiel sich entzogen hätte. Aber er dachte mit Bertram: „Zur Reue bleibt noch immer Zeit,“ unterzeichnete und publizirte am 3. Juni im Moniteur das Wahlgesetz und bewilligte dem Bürger Rigal für den 4. die erbetene Audienz. Der gute Mann nahm nun, wenn er auch post festum kam, die Backen gewaltig voll, wie er wenigstens in seinem Schreiben an den Siècle weitläufig darthut. Warum? blieb bis jetzt ein Geheimniß. Jedenfalls hätte Herr Rigal sich die Anstrengung ersparen können, wenn er bedacht hätte, daß ein Bürger-Präsident, welcher einen Bürger-Repräsentanten mehrere

Tage auf die Erledigung eines Audienzgesuches warten läßt, mit dem allgemeinen Stimmrechte unvereinbar sei. — Die Publikation des neuen Wahlgesetzes hatte keinerlei Bewegung zu Folge. Und das war natürlich. Die Herren der Presse hatten sich sammt und sonders auf diesem Terrain verfahren. Ohne so recht eigentlich, wenn auch vielleicht zu begreifen, doch zu sagen, wo der Endpunkt menschlicher Geduld gefunden werden durfte, hatten sie recht schreckhaft in die Trompete gestoßen, in der Meinung, die Mauern des gouvernementalen i. e. burggräflichen Jericho würden sofort ergebenst einstürzen. Moderner Kitt scheint jedoch von besserer Qualität zu sein als antiker, denn die Mauern stürzten nicht ein. Oder waren vielleicht die Trompeten schlechter? Man sollte fast denken, wenn man dieses rathlose Herumirren auf den Wogen der souveränen Unwissenheit betrachtet. Die Steuerverweigerung war tagtäglich immer näher und näher in Aussicht gestellt, ein blutloser Kampf mit der Obrigkeit, aber ein Kampf bis zum Geldsack beschlossen. Und das Ende vom Liede? Ein Paar magere Journalartikel. Die Montagne sollte vorerst ihre Entlassung en masse nehmen, gar nicht an der Debatte sich betheiligen, endlich einen inhaltschweren Protest einlegen. Sie sitzt jetzt noch, sprach sehr viel und mittelmäßig, protestirte nicht und freute sich, daß sie Montagne ist. Das Volk aber begriff besser als Alle seine Rolle. So wundervoll dasselbe organisirt ist, so ist es doch noch nicht fertig. Es begreift auf der einen Seite, daß es Wahnsinn wäre, sein Blut für Ehrgeizige zu opfern, die nicht einmal den Muth ihrer Meinung haben, während es ihm auf der anderen Seite nur lieb sein kann, wenn sich diese gewesenen Größen stets mehr und mehr abnützen. Denn nicht um 10 oder 4 Millionen Wähler handelte es sich bei der sogenannten Wahlreform im Volksbewußtsein, sondern um das Problem der Freiheit, um Autorität oder Anarchie. Kein Journal wagte dem Volksgedanken so weit zu folgen, kein Montagnard ihm Sprache zu geben. Den einzigen Mann, der ihn verstanden hätte, hatte Herr Barochy in einer Zelle von Doulens begraben, sein Organ war erschöpft zusammengebrochen. Siegestrunken ruft daher am Morgen nach der Publikation des Wahlgesetzes der Konstitutionel aus: „Vor diesem Gesetze gab es einen Präsidenten und eine Nationalversammlung, heute gibt es nur mehr eine Regierung.“ So wenig als aber die Opposition der Regierung den Sieg streitig zu machen im Stande war, so wenig versteht ihn diese zu benutzen. Kaum glauben sie das Volk beseitigt und ihre Macht gesichert zu haben, so balgen sich ihre eigenen Parteien unter einander. Der Mann, welcher 18 Jahre lang der Fäulniß unserer Gesellschaftszustände einen Königspurpur überdeckte, steht am Ziele seines Lebens. Soll die längst besprochene Versöhnung der älteren und jüngeren Bourbons zu Stande kommen, so muß es bald geschehen, denn das Grab ist eine Grenze selbst für königliche Macht. Der kluge Louis Philipp hat längst begriffen, daß auch der Versuch einer Monarchie unmöglich wird, so lange es mehr als einen Prätendenten gibt. Die Julibarrikaden denkt er wegzuläugnen, ein zwanzigjähriges Exil aus der Erinnerung zu streichen, den beinahe hundertjährigen Haß in Liebesbrunst zu wandeln mit dem pergamentenen Zauber eines Familienvertrages. So lächerlich die Geschichte ist, sie hält die „gewiegtesten Staatsmänner“ in Athem, und man bringt ihr Ende mit Frankreichs Zukunft ganz ernsthaft in Verbindung.

Es widerstrebt unserem sittlichen Gefühle, den Schmutzfleck lange zu betrachten, welcher das Ende dieses Monats bezeichnet. Der Präsident der Republik wollte den Judaslohn für den Volksverrath, den er durch die Verkündigung des Wahlgesetzes begangen. Er begehrte von der Nationalversammlung eine Erhöhung seiner Repräsentationskosten auf drei Millionen. Seine Minister-Kommis schacherten um dieses

Geld Wochen lang, die Journale des Elysee drohten mit einem „Konflikte" im Verweigerungsfalle. Diese erbärmliche Geldfrage wühlte alle politischen Leidenschaften der Majorität auf, welche hierin eine Rückkehr zur Civilliste erblickte. Die Minorität der Linken schwieg verachtungsvoll zu dem jämmerlichen Handel. Die in den Bureaux der Nationalversammlung erwählte Kommission beantragte, daß dem Präsidenten der Republik ein für alle Mal eine Geldsumme zur Zahlung seiner Schulden angewiesen werde. Das Elysee schmollte, es prahlte mit seiner Wohlthätigkeit und behauptete nur derentwillen Geld zu begehren. Der Name Napoleon wurde mit Schmutz bedeckt, und „die letzte Religion der Franzosen", der Glaube an den Namen Napoleon, erstickt. Die Frage ist im Momente in der Nationalversammlung noch nicht zur Sprache gekommen, und wir werden daher darauf zurückkommen müssen. Die Freiheit der Völker kann durch diese neue Verwicklung nur gewinnen. So oft die Korruption so schamlos offen sich zeigt, empört sich das sittliche Volksgefühl, und dieß ist stets ein Gewinn auf dem Wege der Entwicklung. Die Freiheit scheint stets aus einem Sumpfe aufsteigen zu müssen: wenn Gesellschaftszustände zu versumpfen anfangen, dann bricht sich der Geist der Zukunft Bahn. Schmutzfragen wie diese, bilden den Dünger, welcher das Emporkeimen der neuen Zeit befördert. Zeigt Euch nur nackt, Ihr Männer, die Ihr jetzt allenthalben die Macht besitzt, reißt die letzte Hülle ab, weil Ihr vor dem Volke keine Rücksicht mehr zu nehmen glaubt! Das arme Käthchen floh entsetzt und erschreckt, als es die scheußliche Kunigunde nackt erblickte, und ihr erschrecktes Auffahren brachte sie in die Arme ihres heiß ersehnten Geliebten. Auch der Volksgeist wird, auf diese Weise Euch kennen lernend, sich entsetzt abwenden und sich zur neuen Zeit hinneigen!

London, 20. Juni.

Wenn es wirklich unter den Lesern dieser Zeitschrift auch einige Leute gibt, die nicht ermüden, diese einförmigen Berichte über das einförmige England zu verfolgen, um etwa aus meinen bescheidenen Darstellungen das zu profitiren, was ich selber aus dem empirischen Leben profitire: nämlich aus vielen Wiederholungen ein durchweg Geltendes, und aus langsamen Beobachtungen ein sicheres Resultat — wenn es einige so geduldige und geneigte Geister gibt, so erinnern sie sich auch vielleicht des Satzes, mit dem ich vor sechs Monaten die Reihe dieser Briefe eröffnete. Er enthielt eine feierliche Abschwörung jener gefährlichen Neigung zu raschen und pikanten Formulirungen umfassender Verhältnisse, durch welche sich die moderne Schreibart charakterisirt. Ich glaube, bis hierhin meinem Gelöbniß treu geblieben zu sein, und fühle mich deßhalb um so mehr in meinem Rechte, gegen ein Werk aufzutreten, welches zu beurtheilen heute meine erste natürliche Pflicht ist, ich meine Ledru-Rollins Buch von dem „Verfall Englands" Es gibt in den Kreisen der raffinirteren politischen und literarischen Welt immer einige Formeln, welche als die neuesten und pikantesten erst von einigen hervorragenden Köpfen aufgebracht, dann mit Nachdruck und Stolz in dem ganzen Zirkel der Auserwählten herumgegeben werden, und endlich so weit herumkommen, bis auch sie in das Grab der Trivialität hinabsteigen und durch neue Nachfolger ersetzt werden. Im Augenblick sind es zwei solcher Formeln, welche an der Tagesordnung und vielleicht grade im Uebergang in die große Welt begriffen sind, eine positive und eine negative. Jene besagt, daß hinfüro aller Fort-

schritt in der Philosophie, in der Erziehung, in der Politik einzig und allein durch die Naturwissenschaften und so zu sagen durch das Mikroskop gehen müsse. Wenn man einen solchen Naturfanatiker hört, so sollte man glauben, alles Denken sei für den Beobachter der Nerven- oder Magenthätigkeit eine überflüssige, ja gefährliche Sache, und es sei zwar der Augapfel ein vorhandenes und betrachtenswerthes Ding, aber z. B. das menschliche Vorstellungsvermögen gar nicht vorhanden und noch weniger bemerkenswerth. Doch mit dieser Formel haben wir es hier nicht zu thun, vielmehr mit der zweiten und negativen: derjenigen vom allgemeinen Verfall der Civilisation. An den Verfall der gesammten europäischen und amerikanischen Völker zu glauben, kann man noch nicht von Jedem verlangen; viele behalten sich wenigstens eine Ausnahme für Amerika, andere auch für die slavischen Nationen bevor, und oftmals bescheidet sich die Verzweiflung mit dem Opfer einzelner Nationen. Bereits ist ein bedeutender Anfang zu einer „Untergangsliteratur“ gemacht. Ein Russe hat unter dem Titel „Vom andern Ufer“ ein höchst geistreiches und lesenswerthes Buch über den Untergang West-Europa's, ein französischer Legitimist hat über den Untergang Frankreichs, und Ledru-Rollin hat nach zehnmonatlichem Aufenthalt in London den ersten Theil eines vierbändigen Werkes über den Verfall Englands, gleichzeitig mit einem Kompendium des englischen Rechtes in 4 Bänden angezeigt. Es ist in der That nicht zu verwundern, daß unsere Generation, die alle Hülfsquellen des Erdbodens und die Kapitalien ihrer Enkel in Anspruch nimmt, um ihr Leben zu bestreiten, auch nicht Lust hat, wie das dumme Rom sich von einem Montesquieu und Gibbon beerben zu lassen. Wir haben zu viel ächte Lebensweisheit, um die Geschichte und Erklärung unserer kläglichen und lehrreichen Auflösung lachenden Erben zu vermachen; wir wollen selber bei Lebzeiten die betreffenden Bücher schreiben. Und so ist denn von Neuem der Glaube an die Nähe eines tausendjährigen Reiches in die Welt gekommen, und das kassandrische Gewerbe ist unendlich besser angesehen als zu weiland Priamus Zeiten. Mir ist es immerhin noch einigermaßen zweifelhaft, ob diejenigen, welche Alles aufgeben, weil die Revolution von 1848 mißglückt ist, viel richtiger schließen, als diejenigen, welche Alles aufgeben, weil der Respekt vor den gesalbten Häuptern und der Glaube an die unbefleckte Empfängniß auf die Neige gehen. Sonst gehörte es wohl zu den Bürgerpflichten eines Demokraten, an den nahen und zuverlässigen Sieg aller Wünsche seiner Partei zu glauben, und es wurde zur Vortrefflichkeit des Mannes der Glaube verlangt, wie in der katholischen Kirche. Die Zumuthung ist zwar auch überspannt, aber doch noch etwas bescheidener, als die der Desperation, welche man jetzt an einen aufgeklärten Menschen zu machen beginnt. Ich habe das Buch des Lebens noch nicht auffinden können, wo das Gesetz des ewigen Fortschritts oder überhaupt das Gesetz für den Gang des Menschengeschlechtes verzeichnet steht; ich weiß nicht, wo ich die menschenfreundliche Macht suchen soll, welche sich das zur Aufgabe gesetzt hat, was wir einmal das „Gute“ nennen, und es hat schon zu viel Schlechtes gegeben, als daß ich an die absolute Präponderanz des Guten glauben sollte. Aber ich habe gesehen und begriffen, wie die Menschheit von Stahl und Schwamm allmählig zu den Schwefelhölzchen fortschritt, die man in ein Gläschen mit Phosphor eintauchte, und hab dann wieder erlebt, daß die Phosphorgläschen durch die Streichfeuerzeuge verdrängt wurden; dieses Gesetz des Fortschritts durch Vervollkommnung der Einsicht in die Natur der Dinge ist ein erfahrungsmäßiges und begreifbares, und ihm zu Folge werden die Europäer wie von Zunder und Stein zum Reibhölzchen, so von der Monarchie zur Republik und weiter kommen. Und wenn es nicht absolut unmöglich ist, daß ein großer Verfall diesen Fortschritt unter-

breche, so sehe ich doch nicht ein, warum aus dem Unglück der gegenwärtigen Zeitläufe so Knall und Fall auf der Welt Ende geschlossen werden muß. Es gibt vielleicht in der That, wenn nicht mehr Elend, doch mehr gefühltes und begriffenes Elend in der Welt, als je vorher. Aber das Leben ist so geduldig und so zäh, und, wenn es nicht anders kann, auch so genügsam! Die Welt hat sich so lang gequält und hat es ausgehalten. Vielleicht erträgt sie es doch noch ein Weilchen. Es geht ja mit den einzelnen Menschenleben gerade so. Die Gesellschaft war schon mehr als einmal bankrott und kam immer wieder auf die Füße, vielleicht macht sie's wie manche Leute, die sich auf ihre Güter zurückziehen, wenn sie zehnmal fallirt haben. Bezeichnend ist es auch, daß die Verzweifelten ihre theoretische Ansicht nie mit ihrem praktischen Leben in Einklang bringen können. Der Verfasser des Buches „Vom andern Ufer“ hat ein großes Verdienst, aber viel weniger in seinen Prophezeihungen als in der Zerstörung des demokratischen und sozialistischen Kirchenglaubens. Mit Spinozistischer Unbefangenheit und Göthe'scher Genügsamkeit erhebt er sich über die Seufzer und über die Verzweiflung der geschlagenen Revolutionärs, aber er verweist sie nicht etwa auf die Geduld, sondern er lehrt sie mit Anstand und Anspruchslosigkeit verzweifeln. Und was ist er im Leben? Ein Revolutionär, wie wir Andern Alle. Er hat mit allen Insurgentenchefs Europa's zusammen gerathet und gethatet, er hat mit seinem Vermögen und seinem Geiste positiv revolutionäre Blätter unterstützt, und während er am fraglichen Buch arbeitete, hab' ich ihn mehr als einmal über neue Unternehmungen planisiren oder über irgend eine Niederlage der demokratischen Partei in Bestürzung gerathen sehen. Bei all dem scheint es mir noch viel plausibler, daß man das Erbe unserer Civilisation an die slavische Welt verweise, als an die Bewohner des vierten Erdtheils. Wer das Ende einer kulturhistorischen Entwicklungsperiode sieht, der mag in Gottes Namen sich unter abseits noch brach liegenden Völkerschaften einen Nachfolger aussuchen. Wie man aber Neu-England, die pure Fortsetzung unserer europäischen Civilisation, und Bruder Jonathan, die reinste Perfektion John Bulls, als den Urstoff einer neuen Bildungsperiode des Menschengeschlechts ansehen kann, etwa, weil dort noch auf lange Jahre fruchtbares Ackerfeld im Vorrath ist, das begreife ich um so weniger, als die Vertrauten des Weltgeistes gewöhnlich auch jeder neuen Kulturepoche eine möglichst selbstständige und originelle Aufgabe zuweisen. Drittens und letztlich aber begreife ich am allerwenigsten, wie ein räsonnirender Mensch die Scheidestunde Englands vorhersehen und an Frankreichs Fortbestehen glauben kann. Wenn eben eine tödtliche Krankheit existirt, so werden alle westeuropäischen Völker daran sterben, denn daß weder die erbliche Pairie noch das Erstgeburtsrecht das gefährlichste Uebel der Gegenwart sind, das scheint mir doch ziemlich ausgemacht. Und wenn der englische Pauperismus größer und schrecklicher ist als der französische, so ist der letztere desto ungeduldiger und sympathieenreicher. In dem ersten Bande, der bis jetzt erschienen ist, hat Ledru allerdings noch nicht seinen Beweis von dem aparten Schicksal Großbritanniens angefangen, sondern damit auf den zweiten vertröstet, was mir von vornherein etwas bedenklich vorkommt; auf 400 Seiten, die weder an Material noch an Ideen überreich sind, hätte sich wohl ein Wörtchen verrathen lassen. Als ich diesen Band zum ersten Mal in die Hände bekam, auf dessen Umschlag die Eingangs bezeichneten 7 weiteren Bücher alle für die nächsten Monate versprochen sind, überkam mich eine neidische Regung auf jenes merkwürdige Talent französischer Advokaten, mit unglaublicher Schnelle ein umfassendes und ungefügiges Material zu bewältigen. Ich habe es oft erlebt, daß in der Gerichtssitzung ein Advokat plötzlich abgerufen wurde, als

die Verhandlung seiner Sache beginnen sollte, und daß er dann mit einigen Worten den Aktenstoß einem Kollegen übergab, damit er an seiner Stelle plädire. Der improvisirte Ersatzmann, der von der ganzen Sache noch kein Jota weiß, erhebt sich, liest einige einleitende Aktenstücke vor, hängt ein Dutzend Floskeln dran, hat aber während der Zeit das ganze Bündel durchstöbert und sich orientirt, wird warm, blättert über dem Reden zehn Bücher durch, zitirt und kritisirt, ist nach einer halben Stunde seines Thema's ganz mächtig und gewinnt den Prozeß. Mit demselben Glück, und demselben Geschick habe sich Ledru an diese Arbeit gemacht, dachte ich mir. Aber er ist gewiß ein viel besserer Anwalt als Historiker. Der erste Band ist nichts als eine in der Nachahmung von Louis Blanc's kategorischer Schreibweise zusammengetragene Ausstellung von geschichtlichen, politischen, statistischen Gemeinplätzen. Aus augenscheinlich wenigen Büchern sind die Mängel der Administration und Justiz, sind die Flecken der Geschichte Altenglands kompilirt, ohne daß das Resultat mehr böte, als bei uns jeder Primaner weiß. Ein paar Seiten über Indien, das Bombardement von Kopenhagen und die Belagerung von Toulon, Burke's, Pitt's und Fox's Verhalten gegen Frankreich machen das politische Material aus. Die bekanntesten Ausstellungen über die Komposition der beiden Häuser, über die Justizorganisation, das Unterrichtswesen und Verwaltung fertigen die Gesetzgebung ab, in der einseitigen Weise, daß nur die formellen Bestimmungen, nicht aber die praktischen Wirkungen und Modifikationen der Institute aufgefaßt sind. Dann folgen 200 Seiten, welche aus den schon öfter von mir erwähnten Artikeln des Morning Chronicle „Labour and the Poor" übersetzt und freilich das Beste am Buch sind. Vielleicht entspricht dieser erste Band auch jener oben beschriebenen ersten halben Stunde, in der sich der gewandte Mann des Barreau erst oirentirt. Wenn das aber auch der Fall sein sollte, so hätte ich an Ledru's Stelle mit der Herausgabe des ersten Bandes gewartet auf die Vollendung des zweiten, damit gleichzeitig mit dem Titel auch schon ein „Commencement d'épreuve par écrit" da sei für den „Verfall Englands".

Sollte aber die Auflösung Altenglands, wie es sich andre Desperado's vorstellen, gleichmäßig mit der aller westlichen Kulturvölker dadurch herbeigeführt werden, daß unsere Civilisation abwärts ginge, nachdem sie auf dem höchsten ihr erreichbaren Punkt angekommen wäre, dann hätte die Nation hier noch ein Weilchen länger zu leben, als ihre kontinentalen Geschwister; sie ist, wie man von einem langsamen Menschen sagt, gut nach dem Tod ausschicken. Langsam, entsetzlich langsam und schlaftrunken geht es hier mit dem Fortschritt von Statten. Wie viel habe ich Ihnen schon hin und her, vorwärts und rückwärts berichten müssen über die Reformen, welche eben im Werke sind. Da ist das Erziehungswesen, über dessen Hülfsbedürftigkeit ich Ihnen schon so Vieles mitgetheilt habe und Alle einig sind. Vor einigen Monaten schien es mit den Verbesserungsplänen ernst zu werden. Der Antrag von Fox auf Begründung eines weltlichen Erziehungssystems und Einführung von nicht konfessionellen Volsschulen fand bei seiner Anmeldung die Gunst des Hauses und selbst des Kabinets; die Motion auf Untersuchung der Universitätszustände wurde zwar der Form nach als bedenklich unterdrückt, sollte aber dem Wesen nach ausgeführt werden. Aber jener erste Empfang sollte auch nicht mehr bedeuten, als daß man diesen Ideen im Ganzen nicht grade von vornherein abgeneigt sei; sie wirklich in's Werk zu setzen, dazu bedarf es noch mehr als eines abgeschlagenen Sturmes. Item — bei der zweiten Lesung fiel die Erziehungsbill mit Glanz durch, und fand nur 58 Stimmen gegen 250. So werden also noch ferner 10 Millionen L. St. für sogenannten

religiösen Unterricht und 200,000 L. für weltliche Erziehung bestimmt bleiben, die letztere mäßige Summe obendrein in den Händen konfessioneller Vereine. Die Verhandlung, welche in dem Unterhause über die Universitäten stattgefunden hatte, warf trotz ihrer Unschuld einen solchen Schrecken in das Lager von Kirche und Thron, daß von nun an im Hause der Lords ohne Aufhören Sturm geläutet wurde gegen die gefährlichen Neuerer, welche sogar ihre Hand nach dem heiligen Moder von Oxford und Cambridge ausstrecken wollten. Henry Brougham, der nie fehlende, gebehrdete sich, wie immer, ganz toll, und zahlreiche Lords sprachen in langen Reden ihren feierlichen Protest gegen jede Untersuchung der akademischen Zustände aus. Nicht Einer aber widersprach. Und das wird wohl zur Folge haben, daß die Marabuts in ihren ehrwürdigen Hörsälen von allen profanen Kommissionen verschont bleiben werden. Noch unerquicklicher als diese direkte Verneinung ist die unbehülfliche und ängstliche Weise, in der man an dem Justizwesen herumtastet und flickt. Es wird immer so ungebührlich bei den Vergleichungen zwischen Frankreich und England übersehen, welche glorreiche That jene angeblich vorschnelle Nation gegenüber dem gesetzesstolzen Albion auszeichnet. Die gewaltige Schöpfung des neueren französischen Rechtsgebäudes, in wenigen Jahren entworfen, berathen, verkündigt, tief in's Leben hineingepflanzt, praktisch, dauerhaft, einfach, und nur mit so viel Fehlern behaftet als Menschenwerke nie vermeiden können, wie groß und bewundernswerth steht sie da neben dem babylonischen Wirrwarr, dem hülflosen Perückenungeheuer des Rechtes von Altengland, des Rechtsstaates par excellence! Es ist ein großer Irrthum, wenn man von der allgemein verbreiteten Rechtskenntniß in England spricht. Das Rechtsbewußtsein, die Ueberzeugung, unparteiisches Gericht zu finden, ist in dem Engländer stark, das Recht kennen die Wenigsten, und es ist unmöglich, daß dem anders sei. Ist auch das materielle Recht durch die Jury in Civilsachen vereinfacht, so ist es mit der Prozedur desto schlimmer; denn Unrecht und Mißbrauch werden in der bürgerlichen Justizpflege begreiflicher Weise viel seltener durch Verkennung vorgebrachter Ansprüche als durch Verschleppung, Verwirrung und hunderterlei andre Erschwerung des Prozeßganges verübt. Die einfache Organisation der französischen Gerichte und des Verfahrens, welche jedem erfahrenen Manne dort bekannt sind, machen den nützlichsten Theil dieser Gesetzgebung aus, während hier zu Lande die im Lauf der Jahrhunderte neben einander und gegen einander und über einander aufgekommenen Zuständigkeiten mit ihren sophistischen und scholastischen Interpretationen ein wahres Labyrinth, und oftmals ein Bild des abgeschmackten Widerspruchs bieten. Seit lange her verfolgt man z. B., ermuntert durch den in Irland gemachten Anfang, den Plan, das Verfahren vor den Gerichtshöfen der Chancery zu purifiziren. (Es sind dieß, wie früher bemerkt, die Tribunale, welche das Billigkeits- und Gewohnheitsrecht gegenüber dem „Gemeinen-Recht" ausgebildet haben und spenden). Der gegenwärtige Lordkanzler, Cottenham, ist im Begriff, wegen Kränklichkeit abzudanken, und so kam denn die Gelegenheit nahe, vor Anstellung eines Nachfolgers, die Natur dieses Amtes zu untersuchen. Hören Sie die Beschreibung desselben. Der Lordkanzler ist 1) Mitglied im Rath der Krone in Justiz- und Administrativsachen, 2) ernennt er die Beamten zu 7 — 800 richterlichen und Verwaltungsstellen, 3) versieht er die Funktionen, welche in vielen deutschen Staaten durch ein Obervormundschaftskolleg ausgefüllt werden, 4) ist er Sprecher des Oberhauses als einer politischen Korporation, 5) ist er Präsident des Kanzlei-Gerichtshofes selbst, 6) ist er aber auch wieder Präsident des Oberhauses in dessen Eigenschaft als Appellhof gegen die Urtheile der von ihm in vorhergehender Instanz gefällten Urtheile in Chancery!

Dazu aber geht dieser zweifache höchste Richter mit dem jedesmaligen Ministerium an und ab. Was die Appellation von der Chancery an das Oberhaus heißen will, kann man sich nach Punkt 5 und 6 nur dann erst vorstellen, wenn man weiß, daß: „Haus der Lords“ nur eine Formel ist, weil in Wahrheit bloß der Sprecher, also der Richter a quo, mit zwei Assistenten, in höchster Instanz zu Gericht sitzt und eigentlich förmlich den Appell gegen seine eignen Urtheile entscheidet. Doch ist dieser Nachtheil noch unerheblich gegen den der unglaublichen Justizverschleppung und Kostenmacherei, die im Gefolge dieser Anhäufung von Funktionen nothwendig entstehen müssen. Ein Lordkanzler, der 4 oder 5 Jahre als Präsident des Kanzleigerichtshofes fungirt, hört selten mehr als 12 oder 15 neue Sachen, sondern fährt nur fort, das Danaidenfaß der anhängigen Prozesse auszuschöpfen. Ist er dann ein bischen mit den vorliegenden Fällen bekannt, so tritt ein Ministerwechsel ein, er überläßt seinem Nachfolger den ganzen Stall, und dieser bleibt eben auch nicht länger da, als bis er sich einigermaßen orientirt hat. Unter solchen Umständen ist es denn sehr begreiflich, daß man lieber einen Anspruch von L. 1000 fahren läßt, als damit vor den Kanzleihof zu gehen. Jetzt möchte man also auf irgend eine Weise dieser Kumulation ein Ende machen, und für die Zwischenzeit soll die Leitung der Chancery einer Kommission anvertraut werden. Der Gesammtgehalt des Lordkanzlers beläuft sich auf 14,000 L. In der vergangenen Woche trug Brougham im Oberhause darauf an, die ganze Angelegenheit bis zur nächsten Session zu verschieben, weil gar zu viel Bedenklichkeiten zu beseitigen wären, wo man immer die Reform anpacken wolle. Natürlich, wenn man mit dem Lord räsonnirt, daß es gefährlich sei, dem Kanzler eine seiner Würden zu entziehen, weil von dem Abglanz dieser Glorie und dieser Einkünfte die ganze Justiz widerstrahlen müsse — dann ist es sehr bedenklich, sich auf Reformen einzulassen. Bei den Gemeinen wurde das Gesetz zur Ausdehnung der Grafschaftsgerichte zum dritten Mal gelesen; ein Antrag auf Zulässigkeit des Appells bei Beträgen über 50 L. wurde verworfen, ebenso ein anderer auf Gestattung der Vorladung von Partei zu Partei, ohne Dazwischenkunft eines Gerichtsboten. Man fürchtet noch sehr für das Schicksal des Gesetzes bei den Lords. Die Krone der konservativen Erfolge dieses Monats bilden die Verhandlungen über die Sonntagsfeier in beiden Häusern. Seit lange her beginnt jede Sitzung mit Ueberreichung unzähliger Petitionen gegen den Sonntagsdienst in dem Postamte — Sunday-labour in the post-office — wie der stehende puritanische Titel lautet. Diese Sonntagsarbeit war bis jetzt auf das Allernothwendigste reduzirt. Briefe werden seit jeher am Sonntag weder befördert noch ausgegeben, noch werden durchgehende Pakete weiter spedirt. Die einzige Erleichterung, welche der ingeniöse Rowlend-Hill für das Publikum eingeführt hatte, bestand darin, daß die Transit-Pakete am Sonntag sortirt wurden, damit sie am Montag in aller Frühe an den Ort ihrer Bestimmung abgeschickt werden konnten. Er hatte diesen Dienst binnen kurzer Zeit so sinnreich organisirt, daß dazu bald noch weniger Beamte nöthig waren, als früher zu einigen schon vordem gebräuchlichen außerordentlichen Sonntagsfunktionen anwesend waren. Allein die frommen Seelen konnten darüber nicht zur Ruhe kommen, und so benützten sie neuerdings im Unterhause den Moment, wo durch Abwesenheit vieler beim Mittagstisch befindlichen Mitglieder ihre Partei überzählig war. Es wurde rasch der Antrag gestellt und angenommen, an die Regierung das Ersuchen um gänzliche Unterdrückung des sonntäglichen Postdienstes zu stellen; und die Regierung, welche sich lang gegen diese Thorheit gesträubt hatte, setzte sie jetzt in Vollzug. Von allen Seiten erhoben sich nun Klagen gegen diese Neuerung, und die Times, welche

in Sachen der Hochkirche oftmals den Schalk durchblicken lassen, bemerken bei dieser Gelegenheit in der launigen Bildersprache des englischen Parlaments- und Zeitungstones: „Lord John scheint im Sinne zu haben, mit den Sabbathsfanatikern 10 Meilen weit zu laufen, überzeugt, wie er ist, daß sie beim fünften Stein schon von selber vor Müdigkeit sitzen bleiben werden". In derselben Woche ward im Oberhause der Antrag gestellt, den Verkauf der nöthigsten Viktualien am Sonntag, wo es bisher erlaubt war, zu untersagen. Vergebens wurde remonstrirt, daß mancher arme Arbeitsmann, der erst spät am Samstag ausbezahlt werde, alsdann nicht einmal etwas Butter, Brod, Thee oder Käse am Tag des Herrn werde anschaffen können; vergebens stellte man den edlen Lords vor, daß sie Sonntags Köche, Bediente und Kutscher wacker in Anspruch nähmen. Zur größeren Ehre Gottes wurde verfügt, der Kramladen des Armen solle geschlossen bleiben.

Die Protektionsfrage kam dießmal zwar nicht in ihrer eignen Gestalt, aber doch in Form einer Opposition gegen das Peel'sche Zuckergesetz wieder auf's Tapet. Der schon mehrmals abgeworfene Antrag auf Ausschließung des Zuckers aus sklavenhaltenden Staaten wurde mit dem allerdings schlagenden Argument unterstützt, daß man entweder kein Geschwader an der afrikanischen Küste halten oder nicht die Sklavenzucht indirekt befördern solle. Freilich geht das Argument mehr gegen das Geschwader, als gegen den Zucker, denn es würde, konsequent nach der andern Seite angewendet, auch dazu führen, daß man keine Baumwolle aus Westindien, Brasilien und den südlichen Unionsstaaten beziehen könnte, was schwerlich irgend einem Engländer recht wäre. Der Antrag hatte aber doch eine Minorität von 231 gegen 272 Stimmen. Dießmal waren die Protektionisten mit den Humanitariern koalisirt, und jede Koalition bringt sie eben an den Rand des Sieges.

Endlich kam denn auch im verflossenen Monat die Vervollständigung der Ashley'schen Faktoreibill im Unterhause zur Verhandlung. Die Veranlassung kennen Sie bereits. Bei der Berathung standen sich drei Ansichten gegenüber. Ein Theil, zusammengesetzt aus einigen Radikalen und vielen Tory's, besonders den Jung-Tory's der Disraeli'schen Schule, verlangte eine strikte Auslegung des Gesetzes nach der wahren Absicht, welche bei seiner 1847 verfügten Erlassung zu Grunde lag: nämlich Einschränkung der Arbeitszeit für Frauen und jugendliche Personen in den Umfang von 10 kontinuirlichen Stunden; diese Ansicht, in einem Antrag des Lord John Manners formulirt, fiel mit 142 gegen 181 Stimmen durch. Ein andrer Theil, besonders gebildet aus den Mitgliedern der Manchester-Schule von Hume bis zur äußersten liberalen Gränze in Bright (Cobden war abwesend) verlangte einfach Tagesordnung. Getreu ihrem Grundsatz des Laisser faire wollten sie die das Gesetz umgehende Interpretation der Fabrikanten, das Relay-System nämlich, unbeachtet lassen. Ihr Antrag unterlag ebenfalls. Endlich eine Vermittlungspartei, an der Spitze die Minister, unterstützt von Lord Ashley selbst, dem Urheber des Gesetzes von 1847. Diese schlugen einen Compromiß zwischen Fabrikherren und Arbeitern vor: es sollen die Werkstunden der Weiber und jungen Leute eingegränzt sein in die Zeit von 6 bis 6 Uhr, dazwischen 1½ Stunden Pause und am Samstag Schluß um 2 Uhr. Die Abstimmung über diesen Antrag hat noch nicht stattgefunden, wird aber ohne Zweifel bejahend ausfallen. Eine merkwürdige Gestaltung erhält die neue Fabrikordnung alsdann aber durch folgendes Zwischenverhältniß. Schon 1844 erschien ein Gesetz zum Schutz der in den Werkstätten beschäftigten Kinder, d. h. Personen von 8—14 Jahren, wonach die Arbeitszeit derselben auf 7½ Stunden per Tag eingeschränkt wurde. Die Gesetzgebung von 1847 änderte hieran nichts, indem sie

gar nicht von Kindern redete, sondern bloß Weiber und junge Leute (14—18 Jahre) betraf. Seither nun, wo die Fabrikherren mittelst des Shift-Systems Leute aller Art von frühstem Morgen bis zum spätesten Abend beschäftigten, war die Arbeit der Kinder auch dem entsprechend eingerichtet, daß zwei sich einander ablösende Abtheilungen von Kindern, die eine von 5½ bis 11, die andere von 2 bis 9½ Uhr arbeiten. Jetzt, wo die Werkstunden der Weiber und jugendlichen Personen auf die Stunden zwischen 6 und 6 eingegränzt werden, entstand daher das Bedürfniß, auch die Arbeitszeit der Kinder danach einzurichten, weil sonst die Mütter oder Geschwister, welche die Kinder nach und aus der Fabrik begleiten, später kommen und früher weggehen wurden. Lord Ashley beantragte demnach, eine entsprechende Klausel in das Gesetz einzufügen. Die Freihändler widersetzten sich und die Motion scheiterte an einer Stimme. So wird es also in's Künftige oft vorkommen, daß im Winter die Kleinen von 8 oder 10 Jahren um 9½ Uhr Abends erst in die oft Stunden entfernte Heimath allein zurückgehen müssen, während Mütter und Geschwister bereits um 6 Uhr vorangegangen sind. Welche Vorstellungen von Elend und Verkommniß knüpfen sich an die Anregung aller dieser Zustände, und doch ist dieses ganze Kapitel von der Beschränkung der Arbeit noch ein Scherz, verglichen mit dem von der Verschaffung der Arbeit!

Die Australische Verfassungsbill ging unter Wiederholung aller bereits im Unterhaus erörterter Streitpunkte zum großen Theil auch durch den Pairshof.

Die Berichte aus Irland bestehen regelmäßig aus kurzen Angaben von den Operationen der Encumbered-Estates-Kommission und einigen Manifestationen gegen die Aufhebung des Vizekönigthums, welche letztere auch bei der ersten Debatte im Unterhause von den meisten irischen Mitgliedern lebhaft angefochten wurde. Doch kommen zu diesen unbedeutenden Vorgängen seit einiger Zeit wieder ernstere und trübseligere. Die Noth regt wieder einmal das Landvolk aus seiner Apathie, und dann und wann kommt es zu schaudererregenden Ausbrüchen. In einem Dorfe der Grafschaft Armagh besaß eine alte Wittwe ein kleines Grundstück. Das Feld, von dem es eine Parzelle bildet, gehört drei gemeinschaftlich Berechtigten an, deren jeder von der Besitzerin 2 Shillinge Pacht zu beziehen hatte. Und da die Wittwe nicht bezahlen konnte, so wurde ihr um die 6 Shillinge ein dreifacher Prozeß mit dreifachen Kosten anhängig gemacht. Der Agent, welcher diese Angelegenheit für die drei Theilhaber in Gemeinschaft betrieb, war ein Mann, mit Namen Macleverer, der sich schon früher durch seine Härte gegen die armen Leute verhaßt gemacht hatte. Er hatte zugleich die Berechtigung zur Mitbenützung eines Torfstiches zu vergeben. Gegen eine Abgabe von 6 Pence erhält der Nachsuchende eine Karte, wodurch es ihm erlaubt wird, eine gewisse Quantität Torf zu stechen. Die gepfändete Wittwe, aller Lebensmittel entblößt, kommt eines Morgens zu ihm, bittet um eine Karte und offerirt als ihr Gesammtvermögen ein 4-Pence-Stück, also 2 Pence zu wenig; der wahnwitzige Mann versagt dem armen Weibe, für sein letztes Stück Geld, das Recht — auf harte Arbeit. Gleich darauf verläßt er das Dorf, aber in einer Entfernung von zehn Minuten und im Angesicht des Ortes fallen die Bauern über ihn her und schlagen ihm mit Steinen das Hirn aus dem Kopfe heraus, bis er den Geist aufgibt. So grausig die That, ist doch das Rachegefühl dieser unglücklichen Menschen so erklärlich und natürlich, daß selbst die englischen konservativen Blätter der schrecklichen Erzählung nicht ein Wort der Anklage hinzuzufügen wagen. In derselben Gegend wurden zu dieser Zeit 200 Hütten niedergerissen.

Die griechische Angelegenheit aber nennt man eine hochwichtige, weil statt Lan-

beschütten große Dreimaster, und statt Hunger und Noth diplomatische Schmollereien darin vorkommen. Die eklatanten Thatsachen, der Bruch mit Frankreich, die Niederlage des Ministeriums im Oberhause, sind zu frische und sicherlich Jedem bekannte Ereignisse, als daß ich es für meine Aufgabe halten könnte, darauf erzählend einzugehen. Lord Palmerston hat sich augenscheinlich verrechnet in so fern, als er dem französischen Kabinet mit seinem unmanierlichen Betragen einen Gefallen gethan hat. Denn mir dünkt, daß die Kamarilla des Elysee nicht bloß den Streit als Ableitungsmittel gegen die inneren Fragen momentan ausbeuten, sondern ihn möglichst in die Länge und Breite ziehen wollte, um dem von ihr, wie es ihm gebührt, verkauften und verrathenen Bonaparte, seine Stellung nach Außen eben so zu verderben, wie nach Innen. Zu dem Wahlgesetz und der Dotation eine störende Brouillirung mit England hinzuzufügen, ist kein übles Mittel, den Präsidenten auch der Bourgeoisie gänzlich zu verleiden, und daraus ist es schon erklärlich, daß das Pariser Kabinet alle revozirenden und nachgebenden Anerbietungen Palmerston's bis jetzt von der Hand gewiesen hat. Palmerston wird im Unterhause siegen und das Kabinet am Ruder bleiben, schon deßhalb, weil jetzt Niemand als die Whigs möglich ist. Wenn dann zuletzt Bonaparte sich recht hart die Versöhnung hat abdingen lassen, ist die Sympathie für Orleans auch bei der englischen Regierung verstärkt. Ihm werden seine redlichen Freunde dafür begreiflich machen, daß er dem Czaren um so lieber geworden sei. — Und unser Chevalier Bunsen? Die Indianer verehren in den Wahnsinnigen vertraute Freunde Gottes. So ehre auch ich in dem verrückten Brougham das Werkzeug einer gerechten Vorsehung. In demselben Augenblick, wo er auf Ausweisung der deutschen Flüchtlinge anträgt, wird der würdige Herr mit Glorie zur Thür hinausgeworfen.

München, 18. Juli 1850.

Deutschland und Schleswig-Holstein.

„Noch ist es nicht aus“; „So kann es nicht bleiben“, hört und liest man jetzt in Deutschland jeden Tag und überall. Nicht etwa bloß in den Konventikeln der unruhigen Köpfe, der Geschädigten und der Mißvergnügten lispelt es schadenfroh von einer nahen Krisis; selbst in die streng-konservativen und gläubigen Kreise der Gesellschaft hat sich das unheimliche Vorgefühl und die bange Schwüle eines nahenden, zur Herstellung des Gleichgewichts in den aufgeregten Gemüthern nothwendigen, letzten Gewittersturmes eingeschlichen. Dem Peruaner, wie die Wanderer sagen, verkündet selbst bei der heitersten Himmelsbläue ein flüchtiger Wolkenstreif, am Gipfel des Tschimboraso schwebend, daß noch an demselben Tage, ja innerhalb weniger Stunden schon der grausenvollste Orkan auf die friedlichen Schluchten der Andeskette niederbraust. Dieser flüchtige Wolkenstreif, dieser wetterverkündende dunkle Punkt am deutschen Horizont ist für uns das kleine, meerumschlungene Gebiet von Schleswig-Holstein und seine Völkerschaft, nüchtern, verständig und herzhaft, wie es sich auf das baltische Tirol geziemt. Dichtgedrängt und wie auf den Marmorstufen einer riesigen Arena sitzend, blickt Europa bange und erwartungsvoll auf die buchtenreiche Länderkerbe am Sund, wo

die Deutschen ihre entscheidende und letzte Probe bestehen und feierlich Antwort geben sollen, ob sie als ein freies, von fremdem Machtgebot unabhängiges Gemeinwesen auch in Zukunft noch bestehen, oder ob sie, wie die Gegner sagen, als verzagte und unverbesserliche Thoren die Beute klügerer Nachbarn sein und aus den Listen der sich selbst maßgebenden Völker verschwinden sollen. Wie es sich nach den Märztagen durch die deutschen Gau'n regte und hob und kräftig zu gestalten schien, traten dem neuen Schöpfungsprozeß von Außen überall Besorgniß für eigene Sicherheit, Zorn und Mißgunst über unser kühnes Beginnen und über unser Glück, am Ende Tücke und Hinterlist entgegen, bis endlich höhnisches Lächeln und spöttelnde Katechesen von der Themse und von der Seine her den deutschen Freiheits-Abortus aller Welt verriethen. Seit Jahresfrist sind wir noch tiefer herabgesunken, der Fremde hält die Deutschen bereits für ungefährlich, und die Stelle der schlechten Leidenschaften, der Tücken und des Hohnes hat meistentheils fröstelndes Mitleid eingenommen. Der gallische Nachbar meint sogar, es sei Pflicht der Nächstenliebe, Deutschland vor dem russischen Protektorat zu warnen. Die Débats, scheint es, wittern endlich für das von Parteien zerrissene Frankreich selbst Gefahr, wenn einmal die schirmende Czarenhand über die Köpfe der Deutschen hinweg bis an den Rhein herüberreicht. War einst Napoleon Protektor eines deutschen Rheinbundes, so ist jetzt Czar Nikolaus in der öffentlichen Meinung Europa's Protektor eines andern deutschen Bundes, der seinen Namen vermuthlich von der Oder nimmt. Gestehen wir es endlich frei und unverholen, ohne das Glück und ohne den standhaften Sinn des russischen Imperators hätte sich Deutschland (1813) in seiner Schwäche des Welteroberers nicht mehr erwehren können. Daß aber der befreite Knecht auf ewige Zeiten in die Klientele des Patrons verpfändet ist, war nicht bloß im alten Rom, es ist noch heute ein unverbrüchliches Gesetz. Um so schlimmer für uns und um so besser für die Russen, wenn sie länger als dreißig Jahre ihr Patronatsrecht zwar nicht ruhen ließen, es aber doch so klug und leise übten, daß der grobkörnige Niemetz entweder den Druck nicht fühlte, oder in metaphysischer Trunkenheit als unbedeutend und folgenlos übersah. Die Russen aber, sagt man, haben den Instinkt germanischer Schwäche und Schlechtigkeit. Sie warteten ruhig, bis wir im Gefühle der Ohnmacht selber kämen und, wie Virgil's Schattenbilder, unsere Hände rettungflehend dem „anderen Ufer“ entgegenstreckten,

Tendebantque manus ripae ulterioris amore *).

Im Dafürhalten der Russen sind wir jetzt reif, und Europa hat nicht ohne Schadenfreude gehört, wie unlängst der Czar im Kreise zitternder Supplikanten aus Niemetzland als Herr vor seinen lohn- und brodbittenden Dienern gesprochen hat. „Wer sich unter euch zuerst im Unfrieden gegen den andern erhebt,“ sprach der Czar, „der hat mich zum Gegner; rührt euch nicht und besorget das Regiment eurer Länder, wie ich euch jetzt selber sage und durch meine Instrumente in Zukunft noch anzudeuten für gut erachte; um diesen Preis behaltet ihr die Kronen und will ich euer Hort und Beschützer sein.“ So hat einst Attila, der König der Könige, an der Theiß,

*) Ein ungenannter Russe ließ bei Campe in Hamburg neulich ein Buch unter dem Titel „Vom andern Ufer“ drucken.

und hat in unsern Tagen Napoleon unter seinen fürstlichen Klienten in Erfurt gesprochen. Dieselben Worte und denselben Sinn im Munde des **Volkes** und der **Revolution** konnten die deutschen Fürsten nicht ertragen, beugen sich aber heute demuthsvoll vor dem Thron des hülfereichen Czar. Denn es ist, nach dem Diktum eines deutschen Fürsten, um vieles ehrenvoller und besser, man werde von einem Löwen zertreten, als von Säuen aufgefressen. Ein kühnes Wort haben die armen Deutschen seit Jahrhunderten gegen Niemand mehr gewagt, und wenn Philopömen der letzte Grieche war, so ist der finstere Wallenstein des dreißigjährigen Krieges der letzte deutsche Mann. Die Wahl zwischen Revolution und moskowitischem Protektorat (denn eine dritte Macht gibt es heute nicht mehr für die schwachen Gebieter des Kontinents) war im Gemüthe der deutschen Machthaber nicht einen Augenblick zweifelhaft, und „**Graeciae Civitates**, wie Justin sagt, **dum imperare singulae cupiunt, imperium omnes perdiderunt**“ *).

Wer nur Ruhe liebt und nach weichlichem Genusse dürstet, hat kein Recht und meistens auch nicht einmal den Wunsch und das Bedürfniß, frei zu sein. Unter allen Thorheiten die größte aber wäre es, ein abgelebtes, in der Mehrzahl faules, für Joch und Gehorsam geborenes, langsam athmendes und stumpfsinniges Volk zu freiem Denken und zu thatkräftigem Handeln anzutreiben. Wir sagen nicht, daß dieses traurige Sittenbild geradezu den Deutschen unserer Tage gleiche; wohl aber soll man wissen, daß es in Rußland und auch anderswo als ein zum Sprechen ähnliches Konterfey des „großen“ Volkes zwischen Belt und Alpen gilt. Nicht bloß altersschwach und ausgeartet nennen uns die Russen, sie beschuldigen uns laut und unverschämt, wir hätten für Freiheit und Nationalehre sogar den Sinn verloren. Als Symbol dieses Glaubens ist eine russische Flotte im Sund erschienen, um zum Hohn des deutschen Freiheitsschwindels nicht weniger als zur Verlachung eines patriotischen Fürstenworts die schreiendste Rechtsverletzung der neuesten Zeit — die Lostrennung Schleswig-Holsteins vom deutschen Bundesstaat und seine Verschmelzung mit der dänischen Monarchie — zu fördern und zu unterstützen. Preußen, welches der Ungenannte „Vom anderen Ufer“ ohne allzugroßen Respekt geradezu für ein russisches Paschalik erklärt, hat muthlos und demüthsvoll in die Schändung Deutschlands eingewilligt, was man ihm aber freilich auch gar nicht einmal zur Sünde rechnen soll. Denn in gewisse Laster willigen, heißt es im Cicero, sei nur **in homine libero perversitas, in servo autem necessitas.** Nur ist nicht recht einzusehen, wie man sich bei so niedriger Ebbe des Selbstgefühls in Berlin je zum stolzen Gedanken einer deutschen Hegemonie erheben konnte. Nie und nimmermehr kann Preußen an der Spitze Deutschlands stehen, so lange der Sinnspruch des Macedoniers vom Kriegsheere aus Löwen und vom Hirsche als Imperator gilt. Wohl hat es am Hofe der christlichen Autokraten in Byzanz einen Groß-Domestikus des Orients gegeben, und erst wenn die stolzen und mächtigen Hohenzollern in eigenthümlichem Geschmack diese Groß-Bedientenstelle am Hofe des Selbstherrschers aller Reussen ambitioniren, ist ihr politisches Gebaren in der

*) Justin. VIII. 1.

Schleswig-Holstein-Sache schulgerecht und klar. Mangel an Einsicht und Entschlossenheit bei erprobter und anerkannter Kraft ist doppelt lächerlich und ekelhaft. Was werden etwa, beim schmachvollen Rückzug der Hohenzollern, die anderen gekrönten Häupter Deutschlands thun? Werden und können sie es gleichgültig ansehen, daß der ehrliche alte Tory zu Hannover, der kaum deutsch versteht, für das Land seiner Vorväter heißer fühlt und energischer für seine Ehre handelt, als der eingeborne Potentat? Deutschland, selbst ohne Oesterreich, mustert eine große und imposante Macht; aber Deutschland, wie man sagt, ist ein kolossales Thier — ohne Kopf. Mit reichen Mitteln aus Mangel an Ehr- und Rechtsgefühl selbst in kleinen Dingen unterliegen, war noch für alle Völker der Vorbote nahen Untergangs. Die Schleswig-Holsteiner, wie hie und da zur Beschönigung deutschen Bankerotes der faule und unwissende Philister glauben möchte, sind keine Rebellen, und nicht etwa eine Volkssache oder sonst irgend eine lästige und verpönte Konstitution ist dort im Spiel. Nein! Das alte wohlverbriefte Recht und das loyale, mit Deutschland verwachsene Erbtheil eines jüngeren deutschen Fürstenhauses soll auf fremden Machtspruch hin blutsverwandter Gehässigkeit und dänischem Länderdurst zum Opfer fallen. Wie einst über Mycenä und dem tragischen Geschlechte der Atriden, schwebt über der dänischen Königsburg ein unheimliches Verhängniß. Es sank das Glück, es mehrte sich die Schuld, und die Erinnyen verfolgen mit finsterem Blick das unglücksvolle Haus *). Um die Rachegöttinnen zu sühnen und die Verwesung aufzuhalten, will man mit Hilfe russischer Feuerschlünde und deutschen Unverstandes einen jungen, lebensfrischen Leib an die halbverfaulte Dänen-Leiche schmieden! Wird auch hier, wie einst beim Mahle des Thyestes, das leuchtende Gestirn des Tages den Strahlenkranz verhüllen? oder könnten am Ende gar noch in wundervoller Wendung der Geschicke die Donnerkeile Albions durch Zertrümmerung der Moskowiter die grausenhafte That verhindern? Denn daß die Dänen für sich allein das Böse zu vollführen nicht Kraft genug besitzen, ist für Niemand zweifelhaft.

Ein Wort der Sammlung.

(Aus einem Privatbrief an den Herausgeber.)

— Ein ruhiger, bei den Thaten und Ereignissen unbetheiligter Beobachter schaue ich von der Hochwarte deutscher Alpen auf das europäische Getriebe herab. Mit meinen Vogelblicken entdeckte ich leichter, als die staubverhüllten Kämpfer, die hoffnungsreichen lichten Stellen zu Gunsten der Demokratie. Die Fürchtenden da unten mögen sicher hoffen, die Hoffenden sicher fürchten. Die täglich nun fallenden Streiche, unter welchen die Demokratie zu erliegen scheint, stärken und stählen sie. Jeder Tag vermehrt die Reihen ihrer Anhänger und Streiter, und dehnt ihre Lager immer weiter aus. Die Grund-

*) Siehe Droysen und Sammer: Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806. Hamburg 1850.

gedanken des großen Jahres 48, Menschlichkeit, Freiheit, allgemeine Wohlfahrt, werden nach der Erniedrigung ihre Auferstehung und Erhöhung feiern, und ihre moralische Macht durch die materielle vervollständigen und befestigen.

Die höhere privilegirte Klasse bis in ihre Kronenzacken hinauf hat vor zwei Jahren geheuchelt, indem sie am lautesten und fanatischsten mitschrie, in Frankreich nach Republik, in Deutschland nach konstitutioneller Monarchie. Dadurch ließ sich die Mittelklasse, das Bürgerthum, bethören, und schloß sich in den Jahren 48 und 49 den ewigen Feinden der Freiheit überall an, wo es galt, die ernstlichen Bestrebungen der Demokratie um Sicherung der Errungenschaften niederzuschlagen. Aus Schrecken über das Wort: Anarchie! half sie die Sache der frisch erworbenen Freiheit zu Grunde richten. Die dringendsten Warnungen, die beweiskräftigsten Vorhersagungen, daß die rettenden Thäter, die Männer der Staatsstreiche und der restaurirenden Kabinetswillkür, die Mißhandler der Volksvertretung keine Gränze kennen, daß sie weit vor den März zurücksteuern würden, prallten an der Verblendung dieser unglücklichen und unglückbringenden Mittelklasse ab, welche in dem lächerlichen Wahne steckte, sie müsse und könne zweien Feinden zugleich, einem wirklichen, der höheren Klasse, Fürsten, Junkern und Pfaffen, und einem eingebildeten, der unteren Klasse, der großen Mehrheit des Volkes, die Stange halten. Im Jahre 1850 ist nun die Periode der Heuchelei geschlossen. Man hat überall schon die unnatürliche lästige Maske abgeworfen. Die Mittelklasse reibt sich endlich die Augen, und findet, daß man sie wohl benutzen, aber nicht belohnen wollte. Die Klügeren darunter sehen ein, daß sie betrogen sind; die Masse wird bald ohne Brille eben so scharf sehen.

Was ist hievon die natürliche Folge? Die wachsende Macht der Demokratie. Wir sehen, wie die Verbündung aller Volksklassen gegen die Verächter des verfassungsmäßigen Staatslebens sich erneuert, wie die Verschmelzung aller nichtabsolutistischen Parteien zum geschlossenen Widerstande gegen die Feinde der Demokratie in früherer Weise vor sich geht. In Frankreich ist dieser Bund aller gesunden Bestandtheile des Volks seit einigen Monaten in schönster Bildung begriffen, und hat in den Wahlen bereits seine Früchte getragen. Die Masse des französischen Volkes hat feierlich ausgesprochen, daß sie das allgemeine Stimmrecht will; sie *wird* es wieder erringen. Das Pariser Geschwornengericht, berüchtigt als Geschöpf einseitigen Regierungswillens, hat vier demokratische Zeitungen hinter einander freigesprochen: so groß ist die Gewalt der Wahrheit und des Rechtsgefühls, freilich auch des Instinkts für die eigenen Interessen. Der souveräne Volkswille und der freie Ausdruck der öffentlichen Meinung sind demnach in Frankreich nachdrücklich als das Glaubensbekenntniß der bis in das höhere Bürgerthum hineinreichenden ungeheuren Mehrheit verkündigt worden.

In Deutschland regnet es seit zwanzig Monaten rettende Thaten. Niemand außer den Urhebern wäre davon durchgenäßt worden, hätte die „aufrichtig“ konstitutionelle Mittelklasse ihre Schirme aufgespannt, und nicht noch gar die demokratische Partei verhindert, die ihrigen aufzuspannen. Die heurige Regenperiode sucht nun aber das gute Deutschland mit einer reaktionären Sündfluth heim, welche selbst der Mittelpartei zu tief wird. Sie wollte sich wohl aus der vermeintlichen Gefahr, von der Anarchie erdrosselt zu werden, auf

nassem Wege retten und retten lassen; jetzt aber beginnt sie zu begreifen, daß sie allzu gut gerettet ist. Nach der inhaltsschweren Geschichte zweier Jahre, nach so viel bittern Erfahrungen — nun wieder der sächsische Verfassungsumsturz, und die guten Vorsätze in Württemberg, Hannover und Baiern zur gründlichen Ausrottung aller konstitutionellen Einbildungen, und die preußischen Preßordonnanzen, durch welche die freie Presse zwar nicht abgeschafft, aber vogelfrei, und die Preßfreiheit in ein ministerielles Privilegium verwandelt wird, und der österreichische junge alte Bundestag, und die Rettungsmaschinerie im Großen, welche man von Warschau und Petersburg aus über Deutschland und den ganzen Westen spielen läßt, — und der neueste Verrath der Schleswig-Holsteiner durch die Diplomatie, und der Eintritt des Ministeriums der äußersten Rechten in Württemberg ꝛc. — ist das alles nicht mehr als genug, um sogar die Konstitutionellen, in Harnisch zu jagen? Geraume Zeit hindurch schon mißachtet, seit man höheren Orts ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, werden sie jetzt selbst mißhandelt. Schon belegt man einige ihrer Zeitungen eben so gut mit Beschlag, wie die demokratischen. Hat man mit der demokratischen Presse aufgeräumt, so wird unfehlbar die konstitutionelle an die Reihe kommen.

Die zwölfte Stunde hat nunmehr für die Mittelpartei und die Konstitutionellen geschlagen. Es handelt sich um ihre eigene Selbsterhaltung, um ihre ganze Zukunft in der neuen Staatsgesellschaft, welche aus der Verwirrung, der Schande und dem Elende der Gegenwart siegreich hervorbrechen wird. Sie haben zu wählen zwischen Anarchie und Demokratie, zwischen dem verderblichen Sonderwillen oben, und dem heilsamen allgemeinen Willen unten. Mögen sie aber nicht wähnen, daß die entschiedenen Freunde der Freiheit und Gesetzlichkeit sich etwas an ihren Grundsätzen abhandeln lassen, und den fälschlich konservativ und liberal Genannten auf halbem Wege entgegenkommen werden. Diese Mittelpartei, welche sich so schwer an Deutschlands Freiheit und Einheit versündigt hat, welche zur Konservirung der Märzerrungenschaften nichts gethan, vielmehr bei deren Zerstörung mitgeholfen hat, kann im Angesichte der empörendsten Frevel und Treulosigkeiten des Absolutismus nur dadurch ihre aufrichtige Reue und Besserung beweisen, daß sie offen und ehrlich sich den großen demokratischen Heilswahrheiten ergiebt. Sie mögen Demokraten werden, dann sind sie uns herzlich willkommen, und wir wollen gern das Vergangene vergessen. Die Demokratie, d. h. die Gleichberechtigung, kommt ihnen und jeder Partei im Staate gleichmäßig zu Statten; sie ist Jedermanns Freundin und Beschützerin.

Noch glaube ich an die Wahrscheinlichkeit der Besserung und eines gesunden Entschlusses der Mittelklasse. Doch auch im schlimmsten Falle, wenn alle Arbeit des Neubau's dem demokratischen Theil des Volkes allein zufallen sollte, glauben wir an die Zukunft des deutschen Volkes. Wenn die Deutschen sich nur erst helfen w o l l e n, so wird ihnen bald geholfen sein.

Wer könnte übrigens heute noch schwanken, ob er dem im Innern schleichenden Staatsbankerott und dem offenen Verfassungsbruche und Kriegszustande oder der durch Freiheit und Recht verbürgten Festigkeit und Sicherheit aller Verhältnisse den Vorzug schenken wolle? Jedermann, der sich nicht als grundsätzlichen Gegner der Demokratie fühlt, der nicht absichtlich den Interessen des Volks entgegentritt, der nicht eigennützig bloß für sich selbst Vor-

rechte und Vortheile verlangt, muß sich mit Wärme bekennen, und mit seiner ganzen Kraft stehen zu der unumstößlichen Wahrheit: daß erst mit dem Siege der vollständigen Demokratie, namentlich durch das ruhig und ungestört geübte allgemeine Stimmrecht, und durch die über alle Fragen entscheidende Macht des Volkswillens, die Freiheit und der Friede, die Ruhe und Ordnung, die geistige und materielle Wohlfahrt der Völker organisirt und dauernd gesichert sein wird.

Nachtrag zu Seite 68 dieses Heftes.

Seit Abfassung des Obigen sind folgende Veränderungen eingetreten.

Rechts: Den vor die Thür gesetzten Märzministern ist so eben „aus Gesundheitsrücksichten" **Jaup** beigesellt worden. Auch **v. Buttel** hat diese betrübte Gesellschaft von besten Männern vergrößert. — **Heckscher** ist in Wien, und möchte sich an einer der tausend österreichischen Staatsbrüste festsaugen. Ritter **v. Schmerling** wird seinen alten Kollegen wohl unterbringen. — Als Vertreter Liechtensteins ist **v. Linde** in die kaiserl. königl. österreichische „Bundesversammlung" eingetreten.

Links: **Bogen**, **Heldmann**, **Mohr** sind nach längerer Haft freigesprochen. Auch **Hönninger's** Freisprechung wird berichtet. — **Jacoby** ist mit einer Haussuchung, **Venedey** mit Ausweisung aus Breslau und Berlin bedacht worden. — In die Verbannung ist ferner gegangen: **Schmidt** aus Wurzen (aus dem Gefängniß entwichen); **Gr. Reichenbach** zum zweiten Mal verhaftet, von den Geschwornen zu Breslau für schuldig erklärt, von dem Gerichtshofe jedoch an das kompetente Gericht zu Oppeln verwiesen, von diesem in Freiheit gesetzt, auf Befehl des Geh. Obertribunals zum zweiten Mal vor das Gericht zu Breslau verwiesen, bereit, sich in Oppeln zu stellen. — **Martiny** sitzt seit Dezember 1849 zu Görlitz in Untersuchungshaft. **Temme** ist in Disciplinaruntersuchung. — Verurtheilt sind: **Hensel I.** aus Zittau zu 12, **Damm** zu 15 Jahren Zuchthaus, **Brentano** und **Werner** aus Oberkirch zu lebenslänglichem Zuchthaus. **Bermbach** ist ehrengerichtlich aus der Reihe der Landwehroffiziere ausgestoßen. **Heubner** aus Freiberg ist zu lebenslänglichem Gefängniß „begnadigt".

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Dr. L. Tafel in Stuttgart.

Zur vergleichenden Staatskunde.

Von Karl Hagen.

Zweiter Artikel.

Vom Einfluß der Natur auf den Staat.

I.

Gebirg und Ebene.

In unserem ersten Artikel haben wir den Einfluß der Natur auf den Volkscharakter nachzuweisen versucht. Nicht minder groß ist dieser Einfluß auf den Staat, und zwar nicht bloß in so ferne, als derselbe durch den Volkscharakter vermittelt würde, sondern der Einfluß ist unmittelbar.

Was zunächst den Gegensatz von Gebirg und Ebene betrifft, so tritt uns hier die Erscheinung entgegen, daß die letztere immer eine starke Regierungsgewalt, Centralisation begünstigt, während das erstere in der Regel politische Vereinzelung oder Zersplitterung erzeugt. Das Gebirge, an sich schon mannichfaltig, in sich selber eine Fülle von verschiedenartigen Gestaltungen darstellend, erzeugt diese Mannichfaltigkeit auch in der mit ihr in Beziehung stehenden Natur: es individualisirt die Gegend, drückt derselben ein ganz eigenthümliches Gepräge auf. Und wie die Gegend, so der Mensch. Durch diesen bildet sich das individuelle Element ein: er fühlt sich, wie die besondere Gegend, welche er bewohnt, wie das Thal, oder die Schlucht, oder der Fels, oder der Bach, als Einzelwesen, als selbstständige Kraft, und je weniger der Gebirgsbewohner mit der Außenwelt in Berührung kommt, um so entschiedener bildet sich jenes Gefühl eines besonderen Daseins aus, um so mehr tritt der Gedanke an ein Ganzes, Allgemeines, dem er sich unterzuordnen habe, zurück. Daher ist bei Gebirgsvölkern niemals eine starke politische Einheit anzutreffen; im Gegentheile das Streben der Bewohner ist auf Vereinzelung gerichtet: die politische Gesellschaft geht in lauter kleine Gemeinwesen auseinander, und das Streben nach Individualisirung zeigt sich nicht nur darin, daß sich kleine Staaten oder Städtchen bilden, sondern innerhalb dieser kleinen Staaten selbst spielt es wieder eine große Rolle, indem es auch hier möglichst die Centralisation umgeht.

Ein ganz auffallendes Beispiel dieser Erscheinung bietet uns die Schweiz dar. Glaube man ja nicht, daß die Zersplitterung dieses kleinen Landes in verhältnißmäßig doch so viele selbstständige Kantone, welche

bis zur neuen Verfassung durch ein äußerst loses Band zusammengehalten wurden, das Werk der Völker sei. Diese Thatsache ist das unmittelbare Erzeugniß der Natur, welche, je gewaltiger und großartiger sie in der Schweiz auftritt, auch um so mächtigere Wirkungen hervorbringt. Diese Wirkungen sind mächtig bis in's Einzelne hinein. Denn gerade in der Schweiz treffen wir so oft auf die Erscheinung, daß die Individualisirung selbst innerhalb eines Kantons sich höchst auffallend bemerkbar macht, daß eine große Verschiedenheit zwischen einzelnen benachbarten Gegenden, Dörfern, Thälern u. s. w. statt findet, welche sogar zu Entfremdung, zu gegenseitigen Feindseligkeiten führen kann. Nirgends tritt dieses Prinzip der Individualisirung schneidender hervor, als bei den Bestimmungen über das Heimathsrecht. Es ist bekannt, daß in keinem Lande so unfreie Bestimmungen darüber bestehen, daß es nirgends anders so schwer wird, sich in einem neuen Orte anzusiedeln, als in der Schweiz.

In Deutschland ist die Zersplitterung des politischen Lebens ebenfalls wesentlich aus dem vorherrschenden Gebirgscharakter herzuleiten. Wir haben schon bemerkt, daß ⅔ des Bodens Gebirgsland, während nur ⅓ Ebene ist. Täuschen wir uns nicht über die großen Hindernisse, welche die Natur unserem Streben nach Einheit in den Weg geworfen hat. Das individuelle Element, welches bei uns in einem so hohen Grade ausgebildet ist, ist durchaus nichts Willkürliches, welches mit unserem Willen leicht zu beseitigen wäre, sondern wir haben es von der Natur. Diese Menge von kleinen Völkerschaften, in welche Deutschland gleich bei seinem ersten Auftreten in der Geschichte zerspalten ist, sind nur ebensoviele Ausdrücke von der Verschiedenheit der Natur: ein genaueres Forschen nach den ursprünglichen Gauen wird zu dem Ergebnisse führen, daß dieselben immer durch die natürliche Beschaffenheit der betreffenden Gegenden gebildet worden sind. Später haben wir allerdings eine politische Einheit gebildet: treten wir jedoch näher hinzu, so finden wir, daß diese nicht das Ergebniß einer naturgemäßen Entwicklung des Gesammtwillens der verschiedenen Völkerschaften war, sondern durch Gewalt hervorgebracht. Denn Gewaltsamkeit kann allerdings die durch die Natur gezogenen Schranken durchbrechen und auf eine Zeitlang Ordnungen gründen, die mit ihr im Widerspruche stehen. So brachte zuerst Karl der Große durch Gewalt alle deutschen Stämme unter Einen Hut, unter den auch Frankreich, Italien und ein Theil von Spanien sich fügen mußten. Allein schon unter seinen Nachkommen, unter welchen Deutschland als ein besonderer Staat sich gestaltete, tritt die ursprüngliche Individualität wieder hervor, und das Streben nach Vereinzelung, nach Schwächung der Einheit bildet von nun an einen der wesentlichsten Momente in der Geschichte des deutschen Kaiserthums. Die Opposition gegen die staatliche Einheit, durch das Kaiserthum dargestellt, ging allerdings von den Fürsten aus: schwerlich jedoch würden diese Unterstützung gefunden haben, wenn nicht wenigstens im Anfange ihre Bestrebungen einen nationalen, einen natürlichen Hintergrund gehabt hätten. Und in der That, die Widerstände gegen Heinrich IV. z. B. waren zum Theil provinzieller Natur. Auch war es unserem Kaiserthume niemals möglich,

eine wahrhaft centrale Gewalt zu erreichen. War Anfangs der Provinzialismus dagegen, so später, als das Fürstenthum einen rein dynastischen Charakter angenommen hatte, die in dieser Form sich darstellende individuelle Richtung unserer Nation. Man darf allerdings nicht außer Augen lassen, daß die Art von Zersplitterung, wie sie später, seit dem Untergange der Gauverfassung, in Deutschland sich entwickelt hat, keineswegs das Resultat der Natur, sondern ebenfalls der Gewaltsamkeit ist, indem die Dynastien durch Kauf, Heirath, Erbschaft, Krieg u. s. w. Landschaften zusammengebracht haben, welche naturgemäß nicht zusammengehörten, woher es denn zu erklären ist, daß unsere Zersplitterung in unserer Geschichte einen so entsetzlich kleinlichen, unpatriotischen, an Aufopferung und Nachgiebigkeit so außerordentlich armen Charakter an sich trägt. Es ist das individuelle Prinzip, aber bis auf das Extrem hinaufgeschraubt, wo es aufhört, schön oder überhaupt berechtigt zu sein, sondern wo es anfängt, eine Plage zu werden. Die Opposition gegen unser Fürstenthum ist daher auch naturgemäß, indem dasselbe keineswegs diejenige Art von Individualität darstellt, welche der reine Ausdruck natürlicher Entwicklungen ist. Der unserem Fürstenthum innewohnende Charakter der Gewaltsamkeit ist wiederum seit der Auflösung des deutschen Reichs auf die höchste Spitze getrieben worden, wo bekanntlich durch Napoleons Gewaltspruch die einzelnen deutschen Staaten mit Gebieten vergrößert wurden, deren Einwohner durch Natur und Geschichte denen, welchen sie zugetheilt wurden, oft geradezu entgegengesetzt waren. Betrachtet man nun die Opposition gegen unser Fürstenthum seit dem Jahre 1815, so wird man finden, daß sie im Wesentlichen fast immer von den neuhinzugekommenen, an Natur und Charakter den alten entgegengesetzten Bestandtheilen ausgegangen ist. In Baiern geht die Opposition von den Pfälzern, Franken und Schwaben aus, in Baden ebenfalls von den Pfälzern und den ehemals östreichischen oder reichsunmittelbaren Gebieten in der Nähe des Bodensee's, in Hessen-Darmstadt von den Rheinhessen, in Hannover von den Hildesheimern und Osnabrückern, in Preußen von der Rheinprovinz, Westphalen, Thüringen und Sachsen. Das Streben nach politischer Einheit, welches zugleich mit dieser Opposition gegen das Fürstenthum hervortritt, hat, wie wir später in einem anderen Zusammenhange zeigen werden, zwar auch seine natürliche Berechtigung. Man darf jedoch nicht verkennen, daß dieses Streben bis zum Jahre 1848 nur einen idealen Charakter trug, d. h., daß man zwar im Allgemeinen das Wünschenswerthe, sogar das Nothwendige einer politischen Einheit erkannte, aber an die Art und Weise, wie dieselbe verwirklicht werden sollte, nicht gedacht hat. Unbefangene, mit der Geschichte und der Natur unseres Landes vertraute Politiker haben immer erkannt, daß unsere gegenwärtige politische Zersplitterung, wie sie durch Gewaltsamkeit entstanden ist, ebenso nur durch Gewaltsamkeit besiegt werden könne. Beim Beginn unserer Bewegung theilte sich dieses Gefühl auch den Massen mit, der nächste Zweck schien nur der des Umsturzes zu sein, und genau betrachtet war dieses instinktive Gefühl auch das richtige, naturgemäße. Statt dessen wollten die Doktrinäre, ehe noch das alte Gebäude eingerissen war, ein ganz neues aufbauen, und zwar auf demselben Platze, auf welchem das alte stand,

das sie aber doch nicht einreißen wollten: natürlich war für das neue nirgends Raum, als in der Luft. Das Kaiserthum, diejenige Form der Einheit, welche die Doktrinäre erstrebten, und in welchem sie allein das Heil für Deutschland erblickten, hatte durchaus keinen Halt in den natürlichen Empfindungen des Volks. Nur ein solches Kaiserthum hätte die Massen begeistert und für sich gewonnen, welches mit genialer Kraft das Bestehende zerstört und sodann auf den Trümmern desselben eine naturgemäße Organisation errichtet hätte. Gegen das preußische Kaiserthum der Gothaer Partei war aber Alles, sowohl das selbstliebige, aufopferungsunfähige Fürstenthum, als auch derjenige Theil des Volkes, welcher vorzugsweise freie Einrichtungen erstrebte, als auch die Abneigung der Stämme. In der Opposition wider die unter der Form des Kaiserthums erstrebte Einheit tritt daher das individuelle Element in allen seinen Schattirungen hervor, und es ist immerhin lehrreich, sich diese Verhältnisse recht klar zu machen, damit wir es uns für die Zukunft merken.

Was zunächst das Fürstenthum anbetrifft, dieses zum Extrem, ja zur Verzerrung gewordene individuelle Element, welches nur den Egoismus zur Grundlage hat, so weiß jetzt Jedermann, daß dasselbe nur durch Gewalt, nur durch eine Revolution zur Aufgebung seiner Sonderstellung gebracht werden kann, daß es aber thöricht ist, zu glauben, etwas von seinem guten Willen erreichen zu können. Das Fürstenthum unterwirft sich daher niemals dem Kaiserthum gutwillig, sondern nur gezwungen. Aber selbst wenn wir die berechtigteren Richtungen unseres individuellen Elements in Betrachtung ziehen, so bemerken wir hier die Opposition gegen das Kaiserthum, welche aus ihrer Natur entspringt. Das Kaiserthum, insbesondere wie es die Gothaer Partei gewollt, schließt eine kräftige centrale Gewalt in sich, mit solchen Befugnissen, daß das eigenthümliche Stammesleben der einzelnen Völker dadurch in seiner Selbstständigkeit bedroht wird. Dieses Stammesleben ist aber so mächtig und hat sich trotz aller Polizeimaßregeln und sonstiger Verwaltungsversuche so unverwüstlich in seiner Naturwüchsigkeit erhalten, daß es bei jedem allgemeinen Aufschwung der Nation ebenfalls neue kräftigere Schößlinge treibt. Die Stämme sind eifersüchtig auf ihre Selbstständigkeit, und lassen sich diese nicht gerne schmälern. Sie unterwerfen sich daher mit Widerwillen einer starken centralen Gewalt, und dieser Widerwille wird um so größer, wenn mit jener Unterwerfung zugleich die unter einen andern Stamm verbunden ist. Man bemerke, daß die Bürgerkriege zur Zeit unseres Kaiserthums ihren Grund zugleich in der Eifersucht der Stämme gehabt, indem die Sachsen sich nicht einem fränkischen, oder die Schwaben sich nicht einem sächsischen, oder die Oestreicher sich nicht einem baierischen Kaiser unterwerfen wollten u. s. w. Unsere Verfechter des preußischen Kaiserthums suchen ihrem Prinzip dadurch mehr Eingang zu verschaffen, daß sie sagen, es komme ihnen gar nicht auf die hohenzollern'sche Dynastie an, sondern nur auf das Land, auf die preußische Monarchie, welche eben die mächtigste in Deutschland sei, an welche sich sodann die übrigen Stämme lehnen könnten. Sie zeigen aber dadurch, daß sie die Natur unseres Volkes nicht kennen. Eben dieses Uebergewicht des einen Volks-

stammes über die anderen reizt diese letztere zur Eifersucht, und ist ein mächtiges Hinderniß für den Anschluß derselben. Die Deutschen würden sich viel leichter einem einzelnen hervorragenden Manne aus dem Volke, der Alles nur sich selber verdankt, unterordnen, weil sie wüßten, daß derselbe alle Stämme mit gleicher Unparteilichkeit behandeln würde, als einem besonderen Volksstamme, und diesem um so weniger, je größer er ist, weil sie darin die Möglichkeit erblickten, daß er die andern herrischer behandeln würde. Betrachten wir die Stimmung unseres Volkes zur Zeit als die Kaiserfrage behandelt wurde, so wird der Unbefangene das Urtheil fällen müssen, daß das preußische Kaiserthum bei den verschiedenen Stämmen außerordentlich wenig Sympathieen gefunden hat: die Hannoveraner, wie die Sachsen, die Hessen, wie die Badener, die Würtemberger, wie die Baiern, von den Oestreichern gar nicht zu reden, waren dem Kaiserprojekt abgeneigt, und die Partei, welche sich dafür erklärte, war eine sehr geringe, that es auch nicht aus instinktivem Gefühle, sondern aus Berechnung, aus Reflexion, welche ihr von den Doktrinären eingeimpft worden war. Mit dem Herzen war im Grunde genommen kein Volksstamm für das preußische Kaiserthum. Als das Parlament dasselbe mit der Reichsverfassung angenommen hatte, erklärte sich freilich das ganze deutsche Volk dafür: man weiß aber sehr gut, daß auch dieser Schritt nur das Ergebniß der Reflexion war, und daß es große Mühe kostete, die Demokratie von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes zu überzeugen: ein Theil derselben war auch niemals zu überzeugen.

Diese letztere Richtung spielt nun freilich wieder in ein anderes Element unserer Individualität hinüber: in das Freiheitliche. Je stärker die Individualität ausgebildet ist, um so stärker der Drang nach persönlicher Freiheit: diese letztere ist nur gesichert durch eine freie Organisation des gesammten Staatslebens, und wir brauchen unsern Lesern nicht erst zu bemerken — die Gegenwart lehrt es mit jedem Tage — daß die Monarchie jene Freiheit nicht verbürge. In der Errichtung des Kaiserthums sah die individuell-freiheitliche Richtung nur eine Befestigung der Unfreiheit, nur eine dauerhaftere Begründung der Polizeigewalt, wie denn auch der Erfurter Reichstag Jedem, der vorher nicht glauben wollte, in dieser Beziehung die Augen weit geöffnet haben muß.

Wenn wir nun Alles zusammenfassen — das jetzige Fürstenthum und die jetzige territoriale Zersplitterung Deutschlands im Widerspruche mit der Natur: das Kaiserthum oder die monarchische Einheit ebenfalls im Widerspruche mit der Natur — was folgt daraus? Daß weder das Eine noch das Andere uns gemäß ist, sondern daß es etwas Drittes geben müsse, welches auf der einen Seite wohl die Individualität anerkennt, zugleich aber eine Form der Einheit erzielt, mit welcher jene sehr gut bestehen kann. Wir kommen später noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Zu ähnlichen Bemerkungen führt uns die Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit von Spanien und Italien. Bei beiden Ländern überwiegt der Gebirgscharakter, eben darum das individuelle Element, welches die Zersplitterung begünstigt und die Einheit hindert. Bei Ita-

lien ist die Stellung des Gebirges besonders ungünstig. Es zieht sich trennend von Oberitalien an mitten durch das schmale Land bis zur äußersten südlichen Spitze hindurch, nirgends eine bedeutende Ebene, als auf den beiden Seiten des Po gestattend. Spanien ist im Innern durch drei große Gebirgszüge in vier große Gruppen gespalten, in das nördliche, östliche, südliche und mittlere Spanien. Innerhalb dieser Gruppen aber hört der Gebirgscharakter nicht auf, sondern entwickelt sich in der größten Mannichfaltigkeit. Von Natur also sind beide Länder zu keiner politischen Einheit geschaffen: auch zeigen uns die Anfänge ihrer Geschichte einen außerordentlichen Reichthum verschiedener Völkerschaften. Dennoch sind sie im Laufe der Zeit zu politischen Einheiten verbunden worden. Dieß geschah aber mit Gewalt, und wir werden gleich sehen, daß gegen diese durch Gewalt hervorgebrachte Einheit die Natur immer wieder Rückwirkungen versucht hat.

In Italien haben die Römer die politische Einheit geschaffen, und bis zum Sturz des römischen Reiches erhalten, aber nicht ohne mannichfache Kämpfe gegen die unterworfenen Völkerschaften. Seit dem Sturz des römischen Reiches gelingt es aber nicht mehr, dieselbe herzustellen: während des ganzen Mittelalters herrscht hier politische Zersplitterung, und alle Versuche selbst unserer mächtigsten Kaiser haben dieselbe nicht aufheben können. Die Zersplitterung bleibt bis in die neueste Zeit hinein. Mit Napoleons Sturze kommt, wie in Deutschland, so auch hier die Idee einer politischen Einheit auf, welche in den verschiedenen Stadien der europäischen revolutionären Entwicklung immer wieder auftaucht. Fragt man aber nach der Art und Weise, **wie** diese politische Einheit erzielt werden sollte, so war so wenig, wie in Deutschland, Uebereinstimmung. Es kommt wohl auch hier die Idee eines italienischen Königreichs auf: aber sie ist so wenig das Gemeingut aller Italiener geworden, wie das preußische Kaiserthum das aller Deutschen. Und in Wahrheit: ein Versuch dazu würde die große Verschiedenheit der Volksstämme, würde das Bedürfniß derselben nach Selbstständigkeit sofort an das Tageslicht gefördert haben. Auch der italienischen Natur ist nur diejenige Art einer politischen Einheit gemäß, welche die Individualität nicht aufhebt, vielmehr ihren ganzen Reichthum zu freier Entwicklung kommen läßt.

In Spanien wurde ebenfalls durch die Römer eine gewaltsame Einheit zu Stande gebracht. Später theilten sich germanische Kriegerheere in die Erbschaft der Römer: noch später wurden auch diese von den Mauren überwältigt. Im Laufe des Mittelalters bildeten sich aber aus den Resten der germanischen und einheimischen Bevölkerung neue Reiche, welche die Mauren allmählig wieder aus Spanien hinausdrängten. Bei der Bildung dieser Reiche tritt sofort wieder das individuelle Element in seiner ganzen Stärke hervor. Es bilden sich mehrere selbstständige, von einander unabhängige Reiche, welche sich in diesem Verhältniß bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erhalten: Leon, Altkastilien, Navarra, Aragon, Neukastilien ꝛc. Und die Vereinigung dieser Reiche um die angegebene Zeit ist ebenfalls nicht das Ergebniß einer naturgemäßen geschichtlichen Entwicklung, sondern das Werk der Gewaltsamkeit. Denn auch das nenne ich so, wenn durch Sitten, Charakter, Gesetze und Ein-

richtungen von einander verschiedene Völker durch Heirath, wie es bei Ferdinand dem Katholischen und Isabella von Kastilien der Fall war, verbunden werden. Uebrigens blieb auch nach der Heirath jene Verschiedenheit der Völker, und erst Philipp II. hat sie durch die Gewaltsamkeit des Absolutismus gänzlich aufzuheben versucht. Es ist indessen auch ihm nicht gelungen, und seitdem ist fast bei jeder passenden Gelegenheit das Stammbewußtsein der einzelnen Völkerschaften wieder hervorgetreten. In den Revolutionsjahren von 1820 — 1823 dachte man schon daran, aus Spanien eine Föderativrepublik zu gründen, und diese Bestrebungen machten sich auch in den dreißiger, in den vierziger Jahren geltend. Diese Bestrebungen, wie gesagt, haben ihre tiefere Begründung in der stark ausgeprägten Individualität der einzelnen spanischen Stämme, welche zum großen Theil das Resultat des Gebirgscharakters ist.

Die Ebene bewirkt gerade die entgegengesetzte Erscheinung, wie das Gebirge: sie begünstigt die politische Einheit und eine centrale Gewalt. Die Menschen sind durch keine trennende Natur auseinander gehalten: da dieselbe keine entschieden ausgeprägte Mannichfaltigkeit darbietet, sondern im Ganzen gleichartige Verhältnisse schafft, so entwickelt sich auch bei den Bewohnern der Ebene eine gleichartigere Anschauung: sie sind sich im Allgemeinen in Gefühlen, Bestrebungen, Sitte und Weise einander ähnlich. Außerdem fühlen sich die Einzelnen in ihrer Selbstständigkeit nicht so sicher, wie der Gebirgsbewohner: sie haben das Bedürfniß nach Schutz durch eine über allen stehende Gewalt. Die Völker der Ebene gelangen daher, wenn ihre naturgemäße Entwicklung nicht gestört wird, immer zur politischen Einheit und zu einer starken Regierungsgewalt. Als auffallende Beispiele führen wir Frankreich und Rußland an. In Frankreich, welches allerdings ebenfalls Gebirge besitzt, haben diese doch eine solche Beschaffenheit, daß sie nicht trennend und abschließend wirken können. Sie sind in ihren größeren Massen auf die Gränzen zurückgedrängt, und scheiden sich von der Ebene nicht ab, sondern erleichtern die Zugänge zu derselben, indem sie in vielen Radien in die Mitte des Landes auslaufen. Die Mitte des Landes aber ist frei vom Gebirge, und bietet die Vortheile der Ebene in dem ausgedehntesten Maße dar. Und nun brauchen wir die Leser nicht erst daran zu erinnern, daß Frankreich unter allen europäischen Ländern das erste war, welches schon im frühen Mittelalter nach einer staatlichen Einheit gestrebt, und dieselbe, trotz aller innern Stürme, die es hat durchmachen müssen, bis auf den heutigen Tag in einer Weise durchgebildet hat, die wir ihm nicht beneiden. Man weiß, daß durch das dort herrschende Centralisationssystem die wahre eigentliche Freiheit unmöglich gemacht wird. In Rußland ist außer dem Ural, der an der Gränze zwischen Asien und Europa sich hinzieht, gar kein Gebirge: der Kern der Bevölkerung des ganzen Reiches, die Großrussen, sind allein 32 Millionen stark, in sich selber durch nichts verschieden, Richtung, Anschauungsweise, Charakter der nämliche, daher vollkommen geeignet zu einer politischen Einheit. Die Einförmigkeit des Nationalcharakters, welche keine Abwechslung selbst innerhalb seiner Gränzen zuläßt, begünstigt außerordentlich jenen Staatsmechanismus, wie er in Absolutien gewöhnlich ist, dem sich alle beugen als dem Ausflusse des

mächtigen Willens, der alle zusammen zu einer höheren Einheit verbindet.

Verfolgen wir den Gegensatz von Gebirg und Ebene, und den Einfluß auf den Staat noch weiter, so tritt derselbe sogar bei den einzelnen Bestandtheilen eines ganzen Volkes hervor. In Deutschland z. B. sehen wir diejenigen Landschaften, welche mehr in der Ebene liegen, auch zu stärkeren Regierungsgewalten sich hinneigen, während die Völker des Gebirgs sich centralen Gewalten weniger fügen. Baiern — wir meinen das alte damit — obwohl sich gegen Süden an die Alpen anlehnend, läuft doch gegen den Norden hin in eine Hochebene aus, und ist im südlichen und mittleren Deutschland verhältnißmäßig der oberste Landstrich — und in Baiern hat von jeher die fürstliche Gewalt am meisten Einfluß geübt, und ist auch neuerdings am wenigsten daselbst erschüttert worden. Im nördlichen Deutschland hat sich aus den dortigen ebenen Landstrichen die hohenzoller'sche Dynastie einen absoluten Thron gegründet und einen Regierungsmechanismus geschaffen, welcher viel stärker und dauerhafter ist, als z. B. der östreichische. Denn in der östreichischen Monarchie überwiegt das Gebirge, dadurch das individuelle Element, und so große Mühe sich auch die Habsburger gegeben haben, die verschiedenen Völker, aus denen die Monarchie besteht, durch den Absolutismus zu einem politischen Ganzen zu verschmelzen, so wenig ist es ihnen gelungen. Vielmehr hat sich das individuelle Bewußtsein der einzelnen Völker nur noch mehr ausgebildet, und es ist noch Allen in frischem Gedächtniß, wie nahe dadurch die östreichische Monarchie dem Zusammenbrechen gebracht worden war: weitsehende Politiker weissagen ihr auch jetzt noch keine sehr lange Dauer. Es ist auffallend, daß sich bei den Bewohnern der östreichischen Monarchie so wenig das specifisch-östreichische, d. h. das Bewußtsein eines Gesammtöstreichs geltend gemacht hat — der Ungar fühlt sich als Ungar, der Kroate als Kroate, der Pole als Pole, der Czeche als Czeche, der Deutsch-Oestreicher als Deutsch-Oestreicher — während in Preußen das specifisch-preußische Bewußtsein eine so große Rolle spielt und sich selbst den Völkerschaften aufgedrungen hat, welche erst später zu Preußen gekommen sind. Freilich müssen wir dabei in Anschlag bringen, daß die Völker, aus denen die östreichische Monarchie besteht, verschiedenen Stammes sind, während die preußische Monarchie, mit Ausnahme Posens, nur aus Völkern deutschen Stammes besteht. Aber auch so ist die Erscheinung eine auffallende. Denn in anderen deutschen Staaten, die ebenfalls aus verschiedenen deutschen Volksstämmen zusammengesetzt sind, findet sie nicht statt: in Baiern z. B. fühlt sich der Franke nicht als Baier, sondern als Franke, der Schwabe als Schwabe, in Hessen tritt der Unterschied zwischen dem Rheinhessen und dem Althessen immer noch sehr stark hervor, der Pfälzer fühlt sich fortwährend als Pfälzer, mag er dem badischen oder dem bairischen Staate beigegeben sein. Aber die preußische Monarchie ist auf die Ebene gegründet, und da, wo der Gebirgscharakter vorherrscht, wie in einem Theile Schlesiens und in den Rheinprovinzen, gerade da ist auch am wenigsten specifisch-preußisches Bewußtsein.

Im Widerspruche mit diesen Bemerkungen scheint das alte Polen

zu stehen, welches mit Ausnahme Galiziens ebenfalls aus lauter ebenen Landschaften bestand, es bekanntlich aber niemals zu einer wahren politischen Einheit und zu einer starken Regierungsgewalt gebracht hat, vielmehr aus Mangel einer solchen das traurige Schicksal der Theilung hat erdulden müssen. Bei Polen kommt jedoch etwas Anderes in Betracht. Dieses Land bildet kein natürlich in sich abgeschlossenes Ganzes: besonders gegen Osten hin bildet die Natur keine Gränze, sondern die Ebene verschmelzt sich mit der unabsehbaren russischen. Daher haben auch die Gränzen gegen Osten so oft gewechselt.

Als Beispiel für die Wirkung des Gebirges führe ich noch das alte Griechenland an, bei welchem der individuelle Charakter der einzelnen Stämme so ausgeprägt war, daß an eine politische Einheit nicht zu denken war und die Länder an dem rechten Donauufer. Es lag so nahe, daß sich an der Donau ein großes Reich gestaltete. Es ist aber obschon öfters versucht, nie möglich gewesen, dasselbe zu erhalten. Der Grund liegt in der ausgeprägten Individualität der anwohnenden Gebirgsvölker, welche ja selbst unter der türkischen Herrschaft ihre Eigenthümlichkeit nicht verloren, vielmehr eine gewisse Freiheit und Selbstständigkeit immer behauptet haben, wie die Montenegriner, die Bosnier, die Serbier, die Moldauer und Wallachen. Nehme man hinzu die durchaus verschiedenen Ungarn und die Siebenbürger mit ihren drei Stämmen, so ergibt sich von vornherein eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Stämmen, welche zu einem organischen Staatsleben nicht passen, sondern nur durch Gewaltsamkeit zu Einem Reiche zusammengewürfelt werden könnten.

II.

Flüsse und Meer.

Von großer Bedeutung für die staatliche Gestaltung ist auch die Flußwelt eines Landes. Je nachdem dieselbe beschaffen ist, kann sie, indem sie eine leichtere Verbindung, einen größeren Verkehr der Einwohner ermöglicht, eine nicht geringere Ursache der politischen Einheit sein, wie die Ebene, oder auch dieselbe erschweren, indem sie aus dem Lande hinweg die Bestrebungen der Einwohner in die Fremde richtet. Denn die Flußwelt bestimmt wesentlich mit die Handelspolitik eines Volkes.

Frankreich besitzt in dieser Beziehung eine ganz vortreffliche Flußwelt. Dieselbe scheint ganz dazu bestimmt zu sein, die Einwohner nach allen Seiten hin auf das Leichteste mit einander in Verkehr zu bringen. Das Stromgebiet der Seine beherrscht den Nordosten, das der Rhone den Südosten, das der Garonne den Südwesten, während die Loire, im Südosten des Landes entsprungen, gerade durch die Mitte von Frankreich hindurchfließt, alle anderen Stromgebiete ganz nahe berührend, so daß es nur einer kleinen Nachhülfe der Kunst bedurfte, um alle diese Stromgebiete mit einander in Verbindung zu bringen. Die französische Flußwelt bietet die Erscheinung dar, daß sie alle größere Ströme unmittelbar in das Meer geleitet, nicht in ein anders benachbartes Land, und zwar erst dann, nachdem sie das Innere des Landes zu einem großen Theile

durchflossen und dadurch zur Verbindung der Einwohner mächtig beigetragen haben.

Die Flußwelt des europäischen Rußland's ist nicht minder vortrefflich. Im äußersten Norden das Stromgebiet der Dwina, Mesen, Petschora, im Nordwesten der Düna und des Niemen, in Süden des Dniester, Dnieper und des Don, und in der Mitte das Stromgebiet der Wolga, welche ebenfalls durch Kanäle mit den übrigen in Verbindungen gesetzt ist.

Betrachten wir dagegen Italien, so findet sich hier nur ein einziges größeres Stromgebiet, das des Po, welcher aber nur Oberitalien quer durchfließt und nach einem verhältnißmäßig kurzen Laufe in das adriatische Meer mündet. Unter den übrigen Flüssen ist nur noch die Tiber von Bedeutung, welche durch einen Kanal mit dem Arno verbunden ist. Dadurch kommt nur Toscana und Rom miteinander in Verbindung, während durch den Po nur Oberitalien. Die Flußwelt von Spanien ist ebenfalls nicht günstig. Dieses Land ist zwar reich an Flüssen, sie haben jedoch kein großes Stromgebiet, entspringen meist in der Nähe des Meeres und ergießen sich in dasselbe nach einem kurzen Lauf. Die fünf größeren Ströme Spaniens, der Ebro, Duero, Tajo, Quadiana und Guadalquivir bilden vier in sich abgeschlossene Gebiete, welche mit den vier durch die Gebirge gebildeten Gruppen correspondiren. Der Ebro durchfließt den östlichen Theil, der Duero den nördlichen, Tajo und Quadiana den mittleren, Guadalquivir den südlichen Theil. Durch diese Flüsse werden jene Gruppen in sich noch abgeschlossener, als sie es an sich schon sind: sie bilden dadurch, jede, eine Welt für sich. Nun kommt aber hinzu, daß drei von diesen Flüssen nicht auf spanischem Gebiete in's Meer münden, sondern auf portugiesischem. Die zwei anderen aber, welche auf spanischem Gebiete in's Meer münden, der Ebro und der Guadalquivir, sind gerade diejenigen, welche den kürzesten Lauf haben, und die Gränzgegenden Spaniens durchfließen, während jene drei anderen mehr durch die Mitte strömen.

In Deutschland ist die Flußwelt nicht ungünstig. Es hat sechs große Stromgebiete. Von diesen durchfließt der Rhein den äußersten Westen, die Donau den äußersten Süden, die Weichsel, freilich nur zu einem kleinern Theile den äußersten Osten, die Elbe, welche das größte Stromgebiet hat, die Mitte, auf beiden Seiten derselben die Weser und die Oder, diese den nordöstlichen, jene den nordwestlichen Theil durchfließend. Diese Stromgebiete stehen allerdings von Natur nicht miteinander in Berührung. Indessen vermag die Kunst leicht nachzuhelfen, und sie hat es wenigstens, um die Verbindung zwischen Rhein und Donau zu bewerkstelligen, bereits gethan. Aber ein Hauptübelstand ist der, daß zwei unserer bedeutendsten Ströme, eben der Rhein und die Donau, nicht auf unserem Gebiete in's Meer münden, sondern auf fremdem, jener auf holländischem, diese auf — russischem. Dadurch sind diese Ströme und wir mit in die Dienstbarkeit des Auslandes gegeben. Eine rasche deutsche Politik müßte daher dahin trachten, die Mündungen dieser Flüsse wieder zu erobern. So aber sind sie ein redendes Denkmal unseres Volkscha-

rakters: im Innern strotzend voll Kraft und Leben, gegen Außen trotz all' dieser Kraft gefesselt und der Willkür Anderer preisgegeben.

Ueber den Einfluß der See auf die Politik haben wir bereits in unserem letzten Artikel gesprochen. Wir dürfen hier nur noch einmal hervorheben, daß die See oftmals den ganzen Charakter der Politik eines Volkes bestimmt, insoferne als dieselbe wesentlich Handelspolitik ist. Im Alterthum erinnern wir an die Phönizier und die Carthager, in der neueren Zeit an die Venetianer, die Hanse, die Niederländer, die Engländer.

III.

Die einzelnen Länder.

Gehen wir nun zu der Betrachtung der einzelnen Länder über, und sehen wir, in welchem Verhältniß die bisher dargestellten natürlichen Momente zu einander stehen.

In Spanien ist der Gebirgscharakter überwiegend, eben deßhalb die individuelle, der Vereinzelung sich zuneigende Richtung vorherrschend. Die Flußwelt ist nicht der Art, daß sie diese Richtung aufhebe, im Gegentheile, sie begünstigt sie. Dagegen hat Spanien vortreffliche Gränzen, von allen Seiten vom Meere umgeben, und nur gegen Westen, wo es an das kleinere Portugal stößt, und gegen Osten, wo es durch die Pyrenäen von Frankreich getrennt wird, an andere Länder gränzend. Diese fast insularische Lage hat dem Volke eine trotz der großen Verschiedenheit im Innern dennoch im Verhältniß zu andern Völkern stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit bewahrt, und namentlich einen Nationalstolz entstehen lassen, wie er vielleicht mit Ausnahme Englands nicht größer anzutreffen ist. Daher auf der einen Seite wohl Bürgerkriege und Streben nach Vereinzelung, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme in Sitte und Weise, selbst besonderen Einrichtungen niemals ganz unterdrückt, selbst in den Zeiten des Absolutismus nicht: auf der andern Seite Eifersucht auf nationale Selbstständigkeit, gegen den äußeren Feind daher wie ein Mann zusammenstehend.

Italien hat von Natur sehr schlechte Bedingungen zur staatlichen Einheit: es hat keine verbindenden Flüsse, dagegen zieht sich durch die Mitte des Landes ein trennendes Gebirge, welches von den Appenninen anfängt und durch die Abruzzen fortgesetzt wird. Die Gränzen sind übrigens nicht schlecht, auf allen Seiten vom Meere umflossen, gegen den Norden die schützenden Alpen. Und diese Gränzen bewahren auch dem Italiener, wie dem Spanier, sein Nationalgefühl, welches trotz aller fremder Unterdrücker während einer Reihe von Jahrhunderten doch nicht hat vernichtet werden können, und erzeugen in ihm die Sehnsucht nach politischer Einheit.

Frankreich hat ebenfalls vortreffliche Gränzen, theils durch die See, theils durch Gebirge gebildet. Das Land ist dadurch ein von Natur abgeschlossenes Ganzes. Im Innern, wie schon bemerkt, wenig Gebirge, und dieses so, daß es eher zur Einheit beiträgt, als sie hindert, dabei eine vortreffliche Flußwelt, welche den lebhaftesten Verkehr der Ein-

wohner ermöglicht. Daher gegen Außen eine abgeschlossene Nationalität, im Innern eine stark ausgeprägte politische Einheit, welche ihren Gipfelpunkt in der Hauptstadt des Landes, in Paris, erreicht.

In Rußland vorherrschender Charakter die Ebene, sodann höchst günstiger Lauf der Flüsse, beides Bedingungen für politische Einheit und eine starke centrale Gewalt. Diese noch unumschränkter, wie in Frankreich, weil hier das Gebirge, und dadurch das individuelle Moment wenigstens nicht ganz fehlt.

In Schweden und Norwegen Gebirgscharakter nur gegen eine Seite hin, nämlich gegen Norden und Westen. Gegen Osten und Süden Ebene. Dann die See. Es sind hier die Bedingungen einer politischen Einheit vorhanden, welche jedoch die Berechtigung der Individualität nicht ausschließt. Durch die Nähe der See auch einigermaßen die Bewegungen zu einer größeren Rolle in der auswärtigen Politik vorhanden, diese jedoch wieder aufgehoben durch den verhältnißmäßig unfruchtbaren Boden.

England fast unter allen Staaten von der Natur am meisten für großes Staatsleben begünstigt. Erstens durch die Seegränze als Insel abgeschlossen gegen Außen: Bedingung einer ungestörten Entwicklung der Nationalität. Zweitens, was das Innere anbetrifft, zunächst das Verhältniß von Gebirg und Ebene, so ist ersteres allerdings vorhanden, und zwar ziemlich stark, aber es ist gegen die Gränze hingedrängt, nämlich in England gegen die westliche, in Cornwall, in Wallis, in Northumberland: in Schottland gegen den Norden hin, während gegen den Süden und Osten hin dasselbe abdacht. Der ganze südliche und östliche Theil ist Ebene, und gibt somit die Bedingungen politischer Einheit. Dazu kommt nun noch der Lauf der Flüsse, welcher außerordentlich den Verkehr erleichtert. Daher im englischen Staatsleben die Erscheinung, daß Individualität und Einheitsprinzip in schönster Wechselwirkung zu einander stehen. Der Engländer fühlt sich als Glied eines großen Staats, und dennoch zugleich als selbstständiges Individuum. Kein Staat hat auch für die Wahrung individueller Freiheit mehr gesorgt, wie der englische. Dazu kommt nun noch in den Einwohnern großer Muth, Tapferkeit, Rührigkeit, durch die Nähe der See hervorgerufen, welche dieselben zu jener großen maritimen Bedeutung hinaufgebracht.

Endlich Deutschland. Hier ist, wie schon erwähnt, der Gebirgscharakter vorherrschend, eben deßhalb die individuelle, die politische Zersplitterung begünstigende Richtung. Dazu kommen gegen Osten und Westen sehr schlechte Gränzen: gegen jenen, nämlich Nordosten, vollkommene Ebene, welche unseren alten Feinden, den Slaven, gestattete, sich wie ein Keil in unser Land einzuschieben, und ihnen für die Zukunft noch mehr gestatten wird; gegen Westen zwar Gebirg, aber ein leicht zugängliches. Diese Schwäche unserer Gränzen gegen den Westen und Osten ist bezeichnend für unsere politische Stellung. Gerade von Frankreich und Rußland haben wir die meisten Einflüsse erfahren, und zwar, wenn wir die durch die revolutionären Bewegungen in Frankreich angeregten freiheitlichen Bestrebungen bei uns ausnehmen, niemals zu unseren Gunsten. Frankreich beherrschte uns bis zum Sturz Napoleons:

seit dieser Zeit übernahm Rußland diese Rolle. Man sieht: Deutschland hat wenig natürliche Bedingungen zu einem einheitlichen geschlossenen Ganzen. Aber es wäre unrecht, dergleichen ganz verneinen zu wollen. Sind unsere Gränzen gegen Osten und Westen schlecht, so sind sie gegen Süden, von wo aus wir zwar keine Beeinträchtigungen zu erwarten haben, und gegen Norden gut. Dort schützen uns die Alpen, hier haben wir die Seegränze, welche uns eine maritime Bedeutung eröffnet. Nur wird uns freilich dieß letztere durch die Dänen und die ganze erbärmliche Politik der Kabinete verkümmert. Auch im Innern des Landes fehlen nicht alle natürlichen Bedingungen zur Einheit. Denn was der Gebirgscharakter in dieser Beziehung verderbt, wird durch die Flüsse einigermaßen wieder gut gemacht. Aber auch hier tritt uns die Politik hemmend entgegen, indem, wie oben schon bemerkt, zwei unserer bedeutendsten Ströme uns von den Fremden unterbunden worden sind. Bei unseren Gebirgsländern ist denn nun zu bemerken, daß sie nicht größere, in sich abgeschlossene Gruppen bilden, sondern sie bieten eher das Bild einer unzähligen Mannichfaltigkeit dar. Eben diese große, in unendlich viele kleinere Parzellen vertheilte Mannichfaltigkeit, von denen doch keines ein für sich vollkommen unabhängiges Ganzes darstellen kann, schließt die Möglichkeit einer Einheit nicht aus: nur da ist diese schwieriger, wo sich bereits ein größeres Ganzes herausgebildet hat. Daher die Erscheinung, daß gerade in demjenigen Theile unseres Landes, wo der Gebirgscharakter überwiegt, der Drang nach Einheit viel mächtiger ist, als in demjenigen, wo die Ebene überwiegt. Dort nämlich hat der Gebirgscharakter keine größeren Vereinigungen zugelassen, und die Völkerindividuen oder Völkerconglomerate, welche geblieben sind, fühlen sich nicht stark genug, um für sich allein dastehen zu können, während hier in der Ebene ein größeres Ganzes, in Preußen, sich gebildet hat, welches sich mächtig genug fühlt, für sich allein zu existiren. Wir wollen auch noch Hannover hinzufügen, wo ebenfalls die Ebene überwiegt. So viel geht also aus unseren Untersuchungen hervor, daß der politischen Einheit durch unsere Natur keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg gelegt sind, daß es aber unserer ganzen Anstrengung bedarf, um sie in's Werk zu setzen. Denn immerhin sind große natürliche Schwierigkeiten zu überwinden, und jedenfalls ist es thöricht, sich dieselben zu leicht vorzustellen. Auch das ist ferner sicher, daß unsere Einheit niemals sich in der Form einer Centralisation geltend machen darf, sondern dergestalt, daß die individuelle Richtung vollkommene Freiheit hat, sich auszuleben. Diese Form unserer politischen Einheit gibt aber nicht das Kaiserthum, überhaupt nicht die Monarchie, sondern nur — der vereinigte Freistaat.

Weltschmerz und Rococo.

Ein Zeitbild*)

von Gottfried Kinkel.

Das Letzte und Höchste der Geschichte ist, daß sie den Menschen uns begreiflich mache. Daß überhaupt etwas geschehen sei, genügt nicht mehr der Erkenntnißlust des lebendigen Geistes; längst ist die Methode gerichtet, die statt lebender Menschen nur von Thatsachen, statt organischen Fortschrittes nur von Jahrszahlen weiß. Ideen werden aufgesucht, an deren Ariadnesfaden sich die Menschheit zum Mord des Minotaurus der Geisteskнechtschaft und aus dem Labyrinth zurück an das Mittagslicht des freien Tages gefunden hat. Wo aber Geist ist, da ist auch Leben, Wirkung. Die Geschichte ist auf dem Wege, in's Leben unserer Gegenwart einzuwirken, erhellend, Haß und Liebe weckend, doch auch versöhnend. Aber wie kommt es, daß nun über der Idee so oft die Menschheit vergessen wird? Wir lernen erschrecklich viel von Adam bis auf Napoleon; man lehrt uns, wie in dichtenden Geistern, die dazwischen liegen, ein Gemeinsames gelegen habe, das von dem Augenblick an, da Adam den ersten Samen auf den gereinigten und gefurchten Acker streute, bis auf diese Stunde sich fortentwickelt habe, also, daß nur ein grüner Lebensbaum der Gedanken die Menschheit überschatte. Aber was für ganz verschiedene Arbeiter und in wie verschiedenem Sinne sie am Wachsthum des Baumes sich betheiligt, das lehrt man uns nicht. Man lehrt uns nicht einzelne Charaktere der Geschichte so völlig begreifen in ihrem ganzen menschlichen Wesen, ihrer innersten Persönlichkeit, ihrer äußern Form zu sein, daß wir mit ihnen, den Abgeschiedenen, Freund werden könnten. Noch weniger zeichnet man ein Bild der gesammten Menschheit, wie sie in dem und dem Jahrhundert gewesen; man tritt nicht in die Hütten hinein, theilt nicht die persönliche Lust und den eigensten Schmerz, die, in jeder Periode verschieden, durch die menschliche Brust gezittert haben. Nur die Wahrheit suchen wir in der Geschichte, das Allgemeine, welches bestimmte Resultate gibt für die Folgezeit; aber die Innigkeit fehlt uns, mit unsern Vätern vertraulich zusammenzuleben, ihre Physiognomie zu studieren, und bei der Geschichte jener weichen Empfindung Raum zu gönnen, die uns so gern befällt, wenn wir auf dem Felde etwa einen Todtenschädel finden und uns träumerisch fragen: was mag der gedacht und gelitten und genossen haben, da er war wie du? Der Todtenkopf wird schweigen und uns nur still und graß ansehen aus weiten Augenhöhlen: aber

*) Dieser Aufsatz wurde im Jahre 1841 geschrieben. Wenn wir ihn noch jetzt veröffentlichen, so geschieht es nicht bloß aus der Pietät gegen den Verfasser, die ihm sein Volk schuldig ist. Das „Zeitbild", wie es hier aus dem Grunde einer vollen und freien Dichterseele uns entgegentritt, ist noch heute ein Bild der Zeit, die durch eine Revolution des leeren Meinens in halben Thaten mit ihrer hohlen Vergangenheit nicht gebrochen hat. Wo es aber auch verblaßt oder zweifelhaft wäre, werden wir nicht Anlage und Zeichnung, sondern nur das Kolorit in der Beleuchtung dafür haften lassen können, die ihm die veränderte Stellung gibt.

Die Redaction.

die Geschichte wird nicht schweigen. Denn zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die wenigstens ihrer Gegenwart Physiognomie in Bücher verzeichnet haben — ihrer Gegenwart, die nun für uns Vergangenheit geworden ist. Diese ist die wahrhaft menschliche Seite der Geschichte, daß ich das Einzelne lieber lerne, dieß auch die künstlerische und wahrhaft dramatische, daß ich neben der Idee ihre Erscheinung in Sitte und Leben und in den Gemüthsstimmungen der untergegangenen Menschheit erfasse. Und wird erst der heiße Drang nach Wahrheit und nach Recht gestillt sein, dann wird auch dieser Sinn des Schönen erwachen und sich stärken und erproben an Belebung der geschichtlichen Einzelnheit.

Wir aber leben jetzt. Unsere Gegenwart will von uns verewigt sein, damit die Zukunft nicht vergesse, was wir gelitten und gethan. Dafür sorgt auch unsere Zeit. Memoiren, Briefsammlungen, Zeitbilder füllen unsere Literatur. Die Nachwelt wird uns verstehen können, und wird uns richten, denk' ich. Gut aber ist's, daß eine Zeit der Nachwelt vorgreife, und sich auch schon selbst zu verstehen suche in dem Eigenthümlichsten von Krankheit und Gesundheit, das sie besitzt. Den Geist der Zeit mögen andere schildern: achten wir auf ihr Gemüth und die Art, wie sich dieser Geist in der äußern Form des Lebens ausprägt.

Der Geist der Zeit ist thatlos, aber nicht unthätig. Der Unterschied springt in die Augen. Große durchschütternde Begebenheiten treten wenige ein, aber es arbeitet auf allen Gebieten mit früher unerhörter Lebendigkeit. Die Eisenbahnen sind Symbole des mächtigsten Fortschritts, und zugleich Garantie derselben. Die Zukunft, wenn sie in breitem Genusse dessen ausruht, was unser Schweiß für sie erringt, wird uns beneiden. Wie seltsam nun, daß wir selbst in dieser Zeit uns so wenig befriedigt finden, daß nur die Epikuräer (denn Epikur ist unsterblich) ruhig genießen, während gerade die tüchtigen Köpfe eine Angst, eine Hast, einen Druckfühlen, der wie Alpdruck darum so qualvoll ist, weil man sich selbst dawider nicht regen kann, weil Niemand recht weiß, wo er den Feind anpacken soll, der ihm vampyrartig sein Herzblut saugt.

Es ist das Miasma des Weltschmerzes, von dem wir reden, das neueste der Modewehen, die modernste Männerschnürbrust, nachdem die Damencorsetts einigermaßen gelüftet sind. Denn die große Schaar der Frauen ist im Allgemeinen nicht betheiligt am Weltschmerz. Unter zwanzig Jahren spielen sie mit Puppen und Jünglingsherzen, von da an mit ihren Männern und Kindern, haben sie aber statt dem Spielzeuge zufällig auch einmal Ideen, so ist sicher Gemüthskraft genug da, in Leid und Lust sich an Bestimmtes, Persönliches zu halten, nicht in's Blaue hinein sich zu grämen. Auch auf Universitäten ist Weltschmerz nicht zu suchen. Die Lockigen leben in der Jugendlust, die Grauhaarigen denken an's Brod. Lieber Gott, wo sollte Weltschmerz herkommen in Jünglinge, die vom Gymnasium abgehen? Sie wissen es ja, daß der Staat aufs Beste, ja ganz unübertrefflich verwaltet wird, man hat ja in Abiturientenreden das Lob des Königs aussprechen lassen, denn darin besteht unser Patriotismus. Die Ansicht hat gesiegt, daß der Jüngling außer seiner Wissenschaft möglichst wenig lernen müsse, und gesinnungslos eintreten in den Staatsdienst. Bis auf den heutigen Tag, während die Burschenschaft

erdrückt ist, bestehen die Kloaken der Landsmannschaften, deren höchste Tendenz der Genuß ist. Das Völkchen ist satt, warm und wohl, wenn es seinen Wechsel hat; die Wissenschaft ist ihm von vornherein nur da um des Examens willen, der Lehrer, weil er testirt, die Gesellschaft, weil man da mit Tanzen die Zeit todtschlägt. Aber Weltschmerz — nein, der ist ihnen zu philosophisch.

Der Weltschmerz haust am meisten in denjenigen Ständen, die eine allgemeine Bildung brauchen, aber sie nicht ordnungsmäßig und auf bestimmten Instituten sich aneignen, vielmehr hie und da lappenweise umhängen. Dahin gehört das ungeheure Reich der Poeten aus niedern Ständen, der Literaten, die, weil sie nichts gelernt haben, Deutschland belehren wollen, der Großes in sich fühlenden Schreiber, der friedlichen Lieutenants und der phantasiereichen Kaufmannsreisenden.

Der Weltschmerz ist in unsrem Jahrhundert von einem großen und einem kleinen Propheten ausgesprochen worden. Der eine ist Byron. Er hat an der Finsterniß, die auf ihm war und sein Leben zerstört hat, tiefer als zahllose Andere die Größe menschlicher Schuld, also auch menschlichen Elends begriffen. Daß ihn die Welt nach seiner That und nicht nach seinem Geist beurtheilte, daß das überfromme England ihm seine kühne Zweifelsucht zum Verbrechen machte, das verbitterte sein Gemüth. Doch hat er in spätern Gedichten und zuletzt in heldiger Aufopferung für eine große That der Geschichte nach Versöhnung gerungen. Der kleine Prophet aber ist Heine. In ihm, dem persönlich nicht liebenswürdigen, dem als Jude Verstoßenen, quillt ein reiches, ursprünglich reines und weiches Gefühl. Aber wi er die Liebe nicht am Wege fand, die er suchte, da mangelte die sittliche Kraft, den Widerstand der kalten Welt zu überwinden und Liebe zu ertrotzen. Der ätzende jüdische Verstand fraß sich auch in das Gemüth des Dichters ein, ein unversöhnter innerer Widerspruch ist geblieben, der damit endete, daß der Verstand das Gemüth mordete. Es fehlte eben das, was den großen Menschen wie den großen Dichter macht, der Wille, der Charakter. Darum hat Heine die Form nicht überwinden können, und kein großes Dichterwerk von Bedeutung hervorgebracht. Zerfahrenheit, gedankenlose Kleinigkeit, Unbestimmtheit ganz passiver Gefühle, das ist's, was Heine zum Liebling der Frauen und der Minderjährigen an Alter und Bildung gemacht hat.

Und nun ist Vieler Meinung, der ganze Weltschmerz sei nichts als ein Nachhall aus jenen beiden Aeolsharfen, denen der scharfe Winterhauch des Lebens so tief schaudernde Klänge geweckt. Dies muß verneint werden. Byron ist ein großer Dichter. Heine aber wäre niemals dafür gehalten worden, wenn er nicht einen Hauch zu schaffen gewußt hätte, der gerade zu seiner Zeit fröstelnd durch viele Herzen ging. Der Weltschmerz ist nicht Krankheit Einzelner, er liegt im Jahrhundert, denn fast jeder tüchtige Geist muß ihn bestehen, wenn auch nur als Entwicklungskrankheit. Die starken Naturen bändigen ihn mit dem Eintritte des Mannesalters, in den andern spukt er auch noch über das 30. Jahr hinaus doch so, daß er ihnen selbst nicht mehr wehe thut, sondern eine Art Angewöhnung ist, ähnlich wie im vorigen Jahrhundert die Sentimentalität.

Liegt nun der Weltschmerz in der Zeit, so sind in ihr auch seine Ursachen zu suchen, vielleicht wegzuschaffen und so möglicher Weise eine fröhlichere Zeit vorzubereiten. Nun aber stammt Schmerz, Bitterkeit, Zerrissenheit nicht aus reinem und eigentlichem Leiden, sondern aus dem immer noch unüberwundenen Zwiespalt. Unser Jahrhundert mag aber vor vielen andern eine zwiespältige Zeit genannt werden. Andere Perioden haben Eine klare und bestimmte Richtung; da weiß Jeder, was er soll und erfährt bald, was er kann. Es gibt Zeiten der kraftvollen That, in denen der Geist seine Aufgabe begreift, die Rohheit zu überwinden. Wer einst mit Karl d. Gr. gelebt hätte, würde bald in den Reihen dieses Kampfes stehen. Willkommene Tage, in denen ein überströmendes, phantasiereiches Gefühl die Menschheit durchwogt, und Offenbarung seiner Schönheit in's Leben hineinzubilden sucht. Der Art ist die romantische Zeit gewesen mit ihrer geschmückten Gothik, mit dem blanken, farbenhellen Ritterthum neben der malerischen Ordenstracht, mit den bunten Kirchenbildern und dem zierlich geformten höfischen Minnegesang. Diese Zeit wurde von Anjou hingerichtet; sie sank zu Neapel unter dem Beile in Gestalt des letzten Staufenkaisers. Das 14. Jahrhundert brach an, der Verstand trat in sein Recht, und die großen Geister wurden vernichtend. Seitdem ist der Riß in die Welt gekommen, der sich nur äußerlich an zwei Kirchen anlehnt, aber auch in jeder Menschenbrust erlitten und geheilt werden muß. In neuester Zeit tritt er als Kampf der Industrie den Anforderungen des Geistes und mit der Klage um die entschwundene Schöne und Größe vorzeitlicher Institutionen auf. Der dichtende Geist kann die Poesie des Dampfes noch nicht fassen, er betrachtet das Dampfboot noch, wie früher die Dichter der alten Zeit den ersten, mühsam mit Ruder und Segel gelenkten Kahn gegenüber dem stolzen Triumphzuge des Schwans auf der klaren Fluth betrachtet haben. Und doch ist uns jetzt der Kahn und das mastenprangende, in's Ferne strebende, Völker verbindende Schiff vielleicht poetischer als der schwimmende Wasservogel, weil stolzere, erhebendere Ideen dadurch geweckt werden. Und so ist auch das ein Großes, daß einst die Menschenhand nicht mehr zur mechanischen Fabrikarbeit wird verbraucht, der Geist nicht mehr in Wollspinnerei wird zerknickt werden, daß einst das edle Roß nicht mehr seine Kraft am Schiffsseil und in der Mühle verstönt, sondern daß der gefesselte Hefästos sofort unsere Lasten hebt, unsere Kleider spinnt, uns hinausträgt auf Sturmesflügeln in das fremde schöne Land. Der Weltschmerz aber will nichts wissen von Gedanken, er fühlt nun einmal seine Aesthetik verletzt durch den dampfenden Schlot und das arbeitende Rad und die gerade Linie der Eisenbahn, während er doch bei der Poesie des Gefildes gar nicht mehr denkt, daß diese grüne Saat aus Dünger sprießt und von den Bauern ohne alles poetische Empfinden ausgesäet und geschnitten wird. Wo es gilt, daß das ästhetische Gemüth sich mit der Prosa abfinde, da kommt es nur auf Gewohnheit an, ob man die Prosa noch sieht und mißbehaglich fühlt, oder ob sie von vorneherein das Uebersehene, nicht Beachtete ist. Sobald erst die materiellen Fortschritte ihre Höhe erreicht haben, wird und kann auch die hastige Geldgier zurücktreten, aus der leider sie zunächst hervorgingen, und der Fabrikant und Spekulant, der

jetzt seine ganze Kraft auf den Verstand verdichten muß, wird heranreifen und sich erweitern zum Mitgenuß dessen, was derweil die Poeten in ihrer stillen und unsichtbaren Welt geschaffen haben. Eine Zeit aber, die neben jenen Bestrebungen auch in allem Ernste daran denkt, den Kölner Dom auszubauen, die Kunstvereine stiftet und frischblühende Malerschulen erzeugt, die ist wahrlich für die Poesie noch nicht verloren.

Jener Widerspruch von Denken und Empfindung steht aber nicht bloß außer uns, er greift auch spaltend und daher schmerzlich in unser inneres Leben ein. Das Zeitalter der ruhigen Festigkeit ist gewichen, die Grundsätze und selbst die charakteristischen Wahrheiten schwanken. Gegenüber der sonstigen Staatsmacht, die nach der Revolution aus Anarchie sich neu befestigt hat, treten die neuen Ideen der Volksvertretung auf, die alte, auf dem frommen Gefühle der Völker ruhende Unverletzlichkeit der Könige ist gewichen, seit kein Salböl mehr ihre Locken feuchtet, und die strenge Heiligkeit des Rechtes nicht mehr an ihren Willen allein geknüpft ist. Der unerschütterliche Kirchenglaube der Ahnen wankt vor den neuen sittlichen und allgemein menschlichen Ideen, die statt des Dogmas die That der Liebe fordern, ja vielfach mit dem Dogma selbst in offener Feindseligkeit auftreten. Wir empfinden in stillen Stunden die gothische Herrlichkeit des Väterglaubens, aber im Leben wie in der Wissenschaft können wir dem Lichte junger Wahrheit nicht sein Recht absprechen. Endlich im bürgerlichen Sein zwingt die Weise des Familienlebens, wie sie von den Großvätern auf uns vererbt ist, das Genügen am Herde, das Beschränken auf die Blutsverwandtschaft unserem Gemüthe Achtung ab. Aber unser Geist strebt nach Freiheit, und wo es darauf ankommt, wird der strebsame Jüngling immer, um höhere Thätigkeit zu gewinnen, Vater und Mutter verlassen. So siegt überall das Neue, aber weil es neu ist, ist es auch noch schroff und herb, noch nicht poetisch geheiligt und für das Gefühl wohlthätig. In diesem Zwiespalt steht, wie inmitten zweier sich sondernder Zeiten, blutenden Herzens der Jüngling da, und jedem kommt, früher oder später, jene Herakleswahl. Er soll entscheiden, und das Urtheil ist schwer, wo auf der einen Seite ein durch's Alter geheiligtes Recht des Bestehens, auf der andern die Macht der Verstandeswahrheit in der Wagschale liegt. Und ehe er nun hier mit kraftvoller That heraustritt, folgt der besinnungslosen Jugend eine Zeit der Bangigkeit und Zweifelsucht, oft des Verzagens an aller Wahrheit und Güte, die statt des fröhlichen Genießens nur Thränen und statt des kräftigen Einwirkens auf die Welt nur Unmuth über deren Verderbtheit hat. Eine weitere Ursache des Weltschmerzes ist in der Vieltalentigkeit. Nicht, als wären wir wirklich anders angelegt, als unsere Väter. Keine Periode ändert den ursprünglichen Reichthum der Menschennatur, aber auch keine bereichert unsere Armuth. In der Anlage ist kein Geschlecht besser oder schlimmer daran, als das vorige oder nachfolgende. Nur die Umstände sind's, die unsere Kräfte wecken und einschläfern. Daß aber wir so viele scheinbare Kräfte haben, das liegt in unserer Bildung. Lieber Himmel! welch eine Masse von Sachen müssen wir pflichtmäßig lernen! Und wie viel wird durch den Strom der allgemeinen Bildung, ohne daß es uns Mühe kostet, unserem Geiste ange-

schwemmt! Schon im Gymnasialunterricht kommen uns die Grundlagen einer jeden Wissenschaft und damit ein Streben nach Universalität zu, nicht zwar im Geiste der früheren Polyhistorie, die im verdumpften Lernen alle Wissenschaften sich aneignete, wohl aber in der Form des Denkens, Reflectirens und Raisonirens über alle mögliche Zweige des menschlichen Erkennens. Denn unsere Zeit ist, wie in Möbeln, so im Wissen, unsolid. Statt des Lernens ist das Aufsätzeschreiben, statt der Gelehrsamkeit die Geistreichigkeit, statt des stillen Arbeitens die Selbstbildung durch Umgang aufgekommen: ja unsere Zeit hat eine Philosophie aufgebracht, welche durch die bloße Macht des Gedankens, ohne empirische Kenntniß, jede Wissenschaft begreifen will. Die Spitze dieser Richtung, die immer ernten und nie pflügen will, ist in dem Wort eines jungen Gelehrten ausgesprochen, der bei einem wissenschaftlichen Gespräche in einer Gesellschaft sich äußerte: „Gott, davon weiß ich noch nichts, darüber muß ich doch ein Buch schreiben.“ Wie aber mit der Wissenschaft, so geht es nicht minder mit der schönen Kunst. Concerte, Kunstausstellungen, vor Allem die Fluth von poetischen Arbeiten, die jährlich Leipzig unter Wasser setzt, geben von Allem eine flüchtige Kenntniß. — Urtheil glaubt Jeder zu haben, ohne zu bedenken, daß keine Kunst ohne Erkenntniß des Technischen zu begreifen ist; warum sollte nun nicht Jeder auch in die Kunst selbst produktiv hineinpfuschen dürfen. Wie die Sprache, so denkt auch bereits die Musik für uns. Da entsteht nun der Fluch der sogenannten Vielseitigkeit. Man vergißt, daß Schöpferkraft, also auch Schöpferlust nur dann entsteht, wenn im Willen Einheit ist, man greift versuchsweise nach den Kronen des Poeten, Componisten, Malers, Philosophen, Theologen und Allgelehrten, man wird darüber gar Schriftsteller. Und nun, wenn bei Allem dem nichts Vernünftiges herauskommt, murrt man, weil die Welt den Geistesreichthum und die Fülle seiner Offenbarungen freilich nicht anerkennen mag. Vielmehr ist durch diese Vielthätigkeit jedes Gebiet so versandet, daß auch der ächte Schöpfergeist nur langsam und mühevoll seine Geltung findet. Dadurch entsteht zwischen Welt und Schriftsteller ein Zwiespalt, die Flamme des Genius erscheint als Fluch, und das Halbtalent betrachtet sich als Märtyrer, der ein Recht habe zur bittersten Klage.

Hier ist nun eins seltsam, daß die Jugend nie mit dem sich Geltung schaffen will, was ihr eigentlicher Vorzug ist, mit der physischen Kraft, sondern immerdar mit dem Geiste. Im Alterthum war's anders, und wenn wir sehnsüchtig nach Hellas hinüberblicken, so sollten wir vor Allem innig den Vorzug empfinden, den die Griechen an ihrer körperlichen Gesundheit hatten. Bei dem Weibe und bei dem höhern Alter wird der Geist nicht so leicht durch körperliches Unbehagen getrübt; beim Jüngling ist keine Freudigkeit möglich ohne Gesundheit. Hier ist theils durch den Staat, theils durch die Faulheit des Friedens, theils durch zu frühes Lernenmüssen ein Keim des Todes in unsere Generation gesenkt. Das Turnen war ein guter Aufschwung, man hat es abgethan, indem man es lächerlich machte. Das alte kraftvolle Studententhum ist uns auch gestohlen und dafür ein schlechtes, nervenzerrüttendes Soireewesen gegeben worden. Es gibt Studenten — schrecklich zu sagen: die kein Rappier zu

führen — es gibt gebildete Anwohner des Rheins — fabelhaft zu glauben! die nicht zu schwimmen verstehen. Wäre nicht das gezwungene Dienstjahr, wir würden es nie erfahren, was wir für Kraft in den Knochen haben, trotz allem dem! Mächtige Ideen stürmen auf die Seele schon des Knaben ein, erdrücken sie durch ihr Gewicht, weil er keine körperliche Gesundheit ihnen entgegenzusetzen hat. Das Fußreisen ist den Handwerksburschen überlassen: schon deßhalb sind diese hundertmal lustigere Kerls, als die Studenten. Und auch diese fangen an, Dampfboot und Eisenbahn zu benutzen. Krieg haben wir auch nicht, und so fehlt denn jegliche Uebung der Körperkraft und mit ihr der tolle Uebermuth und das Selbstvertrauen, das am Ende, wenn der Bursch hinauswandert in den rothen Morgen und den freien Wald hinein, jedes innere Verzagen erdrückt durch das Gefühl augenblicklicher Lebensüberfülle. Wir verzagen nie, so lange wir noch einen Rest von Kraft in unserem Marke fühlen, und wer mit der Natur lebt auch in Regen und Schnee, dem nimmt der rauhe Nord auch vom Herzen spielend alle Qualen der Einbildung hinweg, und nur quellender und stolzer wird sein Muth, wenn er ihn messen darf an der Macht des blinden Elementes.

Und so bleibt der jugendlichen Eitelkeit nur das Kampffeld des geistigen Lebens übrig, das Studiren, Denken oder Dichten. Die Staatsprüfungen liefern an Gymnasien, wie an Universitäten immer günstigere Jahresresultate. Seit der Julirevolution dringt besonders ein Geist geschichtlicher Gesinnung hie und da ein; die Jugend fühlt, daß sie ein Besseres will, vielleicht vermag, als das Alter, das in allen seinen Rechten, in Staatsämtern, im Grundbesitz, besonders in bürgerlicher Ehre und Achtung dasteht. Das Alles fehlt dem Jüngling, sein Zustand wird wahrhaft traurig durch die in's Ungeheure vergrößerte Schwierigkeit und Langsamkeit der Anstellung, oder der Selbstständigkeit im kaufmännischen oder bürgerlichen Gewerbe. Des Deutschen Liebe will immer mit Ehren enden: sonst mangelt ihr die Nachhaltigkeit. In früheren Zeiten verlobte sich Jeder in Aussicht baldigen Broderwerbes: jetzt, wo die Bräute hoffnungslos verwelken, sind Mädchen und Jüngling vorsichtiger geworden, dauernde Verhältnisse zu schließen. Damit ist aber dem jungen Manne nicht bloß ein Hauptzweig des Lebens, eine Erregung kräftigen Gemüthslebens bei seinen oft ertödtenden Arbeiten, sondern auch, was wichtiger ist, ein Beruhigungsmittel genommen, durch welches innerer Unmuth, Sorge, Melancholie mit Sicherheit ausgestoßen werden. Ja man sagt nicht zu viel, wenn man unserer Jugend im Vergleich mit früherer Zeit einen ernstern Sinn zuschreibt, der überhaupt bräutlichen Verhältnissen nicht günstig ist. Wir fühlen, daß, ständen wir am Platze, den jetzt wohlgenährte und wohlgezahlte Gesinnungslosigkeit des Alters einnimmt, wir diesen Platz mit Ehren ausfüllen würden, ohne zu bedenken, daß auch unsere Kraft durch die praktischen Schwierigkeiten, durch die Langeweile einer mit täglicher Gleichmäßigkeit wiederkehrenden Arbeit, durch die Erkältung des Eifers an dem starren Eis der Masse gelähmt werden könnte. Und selbst wo wir uns die eigne Bahn brechen, die nicht auf Besoldung, sondern nur auf Anerkennung sich richtet, begegnet uns hochmüthige Verachtung bloß deßhalb, weil wir jung sind. Wie schwer hält es dem jungen

Künstler und Poeten, durchzubringen! Wie vornehm weist der Buchhändler Werke der noch unberühmten Feder ab! Wie gefährlich ist es, auch nur Begeisterung zu zeigen, die nicht mehr durch Ketten und Banden zwar, aber durch den Geist der älteren Gesellschaft bestraft wird! Denn die Hochstehenden fürchten den Geist der Jugend, und möchten gerne mit heuchlerischer pädagogischer Güte sich den Schein geben, als wehrten sie sich gegen unsere Beförderung nur, weil wir noch nicht reif seien: zu Grunde aber liegt die geheime Hoffnung, die Thatlosigkeit und der Verdruß möchten endlich unsere Schärfe abstumpfen, so wie der Magnet die Kraft verliert, wenn er kein Eisen zu ziehen bekommt. Aber der Geist der Freiheit läßt sich so nicht auf die Dauer betrügen: er wird trotzig in seinem Rechte, und hält sich an diesem Trotze jung. Aber dazwischen liegt eine Zeit bittern und langen Schmerzes, der auch nie völlig aufhört, bis endlich durch bürgerliche Selbstständigkeit ein Genügen, durch Einwirken in Amt und Leben ein Sieg der Thatkraft gewonnen ist, verbunden vielleicht mit selbstgeschaffener und darum beglückender Häuslichkeit. In weichen Naturen kann dieser Schmerz der Thatlosigkeit zum eigentlichen Weltschmerz, zur Anklage der Gegenwart und zum Ueberdrusse am Leben selbst werden.

Und nun ist endlich in der Literatur der Punkt zu suchen, wo dieß neueste in zahllosen lyrischen Gedichten ausströmende Weh zusammenhängt mit frühen Entfaltungen. Hier aber nennen wir kühn den Romanticismus, der in wilder Ehe mit unserer realistischen Zeit diesen Bastard der Literatur erzeugt hat. Es ist dieß traurige Haften an einer nur dem Schein nach glänzenden Vergangenheit, das in dem katholisirenden Bearbeiten der Volksbücher, in der ritterlichen Burschenschaft, in den bairischen neuen Klöstern und nun in der böswilligen Verkennung der Gegenwart spuckt. Die romantische Schule wollte eine Kunstform und durch sie eine Lebensgestalt praktisch erneuern, die sich selbst nicht etwa durch die Reformation, sondern durch Dante's Geist schon und den seit seiner Zeit erwachenden Verstand aufgehoben hatte. Nun aber ist nur Gott der Alte der Tage: der Strom des Lebens jedoch, der von seinem Strom ausfließt, wühlt sich mit steter Veränderung ein neues Bett. Der Rhein ist schön zwischen Bingen und Coblenz, zackig, fest in den Felsformen, romantisch durch Sagen und Burgtrümmer. Aber wo er nun die Felsen verläßt und durchs Thor der Siebenberge hinaustritt in's ebene Land, nur ferne noch von Hügeln geleitet, sonst aber von fruchtbaren Saatfeldern umwogt, wer möchte dahin nun noch die öden Halbtrümmer, diese Barbarei der Natur, nur von einzelnen Weingärten umgürtet, gekrönt mit Klöstern und Burgtrümmern, von weißen Städten zuweilen erleuchtet, künstlich an's Ufer hinmauern, daß sie die Aussicht hemmten in's weite lachende Land? Und wie die Bauern das sehr verdenken würden, so hat das Volk von der Romantik nichts wissen wollen und sie damit gerichtet. Ja, das eigentliche Mittelalter hat sie nicht einmal darstellen, geschweige ins Leben hineinbilden können, denn gewußt hat sie von jener Jünglingszeit des germanischen Geistes herzlich wenig und Vieles hineingeträumt, Vieles ganz fallen lassen, vor Allem die Thatkraft. Was wahrhaft historisch groß gewesen ist, Kreuzzüge, Innozenze und Friedriche, dieß hat sie liegen lassen, und statt

dessen magere Heilige, Blechritter und naturphilosophirende Frauen geschaffen. Also hat sie nicht einmal mit Darstellung eines wirklich einst Dagewesenen unser Gemüth erfrischt, unsre Bühne bereichert, sondern sich in einen Zustand idealer Herrlichkeit hineingeschwärmt, dessen selbsterfundenen Formen sie durch ein paar moderne Ideen Lebensblut gab. Wo ist in dieser ganzen Periode etwas geschrieben worden, das wohl mit voller Kraft etwa das Nibelungenlied oder den Wolfram auf sich hätte wirken lassen, oder als wirkliche, naturwüchsige Fortsetzung mittelalterlicher Dichtung dürfte angesehen werden?

Darum stand es jener Richtung so verzweifelt übel an, daß sie mit dieser Thatlosigkeit ihres Gefühles ihre eigne, kriegserprobte, freiheitsdurchglühte Zeit meistern und lästern wollte, und gerade so übel steht es, da jene nun ihre Bestrebungen zur Weltumbildung verloren sieht, dem weltschmerzlichen Nachwuchs an, über unsere Gegenwart sich mausig zu machen. Die arme Gegenwart. Könnte man sie packen und vor sein Gericht stellen, die Alten würden ihr den Stab brechen und sie köpfen nach Kaiser Karls Halsgerichtsordnung, obschon sie eine hochnothpeinliche war, denn sie würden sagen: Du Gegenwart hast uns die Jugend rebellisch gemacht, just wie das Volk, daß sie nicht allein mehr von Pflichten wissen will, sondern auch von Rechten, darum stirbst du als Hochverrätherin am greisen Haar. Die Jungen aber würden sie auch mit allem Vergnügen köpfen sehen und sagen: es geschieht ihr recht, warum hat sie auch den alten Zöpfen so viel Macht gelassen, und keine Universitäten nur aus Privatdozenten aufgerichtet, und keine Preise dem Kaufmann gesetzt, der schon in Windeln sein eigenes Haus etablirt; überhaupt, warum ist sie so gedankenreich gewesen, daß sie wie eine Lurlei uns die Köpfe verdreht und die Herzen trüb gemacht hat? Ich aber bin selbst jung, und würde also in jenem Gericht nicht Sitz und Stimme haben. Aber ich würde als Ritter in die Schranken reiten und jedermänniglich fordern zum Gottesurtheil, daß sie gelogen haben wider die schöne Unschuldige in ihren Bart hinein. Doch still, das wäre romantisch. Nun, dem Worte statt der Lanze müßten sie doch sein Recht lassen, und da wollt' ich wohl aufstehen unter ihnen und Worte reden für meine schöne, treue, wohlmeinende Mutter, schneidende, tödtende Worte, Heuchelei und Aristokratie enthüllende, Jungenstolz und Buhlerei mit den Machthabern niederschlagende, Eitelkeit und Kraftlosigkeit rügende, daß ich entweder ihre Rettung erzwänge, oder daß sie mich mit ihr auf den Scheiterhaufen stellten!

Eins aber bleibt wahr: die Gegenwart ist noch nicht ausgegohren, darum wie sie selber unruhig ist, beunruhigt sie auch den in ihr Lebenden. Die Grundsätze stehen schwankend, mit ihnen schwanken fast über jede einzelne That die sittlichen Urtheile. Es sind viele Gedanken aufgeregt worden, aber sie haben noch nicht durch Eingreifen ins Leben ihre Prüfung und die beschränkende Abgrenzung erhalten, deren jeder Gedanke bedarf, um Gemeingut zu werden. In der Politik ringen Absolutismus und Liberalismus nicht mehr um den Sieg, sondern um heilsame Vermittlung. Im religiösen Leben trifft die wiedererwachte Glaubensinnigkeit mit der jungen philosophischen Klarheit zusammen, und in dem einzelnen

Individuum kommen Herz und Kopf in Widerstreit. Auf allen Gebieten ist viel Werdendes, wenig Fertiges, mit dem man sich nun zufrieden stellen, das man ausruhend genießen dürfte. Ganz besonders gilt dieß aber auch von der praktischen Seite des Lebens, von der ganzen Gesellschaft und dem ganzen Gebiet malender, bauender, sprechender Kunst, welche zum Schmucke der Sozietät beiträgt. Hier sind die steifen Formen längst zersprengt, aber ach, es ist nun gar keine Form da und viele der lebendigsten Köpfe stecken gar in dem heillosen Irrthum, die Gesellschaft müsse eben, um die beste zu sein, gar keine Form haben. Wie durchaus falsch dieß sei, beweist am besten der Zustand unserer Sozietät, welche unläugbar von allen tiefern Gemüthern als eine lästige Nothwendigkeit betrachtet wird. Dies zeigt sich in der Formel: ich muß nächstens eine Gesellschaft geben, und: ich muß heute Abend in Gesellschaft gehen. Ach wie wird die Zukunft spotten über eine Zeit, welche das natürliche Erlustigungsmittel des Menschen, als des „geselligen Thiers“, zu einer Geistesquälerei gemacht hat! Fragen wir aber redlich, woran dieß liege, so ist es, ehrlich gesagt, der Mangel der Form. Früher wußte Jeder, der in eine Gesellschaft ging, was da vorkommen würde: ein Kartenspiel zuerst für ältere Damen und Herren, das in seiner Leichtigkeit fröhlichem Geplauder mit der Nachbarin Raum ließ. Dann eine gemeinschaftliche Tafel, nach der erst die rechte Lustigkeit, wie billig, mit Tanz und jeux d'esprits anfing. Da hatte Jeder seinen Platz und seine Lebensäußerung, und, um es mit Einem Worte zu sagen, jede Gesellschaft gelang. Wir kommen formlos zusammen, gruppiren uns, Thee trinkend, Jeder nach seiner Freiheit, Niemand nach einem Gesetz der Sitte. Verpflichtungen gegen die Gesellschaft gibt es für uns nicht mehr; es ist reiner Zufall, ob wir Jemanden finden, der mit uns sprechen mag, ob überhaupt ein Gemeinschaftliches begonnen wird, das Alle erfreut. Das Essen und Trinken drängen wir so viel möglich an's Ende der Gesellschaft hin; nach demselben, wo nun offenbar erst Wein und Tischgeplauder den Geist aufgeregt haben, wird rasch aufgebrochen, denn Jeder fühlt, daß Essen und Trinken doch noch das Beste der ganzen Gesellschaft gewesen, und daß nach demselben die moralische Verzweiflung der Langeweile keinen Ersatz dafür finden werde. Aus diesem Grunde zieht sich auch die gesellschaftliche Lust weg von den Salons, um theils in einem bequemen Familienleben, theils nur im Umgang mit Geistesverwandten halb heimliche Freuden zu suchen. Denn im Familienleben herrscht Sitte und Liebe, in den Kreisen der zweiten Art ein bestimmtes festes Element des Genusses als Grundlage des Gespräches, sei dieß Element der Schoppen oder die Literatur, oder tägliches kaufmännisches und Berufsinteresse. Sobald aber ein Bestimmtes in der Gesellschaft ist, eine Gesetzmäßigkeit, so daß Jeder voraus weiß, was er da findet, kann überhaupt Langeweile nicht eintreten, weil Jeder aus solchen Kreisen scheidet, wenn er sich nicht lebhaft um die Dinge kümmert, welche davon die Seele sind. Gehen wir einen Schritt tiefer in die Künste hinein, welche das gesellschaftliche Leben schmücken, so finden wir da die gleiche Formlosigkeit. Musik ist ein ganz zufälliges Ingredienz. Die Verzweiflung der Hausfrauen, wie die Theestunde auszufüllen sei, mißbraucht die Kehle und Finger der Töchter.

Haben diese einmal angefangen, so fordert die eigene Artigkeit, nun auch in die übrigen Virtuosinnen der Gesellschaft zu dringen, daß sie sich auch an's Klavier setzen. Jeder spielt und singt, was ihm einfällt, oder vielmehr, was er kann; und da die guten Stimmen, die geübten Hände gewöhnlich als Eisbrecher gebraucht werden, so gibt es eine Reihenfolge in absteigender Linie, Märsche, Lieder, Jägerstückchen, Arien — o Gott und was nicht Alles, ernst und heiter durcheinander, und Geist und Gemüth, falls sie überhaupt erregt werden, erliegen dem Aergerniß. Am Ende jedoch wird dieser zusammengeronnene Strom der Musik sicher in Walzer und Galopp sich auflösen, die Beine beweglich machen und die heillose Regellosigkeit unseres Tanzes den Anstoß geben, loszubrechen. Hier ist nun des Uebels Spitze erreicht. Der Tanz, wie wir ihn allzumal durcheinander hüpfen, ist keine Kunst und darum kein Sittliches mehr. Ursprünglich wird der Tanz von Wenigen geübt, die Andern sehen zu. Der Türke wundert sich über uns, daß wir uns selber mit Tanzen bemühen, statt unsere Sklavinnen vor uns tanzen zu lassen — und ich finde, daß der Türke Recht hat. Da bei uns Jeder tanzt und doch nur Wenige, höchst Geübte die Kunst des Tanzens begreifen und üben können, so kann unser Tanz eben keine Kunst mehr bleiben; das Symbolische muß aus ihm verschwinden, daher sein Gesetz zur höchsten Armuth werden, er selbst zur schalen Geistlosigkeit und Lüsternheit. Denn sobald zwischen Mann und Weib der Geist zurücktritt, fordert der Leib sein Recht, und eben daran, ohne daß freilich unsere Damen es zugestehen, erhält sich dies widrige Chaos in unserer Gesellschaft. Nicht minder ist die Kunst gesunken, welche uns den Raum für unsere Gesellschaft liefert. Die Architektur sucht nur noch zwei Dinge zu erzielen, Licht und Raum ersparende Geradlinigkeit. Sie muß es, weil der Salon meist auch als eins der Wohnzimmer betrachtet wird, also neben der gesellschaftlichen Schönheit auch die Oekonomie mit zu Rathe gezogen wird. Wie aber ist nun dieser dürftige prosaische Raum ausgeschmückt? Etwa so, daß jeder Theil des Mobiliars sich selbst nur darstellt als zum Ganzen gehörig, und jede Verzierung mit klarer Symbolik auf einen gleichen Eindruck hinarbeitet?

Was in Ausschmückung unserer Zimmer das Falsche sei, erkennt sich leicht aus der Unbestimmtheit des Eindrucks, den wir beim Eintreten erhalten. Es ist eine bunte Nachahmung von allem möglichen, das je der Menschengeist zierlich und kunstfertig bereitet hat. Wir leihen aus Pompeji die Form unserer Leuchter und Theegefäße, aus China die Theebüchsen, aus modernen Bildern die gestickten Tabourets und Sophakissen. Am ärgsten ist das Unwesen in Bildern. Da hängen ein paar Madonnen zusammen, daneben ein Niederländer, Bauern mit nicht sehr sittsamen Weibern kosend. Nun wieder ein Porträt, vielleicht Immermann über einem gypsernen Faun, der auf der Console steht, und über einem Homeroskopf eine Düsseldorfer Landschaft. Auch ein Oelbild hie und da, neben einem alten schlechten Blatt aus Rubens Schule ein moderner Edelknapp mit dem Falken auf der Hand und dem Nichts im Auge. Alles nur so zusammengewürfelt und aneinandergeschoben, wie Freundesgeschenk, Gewinn im Kunstverein, zufälliger Ankauf oder Rumpelkammer-

erbschaft es da vereinigt haben. Kurz, wie im Leben und im zerstreuten Innern fehlt auch im Salon die Harmonie, die von vorne herein dem Gemüthe eine Stimmung, dem Geiste eine Richtung gäbe. Erstickte die vorige Zeit an Enge der Form, so zersprengt die unsere an Mangel derselben die Brust.

Dürfen wir einen Schritt weiter gehen in die Literatur hinein, so tritt auch hier jene ordnungslose Geschmacksmengerei entgegen. Wir haben seit Göthe und zum Theil durch ihn die Deutschheit, den Kern unsrer Literatur, aufgegeben, und durch das verlockende Scheinwort einer Weltliteratur dieses Unschätzbare blendend zu ersetzen gesucht. Wie von alten Zeiten her Deutschland Tummelplatz fremder Heere gewesen ist, so tummeln sich jetzt Maße und Anschauungen fremder Völker in der guten deutschen Literatur herum. Man hat uns den Orient gebracht, so fremd und widrig uns auch das ganze Islamische Wesen ist und sein mit Gottes Hülfe bleiben soll, sammt seiner Schwärmerliebe zu schönen Knaben und seiner Sultanvergötterung, sammt seinen Bulbulworten und religiösen Heucheleien, sammt seiner Frauenerniedrigung und Bilderspielerei. Man hat die Ghaselen nachgeahmt und uns gelangweilt mit Gedankenperlen, die auseinanderfallen müßten, wenn der oft geflickte Faden des Reims sie nicht zusammenhielte; man hat uns in Weise kindlicher und durch Faulheit verkindischter Völker in Bildern Ideen ausgesprochen, die wir als klar und hüllenlos begriffene längst an den Schuhsohlen abgetreten haben. Damit nicht zufrieden holt man Geschichten in Masse aus aller Welt zusammen, von Grönland bis zu den Malayen hin, und kein junger Poet glaubt ebenbürtig zu sein, wenn er nicht irgend einen verrückten Stoff aus Mythologie und Sage eines fremden Volkes auftischen kann. Dazu kommt, daß schon von Klopstock an wir antike, seit den Romantikern südliche Maße aufnehmen. So wird die Literatur ein Chaos, und während sonst, wo Poesie blühte, Jedermann Einen Stoff sich wählte zur Aufgabe des Lebens, schreiben wir Epos, Lyrik, Drama, Roman — ich breche den Katalog absichtlich ab — alles zusammen. Das gibt denn freilich einen unerhörten Reichthum, aber es frommt Niemanden Etwas. Die Schule ist ganz und gar geschwunden, das Urtheil schwankt auf eine ganz unbegreifliche Weise, und die Literatur beunruhigt, weil sie im Ganzen und Großen ohne alle und jede zusammenhaltende Tendenz ist.

So zeigt sich auf allen Gebieten des Lebens noch der Fortschritt der Revolution. Es ist alles zersprengt, das Individuum entfesselt, jede Richtung freigegeben worden. Keinem wird mehr gesagt, was er kann und soll, und bis wir das selbst finden, gehen uns viele gute Jahre hin. Mit Einem Worte, das Leben ist durch Entkettung der persönlichen Entwicklungsfreiheit formlos geworden, und bei dem Ringen dieser losgelassenen Geister noch zu unruhig, um neue Formen erwachsen zu lassen. Das fühlen wir Alle als ein Unbequemes, wenigstens als ein Unbehagliches, und haben es zuerst gefühlt in gesellschaftlicher Sitte und Mode. Darum haben wir auf diesem Gebiete zuerst einen Gewaltcoup gemacht: da wir Nichts neues schaffen konnten, sprangen wir fünfzig Jahre zurück und suchten das Heil im Bau aus Trümmern. Auf dem genann-

ten Gebiete des Salonslebens nennen wir diese Tendenz Rococo. Bliebe sie auf diesem Gebiete stehen, so wäre sie nicht der Rede werth. Aber sie greift unendlich viel weiter um sich, diese Krebsbewegung des Menschengeistes: sie müßte, wenn sie so im Gange bliebe, uns Alle geistig ersticken und moralisch in Fäulniß bringen. Darum wollen wir ihr in's Weiße vom Auge sehen, und erkennen, daß sie nichts ist, als eine schöngeschmückte Leiche, die im vorigen Jahrhundert einbalsamirt nun gespenstig umherschleicht, und mit Verwesungsduft unser junges Freiheitsleben erdrücken will.

Unter Rococo versteht man die auf das vorige Jahrhundert, auf die Perückenzeit und den Zopfstyl sich richtende Umwendung der Mode.

Jene Zeit ist von uns erst durch 50 Jahre getrennt. Aber was für 50 Jahre! Wer sie durchlebte, hat mehr gelitten und genossen, als wenn er in gleichmäßigen fortschreitenden Zeiten zwei Jahrhunderte auf dieser Welt zugebracht hätte. Die Revolution steht als gähnende Kluft zwischen den Großeltern und uns: nur in wenigen Epochen der Geschichte ist Altes und Neues so plötzlich und so herb auseinandergebrochen. Wir müssen uns wirklich erst klar machen, welcher Art und Gesinnung damals die Menschheit gewesen sei und wie sie geworden: aus unvermittelter Anschauung gewinnen wir diesen Begriff nicht mehr.

Parallelen klären auf. Die Zopfzeit hat eine solche schon in der alten Welt an dem seltsamen zweiten Jahrhundert nach Christus, besonders gegen dessen Mitte hin im Zeitalter der Antonine. Damals folgte auf die ungeheuren Stürme, in denen erst die ganze gebildete Menschheit unter das römische Zepter verweht, ihr selbstständiger Naturwuchs geknickt, zuletzt aber Rom selbst von aller republikanischen Luft gefegt und der Macht eines Einzigen unterworfen wurde, eine friedliche Zeit. Der Krieg rückte vor an die Reichsgrenzen, die Binnenländer verloren sogar die Uebung der Waffen, und Feinde sah Rom höchstens dann noch, wenn sie gefesselt den Wagen des Triumphators zogen. Natürlich erstarrte dabei das politische Leben; da die Herrscher durch Güte beliebt waren, kam sogar Niemand auf den Gedanken einer Revolution. Dieser hundertjährige innere Friede des mächtigen Reiches weckte aber eine andre Lust in der Menschheit auf, nämlich des Genießens, eines leiblichen, aber auch geistigen Schwelgens. Gepflanzt durch die Gunst des Publikums, oft durch kaiserliche Besoldungen, entstand ein neues Leben der Kunst und Wissenschaft, zwar nicht junge Gedanken, aber Wiedererzeugung früherer Schönheit erstrebend. Im täglichen Leben warf sich der ernüchterte Geist, nachdem ungeheure Erregungen zu erträglicher Prosa sich abgeglättet, auf bequeme Behaglichkeit, und wollte zu diesen auch die geistigen Schöpfungen anwenden. Anmuthige Spielereien des Meißels, Malerei, die in schmucken Wandgemälden sich faßlich und reizend verschwendete, Autoren, die mit lüsterner Grazie romanhafte Begebenheiten verkörperten, das war's, was die Bonvivants wollten. Selbst die Philosophie wurde Lehre des Genusses: Epikur hat damals seine meisten Bekenner auf Erden gehabt. Es war das heitre, aber nicht mehr volles Mittaglicht spendende Abendroth der Sonne, die einst die alte Welt verklärt hatte: eine glückliche, doch nicht von großen Ideen getragene, eine

nicht schlafende, doch durchaus ruhende Zeit. Am Ende wäre aber doch daraus der Tod geworden, wenn nicht durch die neuen Qualen der innern Militärkriege, durch den Sieg des Christenthums, endlich durch die Einwanderung der Deutschen der Schlaf wäre gescheucht, und ein neuer thatkräftiger Anfang gemacht worden.

Die Zopfzeit ist das antoninische Alter der Reformation. Auch ihr gingen die Glaubenskämpfe und der vernichtende Sturm des dreißigjährigen Krieges vorher. Dem schwärmenden, fanatischen Rausche folgte mit dem Friedensschlusse eine schreckliche Prosa. Deutschlands mittelaltrige Blüthe war abgestreift, die Nation mußte sich lange besinnen, lange repetiren, lange ideenlos sein, um Thatkraft für ihre hundertundfünfzig Jahre später nun eintretende Aufgabe zu sammeln. Mehr oder weniger aber ging es allen Völkern so, denn sie alle brauchten Ruhe, um die furchtbare Brandung der Reformation austoben zu lassen. Da aber der Mensch doch Etwas von geistiger Thätigkeit bedarf, so trat auch hier die Lust ein, wenigstens die gesellschaftlichen Formen (da die Theilnahme an den staatlichen verwehrt war, auch kein Interesse der Gesinnung dazu trieb) auf den höchsten Grad der Ausbildung zu bringen. Frankreich, seit Alters das formbildende Land, weil sein rascher Geist ohne feste Formen sich zerflößen und aufreiben würde, ging auch hier voran. Eine festbegrenzte, schulmäßig zugeschnittene Poesie begann: auch die Architektur nahm unwandelbare Typen an, und wurde traditionell. Gleichzeitig bildeten die Ritter, jetzt zu Kavalieren herabgesetzt, eine Galanterie aus, welche abgeschwächt, doch stets ihren Grundzügen treu bis auf die mittlern Stände sich ausdehnte. Kein Neues galt, wenn es nicht in alter Form auftrat. Da aber Formen, wo sie ohne neuen Geist nur künstlich gemacht werden, sich selbst überbieten müssen, so wuchs das Lockenhaar, das man dem antiken Apollo abborgte, zur Allongeperücke, der Haarbusch zum Zopfe aus. Der alte und malerische Wechsel der Kleidung schwand, denn die Zeit wollte keine Individualität; Schnitt und Naht beherrschte die geistige Selbstständigkeit. Man sank zurück in das Heidenthum, in den Epikuräismus des Glaubens und der Sittlichkeit; man borgte aus ihm Architektur und dramatische Stoffe, selbst die heidnischen Götter treten hier wieder auf, nicht als sittlich geglaubte, sondern in der Poesie als Formeln, in der Malerei als Staffage, in der Skulptur als reizende Nuditäten allenfalls mit Feigenblättern. In diesen Formen, welche Jeder für unzerbrechlich hielt, wie sie denn auch wirklich ein paar Jahrhunderte tyrannisch geherrscht haben, bewegte sich sicher und behaglich ein sociales Leben, welches der Gesinnung den esprit, dem Gemüthe die Galanterie zum Ersatz gab, ohne Liebe und ohne Haß, ohne Glut und Kraft, ohne vaterländische oder wahrhaft bildende Idee: denn die Männer des schöpferischen Geistes, Kleriker, Gelehrte, Künstler waren mit diesem Leben der Societät in geringer Berührung. Aber dennoch war dieß Sein nicht ohne Reiz, und vorzüglich die Frauenwelt konnte hier, geschützt von ihrem eigensten Elemente, der Sitte, eine anmuthige Herrschaft üben, sowie gleichfalls die unzerbrechlichen Formen den Minderjährigen an Geist und Herz, als schützende Dämme gegen die Ueber-

macht des Geistes, Raum gaben, ihr armseliges Lämpchen nach Kräften leuchten zu lassen.

Jene Formen sind zersprungen. Unsre Väter haben gejauchzt dabei — und wir sehnen und ziehen sie zurück?

Wir thun es, allerdings. Unser Geschmack hat angefangen, dem Veralteten sich wieder zuzuwenden. Das darf der Geschmack, nur muß er dann eine viel frühere Zeit zur Nachahmung wählen, das klassische Alterthum oder das Mittelalter, weil nur diese glorreiche Zeiten und schönheitliebende Formen gesehen haben. Wir aber gehen darauf nicht zurück, sondern auf die allerjämmerlichste Zeit, auf die beiden vorigen Jahrhunderte. Unser Gefühl ist richtig; wir wollen eben wieder Formen, bestimmte Lebensordnungen, feste Kunsttypen haben, und da wir sie nicht aus unserm eigenen, noch nicht beruhigten und ausgereiften Geiste nehmen können, fallen wir in die seltsame Verirrung, sie von den Großvätern zu borgen.

Irre ich nicht, so fällt diese Umkehr des Geschmacks in die Jahre nach der Julirevolution, die überhaupt nebst den an sie sich knüpfenden Unruhen die Welt ein wenig zum nüchternen Besinnen gebracht hat. In der Mode begann sie sichtbar zu werden: ein Beweis, daß die Sache von keiner Idee getragen ist. Statt der reichen, malerischen Trachten des Mittelalters, zu denen die Periode der Befreiungskriege hinneigte, schneidern wir wieder den verfitzten, geschnörkelten Rock, den zum Oberrock neigenden Halbfrack aus; die Hemd- und Hemdkrausen werden statt des einfachen, glattliegenden Schnittes krausgefältelt getragen, Knöpfe nähern sich der Tellergröße. Bei den Frauen tritt im Schnitt der Aermel und Taillen die verlebte Schnürbrustform noch einmal hervor, wie sie aus Bodel'schen Bildern wohlbekannt ist; auch die Ausstopfung unter der Taille spielt auf den Reifrock an. Dem entsprechen dann die Möbel. Die gradlinigen, antiken, einfachen Formen sind verhaßt, wobei aber keine Formen eingeführt werden, welche nun eigentlichen Kunstwerth hätten, sondern bizarre Schweifungen, rundgehobelte Ecken, und unnatürliche Schlangenlinien, welche durchaus keine Idee wecken, machen die Einrichtung kostspielig, ohne unsre Wohnungen wahrhaft zu verschönern. Selbst die alten Zeuge, Damast und schwere Seidenstoffe kommen wieder zu Ehren, nur ist das Alles ein wenig zugestutzt, und für die moderne Unsolidität berechnet, die doch Alles möglichst wohlfeil haben will. Unsre neuen Gemälde rahmen wir abermals in geschnörkelte Goldleisten ein, die nach wenig Jahren von dem Staube erblinden müssen, der sich nothwendig in die kleinen Vertiefungen einfrißt. Die rheinischen Dampfboote überbieten sich, ihre Pavillons und Kajüten mit Rococomalereien und Schnitzwerk auszuzieren. Wie seltsam spielt das Schicksal! Die Meißner Porzellanfabrik hatte aus ächt sächsischer Zähigkeit ihre Biscuitformen aus dem vorigen Jahrhundert noch aufbewahrt, während die Berliner sie zerschlug, und siehe da — jetzt kann sie dieselben wieder gebrauchen, denn die Amorchen, flötenblasenden Schäfer, Porzellanaffen und eleganten Hirtinnen, Chinesen und Türken, welche wir mit dem alten Hausrath der Ahnen längst unter's Gerümpel geworfen, paradieren nun schon wieder als Nippsachen auf den elegantesten Consolen. Selbst in die

Kunst reißt dieses geistlose Spielzeug ein. Wir haben längst wieder Geschmack an den vor 10 Jahren noch so verachteten Prachtschlössern des 17. und 18. Jahrhunderts gewonnen, wir erkennen die breite Bequemlichkeit dieses Styls, die Wohnlichkeit der Gemächer, die Anmuth der mit ihnen zusammenhängenden französischen Gärten mit ihren graden breiten Alleen, welche uns beim Spaziergang gesammelt halten, und in vernünftiger Verbindung mit den Gebäuden stehen. Dem gegenüber können wir uns nicht läugnen, daß wir noch immer keinen rechten Baustyl haben und gleichsam in beständigen Experimenten mit allen möglichen Stylarten vergangener Zeiten begriffen sind. Kein Wunder, wenn also schon in Sachsen, dem Lande, wo der Zopf noch im letzten Todesröcheln verstöhnte, derselbe nun wieder auflebt, und das neue Theater in Dresden im Schneckenstyl aufgebaut wird. Wer kann wissen, wie weit hier die menschliche Seltsamkeit den Unfug noch treiben wird? In der Literatur zeigen sich gefahrdrohend ähnliche Erscheinungen. Rückert, nachdem er in allen möglichen Völkerformen sich herumgedreht, hat mit Dichtungen in entsetzlichen Alexandrinern aufgehört; Freiligrath hat dieselbe Form zu erneuern gesucht und zahlreiche junge Dichter sind ihm bereits nachgefolgt. Wer sollte es glauben, daß dieser im Französischen leidliche, im Deutschen unerträgliche Klappervers noch irgend Jemanden im Ernste gefallen könnte — und doch ist er für den Augenblick Mode. Endlich in der Prosa — wer will es läugnen, daß wir nach einer Zeit vielleicht zu strenger Sprachreinheit wieder in die Sprachmengerei des vorigen Jahrhunderts zurückgesunken sind! Das junge Deutschland schillert mit Fetzen aus allen Sprachen, und Pückler-Muskau hat in seinen Anfangswerken ein wahres Mosaik von Deutsch und Französisch zu schauen gegeben.

Finden wir nun im Gebiete der Kunst, die doch das Allerfreiste, das ewig Jugendliche ist, einen solchen Rückschritt in untergegangene, längst verblühte Tendenzen hinein, wie sollten in Politik und Kirchenthum ähnliche Krebsbewegungen fehlen?

Im Politischen muß die Gesinnungslosigkeit der studirenden Jugend als eine solche erscheinen. Seltsam! während in frühern Zeiten der Menschheit bei der Wissenschaft die Aufgabe war, Freiheit zu begünstigen, während in den Befreiungskriegen die Studenten zumeist und zuerst die Freikorps bildeten, während auch in der Gegenwart die Dozenten für's Recht, Brod und Amt vielfach aufgegeben haben, seltsam, daß nun die Mehrzahl der studirenden Jugend, in philosophische Träume versunken, oder vom Prakticismus des Brodstudiums verknechtet den politischen Todesschlaf schläft. Und da red' ich noch von den bessern! Denn wie viele verströmen in ganz rohen Genuß die Glut ihrer Jugendbegeisterung! Während unsre Greise jetzt jünger sind als unsre Knaben, kommen wir selbst gewöhnlich erst als Männer zu dem Bewußtsein unsres Bürgerthums und der allgemeinen Aufgabe des Mannes, Schirmherr des Rechtes zu sein. Wie wenige deutsche Jünglinge mögen sich für Candia's Freiheit begeistert haben: wie wenige hätten, ehe Becker's Lied klang, freiwillig gegen Frankreichs Raublust sich unter die Fahnen gestellt! Das war nicht so in den Jahren 12 bis 15, und auch hernach nicht, so lange die Burschenschaft bestand! Nun aber ist die alte schlechte Zeit wieder

über die Studenten gekommen, die Zeit, da man glaubte, ein deutscher Gelehrter habe sich um nichts zu kümmern, als um die Bücher, und ein Pfarrer brauche nichts zu wissen, als das Evangelium. So entsteht ein Beamtenstaat ohne kräftiges Rechtsbewußtsein, eine Geistlichkeit, welche sich scheut, auf dem Lande deutsche Sitte zu wecken, eine Schule von Jugendlehrern, die jede Selbstständigkeit der Schüler als burschikose Träumerei niederdrückt.

Aehnlich, obwohl gesinnungskräftiger und bewußter, ist die Bestrebung des Adels, frühere Zustände neu zu erwecken. In ihr liegt auch nichts Mittelaltriges mehr, denn im Mittelalter war der Adel der Wehrstand, und als solcher der Auszeichnung werth. Das ist durch Pulver und Konskription zu Ende. Nein, es soll wieder werden wie vor der Revolution, wo der Adel neben der Kirche die größten Güter in Besitz hatte, und so, als Geldaristokratie, Bürgerthum und selbst Monarchie im Schach hielt. Man knüpft den Adel mit Grundbesitz zusammen, man macht die Erbfolge patriarchalisch, und läßt doch die Erblosen nicht wie in England bürgerlich werden, so daß sie nun dem Gewerbleben verfielen. Vielmehr vertraut man diese der Macht des Blutes, und, was dasselbe ist, der Gunst des Staates an. In allem dem wird der Adel nicht wieder Herr, wie im Mittelalter, das ist für ewig vorbei, weil die Monarchie ihm nie wieder den Blutbann geben wird, aber es wird wie vor 100 Jahren: der Adel wird, indem er die großen Besitzungen nie vermindern, aber nach Belieben vergrößern darf, auf's neue der Erdrücker der kleinen Bauerschaft werden, und am Ende unter der gesetzlichen Form der Verpachtung und Halbwinnerei doch die Frohn- und Spanndienste wieder gewinnen. Für den Augenblick ist dieß System gut, denn es gibt der bürgerlichen Industrie, der Macht des baaren Geldes und dem Geldstolze ein immer noch edleres Gegengewicht, und bewirkt einen großartigen Betrieb der Oekonomie. Auf die Dauer aber muß dieses neue Adelthum fallen, wäre es auch nur vor der Gesinnungskraft der Bauern, indem diese ihren Vortheil begreifend unter keiner Bedingung ihre Güter an die großen adlichen Grundbesitzer verkaufen, vielmehr zur Selbstständigkeit mittelaltrigen, westphälischen Bauernthums sich erheben werden.

Dürften wir endlich in die höhern Sphären des Staates hinaufsteigen, so muß da als Rococo das Protections- und Konnexionswesen bezeichnet werden, welches bedeutend an die Periode zu erinnern anfängt, da man ohne einen Gönner beim Hofe nicht einmal das Recht durchzusetzen vermochte. Auch jetzt, durch wie manche Hinterthüren muß der schleichen, der rasche Beförderung will! Wie sichtbar und ganz unversteckt tritt der Nepotismus stellenweise hervor! Wie papieren ist die Verwaltung in den Händen der Bureaumenschen geworden! Und eben dies war die Ansicht der vorigen Jahrhunderte, den Menschen nicht zu messen nach Person und Verdienst, sondern ganz eigensüchtig nach dem Verhältnisse, in dem er zu mir selber steht durch persönliche Gunst, durch Verwandtschaft oder durch Empfehlung eines Freundes.

Auf die Kirche als die höchste Lebensform der Menschheit wollten wir zuletzt kommen: wir können es nicht ohne Schmerz, denn sie ist theilweise in hohem Grade im Zurückschreiten begriffen.

Der politischen Revolution Frankreichs war in Deutschland eine kirchliche Durchschütterung vorhergegangen, deren Verdienst es ist, Schranken gesprengt, Formen gelöst zu haben. Durch Kant war statt der scharfgezackten kirchlichen Bekenntnisse, in welche sich die europäische Menschheit zerstückt hatte, die sittliche Forderung zur Anerkennung gekommen. Diese ist nur Eine für die ganze christliche Kirche. Indem Kant zugleich die philosophische Ungewißheit der bestehenden Systeme nachwies, trachtete man wenigstens jenes eine Feste zu behaupten, daß in dem Stifter des Christenthums eine höchste und reinste Menschheit, ein vollkommen ideales Vorbild des sittlichen Handelns auf Erden erschienen sei. Diesem Gedanken gegenüber schwanden die Schranken der einzelnen Konfessionen, zumal da nun das politische Leben in den Vorgrund trat und die Kontroversen verdeckte. Gewiß, in der Zeit des deutschen Unglücks und wiederum des siegreichen Kampfes mit Frankreich haben sicher nur die Schlechten und Halben noch an die konfessionelle Spaltung gedacht. Die protestantische Kirche Preußens zog aus dieser allgemeinen Stimmung mit besonnener Raschheit ein höchst günstiges Resultat, dem sich bald kleinere deutsche Landeskirchen anschloßen. Im Jahre 1817, wo die unmittelbare Vergangenheit noch gewaltig nachwirkte, hoben nach 300jährigem oft blutigem Kampfe die lutherische und reformirte Kirche auch die äußern Schranken auf, welche im Gemeinwesen, Kirchengut, Pfarrerbesoldung und Form des Abendmahls noch bestanden. Auf dieser Union ist die gesammte kraftvolle Fortenwickelung besonders der rheinischen Kirche gegründet. Aber während der alte Gegensatz schwand, hub sich nun in beiden vereinigten Kirchen eine Partei hervor, welche im Gegensatz jener sittlichen Richtung die Formeln des alten reformatorischen Glaubens, die Dogmatik des 17. Jahrhunderts mit all' den Schnörkeln und Zacken, die sie barock zieren, zu neuer Bedeutung heben will. Der Pietismus macht das Christenthum wieder engbrüstig, da er Gott nur im Weihrauchdampf der Kirche zu finden meint und sein Rauschen da draußen in Natur, Geschichte und Schöpfungen des Menschengeistes theils überhört, theils dem Geiste der Finsterniß zuschreibt. Der Orthodoxismus, ebenso fanatisch, obgleich kälter und weniger thätig, macht von der Annahme bestimmter Lehren ewiges Heil und ewige Verdammniß abhängig. Beide Richtungen führen zum Tode, weil ihnen der thatschaffende Gedanke fehlt: beide sind bange vor dem Geiste der neuen Zeit, welchen sie so gern als den Weltgeist brandmarken: beide endlich hindern die freudige Anerkennung des Christenthums bei denen, die zu freisinnig sind, um Formeln für das Höchste zu halten. Wer aber will läugnen, daß diese beiden Bestrebungen aus den vorigen Jahrhunderten vererbt sind, also mit zu dem moralischen Rococo der Zeit gehören? Doch ein noch strengeres Gericht wird einst die Geschichte über die katholische Kirche unserer Zeit aussprechen. Diese zerfällt mit Ausnahme einer sehr kleinen Minderzahl in zwei große Hälften: in die gleichgültigen Meßbesucher und in die fanatischen Formeneiferer. Die Letzteren heben Lehrsätze als die allerwichtigsten heraus, welche für die Gegenwart keine Bedeutung mehr haben. Das fühlen die Ersteren: statt aber auf Grund und Wurzel der katholischen Kirche, auf die apostolische Zeit und die Schrift, mit dem Ernst des

Denkers und der freudigen Kraft des Glaubens zurückzugehen, machen sie äußerlich Ceremonien mit, von denen sie keine sittliche Weihe zu empfangen sich selber sehr wohl bewußt sind. Diesen also ist Kirche und Kultus eine bloße Form der äußern Bürgerlichkeit, mit der sie nicht mehr durch die Forderungen des Gemüthes zusammenhangen: ihre Sittlichkeit steht ganz für sich da, zwischen dem religiösen und praktischen Leben ist in ihnen keine Einheit. Sie können uns bei unserer Betrachtung kaum interessiren, da sie in kirchlicher Hinsicht eben völlig tendenzlos sind.

Wichtiger aber sind die Fanatiker. In diesen stellt sich die retrograde Bewegung dar, und wirklich liegt in ihrem Eifer ein christliches Element versteckt. Sie fühlen, daß das Christenthum auf die Weltverhältnisse zu wirken von Gott bestimmt ist, und lassen in der That von dem, was sie für Christenthum halten, sich in ihren politischen und socialen Bemühungen leiten. Gesinnung ist vorhanden, so gewiß wie im Adelsmajorat eine Gesinnung ist: welche jedoch, kommt zunächst in Frage. Faktisch läßt sich nicht leugnen, daß jene Richtung die Bande des Staatslebens aufgelockert hat, nicht durch Empörung, aber durch Mißtrauen und scharfe ängstliche Absonderung: eine böse Frucht, die von ihrer Wurzel kein günstiges Zeugniß ablegt, denn der Staat ist das wahre von der Geschichte gegründete Heiligthum der modernen Welt. Denn das ist der Fehler dieser Richtung, daß sie den Gläubigen über den Menschen und Bürger setzen in sich wie in andern, also die Liebe, die auf die gesammte Menschheit sich beziehen soll, auf die Konfessions- und Systemverwandten richten. Da nun aber die Geschichte längst das Gefühl für die Gesammtmenschheit für das Allerhöchste erklärt hat, so muß jene Richtung eben der Geschichte und ihrem Gange sich opponiren und Zustände als die höchsten preisen, die doch selber durchaus engherzig und partikularistisch waren. Damit schneidet sie sich die wahrhaft sittliche Einwirkung auf die lebendige moderne Gegenwart ab, sie kann in dieser mit stiller Verbitterung nur Abfall vom guten Prinzip sehen, und sucht nun, da die Großartigkeit des ideenreichen mittelaltrigen Papstthums nicht mehr zu gewinnen steht, im Geiste des Jesuitismus der vergangenen Jahrhunderte sich kleinlich an unbedeutende Streitfragen, Rechtskränkungen und Lehrsätze anzuklammern, da und dort einen geringen Vortheil, einen Proselyten oder eine politische Macht zu gewinnen. Am Ende aber, wo gibt es ein seltsameres Rococo, als die Stiftung neuer Klöster oder die Kanonisirung neuer Heiligen? Auch hier also Veräußerlichung, Isolirung, Formulirung: statt der lebendigwirkenden Kanzelrede, die jener Kirche noch so sehr fehlt, ein Festhalten an der Ceremonie, ein Bestreben, Prozessionen und Wallfahrten wieder in Schwung zu bringen: statt kräftigen und deutlichen Jugendunterrichts in den Grundwahrheiten der religiösen Ethik und fester Einpflanzung der historischen ewigwirksamen Grundlage des Christenthums eine spitzfindige Hervorhebung und Begründung der Unterscheidungslehren, mit einem Worte: immerdar die Kirche statt der Menschheit, das Dogma statt der Liebe, den Buchstaben statt des Geistes, und eben darum von früh auf der religiöse Tod statt des thatkräftigen Lebens der Glaubensfülle.

Wie trüb ist uns doch diese Betrachtung unter den Händen gewor-

den! Wie verzagt muß uns eine Gegenwart erscheinen, die entweder als Weltschmerz die Hoffnung der Besserung aufgibt, oder weil sie nicht rasch genug das Beste aus sich zu bilden weiß, künstlich die zerbrochnen Formen wieder zu leimen sich bemühet! Freilich. Aber wer wird's uns läugnen, daß dieß Alles nur Uebergänge sind? Seitdem die süße Ruhe des Mittelalters aufgehört hat, weht eine scharfe, klare Luft durch die Welt, es ist die Märzluft der Freiheit, die eben wettern und stürmen muß, damit der Mai seine bereite Statt finde. Da mochte es wohl der Menschheit bange werden, als die großen Formen des Feudalismus, des Kaiserthums, der Hierarchie einstürzten, und sie nun kalt und zitternd dastand, in dem mächtigen Sturmeshauch der Geschichte. Es ist ihr zu verzeihen, wenn sie nach alten Bauresten griff und sich ein Häuschen zusammenstümperte. Man wurde heidnisch in Italien, indem man die alten großen Heiden las: Wiedergeburt hellenischer Form erschien als das Größte, und die Zopfzeit entstand. Dann wollte man das Mittelalter rehabilitiren als Romantik: das endete mit dem Weltschmerz, so wie das klassische Bestreben geendet hat mit Schillers wehmuthsvoller Klage um den Sturz der hellenischen Götterwelt. Was Wunder, daß man nun anfängt, die folgenden Jahrhunderte selbst wieder nachzuahmen? Nun aber bleibt uns zur Nachahmung Nichts mehr übrig: wir sind bei uns selbst angekommen, nachdem wir erfahren haben, daß die Weisheit der Ahnen den Enkeln nichts mehr nützen kann. Hier gibt es nur Eine Aufgabe: unsre Zeit klar zu begreifen, und mit eigner Schöpferkraft heraufzurufen, was ihr Noth thut. Der Grundfehler war bisher, daß die Menschheit eben die Schöpferkraft ihres eignen Geistes nicht gekannt hat, der in immer neuen Formen sein Leben entfalten muß. Selbst dieß Neue zu schaffen, das kann Niemand sich mit Bewußtsein vornehmen: vielmehr pflegen die größten Erneuerungen der Welt planlos zu beginnen; aber hoffen auf dieß Neue und glauben an die Zukunft, das soll Jeder, und Jeder genießt in diesem Vertrauen das Gute, Glückliche, Schöne im voraus, dessen Verwirklichung freilich erst die Enkel schauen werden. Nicht einmal zum Propheten darf sich der einzelne Mensch aufwerfen: aber wie die neue Welt sich gestalten werde, das läßt sich in großen allgemeinen Zügen darstellen. Die Kirche muß äußerlich Eine werden, wie sie innerlich als Eine von Ewigkeit her vorhanden ist. Darin liegt, daß sie so weitherzig werden muß, um jede sittliche Kunstbestrebung, jede auf Wahrheit redlich gerichtete, wissenschaftliche Forschung in sich als eine befreundete aufnehmen zu können. Dann vermag die Kunst bildend zugleich und erfreuend in's tägliche Dasein einzutreten, weil sie von der Religion gestützt und empfohlen wird, und die großen Ideen der Denker werden sich rasch auch in die Masse hineinleben, weil man sie ohne Argwohn prüfen wird. Der Staat wird nicht als eine äußere Macht mehr, sondern von Jedem als in ihm selber mitbegründet betrachtet werden, so daß der Gehorsam gegen denselben zur höchsten Freiheit wird. Tritt so in Kirche und Leben die Gesetzlichkeit zurück, indem das Gesetz frei erfüllt wird, so kann sich die Individualität kühner entfalten, und eine Societät sich bilden, die nicht mehr im Unterdrücken, sondern in der Hervorhebung, ja Hervorbringung des Einzelnen, des Persönlichsten ihre Triumphe feiert.

Die Schönheit, wenn sie erst als Kunst verkörpert, das gesammte Leben ähnlich wie in Athen durchdrungen hat, wird die Erzieherin unserer Kindheit werden, und da Wohlerzogene von selbst das Gemeine hassen und den Anstand bewahren, so können alsdann alle Formen des Lebens ohne Schaden für die Sitte unendlich freier, anmuthiger, kecker werden. Hat die Menschheit Anfangs für die Wahrheit, dann für das Gute gekämpft, so wird das Ringen nach Darstellung vollendeter Schönheit ihre letzte und höchste Einigung und Verklärung werden. Uns aber ziemt es den Muth zu erhalten und die Besonnenheit, daß wir lieber einsam stehen als mit der Masse in Richtungen hineinstürzen, die nur noch Gespenster sind: uns ziemt es das Losungswort „Vorwärts“ in die Wirrsale und in die Ermüdung der Zeit unablässig hineinzurufen, und selber wach zu bleiben und gewappnet, damit der große Sonnentag der Menschheit, dessen Morgenröthe eben erst heraufdämmert, uns nicht plötzlich mit blendendem Glanze überrasche.

Der Socialismus in Frankreich seit der Februar-Revolution.

Von S. Engländer.

P. J. Proudhon.

III.

Proudhon ist frei. In der Entwicklung und im Verständnisse seiner Freiheit liegt die Darstellung und Auffassung seines revolutionären Charakters. Er ist ein Individuum und besitzt alle Erhabenheit, alle Größe, allen Stolz und allen Egoismus, welche eine solche Selbstständigkeit und Einsamkeit mit sich bringt. Nie hat er sich einer Partei angeschlossen, nie einen andern Wegweiser gekannt, als seinen Bildungstrieb; für ihn gibt es keine anderen Gesetze, als die seiner eigenen Natur. Seine Freiheitsliebe ist so maßlos, daß sie an Eigensinn streift. Es genirt ihn, einen Genossen zu haben, weil dieser Einfluß auf ihn nehmen könnte. So oft daher Jemand mit ihm den gleichen Weg verfolgt, trennt er sich barsch von ihm, und verfolgt sein Ziel lieber auf einem Umwege. Selbst die Propaganda seiner Ideen nimmt dadurch einen eigenen Charakter an. „Ich will weder Regierender noch Regierter sein,“ sagte er einmal. Dieser Egoismus geht so weit, daß er sich selbst um seine Schüler, um sein Publikum gar nicht bekümmert; alle seine Schriften sind Monologe. Auch auf seine Polemik hat dieses großen Einfluß. Im Augenblicke des wissenschaftlichen Streites fühlt er sich an seinen Gegner gebunden, und deßhalb sind seine Widerlegungen so eilig, so grob, ja selbst mitunter so voll Haß. Jede Polemik endigt er damit, daß er sich von seinem Gegner losreißt. Er fühlt den freien Pulsschlag des Lebens nur voll und kräftig, wenn er die Polemik abgebrochen hat, und wieder einsam da

steht. Es ist ihm dann zu Muthe, als ob er sich von einer Leiche, an die er gefettet gewesen, losgemacht hätte. Merkwürdig ist in dieser Beziehung sein polemischer Briefwechsel mit dem einzigen Oekonomisten, der einen ehrlichen Kampf gegen Proudhon geführt, mit Bastiat. Man sieht es Proudhon in diesem Briefwechsel an, daß ihm die unmittelbare Nähe Bastiat's lästig sei. Er schließt jeden Brief mit der Hoffnung, daß es der letzte sein werde, und beginnt jeden folgenden mit sichtlicher Ueberwindung. Plötzlich reißt er sich von Bastiat los, beendigt auf einmal unheimlich den Streit, und sein letztes Wort ist: „Herr Bastiat, Sie sind ein todter Mensch!"

Proudhon ist ein so ungestümer, unerbittlicher Vertheidiger der Freiheit, daß er sich vor Allem, was die Freiheit des Individuums selbst zu seinem Vortheile beschränkte, entsetzt. Er will keinen mechanischen, sondern einen organischen Gesellschaftsverband, er will dem Menschen mitten im Gewühle des Lebens seine Einsamkeit, den Quell alles Großen, bewahren, und kennt kein schöneres Bild, als den Nachen, der von einem einzelnen Manne gelenkt, auf wüthender See herumtreibt. Selbst die Arbeit ist ihm synonym mit individueller Freiheit. „Wenn Ihr davon sprecht," ruft er in einer seiner Broschüren aus, „die Arbeit zu organisiren, so ist dieß gerade so viel, als ob Ihr Euch vorsetztet, der Freiheit die Augen auszustechen." Er will die Freiheit für sich, sowie für seinen Gegner, für die Welt. Er treibt den Kampf bis zur Erbitterung, aber er wendet sich schaudernd vor der Waffe der Reaktion ab. Wenn heute die Jesuiten und Ultramontanen, denen jetzt die Welt gehört, fielen, so würde er doch keine Reaktion gegen sie unternehmen. Nur die Widerlegung, nicht die Unterdrückung scheint ihm menschlich, und revolutionär ist ihm nur derjenige, welcher die unbeschränkte Freiheit als Grundsatz der Revolution aufstellt. Deßhalb zeigte er sich in seiner ganzen Erhabenheit, als der Generalprokurator den Antrag stellte, ihn wegen eines Artikels, den er geschrieben hatte, zu verhaften. Als man die Nationalversammlung um Bewilligung dieser gerichtlichen Verfolgung gegen ihn anging, hielt er (14. Februar 1849) eine Rede, die mit den Worten schloß: „Bürger! Ich erwarte die Entscheidung der Versammlung ohne die mindeste Unruhe, denn ich bin, merken Sie das wohl, Einer von Jenen, welche man widerlegt, aber die man nicht straft."

Alles, was Proudhon zur Organisation der gegenseitigen Beziehungen der Menschen vorgeschlagen hat, geht aus dieser seiner brennenden Verehrung der Freiheit hervor. Er will, daß ein Mensch dem Andern gerade so viel leiste, als ihm geleistet wird, nicht mehr noch weniger. Wegen seiner Freiheitsliebe zieht ein solcher Haß gegen die Privilegien des Eigenthums durch alle seine Schriften. Er will dem Eigenthume die Krone abreißen, um Freiheit in die Gesellschaft zu bringen. Das ist der Sinn seines Socialismus. Sein Freiheitsdurst läßt ihn gegen Alles und Jedes, ja sogar gegen sich selbst rebelliren. Seine „Confessions d'un Revolutionnaire" sind in dieser Beziehung eines der merkwürdigsten Bücher, welche wir besitzen. Nie hat ein Mensch in einem Gefängnisse eine so muthige Sprache geführt. Wir stehen vor dem Gitter seines Kerkers und lauschen seinen Worten, die nur ihn um seine Freiheit be-

neiden lassen. Er ist in der Macht der Regierung und beweist ihr kaltblütig, daß sie Gift in den Adern habe und zu Grunde gehen müsse. In seiner engen Zelle vernichtet er den Begriff der Regierungsgewalt, die Renten des Kapitals, alle Grundlagen der alten Gesellschaft. Er zerbröckelt die Welt in Nichts, steht zuletzt siegreich auf dem allgemeinen Schild und bricht in ein Lob der Ironie aus; verspottet sich selbst, so wie alles Uebrige. Nachdem er das ganze Buch hindurch unterirdisch gewühlt, Alles minirt und in die Luft gesprengt hat, gelangt er dadurch plötzlich zur reinen, heitern Tageshelle der Ironie, welche allein vor Stillstand schützt, weil sie nie ihre eigenen Werke anbetet, und das Bestehende verspottet. Nachdem er den Gouvernementalismus und das Kapital vernichtet hat, preist er die Ironie als die einzige wahre Freiheit. Er endigt in seiner Einsamkeit mit einem erhabenen Gelächter, das von Wenigen verstanden wird. Sein Buch schließt mit den Worten: „Ironie, wahre Freiheit! Du hast von mir ferne gehalten den Ehrgeiz der Gewalt, die Knechtschaft der Parteien, die Ehrfurcht vor der Gewohnheit, den Patriotismus der Wissenschaft, die Bewunderung der großen Herren, die Mystifikationen der Politik, den Fanatismus der Reformatoren, den Aberglauben dieser Welt, und was die Hauptsache ist, die Selbstvergötterung. Als der Weise auf dem Throne, ein Halbgott in dieser Welt, ausrief: O Eitelkeit der Eitelkeiten, da warst Du es, die sich ihm offenbarte. Du warst der spiritus familiaris des Philosophen, der Dogmatikern, Sophisten, Hypocriten, Atheisten, Epicuräern und Cynikern mit einem Male die Masken herabriß. Du warst der Trost des sterbenden Gerechten, als er am Kreuze für seine Henker betete: Verzeihe ihnen, mein Vater, denn sie wissen nicht was sie thun. Süße Ironie! Du allein bist rein, keusch und edel. Der Schönheit gibst Du die Anmuth, und der Liebe die Würze, Du führst zum Mitleid durch Duldsamkeit, Du vernichtest ein menschenmörderisches Vorurtheil, Du lehrst dem Weibe die Bescheidenheit, dem Krieger die Kühnheit, dem Staatsmanne die Klugheit. Dein Lächeln bannt die Zwietracht und den Bürgerkrieg, Du schließest Frieden unter Brüdern, Du schaffst dem Fanatiker und Sektirer Genesung. Du bist die Lehrerin der Weisheit, der Genius der Vorsehung und auch die Tugend, o Göttin, bist Du! O komme, meine Gebieterin, und gieße über meine Mitbürger nur Einen Strahl des Lichtes aus, nur einen Funken wirf in ihre Seele von Deinem Geiste, damit mein Bekenntniß sie aussöhne, und die unvermeidliche Revolution in Freude und Jubel sich erfülle.“

Dieses Recht des Individuums, frei und vereinzelt stehen zu dürfen, fordert Proudhon nicht nur für sich selbst, sondern er schreibt es jedem Einzelnen zu, und hält mit ihm nur jene Gesellschaftseinrichtung für gut und vernünftig, in welcher der Individualismus seine vollste Befriedigung findet. Im jetzigen Staate ist dieß nicht der Fall, weil in demselben das Individuum regiert wird, und seine arbeitende Thätigkeit unfrei ist. Proudhon hält daher jenen Zustand für den idealen, in welchem Regierung und Gesellschaft identificirt sind, und nicht mehr unterscheidbar werden. Diese Rückkehr der Regierung auf ihren Ursprung, dieses Zurückfließen des Individuellen in die Gesammtheit ist ihm das Urbild der

Freiheit. Seine Anschauung des bestehenden Staates ist die Verzweiflung des Menschen an der Geschichte, sie ist das gewaltsame Losreißen der Freiheit von den jahrtausendjährigen Ketten, mit welchen sie durch das Regieren belastet wurde, sie ist die Erkenntniß, daß es der Würde der Menschheit widerspricht, regiert zu werden, daß ein Uebertragen der Souveränität, sei es an einen Monarchen oder eine Volksvertretung lügenhaft und trügerisch sei. Seine Anarchie ist nicht zerfließend, sondern bildend, sie ist die reinste, menschliche Gestaltung, die Nothwendigkeit der Freiheit, der Zwang zur Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, das für die Masse unbequeme Mündigsprechen Aller. Seine Aufhebung des Staates ist die Schöpfung des wahren Staates, der ersten, freien menschlichen Solidarität, in welcher jedes Individuum zur Geltung kommt, die menschlichen Interessen reiner und tüchtiger durchgeführt werden. Seine Abschaffung der Regierung ist nur die Einführung der Selbstregierung, die Organisation des allgemeinen Stimmrechtes, die Verschlingung aller Thätigkeiten zur freien Anstrebung des schönsten Zieles der Menschheit. Proudhon betrachtet die Regelung der freien Stellung des Individuums zum Individuum als die einzige Aufgabe der Gesellschaftswissenschaft. Das ganze Uebel unseres gesellschaftlichen Zustandes findet er darin, daß die Reziprozität verkannt und verletzt wird. Deßwegen ist auch in ökonomischer Hinsicht sein Streben bloß nach Gerechtigkeit im Tausche, der Organisation des Kredits und der wahren Gegenseitigkeit gerichtet. Indem er daher damit anfängt, das Individuum aus dem Staats- und Menschheitsverbande heraus zu reißen, und in seiner vollen Einzelberechtigung hinzustellen, führt er alle freien Individuen wieder zur wahrhaft menschlichen Verbrüderung zurück. Diese aus der Läuterung des Egoismus hervorgehende Einigung besteht jedoch nicht in der communistischen Solidarität Louis Blanc's, sondern in einer mutuellen Solidarität. Proudhon will daher einerseits die unabhängige Centralisation der sozialen Funktionen, anderseits die gegenseitige Garantie des Kredits. In diesen beiden Formeln, die wir noch näher erklären werden, ist sein ganzes Gesellschaftsbild erschöpft. Er führt uns durch den Egoismus zur wahren Brüderlichkeit, oder, was dasselbe sagen will, er widerlegt den Egoismus durch sich selbst. Die ökonomische Seite seines Prinzips gewinnt durch diesen Weg, wie wir sehen werden, eine tiefsinnige Originalität. Er erwürgt die Geldmacht mit ihren eigenen Händen, er entreißt dem Kapital seine Waffe, um es mit derselben zu tödten. Das Wechselgeschäft verwandelt er in eine Revolution, und macht das bisherige Mittel des Wuchers zum Mittel der Befreiung der Arbeit. Die Kapitalisten hatten sich der Erfindung des Wechsels bemächtiget und aus derselben ein Monopol gemacht. Proudhon gibt diese Erfindung der ganzen Gesellschaft zurück. Er generalisirt und demokratisirt den Wechsel, er republikanisirt den Kredit, und schafft hierdurch eine wahre Solidarität, die den Gegensatz des Communismus bildet.

Proudhon's Anwendung des Grundsatzes der Freiheit auf ökonomische Verhältnisse soll später erörtert werden, da wir hier bloß mit der politischen Seite seines Systems zu thun haben. In dieser Hinsicht heißt Freiheit jedes Einzelnen Souveränität des Individuums, und da

Einer dem Andern gleich ist, so kommen wir hierdurch zur freien Solidarität, zum Volke. Das Volk ist daher der letzte und höchste politische Begriff, den Proudhon aufstellt, und in ihm findet er eine solche Befriedigung, daß er den Staat als überflüssig, ja als ein Hemmniß des Volkes läugnet. Man muß an die Existenz des Volkes glauben. Es gibt ein Volk, wo es eine Geschichte gibt. Aber wo ist es, dieses Volk? Wann vernimmt man seine Stimme? Wer stellt es dar? Wo weht sein göttlicher Hauch? Das Volk liegt lange Zeit starr und betäubt. Wann wissen wir, daß es erwacht sei? Wann denkt es? Auf welchem Schlachtfelde steht es, in welchem Reiche erblickt es sich wieder, welcher Redner spricht seine Gedanken aus? Das Volk brachte bisher nur die Helle des Blitzes in die Geschichte, man muß dahin streben, daß es als Tageslicht in dieselbe trete.

So oft das Volk in seiner Gesammtheit sich erhebt, kommt stets etwas Großes zu Stande, das unbefleckt vom Eigennutze bleibt und die Menschheit weiter befördert. Jede Bewegung seines Riesenleibes läßt alles Individuelle, an sich ungebührend breit gemacht, verschwinden. Die geheime, tiefsinnige Macht, die sich in derselben offenbart, findet dann stets das Schlagwort der Zeit, welches Allen auf den Lippen gelegen hatte. Wenn diese Lösungs- und Rettungsworte, welche die allgemeine Volksvernunft in ihrer kindlichen Größe auffindet, für die Menschheit nie ihren ganzen Segen ausbreiten, so liegt dieß nur an der kümmerlichen Deutung, welche die Erben der Volksthat ihnen geben, oder in der Ohnmacht ihrer Durchführung. Alle geschichtliche Bewegung besteht aber bloß darin, daß bald ein geniales Individuum die Volkskraft bändigt und sie seinem Zwecke dienstbar macht, bald diese Volkskraft maßlos aufsteigt und sich an dem Individuum, von dem es gebändigt worden, dadurch rächt, daß es alles Individuelle verschlingt. Weder das geniale Einzelindividuum, noch die gesammte Volkskraft werden in ihren Thaten verstanden, beide werden wegen derselben gelästert und gehaßt, und dennoch besteht bloß im Hervortreten des einen oder der anderen aller Fortschritt in der Geschichte. Beide Hebel der Geschichte stehen sich jedoch feindlich gegenüber, jeder Genius haßt, ja verachtet das Volk, und die Tatze des letzteren zerschlägt stets den Götzen, welchen die Menschen aufrichten. Die geschichtliche Deutung kann noch weit eher eine große Einzelthat begreifen, als eine große Volksthat. Es ist, als ob ein mystischer Schauer vor sich selbst den Menschen den Thaten des Volkes gegenüber ergreife, und sein Atheismus gegen das Göttliche im Volke geht so weit, daß er sogar überhaupt alles bewußte, vernünftige Thun des Volkes läugnet und in seinen Erhebungen nur ein wildes, unvernünftiges, unberechtigtes Element erblickt, dessen Walten bloß der Zufall zu einer heilsamen Wirkung gebracht habe. Der Mensch ist sein eigener Gottesläugner, deßwegen besteht die Scheu vor dem Volke, und deßwegen wurden die Regierungen erfunden. Aber es bleibt doch wahr, daß nur entweder einzelne Genien oder das sogenannte Volk Großes vollbringen, und alles Uebrige Rückschritt, Mittelmäßigkeit, Erbärmlichkeit sei. So wie der Knabe Daniel, als er im Tempel lag, lauschte, ob er nicht die Stimme Gottes vernehme, so müssen wir stets auf eines dieser beiden

Orakel horchen, und wir taumeln blind und ängstlich fort, wenn wir trotz allem Horchen keine dieser beiden Stimmen vernehmen. Die Gesellschaft wird aber dann am Vernünftigsten eingerichtet sein, wenn es dem Genius am Leichtesten sein wird, sich zu entwickeln, und der Volkswille genöthigt werden wird, sich selbstständig zu äußern. Diese Geltendmachung der individuellen und allgemeinen Freiheit und Kraft ist die große Aufgabe unserer Zeit. Die Geltendmachung des Individualismus und dessen Aufgehen in der allgemeinen Volkskraft bildet den ganzen Inhalt der Proudhon'schen Lehre. Mit Recht hält er jedoch die Erreichung dieses Zieles auf dem Staatsboden für unmöglich. Um jedoch sein Gesellschaftsbild darzustellen, müssen wir Einiges vorausgehen lassen.

Der Begriff der Form geht durch die Schöpfung; die Formgebung ist die Geschichte jeder Schöpfung. Deßwegen hat jedes Wesen nach dem Lebenstrieb kein mächtigeres Gefühl, als den Drang nach der Form. Wir verstehen nur, so weit wir die Form verstehen. Es gibt jedoch nichts, was tiefer und schwieriger zu ergründen wäre, als Lebens- und Kunstformen. Hier beginnen die Mysterien der Menschheit, und noch kein Genie hat das Senkblei bis auf den Grund werfen können. Der älteste Begriff der Form ist der Kreis, in welchem eine tiefe Symbolik der Einheit, Harmonie und Versöhnung liegt. Diese Befriedigung, welche der Mensch durch den Kreis erlangt, läßt uns eines der Geheimnisse der Form kennen lernen: die ungetrübte, abgeschlossene und vollendete Versöhnung, den Begriff des Ganzen, welchen die Form mit sich bringt. In der That ist der Abschluß zum Einen und Ganzen auch das oberste Gesetz der Form, und da die Wahrheit nur in der Idee liegt, so ist es das ideelle, schöne Ganze, das allein die wahre Form besitzt. So weit ist die Form für Jeden verständlich. Allein die Form ist nicht immer sichtbar, die Kreislinie ist oft versteckt, und der Mittelpunkt kann sogar, obschon dieß den Gesetzen der physischen Welt widerspricht, außerhalb des Kreises liegen. Hier kommen wir auf einen Punkt, auf welchem das Leben nur durch das Kunstwerk zu begreifen ist, und uns bloß der Künstler das All eröffnen kann. Denn es gibt nur Ein Gesetz der Form, wo dieselbe auch auftreten mag, und da die Form nirgends reiner und schöner erscheint, als im Kunstwerke, so gibt es auch keinen hellern Reflex des Universums, als im Werke des Künstlers. Nirgends verletzt uns das Formlose, Zerrissene mehr, als im Kunstwerke, nirgends ist unser Drang nach Versöhnung und Einheit so peinigend stark, als in der Welt der Kunst. Der gemeine Künstler kann im Kunstwerke eben nur die gemeine, Jedem sichtbare Form wiedergeben. Bei ihm setzt sich die Tugend zu Tisch und das Laster erbricht sich, die Versöhnung besteht in einem Pflaster, das ein Chirurgus am Ende des Werkes auf die Wunde legt, und die Einheit wird dadurch bewirkt, daß eine plumpe Hand das eine Ende des Fadens mit dem anderen verknüpft. Wo uns jedoch im Kunstwerke eine tiefere Perspective eröffnet und ein symbolischer Gehalt gegeben wird, da ahnen wir, daß es neben der äußeren Form auch noch eine innere gebe. Wir erkennen, daß die Form nichts Starres und Festes sei, daß die tobende See eben so gut eine Form habe, als der kalte Marmor, daß die Raserei der Leidenschaft ihren inneren

Mittelpunkt besitze und der Wahnsinn seine Gesetze habe. Wir erkennen, daß die Form nicht immer mit der Abgrenzungslinie zusammen falle, und die Versöhnung im wahren Kunstwerke nicht stets knapp vor dem Schlußpunkte zu liegen komme, sondern sogar häufig außerhalb desselben liege. Die inneren Formgesetze sind die Geheimnisse der Kunst und des Lebens, und ohne dieselben wird nur das Starre, nicht aber das Bewegliche begriffen. Dieses Geheimniß zieht auch durch die geschichtlichen Formen. Weil die Menschheit einen Drang nach der Form besitzt, bilden sich menschliche Gesellschaften, als ihre natürlichen Formen. Allein die Menschheit wird von ihrem mystischen Drange nach Gesellschaftsformen weiter getrieben, sie will eine sichtbare Abgrenzung und gelangt auf diese Weise zum Staat. In der bloßen Gesellschaft findet sie nur so lange eine Befriedigung ihres Dranges nach der Form, als ihr kindliches, naives Auge seine ursprüngliche Sehkraft behält. Sobald sie den naturwüchsigen Urzustand verläßt, wird ihr Blick verdunkelt, und sie will zu ihrer Befriedigung eine sichtbare Form. Die Menschheit gelangte daher in der Kunst zuerst zur Plastik, in welcher die Form mit Händen zu greifen ist, und in der Gesellschaft zum Staate in seiner despotischen Form, in welcher die Gesellschaft von einem eisernen Ringe umschlossen wird. Der größere Theil der Menschheit hat eben nur für die äußere Form ein Verständniß, und deßwegen treibt sich die Geschichte schon Jahrtausende in einem nichtigen Streben nach dogmatischen und staatlichen Formen herum, ohne aus diesem Cirkel heraus zu kommen, ohne daher einen Schritt vorwärts zu machen. Die Staatsform wurde schon mit dem edelsten Blute zusammen gekittet, es wurde an ihr gemäkelt und geschachert, sie wurde mit allen möglichen Farben übertüncht. Allein sie kann nicht anders, als starr bleiben, und jeder Mensch, der bis auf einen gewissen Punkt sich innerhalb derselben frei bewegen kann, gelangt einmal in seinem Leben auf eine Stelle, wo die unerbittliche, harte Staatsform ihn erdrückt, zermalmt. Der Trieb nach der Form ist so gewaltig in der Menschheit, daß sie es nicht wagt, die Staatsform einzureißen, aus Furcht, sodann in das Nichts zu fallen und zu zerfließen. Sie will die Linie, durch welche ihre soziale Einigung bewirkt wird, mit Händen greifen können und schaudert vor dem Gedanken des Aufhörens des Staates, wie vor der Vernichtung zurück. Deßwegen zahlt sie einen so fürchterlichen Tribut an den Staat, sie gibt ihre edelsten Prozente an ihn ab, sie läßt sich von ihm verschlingen, sie geht in ihm auf, sie wirft sich, bitter klagend, in die glühenden Arme dieses Molochs, weil sie nicht anders ihrer Mission, die Menschheitsform zu erreichen, nachkommen zu können wähnt. Der Mensch bezahlt den Staat theuer, er gibt seine Freiheit für ihn hin, ja er muß sein Leben für ihn einsetzen, die Frucht seiner Arbeit in seinen stets offenen Rachen schleudern. Wo der Mensch mit der Staatsform in Berührung kommt, da durchzuckt ihn ein ungeheurer Schmerz. Die ganze Kreislinie des Staates ist nur vom Henker und vom Gensdarmen bewacht. Der Staat nähert sich uns nur durch den Steuereinnehmer, wir fühlen seine eiserne Faust nur, wenn wir an seine starren Gebote stoßen. Die Menschheit kann im Staate nur gedeihen, wie die Pflanze im Treibhaus, und der Staat hat kein anderes

System, als das des Vormundes. Die Freiheit des Menschen beginnt nur da, wo er den Staat nicht fühlt und sich in einen Kreis flüchtet, in den ihm das Ungeheuer nicht folgen kann. Die einzige soziale Wahrheit liegt im Individuum. Der Egoismus muß zum Prinzip erhoben werden, wir müssen alle Egoisten werden, jeden heuchlerischen Gedanken an ein Kollectivinteresse aufgeben. Nur dadurch gelangen wir zur wahren Freiheit und Brüderlichkeit. Jede Partei ist unser Unglück, weil jede die Regierungsgewalt anstrebt. Das allgemeine Stimmrecht ist nicht die Volkssouveränität, sondern durch dasselbe tritt das Volk seine Souveränität ab und verliert seine Freiheit.

Die Februarrevolution hat diese Ideen auf den Kampfplatz geführt, und da mit ihr Proudhons Einfluß sich geltend zu machen beginnt, so müssen wir die Verhältnisse schildern, welche sie schuf, und unter welchen Proudhon seine polemische Kraft entwickelte. — Zugleich folgen wir analysirend seinem Gedankengang.

Louis Philipp war geflohen. Die Kapitalisten, Banquiers und Bourgeois, welche 17 Jahre unter dem Schutze seiner Bajonette gewuchert hatten, hatten ihn gleichgültig fallen lassen. Diese Menschen wissen nicht, was Aufopferung heißt. Den 24. Februar, Mittags, war Frankreich 2 Stunden lang frei, denn mit der Flucht Louis Philipp's hatte jeder Schein von Regierung aufgehört. Die Tuilerien, die Deputirtenkammer, der Pairspalast, sämmtliche Ministerhotels, alle Aemter, die Polizeipräfectur, das Rathhaus, die Mauthgebäude, jede Räumlichkeit, welche für den riesigen Regierungsapparat bestimmt ist, Alles war leer und verlassen. Die Regierung war verschwunden, in Nichts zerflossen. Ein Athemzug des Volkes hatte sie zerstäubt. Es trat ein mystischer Augenblick der Freiheit ein. Niemand hatte einem Andern Etwas zu sagen oder zu befehlen, die Stimme des Bettlers galt so viel als die des Millionärs; Jedermann hatte gleichviel Autorität. Jeder Herr war in diesen 2 Stunden höflich mit seinem Bedienten. Alle Kräfte galten gleich. Ein Augenblick der höchsten Ordnung war gekommen. Es gab ein Volk, die Klassen waren verschwunden, die Jahrhunderte lang entwendete Volkssouveränität befand sich, wie ein Diamant in den Händen des Kindes, wieder beim Volke, ohne daß dieses es wußte. Es war, als ob in einem wirren Fiebertraume ein prophetisches Bild einer fernen, freien Zukunft für einen Augenblick auftauchte und dann wieder unterginge. Wer damals das wahre Bewußtsein dieses Augenblicks ohne Regierung gehabt hat und ihn nicht mit befangenen Staatsvorurtheilen betrachtete, muß von einem erhabenen Gefühle beseelt gewesen sein. Doch das Volk verstand sich selbst nicht, es wußte seine eigene That nicht zu deuten und kannte nicht den Sinn der Revolution. Was gegen die Regierung im Allgemeinen gerichtet gewesen, wurde, da der erhabene Wahnsinn der revolutionären That sich ernüchtert hatte, gegen eine bestimmte Regierung, gegen den Mann Louis Philipp's gewendet. Lamartine, ein dichterischer Comödiant mit erkünstelten Worten, der in seiner Seele Begeisterung für den Absolutismus der Lilien, so wie für den orleanistischen Konstitutionalismus gehabt hatte, der Intriguant Marrast, Cremieux, Garnier Pagès, die noch vor wenig Stunden für die Regentschaft ge-

schwärmt hatten, der abgelebte Greis Dupont de l'Eure, der ehrgeizige Ledru-Rollin, der hohle Louis Blanc, Arago, Bethmont, Marie, Carnot, Albert, die sich dazu gesellten, weil eben keine anderen da waren, diese Männer, die nicht den mindesten Sinn für unabhängiges, individuelles Leben hatten, begaben sich als Regierung nach dem Hôtel de Ville. Niemand hatte sie gewählt. Eine Rotte, welche in die Deputirtenkammer gedrungen war, und „Ja" brüllte, als man ihre Namen ausrief, war von ihnen als Volk anerkannt worden. Ueber die Leichen der für die Freiheit Gefallenen zogen sie nach dem Stadthause, um wieder die Regierung herzustellen. Selbst die Kämpfer auf den Barrikaden, die Demokraten und Revolutionäre waren an das Regiertwerden so gewöhnt, daß sie erfreut waren, eine Regierung gefunden zu haben. Diese wenigen, einzelnen, kleinen Männer mit schwachen Nerven maßten sich schon beim ersten Schritte einen eigenen Willen an. Sie wollten die vom Volke errungene Republik Anfangs gar nicht proklamiren und sprachen von einer Bestätigung der Departements. Dessen ungeachtet behielt man sie als Regierung bei. Diese Männer, welche aus der Monarchie nicht heraustreten und nichts als dekretiren konnten, die das allgemeine Stimmrecht mit Beibehaltung der polizeilichen, monarchischen Einrichtung des Staates anbefahlen, welche dieses allgemeine Stimmrecht bloß auf die Wahl von Volksvertretern beschränkten, die Gemeinden in ihrer Abhängigkeit beließen, keine imperativen Mandate, keine Verantwortlichkeit gegen die Mandanten anordneten, sondern abermals eine souveräne, gesetzgebende Versammlung zusammentreten ließen, diese Männer, welche sich unterstanden, alles Ernstes zu regieren, welche die Republik zu einer Repräsentation der Volkssouveränität, statt zur Volkssouveränität selbst umstalteten, diese Männer, deren kühnstes revolutionäres Bild der Convent war, konnten die gewaltige Protestation des Volkes gegen das Regiertwerden nicht fortführen. Die Revolution war zu Stande gekommen, weil jedes einzelne Interesse und Bedürfniß im Volke sich durch das Reglement und die Vormundschaft des Staates genirt fühlte und die Tyrannei des Schutzes, der vom Staate ausgeübt wird, abschütteln wollte. Man kam aus Liebe zur individuellen Bequemlichkeit und Zwangslosigkeit zur Revolution. Die Revolution war eine anonyme That, welche ohne Führer vollzogen worden. Einige Männchen maßten sich an, sie zu vertreten, ihr ihren Namen zu geben, sie zu lokalisiren, die tausendfachen Strahlen des Volkes in ihrer Stube einzufangen. Die Revolution wollte die Freiheit ohne die allgemeine Strömung der Interessen, die unbegrenzte Fluthung des Meeres. Einzelne Tropfen wollen das Meer repräsentiren, ein paar Männer constituirten sich als Regierung, um die Interessen des Volkes zu vertreten. Das Volk hatte durch seine Revolution sich, gegen die Vorsehung, als welche die Regierung sich stets zeigt, erklärt, jedes individuelle Interesse wollte sich die Freiheit der Initiative und der Selbstthätigkeit bewahren. Die sogenannte provisorische Regierung maßte sich die Vollmacht an, für die Interessen des Volkes thätig zu sein, ihm die Organisation der Arbeit zu versprechen, allerlei Begünstigungen und Erleichterungen zu dekretiren, die Einzelthaten des Volkes durch ihre Thaten, Launen und Einfälle zu ersetzen, Gehorsam

für ihren Willen zu fordern. Anstatt es möglich zu machen, daß Jeder sich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigen müsse, erneuerten sie die vormundschaftliche Thätigkeit des Staates, anstatt die Politik mit der Regierung abzuschaffen und die ökonomischen Verhältnisse in ihrer Reinheit darzustellen, führten sie den Kampf der politischen Parteien wieder ein. Die Möglichkeit einer Emanzipation des Individuums konnten sie nicht fassen. Sie begriffen nicht, daß jede Beschäftigung mit Politik und Regierungsangelegenheiten, so wie auch jede Opposition, d. h. jedes Bekämpfen irgend einer Politik durch eine andere Politik contrerevolutionär sei und die Menschen nicht weiter befördere. Nie hätten sie es fassen können, daß Robespierre, weil er Regierung und Volksbevormundung trieb, die Revolution gerade so in ihrem Gange verhindert habe, als etwa Louis Napoleon. Die Freiheit war ihnen ein Prinzip und keine individuelle Thatsache, deßwegen konnten sie an eine Vertretung der Freiheit Anderer glauben, ohne einzusehen, daß eine solche nothwendig zur Autorität führen müsse. Sie verstanden es nicht, das Individuum an die Stelle des Staates treten zu lassen, die Fiction des Gesammtwillens durch die Realität des Einzelwillens zu ersetzen. Es ist freilich schwer, das Gesetz der Gegensätzlichkeit, welches die Geschichte und das Leben beherrscht, zu ergründen. Man erkennt wohl häufig, daß irgend ein Bestehendes durch seinen Gegensatz aufzuheben sei, ohne jedoch zu wissen, welches Minus einem Plus entspreche. Die Februarrevolution hatte den Gegensatz zwischen Staat und Individuum gestellt. Die Männer, welche die Regierung wieder aufnahmen, glaubten, der Gegensatz liege im Kreise der Regierung und es handle sich darum, eine tyrannische corrumpirte Regierung durch eine redliche, freisinnige zu verneinen. Daß dieser Gegensatz, den sie als den Ruin der Februarrevolution aufstellten, nur ein scheinbarer sein könne und in der Wirklichkeit nicht der mindeste Unterschied zwischen einer despotischen und republikanischen Regierung bestehe, wenn man dieselbe in Beziehung zum Individuum bringe, war in der That von Personen nicht zu erfassen, welche von der Ansicht ausgingen, es müsse nun für das Volk etwas gethan werden. Mag eine erbliche oder eine gewählte Regierung bestehen, mag dieselbe einen kaiserlichen, königlichen, präsidentiellen oder dictatorialen Titel führen, mag ein Sicherheitsausschuß oder ein Convent an der Spitze des Staates stehen, immer bleibt sich die Stellung des Individuums gleich. Stets vertritt diese Regierung die Staatsvernunft, und der Einzelne muß das denken, beschließen, thun, was sie denkt, beschließt, thut. Eine Revolution ist daher nicht gegen eine bestimmte, sondern gegen jede Regierungsform gerichtet. Der Gegensatz besteht also darin, daß eine jede Regierung sagt: „Ich bin der Staat,“ die Revolution aber das Individum an die Stelle der Regierung setzen und jeden E i n z e l n e n ausrufen lassen will: „Ich bin der Staat.“ Die Regierung will das kleinliche Verhältniß, in welchem ein Vater zu seinen Kindern, ein Vormünder zu seinen Mündeln, ein Meister zu seinen Lehrlingen steht, in den Kreis der Gesellschaft übersetzen. Die Freiheit dagegen will in den großen Gesellschaftsverhältnissen jede Autorität abschaffen und bloß den Grundsatz der Selbstbestimmung durchführen. Ueber dem Einzelnen darf

Nichts, gar Nichts, nicht einmal eine Konstitution stehen. Das Individuum ist Gott, es gibt nichts, als den Menschen. Dieser Mensch erreicht jedoch seinen sittlichen Beruf nur, wenn er sich vollkommen frei bewegen kann. Sobald sein Wille auf irgend eine Art geleitet wird, und er gehorchen muß, kann er nicht zur Sittlichkeit gelangen. Es gibt daher keine menschliche, sittliche Würde, keine freie Selbstbestimmung, keine Verantwortlichkeit, sobald es irgend eine Regierungsgewalt gibt. Es kann keine wahrhaft menschliche That geben, so lange Drohungen existiren, und Gehorsam verlangt werden kann. Ich als Ich kann nicht vertreten werden, ich kann meine Souveränität, meinen Willen nicht abtreten, kein Votum kann mich bemüßigen, das nicht von mir ausgegangen ist und nicht meiner Ansicht vollkommen entspricht. Alles Andere ist Lüge und Unsittlichkeit. Ich kann sittlicher Weise nicht Etwas anerkennen, mich unter irgend Etwas beugen, Etwas thun, was innerlich meinen Gedanken, meinem Gewissen entgegen ist. Meine That hört auf, sittlich und frei zu sein, wenn sie nicht vollständig in meiner Selbstbestimmung begründet ist. Es ist für die Gesellschaft nichts nothwendig, als der mächtige, soziale Trieb, der in jedem Einzelnen liegt und ihn zu seinen Mitmenschen drängt, ihn von freien Stücken der größten Opfer fähig macht. Das Individuum wird um so mehr für die Gesammtheit thätig sein, je weniger Ansprüche dieselbe an ihn macht, je weniger sie einen Zwang gegen ihn ausüben will. Es liegt ein Ocean von Liebe und Aufopferung in der Menschheit, welcher jedoch erst sichtbar wird, wenn keine Gesetze mehr drohen und keine Furcht vor dem Individuum besteht. Diese Freiheit des Individuums ist es, welche das Volk durch eine jede Revolution erstrebt. Das Volk in seiner naiven Genialität versteht nichts von den erkünstelten Begriffen der Regierungsformen und Verfassungen. Es protestirt daher nicht etwa gegen die Erblichkeit der Regierung und kämpft nicht für constitutionelles System oder Republik. Es protestirt nur gegen die Frechheit, es regieren zu wollen, es streitet bloß für die Freiheit, es blutet und stirbt bloß, um sich geltend zu machen, aber nicht um irgend Jemandem, und wäre es der Beste, die Regierung zu verschaffen. Aber diese Logik des Volkes wurde bisher noch nicht befolgt, und deßwegen stehen wir trotz aller Revolutionen dort, wo wir ehemals gestanden. Als das Volk die Bastille niederriß, bemächtigten sich Einzelne seines Sieges und ließen ein Sitzungsgebäude für den Convent, eine andere Bastille bauen. Jeder Respect vor Nationalvertretung ist dasselbe monarchische Gefühl, wie der Respect vor Königen. Die bisherigen Einrichtungen der Gesellschaft waren ganz unwürdig, man hält nur den Staat fest, weil man vor einander Furcht hat und der Meinung ist, daß ohne die Bajonette und die Polizei des Staates Raub und Plünderung eintreten würden. Also Furcht und Mißtrauen bilden den Boden, auf dem die Menschheit sich entwickeln soll. Außerdem ist man der Ansicht, die Bildung würde ohne den Staat, d. h. ohne die Regierung oder Bevormundung zu Grunde gehen. Man verachtet also das Individuum und gibt nur dem Treibhause des Staates productive Kraft. Der Staat kann das Individuum, obschon er es sich unterjocht, doch nicht ganz aufheben, es besteht daher in seiner unedlen egoistischen

Form in ihm fort, während es außerhalb des Staates sich in seiner Größe entwickeln könnte. Der Staat ist Opium für das Individuum, nur die Genie's sträuben sich, diesen Schlaftrunk zu nehmen, alle übrigen individuellen Kräfte schlafen im Staate ein. Ach! Ist es denn so gar schwer, die Freiheit zu verstehen?

Die Demokratie construirt die Freiheit so abstract und leer, wie eine Luftblase. Sie weiß nur Formen zu gewinnen, ist aber ganz unfähig, sie auszufüllen. Die Demokratie kann nur verneinen, nicht bejahen, sie versteht nur Opposition zu machen, aber nicht zu regieren, und noch weniger zu verwalten. Die Demokratie ordnet die Staatsbürger, wie Schatten, sie wacht ängstlich, daß alle Persönlichkeiten gleichberechtigt seien, vernachlässigt aber gänzlich das, was Persönlichkeit und Recht im Staate erst entstehen läßt, die Besitzverhältnisse. Das demokratische Prinzip ist daher ganz leer und zeigt sich in seiner Ohnmacht, wenn es zum Siege gelangt. Es kann nur durch den Sozialismus beseelt werden. Die demokratische Partei hat ihr Ziel erreicht, wenn sie das allgemeine Stimmrecht, Freiheit der Presse, des Glaubens, des Unterrichts, der Person, der Vereinigung, Einsetzung einer Kammer, der Jury, Verantwortlichkeit jedes Beamten, Abschaffung des Adels durchgesetzt hat. Dann überläßt sie die Gesellschaft sich selbst und glaubt durch diese Formen die Freiheit errungen, den Einklang gesichert. Erschreckt sah die demokratische Partei, welche mit der Republik alle diese Institutionen errungen glaubte, daß man sich um dieselben gar nicht kümmere. Sie, welche den Kampf für beendigt und die Erreichung ihres demokratischen Zieles auf friedlichem Wege für nahe bevorstehend annahm, mußte zu ihrem Entsetzen wahrnehmen, daß nun ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit beginne. Die Demokratie hatte die wirklichen Grundlagen der Gesellschaft gar nicht gekannt und war im Irrthume befangen, mit ihren abstracten Freiheitsformen die Formen des neuen Staates gewonnen zu haben. Nach dem Siege der Revolution war ihr die Macht in die Hände gefallen, weil beide sich gegenüber stehende Gesellschaftsklassen sie als den neutralen Uebergang anerkannt hatten. Sie übersah jedoch dieses Motiv und hielt sich für den Gegensatz der gestürzten monarchischen Verfassung, der durch den errungenen Sieg natürlicherweise hervortrete. Sie wollte freie und gleiche Staatsbürger schaffen, während diejenigen, mit welchen sie es zu thun hatte, soziale Menschen werden wollten. Sie bot den hungernden Arbeitslosen Dekrete über die Freiheit der Schrift und der Rede, und wunderte sich, sie damit nicht zufrieden gestellt zu haben. Aller Verkehr stockte, jedes Gesellschaftsverhältniß war getrübt; die Demokratie konnte nur mit Einführung des unbeschränkten Vereinigungsrechtes antworten. Die sozialistische Partei trennte sich daher unmittelbar nach der Februarrevolution von der demokratischen, mit welcher sie während des Kampfes Hand in Hand gehen konnte. Durch Hinwegräumung des Thrones war die Scheidewand zwischen den einzelnen Gesellschaftselementen gebrochen und nur gänzliche Verkennung der Zustände konnte in der Republik eine bloße Königslosigkeit erblicken.

Proudhon sagte sich unmittelbar nach den Februarereignissen von der demokratischen Partei los. Er bewies, daß die Demokratie sich fälsch-

lich anmaße, die Volkssouveränität darzustellen und, gleich der Monarchie, bloß eine Symbolik derselben sei, daß sie keiner der Fragen entspreche, welche diese Idee aufwerfe, und weder die Authenticität der Thaten, die sie dem Volke zuschreibt, darthun, noch Zweck und Ziel der Gesellschaft angeben könne, ja daß sie die wahre Verneinung der Souveränität des Volkes, der Grundsatz seines Unterganges sei, und höchstens als eine Vorbereitung zur Republik gelten könne. Die Februarrevolution war durch den allgemeinen Ekel über die corrumpirten Staatszustände vollzogen worden. Proudhon verglich sie mit einem Erbrechen. Er sagte: „Das Volk von Paris war, als es Ludwig Philipp vertrieb, wie ein Kranker, der einen Wurm durch den Mund von sich gibt.“ Das große Ereigniß, welches eine Verjüngung der französischen, ja der europäischen Menschheit einleiten sollte, war beendigt. Es galt nun, diese Revolution zu definiren, ihr Dogma zu formuliren, ihre Konsequenzen zu ziehen. Proudhon beschäftigte sich während der allgemeinen Verwirrung der Geister mit dieser Aufgabe. Er kündigte in den ersten Märztagen an, daß er jede Woche ein Heft von ungefähr 5 Bogen über die Februarrevolution erscheinen lassen werde. Blos 2 Lieferungen sind ausgegeben worden. Man hörte ihn nicht an, seine Stimme verklang in dem wilden Getöse der Revolution. Dieses Unternehmen führte den Titel: Solution du Problême social par P. J. Proudhon. Paraissant par livraisons de trois à cinq feuilles. Ensemble vingt à vingt deux livraisons. Durch diese Schrift eroberte sich Proudhon den Boden für seinen jetzigen Kampf, und wenn seine früheren Werke blos die antinomische Seite seines Systems dargestellt hatten, so begann er nun hiemit die Synthese desselben. Man verstand ihn nicht, man konnte ihn nicht verstehen. Wie sollte das Volk, das auf den Barrikaden jubelnd den Siegesruf: „Es lebe die Republik!“ erschallen ließ, einen Mann verstehen, der es übernahm, die Legitimität der Februarrevolution zu beweisen? Wie sollte er bei Männern, welche sich der öffentlichen Gewalt bemächtigt hatten, oder noch darnach streben, Verständniß finden, da alle seine Worte nur auf Abschaffung der Regierungsgewalt hinzielten? Wie sollten ihn die Demokraten verstehen, da er bewies, daß die gouvernementale Demokratie nichts als eine umgekehrte Monarchie sei, die noch mehr koste, als die Monarchie selbst? Wie sollte ihn die revolutionäre Partei verstehen, die in alle Utopien versank, um die Revolution von Oben fortzuführen, während er nur die Fortsetzung von Unten für möglich hielt? Er stand allein, — unter Berauschten der einzige Nüchterne mit dem unheimlichen Bewußtsein, ganz allein zu wissen, was zu thun sei, und sich mit Niemanden verständigen zu können. Er rief mit aller Angst seines Herzens und aller Gewalt seiner Stimme: „Ihr gehet einem Abgrunde zu!“ — und mußte schaudernd wahrnehmen, daß Niemand auf ihn höre.

Bei den vielen herrschenden Vorurtheilen, bei dem Widerspruche der Ideen und Interessen, der Veränderlichkeit der Meinungen, der Verführung der Massen — erklärt Proudhon — könne die Demokratie nie die Authenticität und Legitimität der Offenbarungen des Volksgewissens nachweisen. Die Demokratie behaupte zwar, daß das Volk, um seine Gedanken aussprechen zu können, demokratisch befragt werden müsse, ohne

daß alle Bürger ohne Unterschied direct oder indirect an der Bildung der Gesetze Theil nehmen müssen, und allerdings bestehe die ganze Aufgabe darin, das Volk wie einen einzigen Menschen sprechen zu lassen, dieß bilde die Republik, so wie das ganze sociale Problem. Die Demokratie behaupte aber mit Unrecht, dieses Problem durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechts lösen zu können, und deßwegen müsse sie gestürzt werden, so wie die Monarchie gestürzt worden sei. Dieser Uebergang werde der letzte von der Republik sein. Die Demokratie sei nur eine maskirte Aristokratie. Denn durch das allgemeine Stimmrecht, welches sie einführe, werde nur dem Belieben des mehr oder weniger aufgeklärten Wahlhaufens, der unter dem Einflusse von Leidenschaften, Staatsvorurtheilen und im Hasse gegen Personen und Grundsätze wähle, ebenfalls eine Aristokratie hervorgehen, zwar eine Wahlaristokratie statt der Geburtsaristokratie, aber doch eine Aristokratie. Die Täuschung der Demokraten bestehe darin, daß sie nach dem Beispiele der konstitutionellen Monarchie die Regierung auf dem Repräsentativwege organisiren wolle. Anstatt mit Herrn Thiers zu sagen: „Le roi règne et ne gouverne pas," sage sie: „Le Peuple règne et ne gouverne pas." Aber Guizot sei nicht wegen der Wahlreform gefallen, sondern weil die Gesellschaft eine andere Organisation für sich verlangt habe. Eine repräsentative Demokratie sei jedoch ganz dasselbe, wie eine repräsentative Monarchie; die Freiheit bestehe nur in einer Regierung des Volkes durch das Volk, und nicht durch eine Vertretung des Volkes. Die Demokraten behaupten dagegen, das Volk könne sich nicht selbst regieren, und bloß dieser Unmöglichkeit halber müsse es sich vertreten lassen. Allein die Unmöglichkeit liege im Gegentheile darin, daß es nicht vertreten werden könne. Jede Vertretung sei unwahr, bei jedem Wahlsysteme gebe es Ausschließungen, Enthaltungen, ungültige, irrige oder unfreie Stimmen. Aus gewichtigen Gründen entziehe man den Weibern, Kindern, Verurtheilten, Bedienten, Minderjährigen das Stimmrecht. Die Gründe der Ausschließung seien unwiderlegbar, allein diese Ausgeschlossenen bilden $4/5$ des Volkes, und man vernehme daher nicht das Volk in seiner Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, in allen Altern, Geschlechtern, Verhältnissen, in allen seinen Tugenden und Lastern. Auch müßte man folgerichtig die Dürftigen und Arbeiter ebenfalls ausschließen, bei denen diese Gründe sich großentheils wiederholen. Wie werde man ferner alle Stimmen Jener zählen, die an der Abstimmung verhindert sind oder nicht stimmen wollen? Unter einer Million von Mitteln wähle die Demokratie diejenigen, welche ihren Ansichten am meisten entsprechen, sie schwanke stets zwischen dem Unmöglichen und dem Absurden. Jeder der Repräsentanten solle ganz Frankreich vertreten, warum habe man dann entschieden, daß auf je 40,000 Einwohner ein Abgeordneter kommen solle, warum nicht auf 100,000 oder auf 200,000? Warum müsse es gerade 900 Deputirte geben? Damit ein Volksvertreter seine Committenten wirklich repräsentire, müßte er alle Ideen vertreten, die zu seiner Erwählung sich vereinigten. Bei dem Wahlsysteme vertrete der im Namen des Volkes gewählte Deputirte stets nur Ein Interesse, indem er von der Majorität, der Hälfte mehr Einer Stimme gewählt werde.

Mithin sei die andere Hälfte der Wähler gegen ihren Willen nicht vertreten. Bei dem Census von 200 Fcs. habe man geschrieen: Wie, Ein Franc, ein Centime bildet einen Wähler? Und jetzt bilde Eine Stimme einen Gewählten und das Gesetz. Und ein solches Gesetz gelte als der Ausdruck des Volkswillens. Man müsse sich ihm unterwerfen, es vertheidigen, für dasselbe sterben; man verliere durch dasselbe sein kostbarstes Gut, seine Freiheit. Die Demokratie sei daher nichts, als eine Tyrannei der Majoritäten, die sich nicht auf das Ansehen einer Religion, auf den Adel der Geburt, auf den Vorrang des Talents und Vermögens, sondern bloß auf die Zahl stütze, und dabei die Maske des Volkes vorhalte. Es liege ferner ein materialistisches Moment in der Demokratie. Das allgemeine Stimmrecht sei eine Art Atomismus, durch welchen der Gesetzgeber, da er das Volk nicht in seiner Gesammtheit sprechen lassen könne, kopfweise abstimmen lasse, gerade so, wie der epikuräische Philosoph den Gedanken und Willen durch Combination von Atomen erkläre. Dieß sei der politische Atheismus in der schlimmen Bedeutung des Wortes. Als ob durch die Zusammenrechnung einer Menge Stimmen je ein allgemeiner Gedanke entstehen könnte! Das sicherste Mittel, das Volk lügen zu machen, sei das allgemeine Stimmrecht. Das Votum nach Köpfen sei in Regierungsangelegenheiten dasselbe, was in der politischen Oekonomie eine neue Theilung des Bodens wäre. Es sei das organische Gesetz vom Boden auf die Regierung übertragen. Man nehme das materielle Symbol für den Willen des Volkes. Ob man 8 Millionen oder 80,000 Wähler habe, sei gleichgültig, die Nationalvertretung vermöge deßwegen weder mehr noch weniger. Die Demokratie habe in ihrem Ausgangspunkte einen negativen Charakter, sie sei in ihrer Form eine Negation und auch ihr Zweck sei bloß ein verneinender. Da sie ihren Nutzen für die Gesellschaft nicht nachweisen könne, so beschuldige sie bloß die Monarchie ihrer Privilegien, Corruptionen und Verschleuderungen, und verspreche, diese Uebelstände zu beseitigen, sei aber unfähig, auch nur eine einzige ihrer Unternehmungen wirklich zu halten. Das allgemeine Stimmrecht sei daher bloß das Symbol der Republik, aber nicht ihre Verwirklichung. Die Republik sei jene Einrichtung, durch welche alle Meinungen, alle Thätigkeiten frei bleiben und das Volk selbst durch die Verschiedenheit seiner Ansichten und seines Willens wie ein einziger Mann handle und sehe. Hier sei jeder Bürger König, denn er habe die volle Gewalt, er herrsche und regiere. Die Republik sei eine positive Anarchie, die Freiheit ohne alle Fesseln, und zwar die gegenseitige Freiheit, nicht eine solche, welche sich begrenze, eine Freiheit, welche nicht die Tochter, sondern die Mutter der Ordnung sei.

Proudhon's Kritik der Februarrevolution entspringt aus einem tiefen geschichtlichen Bewußtsein und dem wahren Verständnisse der Freiheit und des Volkes. Er geht von dem Satze aus, daß das Volk diese Revolution gemacht habe. Die Opposition sei den 22. Februar vor dem ministeriellen Veto zurückgeschreckt. Die Nationalgarde habe diese Katastrophe mindestens eben so gefürchtet, als sie den Sturz des Ministeriums gewünscht habe: von den Journalen habe selbst das radikalste, La Réforme, am 23. Februar den staunenswerthen Erfolg des nächsten Tages nicht geahnt,

der Sozialismus habe die Arbeiter sogar zur Geduld aufgefordert, also keine Partei und keine Seite habe die Revolution gemacht, sondern das Volk, d. h. Jeder im Allgemeinen und Niemand im Besonderen. Das empörte Gewissen und die gebieterische Begeisterung des Volkes habe den Sieg errungen, und von ihm müsse daher auch künftig Alles ausgehen. Aber warum, fragt er, erhob sich das Volk? Was war sein Zweck, seine Idee, ja sein Recht bei diesem Ereignisse? Proudhon studirt bei Beantwortung dieser Frage die Logik des Volkes, die höher ist, als die gewöhnliche philosophische Logik. Folgendes ist sein Gedankengang: Wenn das Volk sich in diesen Tagen so betragen hätte, wie ein Verehrer der Gesetzlichkeit, so hätte es keine Revolution gegeben. Denn Alles, was vorfiel, war gegen das Gesetz, aber dessen ungeachtet ist diese Revolution, obschon ungesetzlich, dennoch legitim. Ihr Grundsatz ist dem Rechte gemäß. Denn das Eine und untheilbare Volk kann nicht lügen, nicht betrügen, aber es räsonnirt von einem höheren Gesichtspunkte aus und kommt deßhalb zu andern Schlüssen. Das Volk ist in seiner Souveränität bloß gegen sich selbst verpflichtet. Niemand kann mit ihm als Gleicher mit einem Gleichen unterhandeln, und wenn es sich für seine beleidigte Würde erhebt, so ist es thöricht, zu fragen, ob diese Willensäußerung gesetzlich oder ungesetzlich sei? Eine Konstitution ist kein gegenseitig verbindlicher Vertrag, sondern das System, durch welches das Volk, der Collectivmensch, seine Funktionen ewig ordnet und seine Gewalten in's Gleichgewicht bringt. Wenn das Volk daher einsieht, daß seine Freiheit in Gefahr sei, so kann es nicht protestiren, sondern bloß souverän entscheiden. Diejenigen begriffen die selbstständige Logik nicht, welche das Volk aufforderten, eine Protestation gegen die Politik der Regierung zu unterzeichnen. Protestiren hieße beim Volke Abdanken, es brauche keinen Gerichtsdiener, um seinen Willen kund zu geben, es drücke ihn durch Thaten aus, es richte und vollziehe. Am 22. Februar hatte die Opposition von der Willkür der Regierung an die Volksvernunft appellirt, sie wollte jedoch nicht, daß das Volk durch sein Erscheinen seine Ansicht ausspreche, gegen das Ministerium protestire. Das Volk erschien, begriff jedoch, daß es seine Würde nicht durch einen bloßen Widerspruch, sondern nur durch ein definitives Urtheil bewahre. Die Erhebung des Februars war nicht gegen das Ministerium gerichtet, denn eine Portefeuillefrage war der Beachtung des Volkes unwürdig, — nicht gegen den König, denn selbst das Königthum war für das Volk noch eine sekundäre Angelegenheit, — ja selbst nicht gegen das System. Was das Volk treffen und zerstören wollte, war die Konstitution und ihr ökonomischer Grundsatz. Die Charte von 1830 hatte die gegenwärtige Regierung des Königs begründet; den 22. Februar 1848 rief das Volk: „Von nun an soll mein Wille entscheiden." Nachdem die persönliche Regierung abgeschafft war, beriethen die hervorragendsten Persönlichkeiten über die beste Form der Regentschaft, das Volk rief jedoch: „Es lebe die Republik!" Sobald die provisorische Regierung eingesetzt war, verlangte das Volk, daß sie sich mit Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse beschäftige. Die Regierung antwortet: Dies liege nicht in ihrer Competenz und sie könne sich daher nicht damit beschäftigen. „Aber ich will,

schrie das Volk, daß Ihr Euch damit beschäftiget.“ Auf diese Art hatte das Volk die einfache Protestation der Linken bis zur sozialen Reform geführt. Bloß Louis Philipp und das Volk hatten die Situation begriffen. Das Volk war in seiner hohen Vernunft bei dieser seiner That aus dem Kreise der Majoritäten herausgetreten, und erwiderte auf die Bedenklichkeiten der provisorischen Regierung, die ihm nicht folgen konnte: wenn ich es war, der zu Paris gesprochen hat, so kann ich mir nicht zu Bordeaux widersprechen. Das Volk ist Eins und untheilbar, es hat keine Majorität und Minorität, sein Wille zählt und wiegt sich nicht, wie die Stimme von Aktionären, er ist einstimmig. Das Volk ist stets mit sich einig. Annehmen, daß die Verkündigung der Republik noch vom Lande bestätigt werden muß, hieße Guizot Recht geben. Dieß ist die Logik des Volkes, welche zum Bürgerkriege führen müßte, wenn jeder Einzelne sie sich aneignete, die jedoch bei diesem höheren Individuum, Volk genannt, stets zur Einheit und zum Frieden drängt. Diese Logik des Volkes ist das Gesetz der Geschichte, die Quelle des Rechtes und der Pflicht, der Grundsatz der Moral, die Sanktion jeder Gerechtigkeit. „Möge Jeder,“ schließt Proudhon seine Entwickelung, „sich in diesen schwierigen Tagen nach der Seite des Volkes wenden, möge Jeder diesen souveränen Gedanken, der keiner einzelnen Partei, keiner Schule angehört und sich doch in allen Schulen und Parteien wieder finden läßt, studiren. Dieser Volksgedanke kann sich selbst erklären und auf alle unsere Fragen antworten, wenn wir nur zu fragen wissen. Das Volk befragen! Hier ist das Geheimniß der Zukunft. Das Volk befragen! Das ist die ganze Gesellschaftswissenschaft.“

Die Kritik, welcher Proudhon die provisorische Regierung unterzog, ist für ihn bezeichnend. Jede Regierung, sagte er, begründet sich im Gegensatze zu derjenigen Herrschaft, welche ihr vorausgegangen. Die Julíregierung war eine Opposition gegen die Legitimität, die Legitimität eine Opposition gegen das Kaiserthum, dieses eine Opposition gegen das Direktorium, welches wieder dem Convente entgegen gesetzt war, der nur zusammenberufen worden, um der durch Ludwig XVI. schlecht reformirten Monarchie ein Ende zu machen. Auch die gestürzte Regierung Louis Philipp's forderte ihr Gegentheil; den 24. Februar fand die Entthronung des Kapitals statt, den 25. wurde die Regierung der Arbeit eingeweiht. Was heißt aber dieß: Regierung der Arbeit? fragte Proudhon. Kann die Arbeit Regierung werden? Kann sie regieren und regiert werden? Wo besteht eine Gemeinschaft zwischen Arbeit und Staatsgewalt? Warum konnte die provisorische Regierung nicht den kleinsten reformatorischen Act vollziehen und die Revolution nicht um eine Linie vorwärts bringen? Er beantwortete sich selbst diese Fragen: Nur weil sie eine Regierung war, und weil in einer Revolution die Initiative mindestens eben so sehr dem Staate widerstrebt, als die Arbeit dem Kapital. Der Fehler, der größte Fehler der provisorischen Regierung bestand nicht darin, daß sie nicht zu bauen verstand, sondern daß sie nicht niederreißen konnte. Es galt Abschaffung der Oppressivgesetze, Entwaffnung der Regierungsgewalt, Verabschiedung der halben Armee, Aufhebung der Conscription, Organisirung des Landsturms, Vernichtung

des Rechts der Regierung zur Auflösung der Nationalgarde. Statt dessen schuf man 24 Bataillone Mobilgarde, deren Nutzen im Juni sich bewiesen. Es galt Sicherung des Vereinsrechtes und der Clubbs, welche Volksvertreter bilden und sie in's parlamentarische Leben einführen. Die Organisation der Volksgesellschaften war der Angelpunkt der Demokratie, der Eckstein der republikanischen Ordnung. Statt der Organisation hatte die Regierung den Clubbs nichts zu bieten, als Duldung und Spionage, abwartend, daß die allgemeine Gleichgültigkeit und Reaction sie völlig erlöschen lasse. Es galt, der Regierungsgewalt Krallen und Zähne auszureißen, die öffentliche Macht auf die Bürger zu übertragen, nicht allein, damit die Regierung nichts mehr gegen die Freiheit unternehmen könne, sondern auch, um den gouvernementalen Utopien ihre letzte Hoffnung zu nehmen. Unter den Keulenschlägen seiner Polemik stürzte die provisorische Regierung zusammen. „Welches Schauspiel bietet sich uns in diesem Augenblicke dar," schrieb er kurze Zeit nach den Februarereignissen. „Aus der Republik ist eine doctrinäre Demokratie geworden, Empirismus und Utopie stehen an der Stelle der Ideen, das Volk kennt man nur als einen Gegenstand für Experimente, kleine Menschen, kleinliche Ideen, kleinliche Reden, bald vielleicht Wuth. Der Wille des Volkes, welcher seine Führer heben sollte, drückt sie nur herab. Man erwartete von diesen improvisirten, auf den Flügeln der Revolution getragenen Magistraten, sie würden die Sicherheit zurückbringen, und sie säen Entsetzen, — sie würden Licht verbreiten, und sie schaffen ein Chaos, — sie würden die Frage kurz zu fassen und zu sagen verstehen, was das Volk eigentlich wolle und was nicht, und sie sprechen nichts Bestimmtes aus, lassen Alles vermuthen und machen Alles fürchten. Zu gleicher Zeit mußte das Eigenthum gesichert und dem Proletariate Garantieen gegeben werden dadurch, daß man den Antagonismus dieser beiden zur Versöhnung führte, und sie hetzen die Gegner an einander und schüren den Bürgerkrieg. Man rechnete auf Thaten, und die Trägheit ist ihr einziges Erzeugniß. Als ob sie von der Angst ihres Herzens ein Zeugniß geben wollten, setzen sie die Seelengröße auf die Tagesordnung. Ohne Glauben an die Zukunft erklären sie die Abschaffung des Eides, aus Furcht, es könnte die nächstens zu Grunde gegangene Republik Veranlassung zu neuen Meineiden werden. Man fordert von ihnen Arbeit, sie bilden Cadres, Credit, und sie dekretiren Assignaten, Märkte für Absatz, und sie verweisen deßhalb auf die Haltung der Republik. Erst sagen sie uns, man könne die Arbeit nicht in einem Tage organisiren, dann wieder, es sei dieß eine sehr verwickelte Frage, und 14 Tage später schicken sie uns in's — Anstellungsbureau. Ganz in ihre Montagne-Erinnerungen versunken, antworten sie uns in der Sprache der Jakobiner, statt in jener der Oekonomisten. Das Volk hat sich von diesen Subjekten zurückgezogen, dennoch lieben sie es, und sind sogar herablassend genug, ihm dieß mitzutheilen. Aber Nichts, gar Nichts, durchaus Nichts verräth, daß sie dieses Volk begreifen, dessen Geschick doch in ihren Händen liegt. Statt der umfassenden, erhabenen Gedanken, die im Volke entspringen, findet man in all' ihren Handlungen nur

warme Anreden, glühende Worte, Communismus, Gewohnheitsschlendrian, Widerspruch und Zwietracht."

Jedes Dekret der provisorischen Regierung unterzog Proudhon der unbarmherzigsten Kritik. Ueber den Anklageact Guizot's bemerkte er: „Wie, die Regierung hat nicht begriffen, daß der 23. und 24. Februar das Ende einer Konstitution und nicht der Sturz eines Ministers gewesen sei? Guizot konnte nur auf Grund der Charte angeklagt werden. Ist diese gestürzt, so bleibt er nur der Geschichte verantwortlich. Man wollte durch diese Anklage dem Volke eine Art Genugthuung geben! Ihr begreift also vom Volke nichts als die Rache? Während das Volk sich mitten in der sozialen Revolution befindet, glaubt Ihr es bald unter dem Terrorismus, wenn Ihr Todesstrafe und rothe Fahne abschafft, bald unter der Charte von 1830, wenn Ihr sie wieder auferweckt und Guizot auf Grund derselben anklagt! Das Volk wird also nie begriffen, seine Revolution nie verstanden werden." — Cremieux entbindet die Beamten ihres Schwures, und Proudhon äußerte hierüber: „Gerade so, als ob Heinrich V. auf Louis Philipp gefolgt wäre! Abschaffung der constitutionellen Monarchie, Vertreibung der Dynastie und Veränderung des Princips durch die Revolution genügen also noch nicht! Die Beamten bedurften erst der Absolution des Herrn Cremieux." — Das Dekret und die Garantie der Organisation der Arbeit verspottet er also: „Nicht die Republik garantirt, sondern die provisorische Regierung. Was ist die Garantie eines Provisoriums? Und wenn es nun der definitiven Regierung nicht beliebte, die Arbeit zu organisiren?" — Das Dekret über die Errichtung der Nationalwerkstätten geißelt er folgendermaßen: „Wir konnten ihm also doch nicht entgehen." „Ich habe 4 kleine Kinder, die nach Brod schreien," ruft Sganarell's Weib. — „Peitsche sie," entgegnete der Trunkenbold. Unsere Organisatoren machen es auf ein Haar, wie Sganarell. „36,000 Schneider in Paris sind arbeitslos. Die provisorische Regierung gibt ihnen Scheeren, Nähnadeln, Werkstätten, Tuchscheererpressen 2c. — Aber Arbeit? — Die Hälfte der Buchdrucker ist ohne Verdienst. Man wird den 90 Druckereien der Hauptstadt eine Ergänzung an Betriebsmaterial, im Werthe von 3 Millionen, gewähren. — Aber Arbeit? — Die Bauplätze sind gesperrt, flugs wird man andere daneben hinbauen, um Concurrenz zu machen. — Aber Arbeit? — Der Buchhandel, alter wie neuer, classischer, poetischer, religiöser und medizinischer ist überfüllt mit Büchern, die nicht gekauft werden. Der Buchhandel muß natürlich organisirt werden. Die provisorische Regierung wird 50 neue Gewerbsbefugnisse ertheilen. — Aber Käufer? — Posamentierer, Goldarbeiter, Hutmacher, kurz, alle sogenannten zünftigen Geschäfte liegen darnieder. Kommt nur schnell, ihr Arbeiter. Verlaßt eure Meister. Associrt euch, organisirt euch. Die provisorische Regierung wird euch Gewerbsbefugnisse ertheilen, sie wird euch mit Direktoren, Controleuren, Inspektoren, Buchhaltern, Geschäftsführern und Commis versorgen. Sie hat ja noch einen kleinen Rest von jeder Sorte. — Aber Capitalien? Aber Bestellungen? Aber Absatz? — Die Hälfte der Häuser ist im Verfall, ein Viertheil der Wohnungen steht leer. Man muß den Werth dieses Theils des Grundeigenthums heben. — Die provisorische

Regierung hat schon Baupläne bereit für Kasernen, Spitäler und Nationalpaläste zu Arbeiterwohnungen. — Das gegenwärtig bebaute Land ist schlecht bewirthschaftet. Dem Ackerbau fehlt es an Capitalien und Arbeitskräften. — Die Regierung denkt an Teiche, Brachfelder, Gestrüppe und Heideland, an alle unbebauten und unfruchtbaren Landstrecken. Ich habe gar nichts dawider, daß die Dummköpfe dieß Alles vortrefflich finden, daß die Charlatans diesen neuen Mississippi ausbeuten, daß der Staatsschatz sein Geld und die Arbeiter ihre Zeit verschleudern. Aber was sagt das Volk dazu?“

Alle revolutionären Blätter jubelten über das Dekret der provisorischen Regierung, welches sämmtliche Hypothekencapitalien mit 1 Prozent besteuerte. Man schlug deren Gesammtbetrag auf 12 Milliarden und daher das Steuererträgniß auf 120 Millionen an. Die Revolutionsblätter nahmen beide Backen voll, daß in Anhoffung einer progressiven Einkommenssteuer eine so gerechte Finanzmaßregel getroffen worden. Der Scharfsinn Proudhon's nannte dieses Besteurungsprojekt geradezu eine kindische Rechnung. Er prüfte die Weise der Steuer-Erhebung, welcher die Denunziation der Gläubiger durch die Schuldner zu Grunde lag und bewies, daß jene von diesen nicht würden angegeben werden. Er bemerkt: „Die Schuldner haben dabei gar kein Interesse, ob ¼ oder ⅕ der zu zahlenden Zinsen in die Tasche des Gläubigers oder in die Kasse des Steuereinnehmers kommt. Die von der Regierung geforderte Erklärung ist eine einfache Angeberei und noch dazu eine unentgeldliche. Die Schuldner werden auch darum die auf ihrem Besitze lastenden Hypotheken nicht anzeigen, weil sie dadurch ihren Credit verlieren. Bei vielen Bürgern besteht überdieß Wechselseitigkeit in Soll und Haben. Der denunzirende Schuldner verlöre dadurch an Credit bei seinem Gläubiger oder müßte Wucherzinsen bezahlen. Eine Veröffentlichung der Hypothekenschulden wäre endlich den Schuldnern schrecklicher, als die Posaune des jüngsten Gerichtes. Selbst bei der Ausführbarkeit der Steuer wäre deren unmittelbare Folge ein Steigen des Zinsfußes, und somit fiele die Steuer auf den Produzenten, auf den Armen, zurück. Habt ihr je den Polichinell gesehen, wie er den Teufel todt schlagen will? Er macht gewaltige Vorbereitungen, zielt höchst bedächtig, holt weit mit seinem Prügel aus, und wie er den Kopf des Engels der Finsterniß zerschmettern will, verschwindet dieser. Das ist das Sinnbild des Reichen, welchen die Steuer treffen soll.“

Proudhon hat, als er seine Volksbank etablirte, ein erklärendes Werk über dieselbe zu veröffentlichen begonnen, von dem 3 Bogen erschienen waren, als er in seinem Preßprozesse verurtheilt wurde. Diese Bogen verflogen, wenige werden sie noch besitzen, und doch enthalten sie nur eine Stelle, in welcher das strahlende, schöne Geisterleben dieses Mannes sich klar offenbarte, und wir seine kindlich reine, edle, kräftige Psyche wahrnehmen, zugleich aber auch seine einsame Stellung begreifen. Er erzählt, wie ihn die Februarrevolution getroffen. „In den letzten Monaten des Jahres 1847 arbeitete ich zu Lyon in einem Steinkohlen- und Speditionsgeschäfte als Correspondent und Schiedsrichter. Trotz der Sorge für meine Briefe und der Aufmerksamkeit auf meine Streitigkeiten

folgte ich unruhig der politischen Bewegung und dem blinden und leidenschaftlichen Kampfe zwischen der durch O. Barrot und Thiers vertretenen Opposition und der durch Louis Philipp und Guizot repräsentirten conservativen Partei. Die republikanische Partei war damals nur noch eine schwache Minorität, welche gelegentlich den Gegnern des Kabinets zur Ergänzung diente. Ich sah den Zwist unter den verschiedenen Parteien der großen monarchisch-constitutionellen Partei immer erbitterter werden und unter dem Schauplatze dieser beklagenswerthen Debatten im Schooße der durch demokratische und sozialistische Predigten bearbeiteten Gesellschaft einen Abgrund gähnen. Das Bankett von Château Rouge, dem die gesammte Opposition mit O. Barrot an der Spitze beiwohnte, war nur der Vorläufer der Katastrophe. Ganz niedrig in dem Gesellschaftsverbande, in die Mitte der Arbeiter gestellt, selbst einer der ersten Wühler, welcher die Grundlagen untergraben, sah ich klarer als die auf den Höhen streitenden Staatsmänner die Nähe der Gefahr und alle Folgen des Einsturzes. Noch wenige Tage und beim geringfügigsten parlamentarischen Gewitter brach die Monarchie und mit ihr die alte Gesellschaft zusammen. Der Sturm begann mit den Reformbanketten. Die Ereignisse in Rom, Sizilien, der Lombardei steigerten die Heftigkeit der Parteien, der Schweizer-Bürgerkrieg vollendete in den Ansichten des Publikums den Rest, indem er die Gemüther auf's Höchste gegen das Ministerium erzürnte. Schauderhafte Scandale, gräßliche Prozesse gaben der Volkswuth neue Nahrung. Die Kammern waren noch nicht zur Sitzung 1847—1848 versammelt, als ich bereits Alles verloren glaubte, und ich begáb mich sofort nach Paris. Die zwei Monate vor dem Ausbruche, zwischen Eröffnung der Kammern und dem Sturze des Thrones, waren die traurigsten, trostlosesten Tage, die ich je verlebt habe. Selbst der Tod meiner Mutter, der in diese Zeit fiel, konnte mich der erstickenden Angst nicht entreißen, er machte im damaligen Augenblicke nur einen geringen Eindruck auf mich. Ich fühlte damals, wie hoch für den Bürger das Vaterland über der Familie steht. Regulus und Brutus wurden mir klar. Republikaner aus alter, ja aus ältester Zeit, Republikaner von der Schule, von der Werkstatt, von der Schreibstube her, überlief mich doch ein eiskalter Schrecken, als ich die Republik kommen sah Ich zitterte, sage ich, daß Niemand um mich, Niemand über mir verstand, wie nahe, ja wie so eigentlich vor der Thüre die Republik sei. Die Ereignisse trieben vorwärts, die Geschicke erfüllten sich, und die soziale Revolution begann, ohne daß Jemand, hoch oder niedrig, ein Verständniß davon zu haben schien. Was aber mit einer Revolution machen, was anfangen, wenn man ihr Geheimniß, ihre Idee nicht begreift? Das kleine Häuflein der Republikaner hatte den Glauben an die Republik, aber es fehlte ihnen das Wissen. — Die fast unbekannten, auf dem Schauplatze noch gar nicht genannten Sozialisten hatten auch den Glauben an die soziale Revolution, aber auch ihnen fehlte der Schlüssel und das Wissen. Zahlreiche Kritiken der alten Gesellschaft waren erschienen, größtentheils unbestimmte, durchaus sentimentale und mystische, nur einige mehr philosophische und forschende Arbeiten. Aber aus dem ganzen Chaos deklamatorischer Debatten war keinem einzigen Menschen die Erleuchtung

geworden. Die Tagespresse behandelte die Frage nicht, der größte Theil ihrer Leser kümmerte sich gar nicht darum. Und doch nahte Revolution, Republik, Sozialismus fest verschlungen und mit Riesenschritten. Ich sah sie, ich berührte sie, ich floh vor dem demokratisch-sozialen Ungeheuer, dessen Räthsel ich nicht lösen konnte. Unaussprechlicher Schreck durchfröstelte meine Seele und benahm mir sogar die Fähigkeit des Denkens. Ich fluchte den Conservativen, welche den Zorn der Opposition verlachten, ich fluchte aber noch heftiger der Opposition, die mit unbegreiflicher Wuth die Grundfesten der Gesellschaft entwurzelte. Ich beschwor meine Freunde, deren Antheil an der Bewegung ich kannte, sich nicht in diesen Prärogativenstreit zu mischen, der für Republikaner lächerlich war und unerwartet die Republik zur Folge hatte. Niemand glaubte mir, Niemand verstand mich. Ich beweinte den armen Arbeiter, den ich im Voraus zu Arbeitslosigkeit und Elend auf Jahre verdammt sah, den Arbeiter, dessen Sache zu führen die Aufgabe meines Lebens gewesen, und dem zu helfen ich dann ohnmächtig sein würde. Ich beweinte die Bourgeoisie, deren Ruin, unvermeidlichen Bankerott und Aufhetzung gegen das Proletariat ich vorher sah, gegen welche zu kämpfen der Widerstreit der Ideen und das Verhängniß der Umstände mich gerade damals zwang, als ich mehr denn irgend Jemand sie zu beklagen geneigt war. Vor der Geburt der Republik trug ich Trauer und that Buße für die Republik. Und wer würde bei solcher Voraussicht nicht einer gleichen Furcht zum Opfer geworden sein? Diese in der politischen Sphäre dem Ausbruche nahe Revolution war der Beginn einer sozialen, von welcher kein Mensch ein Sterbenswörtchen begriff. Ganz gegen alle Erfahrung, gegen die bis dahin unabänderlich befolgte Ordnung in der historischen Entwicklung sollte die That gesetzt werden vor der Idee, als ob die Vorsehung dieses Mal strafen wollte, bevor sie warnte. Alles erschien mir schreckhaft, unerhört, verkehrt in dieser Betrachtung einer Zukunft, welche jeden Augenblick vor meinem Geiste in der ganzen Größe der Realität sich erhob. In dieser verzehrenden Angst lehnte ich mich auf gegen den Gang der Ereignisse, ich wagte es, dem Geschicke zu fluchen. Ich tadelte die Erhebung der Sizilianer gegen einen abscheulichen Herrscher; ich war aufgebracht über den Liberalismus dieses unbesonnenen Papstes, der gegenwärtig im Exile seine Reformgelüste büßt; ich mißbilligte den Aufstand der Mailänder, ich machte Gelübde für den Sonderbund: ich, der Sozialist, der Schüler Voltaire's und Hegel's, zollte den Worten Montalembert's Beifall, als er vor einer aristokratischen Kammer den Anwalt der Freiburger Jesuiten machte. Ich hatte mir ein Journal gewünscht, um National und Réforme, alle Organe der reformistischen und republikanischen Partei wüthend anzugreifen; ich weihte den Hauptredakteur der Presse, diesen Spürhund ministerieller Skandale, den Göttern der Unterwelt; ich glaube, daß ich, wie der bekannte H. Génie, mich zum Sündenbocke Guizot's hergegeben hätte. Mein Geist rang mit dem Tode. Im Voraus trug ich das Gewicht der Schmerzen der Republik, im Voraus die Bürde der Verleumdung, die dem Sozialismus bestimmt war.

Noch am 21. Februar, Abends, sprach ich meinen Freunden zu, sich nicht zu schlagen. Als ich am 22. den Rückzug der Opposition erfuhr,

athmete ich wieder auf; ich glaubte nun das Ende meiner Qual gekommen. Der 23. benahm mir diese Täuschung. Aber dießmal war das Loos geworfen, jacta erat alea, wie H. v. Lamartine sagte. Die Füsillade am Boulevard des Capucines änderte meine Ansichten augenblicklich, die Sturmglocke von St. Sulpice erfüllte mich mit revolutionärer Begeisterung. Ich war nicht mehr derselbe Mensch, ich hatte Partei genommen. Ihr wollt die Revolution, so sollt Ihr sie auch haben! Vom Morgen des 24. an stellte ich mich in den Bureaux der Réforme dem Bürger Flocon zur Verfügung, der meine Setzerkenntnisse zum Satz der ersten Proklamation benützen zu müssen glaubte, in welcher Louis Philipp's Sturz angekündigt wurde. Ich bewahre das Manuscript Flocon's noch immer; das die einzige Trophäe dieses so kurzen Feldzuges. Nie werde ich die Worte vergessen, die er in diesem entscheidenden Augenblick zu mir sagte: „Sie stehen auf einem revolutionären Posten, Sie dürfen ihn nicht verlassen, bis Ihr Auftrag erfüllt ist.“ Dann fügte er, mit der Flinte auf den Boden stoßend, hinzu: „Ich kehre jetzt in die Straße Transnonain zurück.“ — Als meine Arbeit vollendet war, half ich Pflastersteine zu einer Barrikade tragen; wenige Stunden nachher erfuhren wir die Abreise Louis Philipp's und die Einnahme der Tuillerien. Nun wußte man mich nicht mehr zu brauchen; ich kehrte also in mein Dachstübchen zurück und fing an, über die Revolution nachzudenken.“

Wir gaben diese Stelle ganz wieder, weil sie Proudhon's Stellung zur Februarrevolution, deren Auffassung der Schilderung seiner eigenen Wirksamkeit vorausgehen mußte, getreu widerspiegelt. Zugleich bietet der Auszug eine Probe seiner mächtigen Schreibart. Proudhon's Macht auf den Leser ist betäubend groß. Man ist während der Lectüre seiner Schriften in einem Thurme, in welchem eben alle Glocken läuten. Man kann nichts hören, als den feierlichen Klang, die übrige Welt verschwindet. Proudhon läutet alle Sturmglocken der neuen Zeit. Die Todtenglocke und das Festgeläute setzt er gleichzeitig in Bewegung. Er läutet die neue Welt ein.

Omnia mea mecum porto.

Eine freundschaftliche Admonition *).

I.

Europa schläft nicht — Europa stirbt.

Die letzten schwachen und kränklichen Ueberreste seines früheren Lebens genügen kaum, die sich zersetzenden Theile des Organismus selbst auf Augenblicke zusammen zu halten, welche nach neuen Combinationen,

*) Das nachfolgende Sendschreiben kommt uns von dem Verf. der „Briefe aus Italien und Frankreich“ und des Buches „vom andern Ufer“ (beide „aus dem russischen Manuscript“ bei Hoff-

nach der Entwicklung anderer Formen streben. — Dem Anschein nach besteht die alte Welt noch sicher und fest fort. Die Geschäfte gehen ruhig ihren Gang, die Tribunale funktioniren, die Kirchen sind offen, die Börse ist in voller Thätigkeit, die Truppen manövriren und die Paläste strahlen von Glanz. Aber das Leben ist entflohen und in der Tiefe stockt Alles. Da gibt's weder Kirche noch Armee, weder Regierung noch Tribunal — Nichts — als Polizei. — Die Polizei allein erhält und rettet Europa, nur unter ihrem Schutz und Segen bestehen Throne und Altäre fort.

Sie ist der Galvanismus, welcher ein krampfhaftes Leben erhält, um dem Tode Einen Augenblick abzugewinnen; — aber die verheerende Glut der Krankheit ist dadurch nicht gelöscht, sie kehrt zurück und verbirgt sich. Diese geschwärzten Mauern, diese hundertjährigen Vesten, denen das Alter das Aussehen ewiger Felsen geliehen hat, gleichen nur zu sehr jenen gefällten Baumstämmen, deren Aeußeres den Schein unzerstörbarer Festigkeit bewahrte, während der erste Fußtritt des Vorübergehenden sie in Asche zerstiebt. Viele Personen sehen den Tod deßhalb nicht, weil sie sich unter dem Tod die völlige Vernichtung denken; aber der Tod vernichtet nicht die Bestandtheile, er löst sie nur aus ihrem früheren Zusammenhange, er gibt ihnen die Freiheit, wieder unter anderen Bedingungen fort zu leben. —

Es leidet keinen Zweifel, daß ein Theil des Erdballs nicht verschwinden, daß die Arbeit von zwei Welten, von dreitausend Jahren nicht in Staub zerfallen kann. Das monarchische Europa wird, wie das antike Rom im Mittelalter — fortbestehen — d. h. es wird sich mit dem kommenden Europa verschmelzen, indem es seinen individuellen Charakter verliert, indem es sich einer neuen Ordnung der Dinge, auf die es seinerseits einen großen Einfluß ausübt, unterordnet.

Die physiologische und bürgerliche Erbschaft, welche der Vater dem Sohne hinterläßt, verlängert die Existenz des Ersteren — vergessen wir jedoch deßhalb nicht „das Grab“, welches zwischen Beiden liegt. So auch ist zwischen dem Rom des Julius Cäsar und dem Gregors des VII. — „der Tod“. Europa's Todesstunde hat geschlagen. Wir haben davon schon gesprochen, und die Wahrheit zu gestehen, muß uns dieß mehr freuen, als betrüben. Das einzig wirklich Traurige besteht darin, daß die versterbende Welt keinen Erben, sondern eine schwangere Wittwe hinterläßt, daß zwischen der Todesstunde der Einen und der Geburtsstunde des Andern sich noch Mancherlei ereignen, noch eine lange Nacht des Chaos und der Verwirrung Raum haben wird*).

---

mann und Campe erschienen) in einem Augenblick zu, wo im Schooß der Partei die Frage ihrer Aufgabe und Zukunft wieder ernster erörtert wird. Wir theilen es unsern Freunden daher ohne Zögerung mit. Sie werden es mit Spannung lesen und die dialektische Kraft seiner Worte an jener Thatkraft prüfen, an die sie allein gerichtet sind. Was indeß auch unsere Entscheidung sei, so bleiben wir dem providentiellen Gemüth des geisteshohen Admonitors dafür verbunden, daß er uns zu neuer Initiative aufgerufen und einer Lebensstimmung Raum geschaffen hat, die, bei allen philosophischen Reizen ihrer Zweifel und Schmerzen, doch nicht minder stärkend und erhebend wirkt.
Die Redaction.

*) Andrerseits war zwischen dem Europa Gregors des VII. und dem des Luther, des Convents und Napoleons nur: Entwicklung, Umgestaltung, Wachsthum — und deßhalb mußten alle

So verzweifelt diese Wahrheit immerhin ist — so bleibt uns dennoch Nichts übrig, als uns mit ihr zu befreunden, da sie zu ändern unmöglich ist. Wir haben lange genug den morschen Organismus Europa's in allen seinen Schichten, in allen Himmelsgegenden studiert, und überall in der Nähe die Hand des Todes, und erst in weiter Ferne einen Hoffnungsschimmer, eine schwankende Prophezeihung entdeckt.

Anfangs haben wir diese Hoffnungen getheilt, an eine bessere Zukunft geglaubt, uns gezwungen, daran zu glauben, aber der Todeskrampf griff mit einer solchen Schnelle um sich, veränderte so unwiderruflich die Züge, daß es unmöglich war, sich zu täuschen. — Das Leben erlosch, wie die letzten Lichter in den Fensterscheiben — lange vor dem Morgenroth — da blickten wir mit gekreuzten Armen, die Verzweiflung im Herzen, auf den fürchterlichen Fortschritt der Auflösung, ohne ein Gegenmittel zu entdecken. Wovon waren wir nicht Zeuge seit der Februar-Revolution!! — Es genügt, zu wissen, daß wir vor zwei Jahren jung waren, und jetzt alt sind. —

Je mehr wir uns den Parteien, je mehr wir uns den Menschen näherten, desto unabsehbarer wurde die Wüste, desto größer die Einsamkeit um uns.

Wie war es möglich, den Wahnsinn der Einen, wie, den der Andern zu theilen?

Hier: Trägheit und Stumpfsinn — dort: Lüge und Dummheit — Nirgends: Kraft und Energie. Nehmen wir die wenigen Märtyrer aus, welche sich dem Volk geopfert haben, immer bereit, ihren Kopf und ihr Blut zu geben. Die Einen sind gestorben, ohne verstanden zu sein, die Andern haben ihren Kopf behalten, weil sie einsahen, daß das Volk, welches sie umgab, mit diesem Opfer Nichts zu thun gewußt hätte. —

Verloren inmitten dieser Welt, die von allen Seiten zusammenstürzte, ohne Beschäftigung, ohne Ziel, — zu Boden gedrückt von den täglichen Beleidigungen, bestürzt von den kindischen Zwistigkeiten, — ohne einen Ausweg oder irgend einen Trost zu finden — sehnten wir uns endlich nach einem Ruhepunkt für unser Haupt — unbekümmert, „ob's Träume gibt, ob nicht."

Aber das Leben hat am Ende doch die Oberhand gewonnen und ist an die Stelle der Verzweiflung und der Sehnsucht nach dem Tode getreten.

Ja, ich wünsche zu leben, ich will meinen Kopf nicht länger unter dem Joche beugen, unter das unsre Zeitgenossen ihre Nacken zwängen. — Ich will weder abhängig sein von der Mitte, in der ich lebe, noch länger trauernd und jammernd am Sterbepfühle des Todten stehen bleiben.

Ich will diese ewige Wittwerschaft nicht mehr. Ich habe mein Recht

---

Versuche einer antiken Restauration (eines Brancaléone, Rienzi und Julian selbst) scheitern, während sich die monarchischen und feudalen Restaurationen nach der Revolution von 89 mit der größten Leichtigkeit durchführen ließen.

an das Leben, ich bin nicht weniger real, nicht weniger frei, nicht weniger souverän als die ganze übrige Welt.

Sind wir denn so gar Nichts durch uns selbst? und das Wenige, was wir sind, nur durch diese Welt, nur in, nur mit ihr? so daß uns nach ihrem Tode kein anderes Ziel übrig bleibt, als uns, gleich den Indierinnen, welche sich mit ihren Männern verbrannten, mit ihr begraben zu lassen? — haben wir wirklich nur den Sinn von Leichensteinen?

Nein, nimmer, nimmer!

Ein Ende dieser Traurigkeit! Wir haben der Welt gegeben, was ihr gehörte. — Wir haben nicht mit uns gegeizt. — Unsere besten Jahre, die Hälfte unsres Daseins, unsres Glücks — gaben wir ihr — genug! — Trocknen wir unsre Thränen und blicken wir mit Muth und Unabhängigkeit Allem, was uns umgibt, in's Antlitz.

Was wir auch sehen mögen — man kann, man soll Alles ertragen. Das Schlimmste, „unsre Hoffnungen", haben wir ja überlebt, und ein Unglück, das überlebt ist — mit dem ist abgeschlossen. —

Wir haben Zeit gehabt, uns wieder zu finden und unsre Stellung zu begreifen, — wir erwarten Nichts, oder vielmehr, wir erwarten noch Alles, was übrigens auf dasselbe hinausläuft.

Vieles kann uns empören, kann uns brechen, uns tödten. Verwunden kann uns Nichts mehr, oder unsre Gedanken, unsre Worte entsprangen nur unsern Lippen. Das Schiff geht zu Grunde. Der Augenblick des Zweifels, wo Gefahr und Hoffnung noch Hand in Hand gingen, war entsetzlich. Er ist vorüber. — Unsere Lage ist klar; das Schiff kann nicht gerettet werden, uns bleibt die Wahl, mit ihm unterzugehen, oder uns zu retten. Ueber Bord denn!

Retten wir uns auf einem Boote, einem Nachen, auf einem Balken, einer Planke — gleichviel, Jeder versuche sein Glück nach seiner Weise und nach seinen Kräften.

Der point d'honneur des Seemanns ziemt uns nicht.

Verlassen wir die Todtenkammer, in der ein langes, bewegtes Leben endet, treten wir an die freie Luft, und lassen wir diese schwere, erstickende Atmosphäre des Krankenhauses weit hinter uns.

Es werden sich schon genug Liebhaber finden, diesen Leichnam einzubalsamiren, und noch weniger wird's an Würmern fehlen, an der Verwesung ihren Festschmaus zu halten.

Ihnen überlassen wir den Todten, nicht, weil sie geringer oder uns überlegen sind, sondern nur, weil sie sich an dem ergötzen, worunter wir leiden würden, weil ihnen das Wohlgefallen daran ebenso natürlich ist, als uns der Abscheu.

Entfernen wir uns frei und uneigennützig mit dem vollen Bewußtsein, daß die Erbschaft nicht für uns da ist, ja, daß wir, ehrlich gesagt, ihrer auch nicht bedürfen.

Es gab eine Zeit, in der sie diese stolze Trennung von der Welt für Flucht genommen hätten. Enden wir mit diesen Mädchenträumen! —

Ein freier Mensch kann ja nie die Flucht ergreifen, weil ihm das

volle Recht zusteht, zu bleiben oder sich zu entfernen nach seiner Wahl. Nichts nöthigt ihn, als seine Ueberzeugungen, und so lange er denen gemäß handelt — hat er immer Recht. Die einzig erlaubte Frage wäre, nicht ob er flieht, oder bleibt, sondern ob er frei oder unfrei ist; und dann wird das Wort Flucht auf Diejenigen angewendet, welche das Unglück hatten, die Vorläufer zu sein, etwas weiter zu sehen, als die Uebrigen, und welche weder in die Reihen der Nachzügler zurücktreten können, noch zurücktreten mögen — außerordentlich lächerlich. Wirklich auch ihnen stehts zu à la Coriolan auszurufen: „Wir fliehen nicht, ihr aber habt nicht Athem genug, um uns zu folgen."

Im Uebrigen hat weder das Eine noch das Andere einen rechten Sinn — das sind Alles Redensarten.

Wir thun das Unsere, die, welche uns umgeben, das Ihre, ein Jeder wie er es versteht — die Entwicklung der Individuen, wie der Massen macht sich dergestalt, daß jene unmöglich die alleinige Verantwortlichkeit für alle Consequenzen derselben tragen können. Freilich, haben wir einmal eine gewisse Stufe der Bildung erreicht, dann macht diese sich auch gebietend im Leben geltend, während der Mangel an Entwicklung uns jeder Verantwortlichkeit entbindet.

Der Mensch ist weit freier, als man denkt — er hängt von der Mitte, in der er lebt, ab, aber keineswegs in dem Maaße, als er ihr freiwillig dient. Ein großer Theil unsres Schicksals liegt in unsrer Hand, es handelt sich einzig darum, es zu begreifen, und die Zügel nicht entgleiten zu lassen.

Gewöhnlich erlauben die Menschen der Welt, sie gegen ihren Willen zu zwingen, mit fortzureißen, sie zu beherrschen. Sie entsetzen sich freiwillig ihrer Selbstherrschaft, ohne sie nach Gebühr zu würdigen, stützen sich in allen Fällen auf die Welt und ziehen so den Knoten, der sie an dieselbe bindet, mit eigener Hand immer fester und fester zusammen. Alles Gute, alles Böse wird von Außen, von Oben — erwartet. Auf sich selbst rechnen sie nur im äußersten Fall. Mit diesem kindischen Gehorsam gewinnt die fatalistische Kraft der Außenwelt immer mehr und mehr Raum über das Individuum, wird unbezähmbar, souverän, und selbst der Versuch, mit ihr in Kampf zu treten, erscheint thöricht.

Und doch erstickt diese unwiderstehliche Kraft im selben Augenblick, wo in der Tiefe des menschlichen Herzens statt der Entsagung und Verzweiflung, statt der Furcht und Demuth die einfache Frage auftaucht: aber ist es denn wahr, daß der Mensch so sehr an seine Mitte gefesselt ist, ist es wahr, daß er sich unmöglich von dieser Mitte emanzipiren kann, selbst wenn er Nichts von ihr begehrt, sich weder um ihre Gaben, noch um ihre Schläge kümmert? — Nach einer solchen Frage protestirt der Mensch durch ein titanisches Veto gegen den Fatalismus der Mitte, und die Mitte gibt nach.

Ich sage nicht, daß dieser Protest im Namen der Unabhängigkeit und persönlichen Selbstherrschaft leicht sei. Er läßt sich nicht so schnell in der menschlichen Brust vernehmen — schmerzliche Prüfungen, indivi-

duelles Unglück brechen ihr meistens den Weg — er kommt mit den schweren, dunkeln Epochen, wo die Scheidung zwischen Welt und Individuum um so unwiderruflicher wird, weil der Mensch die Welt versteht, weil alle Bande, welche ihn an die Außenwelt fesseln, sich für ihn in unerträgliche Ketten verwandeln, weil er sich in der Opposition mit dem öffentlichen Gewissen in vollem Rechte, weil er sich nicht als Mitglied, sondern als Nebenbuhler, als Feind jener großen Familie fühlt, der er angehört.

Mit einem Wort: der Protest kommt in einem historischen Moment, ähnlich demjenigen, in welchem wir leben. —

Außer uns — verräth uns Alles, schwankt Alles, zittert Alles. Wir halten uns über dem Rand eines Abgrunds, und sehen den Einsturz. Die Dämmerung breitet sich aus, und nirgends ist ein Leitstern für uns.

Wo den Hafen finden? wohin den Anker werfen, wenn nicht in die eigene Brust, in das Bewußtsein unserer souveränen Freiheit. Und, bemerken Sie, ich bitte, daß wir, indem wir uns so retten, auf dem breiten und sichern Boden Fuß gewinnen, dem einzigen, auf dem die Entwicklung eines freien, sozialen Lebens möglich wäre — wenn sie es überhaupt wäre.

Wenn die Menschen, statt ewig an die Rettung der Welt zu denken, sich selbst retten wollten, wenn sie, statt die Menschheit zu emanzipiren, sich selbst emanzipirten, — welches Glück wäre das für das Heil der Welt, für die Emanzipation des Menschen. —

II.

Die Abhängigkeit des Menschen von seiner Zeit und Mitte ist groß — um so größer, als die Hälfte der Bande sich hinter unserm Rücken, ohne daß wir es ahnen, um uns schlingen. Zuerst die physiologischen Bande, gegen welche sich schwer mit dem Geist und Willen ankämpfen läßt — das sind die ererbten Fesseln, welche wir mit zur Welt bringen, und die gleich den Gesichtszügen die Solidarität zwischen der gegenwärtigen und vergangenen Generation bilden — dann, die halb moralischen, halb instinktiven Bande, welche uns durch die Erziehung inoculirt sind, — endlich gibt's vollkommen nationale Bande. — Die Mitte, in welcher der Mensch geboren ist, in welcher er lebt, ist seine natürliche Arena. Er ist unwillkürlich dazu getrieben, an Allem Theil zu nehmen, was um ihn geschieht, das von seinen Vätern begonnene Werk fortzusetzen. Er fesselt sich an Alles, was ihn umgibt, und kann nicht umhin, seine Zeit wiederzuspiegeln. Aber gerade in der Art und Weise, wie er die Thatsachen widerspiegelt, tritt auch schon seine Individualität mit allen ihren Rechten hervor. Diese Rückwirkung des Individuums auf die Mitte, durch den Einfluß der Außenwelt hervorgerufen, das ist die Antwort der Persönlichkeit auf die Mitte. Diese Antwort kann voller Sympathie, wie auch antagonistisch sein. Diese moralische Unabhängigkeit ist eine ebenso reale Wahrheit, als der Einfluß, den die Mitte ausübt, nur mit dem Unterschiede, daß sie immer in entgegengesetzter Be-

ziehung zu diesem steht. Je gewissenhafter der Mensch, desto unabhängiger ist er, je gewissenloser, desto enger schließen sich die Bande, welche ihn an die Mitte fesseln, desto mehr wird er von ihr absorbirt. Als natürliche, instinktive Eigenschaft tritt die Unabhängigkeit fast nie hervor, oder sie manifestirt sich ausnahmsweise in einem Zustand thierischer Unbändigkeit, in krampfhaften Negationen — ohne Folgen, ohne Verbindung mit den einen oder andern Beziehungen des sozialen Lebens; — mit einem Worte, in dem, was man Verbrechen nennt.

Das Bewußtsein individueller Unabhängigkeit bedeutet nicht immer eine vollständige Scheidung von der Mitte, nicht immer den Krieg mit der Gesellschaft. Die Mitte steht nicht immer in derselben Beziehung zur Person.

Es gibt Epochen, in denen der Mensch frei ist, indem er sich der allgemeinen Sache anschließt. Die Thätigkeit, welcher jede energische Person entgegenstrebt, stimmt dann mit den Tendenzen der Gesellschaft überein.

In solchen Zeiten — welche sehr selten sind — stürzt sich Alles in den Strom der Begebenheiten, lebt in ihm, theilt seine Schicksale, findet in ihm sein Glück und sein Unglück, seine grenzenlose Befriedigung, oder sein Ende, ohne es zu beklagen. In solchen Zeiten widerstehen nur Naturen von so originalem Genius, wie Göthe und jene farblosen, kleinlichen Geschöpfe, denen selbst die Kraft, sich zu begeistern, fehlt, dem allgemeinen Zug.

Selbst diejenigen Individualitäten, welche sich dem Geist des Jahrhunderts entgegenstellen, sind gleich den Andern, durch den allgemeinen Kampf absorbirt, wie z. B. die Emigranten zur Zeit der Revolution.

In solchen Zeiten fühlt man nicht das geringste Bedürfniß, die Aufopferung und Entsagung zu predigen, Alles macht sich auf eine spontane Weise und mit unglaublicher Leichtigkeit. Niemand verläßt die Sache, Niemand zieht sich vom Kampf zurück — weil sich Alle mit vollem Glauben an demselben betheiligen.

Die überraschendsten Opfer, der großartigste Heroismus, erscheinen nur dem Auge des Zuschauers außerordentlich, den herrschenden Personen hingegen leicht, einfach, wie etwas, was ganz ihrer Natur und ihrem Willen entspricht. Es gibt andere Zeiten — und das sind die gewöhnlichsten: friedliche, träge Zeiten, in denen die Beziehungen des Individuums zur Gesellschaft gerade so fortdauern, wie sie von der letzten Revolution eingesetzt wurden.

Diese Beziehungen sind weder scharf genug gespannt, um zu reißen, noch lästig genug, um unerträglich zu werden, ja nicht einmal gebieterisch genug, daß das Leben nicht Mittel fände, sich ihnen zu entziehen und zu ergänzen, was ihnen fehlt.

In Zeiten solcher Art beschäftigt die Frage von dem Verhältniß des Individuums zur Gesellschaft die Menschen weniger.

Hie und da sieht man individuelle Collisionen, welche mit Heftigkeit zerstören, was vor den Andern als verachtungswürdig gilt — es kommen tragische Katastrophen, welche einige Personen mit sich in den Ab-

grund reißen, die während des Sturzes einen Schrei der Empörung und des Schmerzes ausstoßen — aber all' dieß bleibt wie ein vereinzelter Akt und verliert sich spurlos in der einmal festgesetzten Ordnung der Dinge.

Die wird dadurch keineswegs erschüttert, sie bleibt im Vertrauen auf Gewohnheit und menschliche Trägheit, im Vertrauen auf die Abwesenheit des revolutionären Prinzips, der Kritik, der Negation unverrückt auf derselben Stelle.

Die größte Hälfte der menschlichen Existenz geht in solchen Zeiten in Privatverhältnissen, im Familienleben, in speziell industrieller, in gelehrter Thätigkeit auf.

Die Menschen urtheilen, ordnen an, beschäftigen sich mit ihren Angelegenheiten, spekuliren, und dieß Alles fest durchdrungen von dem Ernst und der Wichtigkeit ihrer Aktivität. Ein ganzes Menschenleben wird damit ausgefüllt, den Kindern ein sogenanntes Loos zu sichern, die, einmal herangewachsen, sich wieder auf die nämliche Weise mit dem Schicksal ihrer Kinder beschäftigen; und so verwischt sich Gegenwart und Individuum, als wenn das Dasein Nichts, als ein provisorischer, transitorischer Zustand wäre; und ein solcher Zustand währt bis heute in China und selbst in England fort.

Aber es gibt noch andere Epochen, die freilich sehr selten sind und von denen sich in der Vergangenheit nur ein Beispiel findet. Das sind diejenigen Epochen, in welchen eine soziale Form, die bereits ihre ganze Gestaltungskraft erschöpft hat und in völlige Altersschwäche zerfallen ist, sich selbst überlebt, indem sie eig'nen Angesichts nach und nach langsam abstirbt.

Eine ausschließliche Bildung, welche nur einer kleinen Minorität angehört, die, weil ihr die volle Muße zur Ausbildung nicht fehlte, über die sozialen Formen hinausging — kann unter den von der Geschichte des Staatsorganismus gegebenen Bedingungen weder eine mögliche Anwendung, noch irgendwie eine Verwirklichung finden.

Dem Scheine nach gehört eine solche Entwicklung der Zukunft an, dem Wesen nach weder der Vergangenheit, welche sie überschritten, hinter sich gelassen und verachtet hat, noch der kommenden Zeit, welcher sie sich nicht anschloß, und von der sie ihrerseits verschmäht wird.

In der Mitte dieser Civilisation vollzieht sich die wirkliche Scheidung des Individuums von der Gesellschaft.

Die Vergangenheit erscheint alsdann unter der Form eines thörichten Antagonismus. Jedes Gefühl der Würde, der Ehre ist in ihr erloschen — handelt es sich doch um ihr Leben — und sie tritt ihre eigenen Götter mit Füßen, weder Recht noch Billigkeit anerkennend.

Grausam aus Furcht, blödsinnig aus Furcht, gerirt sie sich wie eine Wahnsinnige, ohne irgend eine Rücksicht auf die Art der Waffen und Mittel zur Vertheidigung zu nehmen. —

Eine unbekannte Zukunft, eine neue Combination, an welcher alle Logik scheitert, steigt am wolkenschweren Horizonte auf. —

Die Frage vom Untergang der römischen Welt wird durch das

Christenthum, durch die Germanen, durch eine Religion, mit welcher der durch die Civilisation emanzipirte Mensch nicht mehr sympathisiren konnte als mit dem Polytheismus, durch die feudalen Institutionen, welche ihm nicht minder antipathisch sein mußten als das römische Recht — vollkommen gelöst.

Glauben Sie etwa, daß der freie Mensch weniger in seinem Rechte war, weil er einer ganzen Welt als einziger Antagonist gegenüberstand?

Als wenn es für die Vernunft ein anderes Kriterium als die Vernunft geben, als ob ein universaler Wahnsinn dem Verständniß des Einzelnen als Gegenbeweis dienen könnte! Nein, haben wir mehr Stolz, mehr Bewußtsein unserer Würde.

Diejenigen Römer, welche sich, von Seelenangst und Betrübniß gefoltert, dem Christenthum in die Arme warfen, retteten sich vor der Verzweiflung — das ist wahr — aber sind deßhalb die Andern, welche, obschon sie nicht weniger litten, zu viel Charakter, zu viel Geisteskraft besaßen, um sich von einer Absurdidät durch eine andere zu befreien — weniger würdig? Steht uns das Recht zu, sie zu tadeln? —

Gab es für sie eine Wahl zwischen Julian dem Apostaten und Constantin dem Christen? —

Was blieb ihnen im Angesicht dieser sonderbaren Fatalität, welche die Welt dem orientalischen Mysticismus, verbunden mit dem durch die eingeführten barbarischen Institutionen, entgegenführte, zu thun übrig? Was anders, als sich zurückzuziehen? Und sie haben sich zurückgezogen, und sie haben gut daran gethan — und sie haben gesiegt, obschon man dieß erst fünfzehn Jahrhunderte später eingesehen hat. Welcher Vertrag läßt sich mit solchen Epochen abschließen! Man leidet, aber man erniedrigt sich nicht, man ist unglücklich, aber man entsagt deßhalb nicht seiner Vernunft.

In solchen Momenten ist es für einen Menschen weit leichter, sich einen neuen Weg zu suchen, auf dem er Gefahr läuft, sich zu verirren, oder spurlos unterzugehen, als den von den Andern bereits breitgetretenen einzuschlagen — leichter für ihn, sich selbst zu tödten, als sein Leben zu opfern.

Kehren wir jetzt zur Gegenwart zurück. —

Was haben wir denn wirklich mit der uns umgebenden Welt gemein?

Etliche Personen, welche uns durch die Gleichheit der Gesinnung nahe stehen, die drei tugendhaften Männer von Sodom und Gomorrha — aber die sind da just in derselben Lage, wie wir, sie sind's ja, die mit uns die kleine Minorität bilden, welche stark durch den Gedanken und Nichts bedeutend durch die That — protestirt. Nehmen wir diese wenigen Menschen aus, und wir stehen in keinem thätigeren, intimeren Zusammenhang zu unsern Zeitgenossen, als zu den Chinesen (ich mache in dem Augenblicke Abstraktion von der Gewohnheit und vom physiologischen Elemente), das ist so schlagend wahr, daß in den seltenen Fällen, wo Menschen sich derselben Worte bedienen, wie wir, man sicher sein darf, daß sie etwas ganz Anderes darunter verstehen. —

Wollen Sie die Freiheit der Montagnards?

Die Ordnung der Legislatoren?

Die ägyptische Organisation à la Louis Blanc?

Die Karten werden jetzt offen gespielt, und das Spiel selbst hat sich auf eine so wunderbare Weise vereinfacht, daß man sich weder verirren, noch täuschen kann. In jedem Winkel Europa's sehen wir denselben Kampf, den gleichen Widerstand, die nämlichen Schläge.

Ich denke, Sie fühlen klar, gegen welche der beiden Parteien Sie sind? aber sind Sie sich Ihrer Sympathie für die Eine ebenso klar, ebenso ehrlich bewußt, als Ihres Hasses, Ihres Widerwillens gegen die Andere?

Die Zeit der Offenheit ist gekommen — die freien Menschen täuschen weder sich selbst, noch die andern — sie fühlen, daß jede Nachgiebigkeit nur zu falschen, schielenden Resultaten führt. —

Um das Maß der moralischen Schmach und Enttäuschungen auch ganz zu füllen, schloß das vergangene Jahr mit dem Kampf Eines freien Menschen gegen die Emancipatoren der Menschheit. Die Kühnheit, der Skepticismus und die unerbittliche Negation und schonungslose Ironie Proudhon's entrüsteten nicht weniger die Revolutionäre ex officio, als die Conservatoren; Alle fielen mit einer wahren Wuth über ihn her, und erhoben sich mit der Starrheit der Legitimisten und Intoleranz der Jesuiten zur Vertheidigung ihrer Ueberlieferungen. Sein Atheismus machte sie zittern, seine Anarchie — erblassen. Mit Empörung vernahmen sie die unmoralischen, gotteslästerlichen Worte: daß Republik und Staat für die Menschen, und die Menschen nicht für Republik und Staat da seien. Und als sie sich am Ende ihrer Logik und Beredtsamkeit sahen, da verdächtigten sie Proudhon, und schleuderten gegen ihn den Fluch des revolutionären Bannes. — Das Talent Proudhon's und die Brutalität der Polizei retteten ihn vor der Verleumdung. Schon gingen die feigsten Beschuldigungen von: Verrath — unter dem demokratischen Haufen von Mund zu Mund, als er seine berühmten Artikel diesem armseligen Herrchen von Präsidenten entgegenwarf, der, ganz betäubt von seinen Schlägen, keine würdigere, keine geistvollere Antwort finden konnte, als die Unterdrückung eines Gefangenen, weil er gewagt hatte zu sagen, was er dachte. Als die Menge das sah, versöhnte sie sich mit Proudhon.

Das sind diese Kreuzritter der Revolution, diese Helden der Freiheit, diese privilegirten Emancipatoren!

Sie haben Furcht vor der Freiheit, sie bedürfen eines Herrn, einer Autorität, um sich nicht zu verwöhnen, einer Macht die befiehlt, weil sie weder Initiative, noch Vertrauen in sich selbst haben. —

Ist es nach all' diesem schwer zu verstehen, daß das kleine Häuflein von Freunden, welches Cabet nach Amerika folgte, schon jetzt in den kaum bedeckten provisorischen Hütten ihrer Gemeinde, alle Uebelstände des sozialen Lebens in Europa fühlt?

Dennoch muß man eingestehen, daß die Emanzipatoren der Menschheit zeitgemäßer und nützlicher sind als die freien Menschen, weil sie der Handlung näher stehen, — weil sie mehr Sympathien als jene in den Massen finden werden. Die Menge wünscht vor allen Dingen sich an die zu halten, welche ihr mit unverschämter Hand das Produkt ihrer Arbeit entziehen. Das ist ihre erste Aufgabe — und sie hat Recht. Was

die Unantastbarkeit der Personen, die individuelle Freiheit, die Unabhängigkeit der Meinungen betrifft, so ist sie dagegen ziemlich kalt und gleichgültig. Die Menge liebt die Autorität, der beleidigende Glanz der Macht blendet sie noch. — Unter dem Wort Gleichheit versteht sie den gleichen Druck für Alle; Privilegien, Monopole, sind ihr wie jede Ausnahme verhaßt; mit mißtrauischem Auge blickt sie auf das Talent, und haßt den freien Menschen, welcher nicht thun will, was die Andern thun — die Masse mit einem Wort begehrt eine Regierung für und nicht gegen sich, wie jetzt. Sich selbst regieren zu wollen, liegt sehr fern von ihren Gedanken. — Aus diesem einzigen Grunde schon werden Sie einsehen, daß die Emanzipatoren den Revolutionen ihrer Zeit weit näher stehen müssen als die Emanzipirten. Vielleicht taugt der emanzipirte oder freie Mensch zu Nichts, vielleicht ist er unnütz — ich sage Nichts dagegen — nur folgt daraus keineswegs, daß er gegen seine Ueberzeugung handeln müsse. —

Es läßt sich darauf sagen, daß man sich begränzen, mit dem Möglichen begnügen müsse. —

Und wozu?

Denken Sie ein wenig nach, wie wenig der Mensch hervorbringt, wenn er ungetheilt an's Werk geht, was wird er da leisten können, wenn er die Hälfte seiner Organe — die Hälfte seiner Kräfte wohl vorbedacht mit Beschlag belegt.

Geben Sie das Portefeuille der Finanzen an Proudhon, machen Sie ihn zum Präsidenten der Republik, mit Beibehaltung versteht sich der bestehenden Ordnung der Dinge, und er wird ein Louis Bonaparte vice versa sein, ein Louis Bonaparte im entgegengesetzten Sinne.

Dieser findet sich in einem fortwährenden Schwanken, weil er die Sucht nach der Krone hat, weil er ewig daran arbeitet, die Republik umzustoßen — jener würde sich in derselben Fluktuation aus ganz entgegengesetzter Ursache finden, weil die bestehende Republik ihm ebenso antipathisch als dem Louis Bonaparte, und eine Republik nach seinem Sinne weit unmöglicher ist, als das blödsinnigste Kaiserreich.

Indessen wenn man handeln will, wenn man trotz dem Widerspruch, in dem man sich zu den verschiedenen Parteien fühlt, mit ihnen Hand an's Werk legen, sich an ihrem Kampf betheiligen will, so bleibt dieß Jedem unbenommen. Die Emanzipatoren werden immerhin den Sturz der monarchischen Formen beschleunigen, und sie in den Abgrund ziehen helfen, welcher sie selbst verschlingen wird.

Weit entfernt dem entgegen zu sein, will ich nur das Recht derjenigen Individuen vertreten, welche hiezu keinen Beruf in sich fühlen. Als freiwilligen Akt begrüße ich diese Theilnahme von ganzem Herzen, als gebieterische Nothwendigkeit — als eine uns durch dieses oder jenes moralische Gesetz auferlegte Pflicht — läugne ich sie.

Wir berühren hier die festeste Kette von allen, an welche der Mensch geschmiedet ist, die festeste und die gefährlichste, weil der Mensch ihre Willkür nicht fühlt, weil er diese servile Knechtschaft als gerecht anerkennt, sich ihr mit Demuth unterwirft.

III.

Das Sichunterordnen des Individuums dem Staate und der Gesellschaft ist nichts Anderes als die Fortsetzung der Menschenopfer unter einer andern Form, nichts Anderes als das Lamm, welches stirbt, um durch seinen Tod den göttlichen Zorn zu stillen, nichts Anderes als der Unschuldige, der an der Stelle des Schuldigen gekreuzigt wird. Alle Religionen ohne Unterschied basirten ihre Moral auf eine freiwillige Knechtschaft, auf die Entsagung der persönlichen Selbstherrschaft, zu Gunsten Gottes, der Kirche, eines klösterlichen Ordens, mit einem Wort zu Gunsten verschiedener Abstraktionen, Allgemeinheiten, Sammelnamen, welche nichts Individuelles haben. Das Christenthum, diese Religion des Widerspruchs, treibt die Anschauungsweise der Stellung des Menschen zum Absoluten bis zu einem vollständigen, sehr consequenten System moralischer Knechtschaft. Das Christenthum schien den Werth und die Würde des Menschen — und darin ging es weiter als der Polytheismus — darum anzuerkennen, um sie auf eine feierlichere, in die Augen fallendere Weise Gott als Brandopfer darzubieten. Die Kirche sagte dem Menschen, daß er frei sei, staatliche Unterschiede zwischen Bürger und Sklave gestattete sie nicht, forderte aber dessenungeachtet einen blinden Gehorsam. Die Ketten, welche sie nach der Einen Seite hin sprengte, zwangen die Gläubigen, sich aus eigenem Antrieb andern nach der entgegengesetzten Seite hin zu unterziehen, die um so schwerer, um so erniedrigender, weil es freiwillige waren. Die Kirche predigte den moralischen Selbstmord. Der Liberalismus und die Philosophie ändern nur die Worte: die Sache bleibt dieselbe. Als die Welt wieder weltlich wurde, was sie im Uebrigen nie aufgehört hat zu sein, entsagte sie dem Jargon des Mittelalters, und führte die Sprache und die Lehren des Alterthums ein. Auch sie hemmte die persönliche Freiheit nie. Alle Philanthropen, Menschenfreunde, Liberalen und Philosophen fuhren fort, den Menschen der Idee, das Volk irgend einer Fahne zu opfern. Die Freiheit predigend, Alles emanzipirend, vergaßen sie nur Eins zu emanzipiren, — das einzig wirkliche Reale, die wahre Monade der Gesellschaft, das Individuum. Für wen? Wozu? Wer bei diesem allgemeinen Opfer gewann — ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß alle Welt sich verpflichtet glaubte, sich wenigstens den Worten nach zu opfern.

Es ist hier nicht der Ort zu prüfen, bis zu welchem Grade die geringe geistige Entwicklung des Volkes eine solche Erziehung rechtfertigte. Vermuthlich waren diese Mittel natürlich, nothwendig — ihre Universalität beweist es wenigstens. —

Indem man dem Geist eine schiefe Richtung gab, indem man es auf ein unmögliches Ziel hinwies, schleuderte man das Volk in die Bewegung, und unterwegs vollzogen sich ganz andere Dinge, als man sich zuvor hatte träumen lassen. Andererseits haben dieser geistige Wahnsinn, diese Verwirrung in den Gewissen die regelmäßige Entwicklung des Geistes um Vieles gehemmt. Diese romantische Trunkenheit gab der Welt etliche Helden, rief viele Don Quixote's in's Leben, und die Hälfte der Leiden, welche auf den Völkern gelastet haben.

Die allgemeine Basis dieser ganzen entarteten Dialektik, welche unser Urtheil vertritt und uns zu Sklaven macht, indem sie uns das Gegentheil gibt, und uns einreden will, daß wir frei sind — ist der Dualismus, der theologische Gesichtspunkt, in der Anthropologie.

Der Dualismus ist das Christenthum in die Sphäre der Logik erhoben, das von der Tradition, vom Mythus befreite Christenthum; er ist die Metaphysik des katholischen Dogma. Der Lebenspunkt seiner Methode besteht in der gezwungenen, unausgesetzten Trennung dessen, was seiner Natur nach einig und untheilbar ist. Die beiden Abstraktionen, die keine andre wirkliche Existenz als im menschlichen Verständniß haben (wie der mathematische Punkt, die Linie), sind von dem Dualismus als objektive Wahrheiten angenommen, und was mehr ist — in einen fortwährenden Antagonismus zu einander gehalten, der, weil er ganz gegen die Natur ist, keinen Ausgang findet; der Dualismus aber hebt ihn durch die gezwungene Intervention eines eben so unrealen Elements wie alle übrigen — auf. Sie sehen in ihm den evangelischen Mythus, das ist: der ewige Antagonismus des Schöpfers zur Schöpfung — Gottes zum Menschen aufgehoben, durch den Gottmenschen. Das ist in philosophischer Sprache das christliche Mysterium der Erlösung.

Und wie Christus den Menschen erlöste, indem er das Fleisch tödtet, die Materie fesselt — so kommt der Idealismus dem Dualismus mit seinem exklusiven Monopol zu Gunsten des Geistes, der Substanz, der Art der Allgemeinheit, und folglich zur Zerstörung alles dessen, was individuell, real und concret ist, zu Hülfe. Die ausgesprochenste Einheit, die Einheit eines lebendigen Organismus, war kein Schutz gegen die Theilung des Dualismus — er fand ein Mittel, den Körper auf die eine, die Seele auf die andere Seite zu schieben, ihm gelang es die Menschen glauben zu machen, daß die Seele aus einer andern edleren Substanz geformt sei, als der Körper, welcher sie gefangen hält, sie beschmutzt.

Dieser Dualismus hat unsere Gedanken, unsere Anschauungsweise der Dinge so tief durchdrungen, unsere einfachsten Notionen selbst dergestalt verdorben, daß wir großer Anstrengungen bedürfen, um die faßlichsten Wahrheiten zu verstehen, ohne sie durch vorgebildete Formeln zu verfälschen.

Unsere Sprache ist eine dualistische, unsere Einbildungskraft hat keine andern Bilder, keine andern Metaphern als die des Dualismus. Während mehr als 15 Jahrhunderten war Alles, was lehrte, predigte, schrieb, handelte, vom Dualismus durchdrungen. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts sehen wir einige ernste Denker hervortreten, welche anfangen den Dualismus zu bezweifeln, aber die größte Zahl unter ihnen behielt dennoch selbst im Zweifel an ihm seine Sprache bei, wie z. B. Bacon.

Die verbreitetsten Lehren von den Pflichten der Moral sind auf dasselbe Prinzip des Dualismus basirt — das ist die ewige Unterordnung des Individuums den allgemeinen Abstraktionen und denen einer einzigen Person gegenüber. Das ist immer wieder der Staat, die Idee, die Regierung, das Vaterland, die Menschheit — und niemals

der Mensch, das Individuum; man will, man wünscht die Freiheit, — man denkt nicht an den freien Menschen, — man macht die Apotheose der Tugenden, ohne jemals zu fragen, ob diese Tugenden menschlich, unserer Natur entsprechend sind.

Den größten Theil dieser Pflichten übt man nicht aus, weil sie wirklich unausübbar sind — man nimmt sie an — predigt sie — kümmert sich weiter nicht darum. Man muß die ganze Wichtigkeit dieser praktischen Negation nicht mißkennen, — das natürliche Leben ist im Allgemeinen weniger biegsam, weniger handlich, als die Gesinnungen, es läßt sich momentan zu excentrischen, leidenschaftlichen Ausschweifungen mit fortreißen — aber diese Ausschweifungen halten nie an, werden nie zur allgemeinen Regel.

Die Völker gehen trotz ihrer Achtung vor den Heiligen, den Ultras der Religion wie Styliten, Klausner und andere, ihren Weg ohne sich darüber zu bekümmern, daß ihr Weg nicht der ist, welcher zum Heil führt. — Dieselbe Sache wiederholt sich mit der philosophischen und sentimentalen Moral — man bewundert die bürgerlichen Tugenden, die Aufopferung eines Curtius — geht seinen Weg dennoch ruhig fort. Dieser feindseligen, täglich vom Leben selbst verneinten Moral etwas Kräftigeres entgegen zu setzen — ist unmöglich. Dennoch finden die Menschen das Mittel inmitten dieser schreienden Widersprüche zwischen den Worten und Thaten — ruhig fort zu leben. Dieß Mittel ist ihnen von der Kirche vermacht worden. Das Christenthum hat, indem es den Menschen in zwei Wesen theilte, von denen das eine ideal, englisch, unmöglich — das andere grob, gesunken, bestialisch ist — die einfache gesunde Moral des Menschen umgestoßen, seine natürlichen Triebe verfälscht, indem es die Basis aller geistigen und thätigen Existenz — die untheilbare Einheit des Menschen zerstört hat. Der Mensch, der weder Engel und Geist werden, noch sich vom Fleisch, das er verachtete, losmachen konnte, gewöhnte sich daran, in einem fortwährenden Kampf mit dem Gewissen und seinen Wünschen zu leben; er tröstete sich durch die Aufrichtigkeit einer periodischen Reue, und entschuldigte sich durch die Schwäche seiner verwerflichen Natur. Die Kirche, in der Furcht, daß die Menschen aus Verzweiflung zu einer ganz andern Gedankenordnung gelangen könnten, aus der sie wieder in die frühere zurückzuführen selbst der unumschränktesten Nachsicht gelingen möchte, beeilte sich diese Entschuldigungen anzunehmen und Absolution zu ertheilen, indem sie darin das leichteste Mittel fand, die Rechnung mit den eingeschüchterten Gewissen und den Frieden mit den geängstigten Seelen abzuschließen.

Der Mensch hat sich an diese fromme Lüge, an diese halb naive, halb feige Heuchelei so sehr gewöhnt, daß er sie sehr leicht vom Beichtstuhl in's Forum übertrug — eine ebenso unrealisirbare Moral als die religiöse trat an ihre Stelle; im Grunde war es dieselbe, sie zog nur das Mönchsgewand, welches die Welt zu langweilen anfing, aus, und die antike Draperie an, wie man sie auf den modernen Theatern vorstellte. All' dieses prunkhafte Schaugerüste von römischer und romantischer Moral, kann nicht den leisesten Hauch wirklicher Kritik aushalten, und bleibt wie die Republik von St. Marino, nur durch einen schweigen-

den Schonungs- und Nachsichtsvertrag stehen — außerdem stützt es sich — und das ist allerdings das Schmachvollste für uns — auf unsere Feigheit, auf unsere Charakter- und Geistesschwäche.

Aus falscher Scham, aus Unterwürfigkeit unsres Gewissens, aus Furcht, der Unmoralität und des Egoismus beschuldigt zu werden, wagen wir es nicht, dieß Schaugerüste anzugreifen. Wir wiederholen und hören die Wiederholung dieser abgeschmackten Maximen, ohne ihnen den geringsten Werth beizulegen, aber auch ohne zu protestiren, und das heißt einen Irrthum verewigen. Das erinnert mich an diejenigen Naturalisten, welche aus reiner Höflichkeit des Schöpfers erwähnen und die Weisheit der Vorsehung bewundern, ohne zu merken, daß diese gedankenleeren Phrasen die Vorurtheile unterhalten, welche man ausrotten muß. Die Offenheit, die Kühnheit dessen, welcher offen seine Bedenken, seine Zweifel an der Unfehlbarkeit der Moral zu erkennen gibt, welcher die Göttlichkeit dieser Götzen eines neuen Genus leugnet, — verwundet uns, verletzt uns — — in demselben Maße, wie der demüthige Unterthan seines Königs in der Tiefe seiner Sklavenseele verletzt wird, wenn man unehrerbietig von seinem Herrn und Meister spricht. — Aus Furcht vor der Entrüstung des Pöbels komponiren wir uns eine offizielle Sprache der Heuchelei, — täuschen uns gegenseitig, — betrügen unsre Kinder, wie wir von unsren Vätern betrogen worden sind — und, es lebe die rhetorische Moralität!

All' die Phraseologie von Patriotismus, von Tugend und Aufopferung — wird mir immer und immer mehr zuwider, nicht nur, weil sie unwahr ist, sondern weil sie auch nicht den geringsten Einfluß auf das praktische Leben ausübt.

Gibt es viele Menschen, die Aufopferung besitzen, für ihr Vaterland sterben zu wollen? — Nein! — und dennoch werden Sie mir unter denen, welche nicht für das Vaterland in den Tod gehen mögen, kein einziges Individuum finden, welches Muth und Kühnheit genug hat, um offen zu bekennen, daß „mourir pour la patrie“ noch nicht das beste Loos, noch nicht der Gipfel der menschlichen Glückseligkeit ist.

O, was für Kinder, was für Sklaven sind wir noch!

Nicht wahr, es ist etwas Ekelhaftes, etwas Unmoralisches in dieser Comödie; die ewige Lüge entwürdigt den Menschen, schwächt seinen Willen, entwürdigt seinen Charakter. Die Masken müssen fallen, die Menschen müssen in Worten zugeben, was sie durch ihre Thaten bekennen. — Im Geheimen protestiren, ist nicht genug. Wir bedürfen des lauten Geständnisses, des Worts. — Das Wort verallgemeinert, heiligt, — es ist nothwendig, um den Menschen begreiflich zu machen, wie albern es ist, zu stehlen, wo man das Recht zum Nehmen hat.

Dieses sentimentale Gewäsch, diese entnervenden Deklamationen, zusammengesetzt aus den schönen Ueberresten rhetorischer Schulübungen, gemischt mit den aufgewärmten Fragmenten christlicher Homilieen, das Ganze im stehenden Wasser eines deistisch-liberalen Rationalismus aufgelöst, der weder Religion noch Gedanke ist, die Befreiung wünscht, und die Freiheit nicht versteht; — wird man dies Alles unbestraft lassen? —

Ich glaube, daß die Zeit gekommen ist, den Sinn dieser sibyllinschen

Bücher endlich von der Ethik zu unterscheiden, Zeit, ihren armen, wirren, schwankenden Inhalt dem Gelächter der Welt zu überliefern. Nehmen Sie z. B. diesen Krieg der sentimentalen Liberalen und privilegirten Emanzipatoren gegen den Egoismus, gegen den Individualismus, und fragen sie sich, worin denn eigentlich diese Fraternität besteht, zu deren Apostel Sie sich machen? Diese Liebe zur Menschheit, welche man dem Egoismus entgegenstellt? Wie ist es möglich, nicht Egoist zu sein, und doch Individuum; — ich weiß es nicht. — Wie kann man selbst eine Person sein, ohne das energische Bewußtsein seiner Persönlichkeit zu haben? Das ist ja der Hebel unserer Handlung; ohne dieß Bewußtsein würde der Mensch ganz schmacklos sein, sich wie Nichts verlieren, keinen Stolz haben. Das Predigen des Individualismus, des Egoismus war das Erwachen der durch den narkotischen Aether des Katholicismus noch im Halbschlummer ruhenden Menschheit, welcher so schön die Demuth für die Laien predigte. Der Individualismus allein führt zur Freiheit, er allein ruht nicht, bis er frei ist, und ist unglücklich, sobald er Sklave ist. Und das ist die Ursache, weßhalb der aristokratische, gemäßigte Voltaire mehr emanzipirt als Rousseau.

Man spricht vom Egoismus, wie von einer schlechten, kleinlichen Gewohnheit, von der man sich ohne weitern Uebelstand frei machen kann; — aber ist denn der Egoismus nicht ein natürliches, dem Individuum nothwendiges Element, nothwendig wie der Gesellschaftstrieb, auf den sich die wirkliche Fraternität reduzirt? Ohne diese beide Elemente gibt's keine Geschäfte, keine Entwicklung, keine Leidenschaft, keine Energie. Sie sind weder Tugenden noch Laster, — sie sind — ich kann es nicht oft genug wiederholen — weder Tugenden noch Laster, sondern die unerläßlichsten, ursprünglichsten Elemente aller menschlichen Gesellschaft, ohne welche die Menschen entweder wie Lemuren in den Wäldern irren, oder sich in Ameisenhaufen zu Heerden von Troglodyten vereinen würden.

Nehmen Sie Ein's der beiden Elemente fort und das Andre wird zur Monstruosität, zur Absurdität. Der Mensch ohne Gesellschaft wäre ein fleischfressender Orang-Outang, — ein grausamer Anthropophage. Der Mensch ohne Egoismus wäre ein sanfter Orang-Outang, — ein Jocko. Die Sklaven haben von allen Menschen den wenigsten Egoismus, — sind sie deshalb besser als die freien Menschen?

Das Wort „Egoismus" hat nicht eine genaue Bedeutung, die Bedeutung hängt vom Menschen ab. Es gibt einen brutalen, unwürdigen Egoismus, wie es eine brutale und unwürdige Liebe gibt. Ein Mensch, welcher grob in seinen Gelüsten ist, ist es nicht deßhalb, weil er Egoist ist, sondern weil er bornirt, arm an Fähigkeiten, weil er thierisch ist; — er würde seine Natur eben so gut in der Fraternität und Menschenliebe geltend machen, wie im Egoismus. Und was ist das für eine abgeschmackte Tugend, die mich zwingt, mit der ganzen Welt zu fraternisiren, die Menschheit mehr als mich selbst, mehr als meine Familie, meine Freunde zu lieben? Ich begreife eben so wenig, weßhalb ich die ganze Welt hassen, als weßhalb ich sie lieben soll. Wenn man von dem Gefühl des Wohlwollens spricht, das jedem Menschen, der weder erbittert,

noch krank, noch wild ist, — so ganz natürlich sei, — so ist dieß keine Pflicht, sondern nur eine Art, zu sein.

Auf diese Art lieben wir die Natur, das Meer, die Blumen, aus Anziehungskraft, Neigung, frei, und bleiben dabei nichtsdestoweniger die vollkommensten Egoisten.

Lassen Sie mir meine Unabhängigkeit, und ich werde schon wissen, mit wem ich mich verbrüdern, wen ich lieben werde, und finde ich Niemand, den ich lieben kann, — nun, so ist das meine Sache. Und wie wollen Sie mich zwingen, ohne Neigung zu lieben, wenn ich das Herz voll von Haß habe, wenn ich hassen will?

Das Christenthum hielt sich wenigstens bei diesen Lumpereien nicht auf, es befahl stolz — zu lieben, und vor allem Andern — seine Feinde zu lieben. Während 18 Jahrhunderten hat man das Erhabene dieser Maxime bewundert; es ist, dünkt mich, Zeit, die Absurdität derselben offen zu bekennen. Ich kann es unterlassen, mich zu rächen, ich kann meinen Feinden verzeihen, Rücksicht mit ihnen haben, aber sie lieben, weil es meine Feinde sind? — Man kann damit enden, sie zu lieben, aber aus einem andern Grund — und dann sind sie nicht mehr unsre Feinde.

Das wirklich ethische Interesse endlich besteht nicht in einem maßlosen Krieg gegen den Egoismus, den man durch die Fraternität nie ausschließen wird, sondern in dem Streben nach der Möglichkeit, die beiden großen Lebenselemente, welche sich in der geistlichen und liberalen Welt unter einander zerfleischen, zu einer wirklichen, vollen Harmonie zu vereinigen, zu einer Harmonie, in der sie sich gegenseitig durchdringen und unterstützen würden.

Eine solche Harmonie zwischen dem Menschen und der Gesellschaft ist keine Frage, die sich auf Einmal für alle Zeiten löst, sie stellt sich in jeder Epoche mit andern Fragen auf, — und sie verlangt immer eine andere Lösung. Die große Norm der Harmonie besteht darin, sich immer zu erhalten, trotzdem sie sich ihrer Zeit nach umgestaltet, und so kommen wir ganz natürlich wieder zu unserm Gegenstand zurück.

Wir haben gesagt, daß es Epochen gibt, in denen diese Harmonie so zu sagen schon vorher besteht; der Mensch findet sie beim Erwachen, sie zieht ihn mit sich fort in die historische Handlung, sie absorbirt ihn.

Dieselbe Harmonie, die Sie zu einer Epoche zwingt, sich am Werke zu betheiligen, zwingt Sie zu einer andern, sich zu concentriren, zu entfernen, zu retten, omnia tua tecum, und nicht, um mit den Menschen zu brechen, nein, im Gegentheil, um nicht die Sympathieen aufzuheben, sich nicht mit ihnen zu entzweien, sich nicht von ihnen zu entfernen, sondern sich mit ihnen zu versöhnen.

Die Beziehung des Individuums zur Gesellschaft zu ändern, hängt nicht vom Individuum und unglücklicherweise auch nicht von der Gesellschaft ab. Wenn sie anders, wenn sie unabhängig von den historischen Antecedenzien sein könnte, würde sie es sein; — aber von uns hängt es ab, zeitgemäß zu sein, unser Dasein, unsere Entwicklung in Einklang mit den Umständen zu bringen, in Einem Wort, unsere Handlungsweise zu schaffen. Ja, sie zu schaffen, — denn der Mensch soll seine Moral wie seine Handlungen improvisiren, sie in seiner Seele

und nicht im unbeweglichen Gesetzbuch suchen. — Der erwachsene Mensch bedarf keines Gängelbands mehr, — das Kind allein läßt sich bei der Hand führen.

Es gibt keine ewige, unbewegliche Moral; — das ist auch ein's dieser alten Phantome, die es Zeit ist, von ihrem Piedestal auf den Boden zu werfen. — Eine Handlungsweise, die für das Gestern vortrefflich war, kann für das Heute verwerflich sein. —

Was hat die Moral des Orients mit der des Occidents gemein, die aristokratische Moral des ehemaligen Adels mit der bürgerlichen der Spezereikrämer unsrer Tage, was die antike Moral mit der christlichen? In welcher Beziehung steht das Napoleon'sche Gesetzbuch zu den zehn Geboten, oder zu den modernen Lehren? Man wird zwischen ihnen Nichts als so allgemeine Affinitäten entdecken, daß alles Besondere, alles Individuelle sich in Kategorieen verliert, und dazu werden diese kategorischen Erklärungen immer verneinend sein, in der Art jener Maximen, wie z. B.: Der Mensch soll nicht gegen seine Ueberzeugung handeln, er soll Nichts thun, was er nicht verallgemeinert sehen möchte, was er nicht wagen würde, offen zu bekennen. —

Die ganze positive Seite der Moral ändert und wechselt fortwährend; — das ist der Charakter alles Lebendigen.

Die römischen Stoiker, diese stolzen und kalten Zeugen des Untergangs einer andern Welt, sagten mit einem edlen Selbstvertrauen: Für den Weisen gibt es kein Gesetz, — und gewiß ist es schwer für uns, sie der Unsittlichkeit zu zeihen.

IV.

Sie sehen also, daß ich weder die Flucht, noch den heimlichen Rückzug, noch den Verrath predige, sondern nur ein unserer Gesinnung angemessenes Betragen, welches zu ändern außer unserer Macht steht.

Ob die Umstände dergestalt sind, — ob nicht, — ist noch eine Frage, über die sich streiten läßt. Und wenn Sie mir beweisen können, daß sie nicht so sind, dann werde ich Sie als meinen Wohlthäter ansehen, Sie in meine Arme schließen.

Vielleicht habe ich durch Unglück, Leiden und Enttäuschungen die Fähigkeit verloren, die Lichtseite der Dinge zu erkennen; — bekehren Sie mich, ich bin bereit, und verlange nicht besser, als mich bekehren zu lassen. — Zweifeln Sie jedoch nicht; sind die Umstände so, wie ich sie bezeichnet habe, — dann gibt's keine Wahl, dann ist der Weg, den wir einzuschlagen haben, genau bezeichnet: Also? —

Sich einer mürrischen Unthätigkeit hingeben, Allem fremd werden, wie ein Greis murren, sich von der Bühne entfernen, auf der das Leben sich entwickelt, und vor Unwillen erbittert sterben, der Welt überflüssig, sich selbst zur Last? — Keineswegs.

Ich erflehe weder die Muthlosigkeit, noch predige ich den Krieg, — nein, die Menschen zu erkennen und zu ertragen wie sie sind, — darin besteht der männliche Muth. Den Frieden ruf' ich an für unser leidendes, zerrissenes Gemüth, das geängstet, weil man es in Irrthum führte, weil man unser Urtheil, unsere Beobachtungsgabe verfälschte, indem man

uns glauben machte, daß die Menschheit eine ganz andere wäre, als sie es in Wirklichkeit ist.

Ich rathe Ihnen nicht, plötzlich stille zu stehen und dem thätigen Leben Valet zu sagen, sondern ich rathe, ein eigenes, unabhängiges Leben, Ihr Dasein anzufangen, das so stark, so selbstständig ist, daß Sie es retten könnten — und ginge selbst die Welt unter. Nicht allein, daß ich weit entfernt bin, Ihre Seele mit Bitterkeit gegen die Menschen anfüllen zu wollen, möchte ich Sie gegen den eigensinnigen Zorn stählen, Sie mit den Menschen versöhnen, wie wir mit der Natur versöhnt sind, indem wir nicht Stärke von der Nachtigall und Gesang vom Pferde fordern. —

Dieser obige Einwurf ist vollkommen aus dem Einfluß des Dualismus hervorgegangen, den wir bekämpfen; er ist voll von der Vergötterung der Allgemeinheiten dieser Absorption des Individuums durch die Gesellschaft.

Stellen Sie Ihre Unabhängigkeit über Alles, retten Sie, emanzipiren Sie sich, und das Uebrige wird kommen. Ob Sie eine Stelle, eine Thätigkeit haben, eine Rolle in dem Gewühle dieser Welt spielen werden, — interessirt mich wenig, und sollte auch Sie vollkommen kaltblütig lassen. — Es ist nichts Wichtiges, nichts Substanzielles darin. — Vielleicht ist's, vielleicht auch nicht, — ohne daß das Eine wie das Andere der Welt oder Ihnen schadet. —

Wenn Sie stark sind, wenn in Ihnen etwas Mächtiges, auf die Menschen Wirkendes liegt, so wird *das* nicht sterben. Das ist die Oekonomie der Natur und des sozialen Lebens; Ihre Gedanken, Worte und Thaten werden ihren Platz schon finden, ohne daß Sie genöthigt sind, sich weiter darum zu kümmern. Haben Sie hingegen *keine* Macht, oder eine, mit der die Welt Nichts anzufangen weiß, so sehe ich auch darin weder für Sie, noch für die Andern ein großes Unglück. Wir sind ja keine Schauspieler, wir leben für *uns* und nicht für Andere. Wenn die Andern unser nicht bedürfen, wenn unsere Entwicklung, unsere Thätigkeit nicht mit ihren Tendenzen übereinstimmen, sollen wir uns ihnen dennoch aufdrängen? und wozu? *Zwingen* Sie die Menschen nie, selbst nicht zum edelsten Ziel. Das fürchterliche Beispiel dessen, was in Frankreich vorgeht, mag endlich der ganzen Welt die Augen öffnen.

Thun wir nicht besser daran, uns eine unabhängige Haltung zu verschaffen, uns von der Mitte loszusagen, innerhalb deren wir Nichts zu thun vermögen, statt uns abzunutzen, indem wir die Natur unserer Zeitgenossen verstümmeln, indem wir uns bemühen, sie glauben zu machen, daß *unsere* Wünsche auch die *ihren* seien; statt gegen die untrügliche Gewißheit, gegen eine große Masse zu Felde zu ziehen, die uns umzingeln und wie Sandkörner zermalmen wird? *Vielleicht* wird diese That selbst der Anfang einer neuen Existenz, *jedenfalls* aber wird sie eine gewissenhafte That sein.

Vor drei Jahrhunderten verließ eine ganze Bevölkerung ihr Vaterland, weil sie dort für ihre religiösen Gedanken weder Toleranz noch Raum fand; die Heimath, inmitten welcher ihr unter dem Druck der unduldsamen Sitte und starren Institutionen der Tod drohte, um ihren

Kampf mit Alt-England über dem Weltmeer fortzukämpfen. Die Fliehenden waren es, welche den Grundstein zu diesem ungeheuren Staat legten, dem einzigen, wo ein freier Mensch in unserer unheilvollen Epoche noch leben kann.

Dieser Staat, welcher aus dem Protest gegen das Verschlingen des Individuums vom Staat hervorgegangen, ist der einzige, welcher innerhalb der bis jetzt möglichen Grenzen die große Idee der individuellen Unabhängigkeit verwirklicht hat. —

Badische Zustände seit der Restauration.

Vorbemerkung.

Die folgenden Blätter machen durchaus keinen Anspruch darauf, eine vollständige Geschichte des unglückseligen Zeitraums zu sein, mit dessen Darstellung sie sich beschäftigen. Dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Noch zu Vieles ist den Blicken des Zeitgenossen verborgen, was erst spätere Jahre enthüllen werden. Namentlich was in den höheren Regionen vorgeht, ist fast gänzlich unbekannt, und nur hie und da bricht sich eine Thatsache durch das Dunkel das Geheimnisses Bahn, um als Gerücht in das große Publikum zu gelangen. Auch darauf macht die folgende Darstellung keinen Anspruch, das, was bereits durch die Tagespresse über den fraglichen Gegenstand bekannt geworden, zusammenzustellen. Wenn sie dergleichen wohl auch zu berühren sich veranlaßt sieht, so verzichtet sie dennoch auf Vollständigkeit. Der Verfasser will blos Beiträge zu der Geschichte der badischen Restauration liefern, und zwar größtentheils solche, welche durch die Tagespresse noch nicht bekannt geworden, und wohl auch aus sehr begreiflichen Gründen durch diese nicht leicht bekannt werden möchten, die aber zu charakteristisch sind, als daß sie der Vergessenheit verfallen sollten. Es sind meist einzelne Züge, Anekdoten, Thatsachen, an sich vielleicht unbedeutend, aber als Glieder einer langen Kette von Wichtigkeit, lauter lebendige Zeugen des herrschenden Systems. Dergleichen Dinge fallen nur für den Augenblick auf, für die Zukunft werden sie vergessen, und doch verdienen gerade solche Einzelheiten aufbewahrt zu werden, weil sie besser wie alles Andere, ein deutliches Bild von den allgemeinen Zuständen entwerfen.

1. Unmittelbar nach der Unterdrückung der Revolution.

Gleich nach dem Einrücken der Preußen begannen die Verhaftungen, und zwar in der größten Ausdehnung. Es wurden so viele Personen festgesetzt, als man eben unterbringen konnte, und man hörte nicht eher damit auf, als bis die Gefängnisse allenthalben überfüllt waren. Natürlich griff man dabei vor Allem nach solchen Leuten, welche sich offenkundig bei der Revolution betheiligt, welche entweder selber Waffen getragen, oder auf irgend eine andere Art die revolutionäre Regierung unterstützt und zum Widerstande gegen die geflohene mitgewirkt hatten, und von denen man annehmen konnte, daß sie sich durch die Flucht der Gefangenschaft entziehen würden. Mit anerkannten Führern der revolutionären Partei wurde mitunter gleich bei der Gefangennahme auf eine barbarische Weise verfahren, besonders von der preußischen Soldateska. In Schwetzingen wurde ein Civilcommissär unter der revolutionären

Regierung, ein Notar, von preußischen Uhlanen mit den Armen zwischen zwei Pferde gebunden, diese sodann von den darauf sitzenden Uhlanen in scharfen Trab gesetzt: der unglückliche Mann mußte nun mitlaufen, und da die Pferde nach einiger Zeit absichtlich von den Uhlanen in entgegengesetzter Richtung gelenkt wurden, rissen sie ihm die Arme aus den Gelenken, so daß er nach einiger Zeit unter den fürchterlichsten Qualen sterben mußte.

Man begnügte sich indessen mit den gleich anfangs verhafteten Individuen keineswegs. Man hatte alle im Auge, welche nur irgend wegen demokratischer Gesinnungen bekannt waren. Man gedachte von diesen später Jeden festzusetzen, gegen den sich nur irgend eine Thatsache, die ihn beschweren könnte, auftreiben ließe. Damit nun diese nicht entkämen, überhaupt um das Entkommen von Freischärlern und anderen Gravirten, deren man aber noch nicht habhaft hätte werden können, zu verhindern, wurden die umfassendsten Vorkehrungen getroffen. In den Städten, namentlich in den größern, wurde der Belagerungsstand verkündet. Alle Thore und Ausgänge wurden stark von Soldaten bewacht. Niemand durfte ein- und ausgehen, ohne einen von der preußischen Commandantur unterzeichneten Schein. Diese Scheine wurden nicht Jedermann gegeben, sondern nur Solchen, von deren Unverdächtigkeit man sich genau überzeugt hatte. Auf dem Scheine stand, daß der Inhaber unverdächtig sei, aber nur auf vier Wochen. Und nun begannen die Haussuchungen theils nach Waffen, deren Ablieferung gleich in den ersten Tagen befohlen worden war, theils nach Personen. Zugleich wurden die Wälder und die Gebirge durchsucht, in denen man Flüchtlinge versteckt wähnte. Die Preußen rühmten sich oft, auf solchen Expeditionen manchen Fang gemacht zu haben. Die aufgegriffenen Flüchtlinge wurden in der Regel, nach den eigenen Aussagen preußischer Soldaten, nicht gefangen genommen, sondern niedergemacht. Noch manche Wochen nach der Unterdrückung der Revolution hörte man in der Nähe der Dörfer Nachts Schreie und Rufe, wie von Unglücklichen, die in der höchsten Bedrängniß nach Hülfe riefen. Auch bei den Haussuchungen verfuhren die Preußen mit großer Umsicht, ihre Spürkunst war so groß, daß es schwer fiel, ihnen zu entgehen.

Nichts desto weniger wurden sie doch sehr oft getäuscht. Der Scharfsinn der unglücklichen Verfolgten und Derer, die sie unterstützten, war noch größer, als der der Dränger. Besonders die Frauen thaten sich bei solchen Gelegenheiten hervor. Gar mancher Demokrat verdankte ihnen seine Freiheit und sein Leben. Namentlich von den Verwundeten, welche in den Lazarethen oder Spitälern lagen, und die vor ihrer Heilung nicht in's Gefängniß geworfen werden durften, wurden durch die Frauen viele gerettet. Dieß war insbesondere in Heidelberg der Fall. Die Frauen und Mädchen erboten sich nämlich zur Pflege der Kranken, was mit Dank von den Aerzten angenommen wurde, da ihnen das nöthige Personal für die Verpflegung dieser Masse von Verwundeten nicht zu Gebote stand. In dieser Eigenschaft aber hatten sie genug Gelegenheit, die Flucht der Demokraten zu bewerkstelligen. Wenn nämlich ein Verwundeter so weit hergestellt war, daß sie glaubten, ihn fortschaffen zu können, so wurde er, ein oder zwei Tage vor seiner Ablieferung in's Gefängniß, von ihnen fortgeschafft. Endlich merkten das die Preußen, und sofort wurde der Zutritt und die Beihülfe der Frauen in den Spitälern verboten. Dadurch waren die Fluchtversuche sehr erschwert. Deßhalb konnte auch z. B. Mögling nicht mehr gerettet werden.

Mittlerweile glaubte die restaurirte Regierung auch gegen die gebliebenen Beamten die nöthigen Maßregeln treffen zu müssen. Die Partei, welche jetzt das Heft in den Händen hatte, bestand aus Solchen, welche gleich bei dem Ausbruch der Revolution,

ja noch ehe dieselbe in ihrem ganzen Umfang hatte erkannt werden können, und ohne daß irgend ein Anzeichen, daß dieselbe die Verjagung des Großherzogs beabsichtige, hervorgetreten war, die Flucht ergriffen und den Großherzog selber dazu bestimmt hatten. Die übergroße Mehrzahl der Bevölkerung, um nicht zu sagen das ganze Land, war der Ueberzeugung, daß die Flucht der Regiernng und des Großherzogs ungerechtfertigt gewesen, und daß sie eigentlich alles Unglück verschuldet habe, was später über Baden hereingebrochen. Umgekehrt fand man das Verbleiben der Beamten, selbst unter der provisorischen Regierung dankenswerth, besonders auch deßhalb, weil dadurch der Staatsorganismus in seinen einzelnen Theilen vor Auflösung geschützt ward. Die neue, aus geflohenen Staatsbeamten bestehende Regierung wollte aber ihren Fehler nicht eingestehen, ja sie stellte ihre Flucht als ein Verdienst hin, und folgerichtig mußte sie daher die Gebliebenen wegen ihres Bleibens verdammen. In der That hatte sie Anfangs die Absicht, alle auf ihren Posten gebliebene Beamten abzusetzen. Als Grund führte sie an, weil die Beamten der provisorischen Regierung den Eid der Treue geleistet hätten. Dieser Eid enthielt aber bekanntlich die Clausel, „unbeschadet der bestehenden Verfassung.“ Bei näherer Ueberlegung kam jedoch die Regierung von diesem Vorhaben zurück. Denn wäre es ausgeführt worden, so mußte man nicht nur alle Ministerialräthe, sondern auch fast alle Beamten in den einzelnen Kreisen des Landes, mit wenig Ausnahmen, absetzen. Denn die Beamten, so übermüthig sie sich früher auch gegen das Volk benommen hatten, waren in der Zeit der Revolution so demüthig wie nur immer möglich, thaten Alles, um nur das Leben zu retten, und bloß die Gerichte behaupteten eine ehrenwerthe, unabhängige Gesinnung und Haltung. Die Regierung stand also von jener Maßregel ab, weil sie sonst im Augenblicke gar nicht im Stande gewesen wäre, alle leeren Stellen wieder zu besetzen, und sie begnügte sich damit, nur einzelne unter den Beamten, die ihr besonders mißfällig waren, herauszuheben und abzusetzen, oder zu quiesciren. Natürlich verfuhr man hier mit Willkür in dem ausgedehntesten Maaße, und weniger die Handlungen als vielmehr die Gesinnung wurde bestraft. Nach einiger Zeit kam auch die Reihe an die Offiziere, und zwar an diejenigen, welche ihre Posten bei den betreffenden Regimentern und Compagnien verlassen hatten. Von ihnen wurde eine große Menge theils ohne Pension entlassen, theils quiescirt.

Inzwischen wurden die standrechtlichen Untersuchungen eingeleitet. Ich will hier nicht Bekanntes wiederholen: daß die Standgerichte gegen alles Gesetz verstießen, sowohl was ihre Zusammensetzung, als auch ihre Urtheile betrifft, ist schon zur Genüge dargethan worden. Es bedarf kaum einer Andeutung, um ihre Widerrechtlichkeit zu beweisen, nachdem der Kampf schon längst beendet und diese Widerrechtlichkeit erscheint doppelt als solche, wenn man bedenkt, daß die Urtheile von fremden Offizieren und Soldaten, von Preußen, gesprochen wurden. Ich will nur darauf hinweisen, daß die Formen, mit welchen sich die Standgerichte bekleideten, und welche denselben den Anschein einer gewissen Ordnung und Gesetzlichkeit geben sollten, eitel Täuschung gewesen. Höheren Orts war bereits bestimmt, wer zum Tode verurtheilt werden sollte. Jede Vertheidigung vor dem Gericht war in diesem Falle fruchtlos, jede Entlastung von dem angeschuldigten Verbrechen durch Zeugen 2c. vergeblich. Gleich bei den ersten standgerichtlichen Sitzungen in Mannheim konnte man dieß bemerken. In der ersten wurde Steck von Küchler so wacker vertheidigt, daß das Gericht ihn statt zum Tode zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilte. Bei der zweiten Sitzung, in welcher der Proceß Trützschlers zur Verhandlung kommen sollte, war das Personal des Gerichts verändert worden; alle Diejenigen, welche in der letzten Sitzung nicht für Tod gestimmt hatten, wurden entfernt und ihre Stellen mit Solchen

besetzt, welche für Tod stimmten. Als Trützschlers Vertheidiger diese Veränderung bemerkte und die höhnischen Mienen der neuen Richter, wußte er gleich, daß seine ganze Vertheidigung vergeblich sei. So wurde denn Trützschler, obschon gegen ihn keine vollgültigen Beweise beigebracht werden konnten, zum Tode verurtheilt. Ebenso Streuber, gegen welchen noch weniger Beweise vorlagen. Man hatte aber schon zum Voraus die Personen bestimmt, an welchen man Rache nehmen wollte, nicht gerade wegen ihres Verhaltens in der letzten Revolution, sondern wegen ihrer politischen Gesinnung und wegen ihrer ganzen, selbst vormärzlichen Thätigkeit. So wurde vom Staatsankläger gegen Streuber offen angeführt, daß er schon in den dreißiger Jahren ein Radicaler gewesen und an der deutsch-katholischen Sache sich sehr lebhaft betheiligt habe. Es schien ferner, als ob man die Todesurtheile in der Weise vertheilen wollte, daß auf jeden Stand mindestens ein Opfer käme. Deßhalb wurde auch der Schullehrer Höfer erschossen, obschon auch gegen diesen weit weniger vorlag, als gegen Andere, die eine geringere Strafe bekamen. Aber gegen den Stand der Schullehrer war man besonders aufgebracht. So herrschte bei diesen standgerichtlichen Urtheilen durchgängig die größte Willkür. Ein ganz auffallender Beweis davon war Mögling. Dieser bekannte sich vor dem Gerichte ganz offen zu republikanischen Grundsätzen, läugnete keine einzige der vom Ankläger gegen ihn vorgebrachten Thatsachen ab, fügte sogar neue hinzu und lieferte mit Einem Worte durch sein Geständniß ein so vollständiges Material für seine Verurtheilung zum Tode, wie gar kein Anderer der übrigen Angeklagten. Das Gericht verurtheilte ihn zwar nun zum Tode, empfahl ihn aber zugleich sehr angelegentlich der Gnade des Großherzogs, was, da dies bei keinem Andern der Fall war, nichts anders bedeuten konnte, als daß das Gericht ihn nicht zum Tode verurtheilen wollte. Auch wurde er in der That zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt. Woraus ist dieß zu erklären? Einfach daraus, daß sich Möglings eine hohe Person angenommen. Der Vater desselben erfreute sich nämlich der Gunst des Königs von Würtemberg. Dieser verwandte sich für ihn beim Prinzen von Preußen — denn dieser, wie wir gleich sehen werden, war der eigentliche Regent von Baden —; Preußen aber glaubte Würtemberg besonders höflich behandeln zu müssen, weil es damals noch hoffte, dasselbe zum Dreikönigsbündniß herüberbringen zu können, und so hatte diese Verwendung Erfolg, während ähnliche Versuche ebenfalls von gekrönten Häuptern bei Trützschler vergebens gewesen waren. —

Man hat die Zahl der standrechtlich Hingerichteten in Mannheim, Rastatt und Freiburg officiell auf 25 angegeben. Es wurden aber viel mehr erschossen, allerdings nicht auf dem gewöhnlichen, von Formalitäten begleiteten Wege. In Rastatt besonders kamen im Geheimen viele Hinrichtungen vor. Es ging sogar das Gerücht, daß immer der fünfte Mann der dort Gefangengehaltenen erschossen worden wäre. Das ist nun sicherlich Uebertreibung. Man weiß aber, wie oft von Seite der preußischen Soldaten auf die Gefangenen geschossen wurde, wenn sich einer etwa am Fenster sehen ließ, oder wenn man Licht in den Zellen bemerkte. Auch wurden viele von ihren Anverwandten vermißt, welche Anfangs in Rastatt sich befanden, deren Hinrichtung officiell nicht bekannt gemacht, und die auch nicht freigelassen worden waren. Viele starben freilich auch in Folge der schlechten Behandlung. Namentlich war dieß bei Verwundeten der Fall, von denen manche hätten gerettet werden können.

Nach ohngefähr drei Monaten wurden die standrechtlichen Erschießungen eingestellt. Der Grund mochte zum Theil in der allgemeinen Entrüstung liegen, welche das Verfahren der Preußen in und außerhalb Baden hervorgerufen. Vielleicht auch hatte einigen Einfluß darauf der Wille des Großherzogs. Denn obschon dieser Anfangs

sich sehr erbost gebärdete und mehrmals die Aeußerung gethan hatte, daß er gegen sein Volk noch viel zu gut gewesen, er wolle jetzt die Strenge walten lassen, so machte sich bei ihm nach einiger Zeit doch die angeborene Gutmüthigkeit wieder geltend, und das viele vergossene Blut machte ihn schaudern. Er soll schon viel früher für Milde gewesen sein, aber er vermochte nichts gegen den Willen des Prinzen von Preußen, welcher thatsächlich allein im Lande regierte. Endlich wurde seinem Wunsche willfahren, aber nur, weil zugleich andere Ursachen mitwirkten. Denn auch die Centralgewalt in Frankfurt glaubte einschreiten zu müssen. Sie sandte einen Abgeordneten an das badische Kriegsministerium, um es ernstlich aufzufordern, endlich mit den Erschießungen aufzuhören. An sich kümmerte sich zwar Preußen nichts mehr um die Centralgewalt. Es war aber doch bedenklich, gerade über diesen Punkt mit der Centralgewalt in neues Zerwürfniß zu kommen. Genug: die standrechtlichen Verurtheilungen für bereits begangene Verbrechen wurden Ende Oktober 1849 aufgehoben, die noch nicht Abgeurtheilten an die gewöhnlichen Gerichte verwiesen und die Standgerichte nur für neue Verbrechen beibehalten. Um dieselbe Zeit oder schon vorher hörte auch der Belagerungszustand für die Städte auf. Es blieb nur der Kriegszustand, welcher von vier zu vier Wochen immer wieder erneuert ward.

2. Thätigkeit der Gerichte.

Die Bevölkerung athmete nach diesem Beschlusse etwas auf. Sie hoffte ein baldiges Ende der Ausnahmszustände. Insbesondere glaubten die Gefangenen, deren Sache jetzt an die ordentlichen Gerichte verwiesen worden war, eine Erleichterung ihres Schicksals hoffen zu dürfen. Aber all' dieß war Täuschung. Der Druck hörte nicht auf, das Gefühl, daß Willkür herrsche statt Recht und Gesetz, machte sich von Neuem geltend: denn die ordentlichen Gerichte waren in ihren Aussprüchen nicht minder hart, wie die Standgerichte, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß keine Todesurtheile mehr gesprochen wurden.

Diese Erscheinung war das Ergebniß zunächst des Willens der höheren Regionen, dann aber trugen auch die Beamten selber dazu bei. Die meisten Beamten, wie vorhin schon erwähnt, hatten sich während der Revolution unendlich feig benommen. Sie hatten mit größerer Leichtigkeit, als Gemeindebehörden, den Herrn gewechselt; sie schwuren sofort den Eid der Treue und vollführten bereitwillig die Befehle der provisorischen Regierung. Wir brauchen nicht erst anzudeuten, daß dieß keineswegs aus demokratischer Gesinnung geschah, sondern aus Furcht. Sie hofirten jetzt ebenso sehr der Demokratie, weil sie herrschte, als sie dieselbe verfolgt hatten, als sie der Regierung mißliebig war. Jetzt, bei dem gewaltigen politischen Umschwunge, als die neue Regierung ihre Rache an Allen ausließ, die ihr verdächtig waren, als es sogar eine Zeitlang den Anschein hatte, daß alle gebliebenen Beamten ihrer Stellen entsetzt werden sollten, daß wenigstens diejenigen eine Bestrafung zu gewärtigen hätten, gegen deren laue monarchische Gesinnungen sich irgendwie welche Beweise aufbringen ließen — jetzt glaubte jeder Beamte Alles aufbieten zu müssen, um durch sein neues Verhalten seine streng-monarchischen Gesinnungen an den Tag zu legen. Und dieß geschah natürlich durch nichts besser und leichter, als durch die Verfolgung der Demokraten und der in die Revolution Verwickelten. Gar viele Beamte bewiesen in dieser Beziehung eine Härte, die gar nicht in ihrer Natur lag. Viele benutzten jetzt die Verhältnisse, um ihre ursprüngliche bureaukratische Richtung, ihre Herrschsucht und ihre Tyrannei gegen das Volk auszulassen. Es kam vor, daß Beamte Andere wegen

Handlungen während der Revolution denuncirten, welcher sie sich selbst schuldig gemacht. Es galt als Verbrechen, während der Revolution bei amtlichen Erlassen die Bezeichnung „großherzoglich“ weggelassen zu haben. Das war von Vielen geschehen. Aber Einer hatte die Unverschämtheit, einen Collegen deßhalb zu denunciren, obschon er selbst das „großherzoglich“ als einer der ersten von den Erlassen des Amtes weggelassen und die vor ihm erscheinenden Parteien unnöthiger Weise mit dem republikanischen „Bürger“ angeredet hatte. Dann gab es auch viele Jüngere, noch Praktikanten oder eben erst von der Universität entlassen, welche die Gelegenheit benutzen wollten, um so schnell wie möglich sich einen rothen Rock zu verdienen und eine gute Carriere zu machen. Diese drängten sich vor als Untersuchungsrichter, oder als Staatsankläger, oder als Polizeimänner, und versäumten in diesen Eigenschaften nichts, was den jetzigen Machthabern angenehm sein, den armen Angeklagten aber zum Verderben gereichen konnte.

Die Untersuchungen überboten Alles, was jemals von dem geheimen Verfahren in politischen Processen Ungehöriges und Ungesetzliches verübt worden ist. Man verfälschte die Protokolle, d. h. setzte etwas ganz Anderes hinein, als was der Angeklagte ausgesagt; man weigerte sich, Entlastungszeugen zu vernehmen, wenigstens so viele, als der Angeklagte angab, während die Zahl der Beschwerungszeugen niemals beschränkt wurde. Man drohte solchen Entlastungszeugen, welche, obschon vom Amte nicht dazu aufgefordert, sondern aus eigenem Antriebe, oder durch den Angeklagten dazu bewogen, schriftlich günstige Zeugnisse für denselben ausstellten. Waren sie Angestellte, Pfarrer, Bürgermeister, Gemeinderäthe oder dergleichen, so drohte man ihnen mit dem Verluste ihrer Stellen oder mit Einsperrung. Sie wurden dadurch eingeschüchtert und hielten mit ihren Entlastungszeugnissen zurück, um welche sie offiziell niemals gefragt wurden. Häufig wurden Leute verhaftet, gegen welche sich eigentlich keine beschwerende Thatsachen aufbringen ließen, und welche man nur aufs Gerathewohl verhaftet hatte, weil sie Demokraten waren und weil man noch hoffte, etwas gegen sie finden zu können. Diese blieben Wochen und Monate im Gefängniß, ohne verhört zu werden. Man wollte sie nur wegen ihrer Gesinnung bestrafen. Endlich, nachdem man das Müthchen an ihnen gekühlt, wurden sie freigelassen, ohne irgend ein Erkentniß. Manchmal wurden wohl Leute, nachdem sie lange Zeit gesessen, gegen Caution freigelassen. Hier herrschte jedoch die größte Willkür. Dem Einen wurde diese Gunst gewährt, während die Andern vergeblich darum baten. Es hing dieß von dem größeren oder geringeren Grade der Erbitterung ab, von welcher die Beamten gegen die Angeklagten erfüllt waren, keineswegs von den größeren oder geringeren Anzeichen ihrer Vergehen. Die Freigelassenen mußten jedoch manchmal das Versprechen geben, von dem Gegenstande ihrer Untersuchung gegen Niemanden ein Wort zu äußern, weil man sich schämte, daß derselbe in's Publikum kam. Einer derselben, Bürgermeister Winter von Heidelberg, sprach nun doch mit Jemanden darüber. Sofort wurde dies bekannt, und der alte Mann noch einmal in's Gefängniß geworfen.

Wenn die Beamten nicht genug Materialien zu Anklagen hatten, so fanden sie durch die Denuncianten Ausbeute genug. Da thaten sich alle schlechten und gemeinen Leidenschaften hervor. Persönliche Rachgier treib gar Viele zu Angebereien, oft ganz falschen. Die Niederträchtigkeit war so arg, daß selbst die preußischen Offiziere sich darüber empörten und ein Oberamtmann veröffentlichen mußte (im Februar 1850), er werde auf keine Angebereien ohne Unterschrift mehr Rücksicht nehmen. — Indessen was die Verfolgung von als Demokraten bekannten Männern betrifft, so brauchten die Beamten in der Regel keine Unterstützung. Die demokratische Gesinnung genügte

meistens zur Verhaftung. Zum Scheine wurden hie und da einige Thatsachen aufgegriffen, die aber nicht stichhaltig waren. Es kam wohl vor, daß ein Untersuchungsrichter einen Gensdarmen beauftragte, nach Thatsachen gegen einen Demokraten sich umzusehen, den der Untersuchungsrichter gar gerne verhaften lassen wollte. Der Gensdarm erhielt von dem Beamten ohngefähr die Richtung, in welcher er nach Thatsachen suchen sollte. Er fand nun zwar nichts Bestimmtes, kehrte aber mit einigen Solls, Gerüchten ꝛc., welche nur das Echo der beamtlichen Wünsche enthielten, zu dem Untersuchungsrichter zurück, der darin genug Veranlassung sah, um den fraglichen Demokraten verhaften zu lassen.

So die Untersuchungsgerichte. Die Hofgerichte waren um nichts besser. Sie hatten vor und während der Revolution im Ganzen eine ehrenwerthe Stellung behauptet. Gar häufig hatten sie in politischen Processen liberale Urtheile gefällt, und während der Revolution waren die Hofgerichte, mit Ausnahme des Freiburger, die einzigen Behörden gewesen, welche der provisorischen Regierung den Eid verweigerten. Man glaubte daher auf Unabhängigkeit der Gesinnung schließen zu dürfen. Aber sei es, daß der gewaltige Umschwung der Politik auf sie einen größern Eindruck machte, als alle ähnlichen Bewegungen in den letzten zwei Jahren, sei es, daß die Mitglieder der Hofgerichte fürchteten, versetzt oder zurückgesetzt zu werden, wenn sie nicht in die Richtung und die Wünsche der gegenwärtigen Regierung eingingen — genug, ihre Urtheile waren durchaus im Widerspruche mit dem früher von ihnen bewiesenen Geiste der Milde und der Gerechtigkeit: sie waren sogar barbarisch. Einzelne gaben als Beweggrund Folgendes an: Ihre früher bewiesene Milde habe nichts gefruchtet, habe vielmehr den revolutionären Geist nur genährt und zuletzt zu der Revolution geführt. Jetzt könne nur Strenge helfen: man müßte jetzt mit allen Mitteln die Demokratie und die Wühlerei auszurotten suchen. Darnach kann man ermessen, wie ihre Urtheile ausgefallen, sie handelten ganz nach denselben Principien, wie die Untersuchungsrichter. Ebenso wenig, wie diese, stützten sie sich auf erwiesene Thatsachen, sondern sie begnügten sich, wenn diese fehlten, mit einseitigen Denunciationen, Vermuthungen, Gerüchten, und legten solchen Anschuldigungen, deren Wahrheit nicht erwiesen werden konnte, dennoch die Kraft von erwiesenen bei. Dieß thaten sie natürlich vorzugsweise bei anerkannten Demokraten, deren Einfluß und Wirksamkeit besonders mißliebig war. Auch von den Hofgerichten wurden also nicht die Handlungen, sondern nur die Gesinnungen bestraft.

Mit Verurtheilungen zum Zuchthause waren daher die Hofgerichte gleich bei der Hand. Sie fragten nicht viel nach dem Stande und nach der geistigen Bildung der Verurtheilten. Proletarier, Bauern, Bürger, Volksschullehrer, Universitätslehrer, Pfarrer — Alles war ihnen gleich. Ebenso das Alter und das Geschlecht. Denn auch Frauen wurden eingekerkert und verurtheilt. Als Beispiele von der Schärfe und Barbarei der Urtheile nur Einiges. Dr. Friedländer, Privatdocent an der Universität in Heidelberg, hatte während der Revolution einen kleinen Artikel in die Karlsruher Zeitung geschrieben, in welchem er sagte, es sei jetzt Zeit, ernster und entschiedener aufzutreten, da die feindlichen Bajonette an der Grenze stehen, welche jeden Augenblick hereinbrechen könnten. Dafür wurde er zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Der Ingenieur Scholl, welcher während der Revolution zum Direktor der Eisenbahn ernannt worden war, wurde, weil er diese Stelle angenommen, zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Lehrer Letzeiser, welcher während der Revolution keine Waffen getragen, überhaupt sich an derselben nicht ernstlich betheiligt, namentlich auch kein Amt bekleidet hatte, wurde ebenfalls zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, trotzdem daß die gegen ihn erhobenen

Beschuldigungen, auf welche sich das Gericht stützte, nicht erwiesen worden waren. Pfarrer Scholl wurde zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt wegen einer Aeußerung, in welcher etwas von Waffen vorkam, obschon dieselbe ebenfalls nicht erwiesen war. So wurden auf die unbestimmte Beschuldigung hin, aufreizende Reden geführt zu haben, Bürgermeister, Gemeinderäthe, angesehene Bürger zu zwei, ein, ein halb Jahren Zuchthaus verurtheilt. Als Beispiel, wie wenig sich die Gerichte scheuten, ganz erbärmliche Entscheidungsgründe für ihre Urtheile anzugeben, mag das Erkenntniß des Feiburger Hofgerichts gegen den Dr. Welcker angeführt werden. Dieses Hofgericht, welches das einzige war, das der revolutionären Regierung den Eid geleistet hatte, führte gegen den Dr. Welcker folgende Gründe für ihr Urtheil an, welches auf drei Jahre Zuchthaus lautete. Erstens sei er Mitglied eines Volksvereins gewesen. An sich sei dieß zwar nicht strafbar, aber Welcker sei gescheidt genug gewesen, um merken zu müssen, daß die an der Spitze der badischen Volksvereine stehenden Personen hochverrätherische Tendenzen verfolgten. Folglich sei er für das, was jene gethan mit verantwortlich. Ferner sei er Militärarzt bei dem revolutionären Heere gewesen. An sich sei dieß zwar auch nicht strafbar, als Arzt vollziehe er nur einen Akt der Menschlichkeit, dadurch, daß er Verwundete heile ꝛc., aber er sei an der Spitze des gesammten Militärmedicinalwesens gestanden, habe andere Aerzte angestellt, habe für die nothwendigen Hülfsmittel zum Verbande der Verwundeten gesorgt — und dieß sei strafbar! Folglich drei Jahre Zuchthaus.

So sah es aus in Bezug auf diejenigen Angeklagten, welche während der Revolution eine hochverrätherische Thätigkeit entfaltet haben sollten. Die Urtheile aber, welche gegen Leute gefällt wurden, die sich nach der Besiegung der Revolution während des Kriegszustandes vergangen haben sollten, waren nicht besser. Standgerichte und ordentliche Gerichte wetteiferten hier mit einander. In Rastatt verurtheilte das Standgericht einen Bürger zu zehn Jahren Zuchthaus, weil derselbe gegen preußische Soldaten geäußert hatte, 8½ Kreuzer Entschädigung für die Einquatirungslast sei zu wenig, die Bürger könnten um dieses Geld die Soldaten auf keine Weise ernähren. Ein Zeuge, ein preußischer Tambour, der zugleich der Angeber war, sagte zwar aus, der Bürger hätte zugleich aufreizende Reden geführt und die preußischen Soldaten aufgefordert, sie sollten es auch so machen, wie die badischen. Aber die übrigen Zeugen, noch dazu zwei Gensdarmen, wissen von diesen Aeußerungen nichts, so daß als erwiesene Thatsache nur jene Aeußerung übrig blieb, daß 8½ Kreuzer eine zu geringe Entschädigung für die Verköstigung der Soldaten sei. Für diese Aeußerung wurde also der badische Bürger von dem preußischen Standgericht zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Zwei Stimmen stimmten für Tod.

In Mannheim fragte bei Anwesenheit des Prinzen von Preußen ein Bauer, der eben vom Lande hereingekommen, leise einen Nebenstehenden, wer denn der Kartätschenprinz sei? Denn unter diesem Namen ist der Prinz von Preußen beim Volke bekannt. Ein Spion mochte in der Nähe gestanden und dieß gehört haben. Kurz, der Bauer wurde verhaftet, und wegen seiner Aeußerung zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

In Heidelberg fuhr einmal ein Bauernbursche mit ein Paar Ochsen vor dem Bahnhofe vorbei und knallte. Zufällig kamen gerade zwei preußische Offiziere dahergeritten. Der eine von ihnen war ein schlechter Reiter. Sein Pferd wurde durch den Knall der Peitsche des Bauern etwas scheu, und der Offizier glitt vom Sattel herab. Wüthend darüber zog er den Degen und stürmte mit seinem Begleiter, der ebenfalls von der blanken Waffe Gebrauch machte, auf den Bauernburschen ein. Dieser

aber, ein starker Mensch, der sich von preußischen Offizieren nicht so ohne Weiteres spießen lassen wollte, gebrauchte seine Peitsche ziemlich gewandt und vertheidigte sich gegen die Lieutenants so gut, daß sie ihm nicht näher kamen, während er sie weidlich durchprügelte. Sie riefen nach der Wache am Thore. Diese rückte 6 Mann hoch heran. Auch gegen diese vertheidigte sich der Bursche eine Zeitlang noch heldenmüthig mit seiner Peitsche, von der zuletzt nichts mehr als der Stiel übrig geblieben, und nur auf das Zureden von Bürgern, die dazu gekommen waren, ließ er sich überreden, sich zu übergeben und auf die Wache führen zu lassen. Natürlich wurde er jetzt, da er sich selber wehrlos gemacht hatte, von den preußischen Soldaten auf das Gröblichste mißhandelt: unter Kolbenstößen ins Gefängniß gebracht. Und der Beschluß des Gerichts? Er lautete, wie gewöhnlich, auf drei Jahre Zuchthaus. Dabei muß man bemerken, daß der Bursche der einzige Sohn seiner armen Eltern ist, der durch seine Tüchtigkeit ihr ganzes Anwesen in Ordnung hielt.

Ein Heidelberger Student, Eberstein aus Hamburg, war in einem Bierhause in ein politisches Gespräch mit einigen conservativgesinnten Bürgern verwickelt worden. Die letzteren reizten den Studenten, der sich Anfangs sehr mäßig benahm, augenscheinlich immer mehr, bis er sich zuletzt zu der Aeußerung hinreißen ließ: „Ohne die perfide Flucht des Großherzogs von Baden würden die Sachen auch nicht so stehen, wie sie jetzt stehen.“ Nebenbei war dieß eine Ansicht, welche wenigstens drei Viertheile der Bevölkerung theilen und zum Theil auch aussprechen. Unter den conservativgesinnten Bürgern war aber ein Denunciant. Der hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Sache beim Amte anzuzeigen. Eberstein wird in Folge dieser Denunciation festgenommen. Die Zeugen, mit Ausnahme des Denuncianten, sprechen sich im Ganzen sehr günstig für den Angeklagten aus. Derselbe, im letzten Semester, eben im Begriffe sein Doctorexamen zu machen, ist natürlich höchst ärgerlich über die ganze Sache, reist mit Empfehlungsbriefen versehen nach Karlsruhe und sucht das Ministerium zu bestimmen, die ganze Untersuchung fallen zu lassen, was dieses gesetzlich sehr gut konnte, da das von Eberstein begangene Vergehen eine Majestätsbeleidigung, und zwar von einem Ausländer war. Alles umsonst! Das Ministerium beharrt bei der Untersuchung. Nach ohngefähr zwei Monaten wird das Urtheil gefällt. Es lautet auf zwei Monate Gefängniß. Dabei ist noch in dem Erkenntniß hervorgehoben, daß sehr viel Milderungsgründe vorhanden gewesen, weßhalb man dem Angeklagten keine härtere Strafe habe zuerkennen wollen. Man muß freilich hinzufügen, daß Eberstein zuletzt doch noch begnadigt wurde. Dieß wäre aber nicht geschehen, wenn nicht sein Vater, ein angesehener Kaufmann in Hamburg, mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, selber nach Karlsruhe gereist wäre, um die Niederschlagung der Sache zu betreiben. Die Regierung wurde nun ängstlich, es möchten ihre Handlungen gar zu sehr im Auslande bekannt werden: ohnedieß ließ der alte Eberstein durchblicken, daß man die badische Regierung im Norden für eine grausame halte. Auch hatte sich die Hamburger Regierung für den jungen Eberstein bereits an einem andern Orte verwendet. Kurz, man konnte dießmal nicht anders. Man ließ die Sache fallen und begnadigte.

Ein Anderer, ein Bürger von Wiesloch, der das Heckerlied gesungen, wurde vom dortigen Amte zu drei Monaten Zuchthaus verurtheilt.

Im Oberlande, in Löffingen, waren in dem Hause eines angesehenen, wohlhabenden Bauern zwei preußische Soldaten einquartirt. Diese kamen einmal spät nach Hause, als der Knecht, der sonst immer die Thüre geöffnet, schon zu Bett gegangen war. Da er auf das Pochen der Soldaten nicht gleich hörte, schlugen sie die Fenster ein. Der Knecht ist durch das Geräusch wach geworden, steht auf und macht

den Soldaten Vorwürfe, daß sie nicht gewartet. Die Soldaten, statt aller Antwort, wollen den Knecht mißhandeln. Dieser ist aber ein starker Oberländer, bekommt jeden der Soldaten am Genick und stößt die Köpfe von beiden so lange an einander, bis sie genug hatten und den Gedanken an die Mißhandlung des Knechts aufgeben mußten. Aber am andern Tag zeigen sie denselben an. Er wird festgenommen und nach Lörrach gebracht unter unsäglichen Mißhandlungen. Dort wird er in ein Gefängniß gesteckt, in welchem außer ihm noch 23 Angeklagte saßen. Das Gefängniß war aber so klein, daß die 24 Gefangenen sich nicht einmal legen konnten. So mußte der arme Mensch 6 Wochen zubringen, ohne den Genuß eines ordentlichen Schlafes zu haben. Wenn sie schlafen wollten, die Armen, so konnten sie sich höchstens an einander lehnen. Liegen konnten sie nicht.

Die letzte Thatsache führt uns auf die Behandlung der sogenannten politischen Verbrecher in den Gefängnissen zurück. Diese war entsetzlich, im Ganzen noch bei Weitem schlechter, als in der vormärzlichen Zeit. Schon die Untersuchungshaft war schlecht genug. Es wurde als Grundsatz aufgestellt, daß die politischen Verbrecher strafwürdiger, gefährlicher, nichtswürdiger wären, als die gemeinen Verbrecher, und daher eine härtere Behandlung verdienten, als diese. Diebe, Räuber, Mörder genossen mehr Freiheit und mehr Vorrechte, als die politischen Verbrecher. Sie wurden selbst von den preußischen Offizieren und Commandanten mit mehr Zuvorkommenheit behandelt als diese. „Es ist nur ein Dieb“; oder: „es ist nur ein Straßenräuber“ hieß es, wenn man einem gemeinen Verbrecher etwas gestattete, was man den politischen versagte. So wurde auch der Besuch der Verwandten der Angeklagten nur ungerne und selten gestattet. Eine Zeitlang wurde es damit allerdings nicht so genau genommen. Die Schuld lag aber nicht an den Obern, sondern an den wachhabenden Soldaten und Unteroffizieren, welche mit den armen Eingekerkerten mehr Mitleid hatten, als die Offiziere und Beamten. Nachdem dieß aber bekannt geworden und hie und da einige Fluchtversuche gelungen waren, so trat die frühere Strenge der Behandlung wieder ein und zwar in einem noch höheren Grade. Trotz alledem wurden indeß immer wieder neue Fluchtversuche gemacht. Am meisten Aufsehen erregten die aus Rastatt, weil sie mit der größten Gefahr und den unsäglichsten Anstrengungen bewerkstelligt worden waren. Die 17 Gefangenen, welche einmal zusammen aus der Festung entflohen, hatten sich ohne irgend ein Werkzeug, nur mit Hülfe ihrer Hände durch das dicke Mauerwerk durchgearbeitet. Sie kamen in Straßburg an in dem erschrecklichsten Zustand. Manche hatten sich die Nägel bis an die Wurzel abgearbeitet. Selbst die preußischen Offiziere mußten gestehen, daß so Etwas von Menschen noch nicht ausgeführt worden sei.

Die Behandlung im Zuchthaus war aber noch schrecklicher, wie in der Untersuchungshaft. Auch hier hatten die politischen mehr zu leiden, als die gemeinen Verbrecher. Und dabei mußten sie Alles geduldig ertragen. Denn wenn sie darüber murrten, so wurden sie sogleich auf Hungerkost gesetzt, oder sie wurden in finstere Zellen geworfen, in welche weder Tag noch Nacht ein Funken Lichtes drang, oder sie wurden thätlich mißhandelt.

3. Soldaten- und Polizeiwillkür.

So die Gerichte und das Gefängnißwesen. Hand in Hand damit gieng die Willkür der Polzei, welche wesentlich in den Händen des preußischen Militärs lag. Niemals fühlten die Badenser den Druck einer Soldatenherrschaft so sehr, als seit der

Besetzung des Landes durch die Preußen. In den ersten Monaten nach der Besiegung der Revolution hörten in den Städten die Einquartirungen gar nicht auf. Die Bürger, welche augenblicklich keine regelmäßige Einquartirung hatten, mußten wenigstens die durchziehenden Truppen verpflegen. Nach einiger Zeit minderten sich diese Durchzüge. Aber die Einquartirungslast war darum nicht minder drückend. Es war natürlich, das Land hatte ohngefähr 40,000 Truppen zu verpflegen, welche, wohlgemerkt! nicht einkasernirt wurden, sondern deren Beköstigung unmittelbar der Bürger zu besorgen hatte. Und das war keine Kleinigkeit. Denn die preußischen Soldaten machten Ansprüche, an welche die badischen niemals gedacht, und in welchen sie von den Oberen meistens unterstützt wurden. Sie verlangten des Morgens Kaffee, um 10 Uhr Frühstück, um Mittag ein gutes Essen mit Suppe, Gemüse und Fleisch, um 4 Uhr Käse und Brod, Abends wieder Fleisch und dabei eine gehörige Portion Bier oder Wein. Natürlich wurden diese Ansprüche keineswegs überall befriedigt. Es kam dann hie und da zu Händeln zwischen den Quartiergebern und Soldaten. Wurden dergleichen vor den Commandanten gebracht, so bekam der Bürger selten Recht, sondern mußte mitunter seine Widerspenstigkeit gegen königlich preußische Soldaten mit Gefängniß büßen. Manche Offiziere gingen in der Rohheit gegen badische Bürger mit dem schlechten Beispiele voran. In Werthheim beklagte sich der Commandant bei seinem Wirthe wiederholt über das Essen. Als ihm dieser erwiderte, alle anderen Gäste seien mit dem Essen zufrieden, und so könnte es wohl auch der Commandant sein, so drohte er ihm, wenn es nicht besser würde, mit 25 Stockprügeln. Diese Drohung wollte er am andern Tage wirklich ausführen lassen. Schon hatte er zu diesem Behufe einen Unteroffizier mit zwei Soldaten in das Zimmer des Wirths treten lassen. Der Wirth, einer der angesehensten Männer in Werthheim, fällt dem Commandanten zu Füßen und beschwört ihn, ihm diese Schande nicht anzuthun. Der Commandant gibt für dieses Mal nach. Aber einige Tage darauf gefällt ihm das Essen wieder nicht, und nun bringt er seine Drohung persönlich in Ausführung. Er packt den Wirth an der Gurgel und mißhandelt ihn auf das Schrecklichste. Der Wirth wendet sich an die Civilbehörde um Gerechtigkeit, wird aber von ihr abgewiesen, denn gegen preußisches Militär könne man nichts machen.

Bei einem andern Wirthe, in Heidelberg, beklagen sich ein paar preußische Soldaten ebenfalls über das Essen. Es kommt zwischen ihnen und dem Wirthe zum Wortwechsel und zuletzt zum Handgemenge. Der Commandant läßt den Wirth sogleich arretiren, dictirt ihm 14 Tage Gefängniß und den Soldaten 48 Stunden, weil diese nicht sogleich auf den Wirth mit der blanken Waffe losgeschlagen hätten, was sie als Soldaten zu thun verpflichtet gewesen wären, und dieses Urtheil wurde den Soldaten noch dazu vor der Fronte verkündet.

Nach einiger Zeit wurde die Art und Weise der Verköstigung der Soldaten Seitens der Bürger näher bestimmt. Darnach milderte sich in Etwas der Druck. Aber erst, als man in den verschiedenen Städten Anstalt machte, die Truppen einzukaserniren, was erst Ende 1849 geschah, athmeten die Bürger wieder mehr auf.

Da in Baden fortwährend das Kriegsrecht bestand, so war die Polizei eigentlich dem Militär, d. h. dem preußischen, übergeben, und die Verwaltungsbeamten spielten dabei eine untergeordnete Rolle. Die Preußen verwandten diese Macht zunächst dazu, um jede Spur einer Widersetzlichkeit oder Unehrerbietigkeit gegen sie auf das Strengste zu ahnden. Wir haben in dem Bisherigen schon mehrere Beispiele dafür angegeben. Diese sind aber nur aus einer Masse von ähnlichen Thatsachen auf's Gerathewohl herausgegriffen. Wenn man die Localblätter der verschiedenen badischen Städte durch-

sieht, in welchen die Straferkenntnisse der preußischen Commandanturen stehen, die immer „zur Warnung" mitgetheilt werden, so stößt man auf zahllose Bestrafungen wegen Widersetzlichkeit gegen königlich preußische Soldaten. Die Spitze von Allem bietet aber wohl der Erlaß des preußischen Commandanten Eberstein in Heidelberg, in welchem er den Einwohnern gebietet, jedem Soldaten auszuweichen und ihn beim Vorübergehen auf keine Weise zu stoßen oder zu berühren, widrigenfalls die Soldaten angewiesen seien, sofort von der blanken Waffe Gebrauch zu machen.

Sonst erging sich die Polizei mit wahrer Wollust in all den erbärmlichen Nichtswürdigkeiten, in welchen sich die vormärzliche gefallen hatte. Vor Allem wurde auf die Abzeichen der demokratischen Partei Jagd gemacht, wie auf Hüte, Bänder, Kokarden und dergleichen. Die sogenannten Hecker- oder Freischaarenhüte, die Calabreser, Parlaments- oder Robert-Blums-Hüte, kurz alle Formen, welche mit den gewöhnlichen gesteiften Hüten nicht übereinstimmten, wurden verboten und das Tragen derselben mit wenigstens einigen Wochen Gefängniß gestraft. Mancher, der seinen Hut schon seit 6 Jahren getragen, oft aus keinem andern Grunde, als weil er ihm bequem und leicht war, mußte diese süße Gewohnheit mit Kerkerstrafe büßen. Dieser Strafe unterlagen Alle, Eingeborne und Fremde. Es war noch ein Glück, wenn man Fremde, welche von all' diesen Verboten nichts wußten, nicht ohne Weiteres in das Gefängniß warf, weil sie einen mißliebigen Hut trugen. In Heidelberg kam einmal ein Nordamerikaner von Frankfurt her mit der Eisenbahn an. Dieser trug einen sogenannten Heckerhut. Kaum, daß dieses von der Polizei erspäht worden war, so wurde er von Gensdarmen, Soldaten und Polizeidienern umgeben, welche ihn arretiren wollten. Der gute Mann, der eben weiter reisen wollte, wußte nicht, was all' dieses zu bedeuten hätte: denn erstens verstand er noch nicht genug Deutsch. Er meinte zuerst, man verlange seinen Paß, und zeigte diesen vor. Das genügte aber natürlich nicht. Endlich nahm sich eine Engländerin, die in der Nähe stand und Deutsch verstand, seiner an: sie erzählte ihm, was an ihm mißliebig sei. Aber noch waren dieß dem Nordamerikaner böhmische Dörfer, denn davon hatte er keinen Begriff, daß man einem Menschen nicht erlauben wollte, sich zu tragen, wie es ihm gefiele. Er sagte, er habe sich seinen Hut um gutes Geld gekauft, und Niemand habe einen Anspruch darauf. Zuletzt ließen ihn die Polizeibeamten, welche sahen, daß der Mensch eile und im Augenblick keinen andern Hut auftreiben könne, und daß er kein deutscher Demokrat sei, ziehen, doch mit der Weisung, sich in Karlsruhe sofort einen andern Hut zu kaufen. Nicht so gut ging es einem ehemaligen russischen Professor, welcher in Begleitung seines Bruders, eines Deutschen, mit der Eisenbahn nach Mannheim gekommen war. Beide Männer trugen mißliebige Hüte, d. h. einfache schwarze von ungesteiftem Filz, ohne irgend ein Abzeichen. Als sie an der Eisenbahn abstiegen, wurden sie wegen ihrer Kopfbedeckung sofort von der Polizei in Beschlag genommen. Sie fragten warum? Als man ihnen die Ursache erklärt hatte, erwiderten sie, sie könnten ja doch nicht mit bloßem Kopfe in der Stadt herumlaufen. Darauf wurde aber keine Rücksicht genommen, sondern sie wurden von einigen Gensdarmen auf die Polizei gebracht, und als sie dort wegen ihrer Person sich ausgewiesen und versichert hatten, von dem Verbote ihrer Hüte nichts gewußt zu haben, stand man von der Einsperrung ab, gab ihnen aber ein paar Polizeidiener mit, welche sie zu einem Hutmacher brachten, um sich dort neue zu kaufen. Dem Einen war aber keiner recht: der mußte mit einer Mütze vorlieb nehmen. Schlechter als diesen Beiden ging es einem Würtemberger Künstler, welcher von Stuttgart aus mit einem mißliebigen Hute nach Heidelberg gekommen war, um von da weiter zu reisen. Er wurde ohne

Weiteres festgenommen und trotz aller Protestation drei Tage lang wegen seines Hutes eingesteckt.

Ebenso wie auf Hüte, wurde auf die rothe Farbe gefahndet. Nicht genug, daß man das Tragen von rothen Federn und Bändern auf Hüten verbot, wo sie augenscheinlich Abzeichen sein sollten, diese Farbe wurde auch auf gewöhnlichen Kleidungsstücken verfolgt. Eine Zeitlang war es so arg, daß selbst Damen nicht mehr sich getrauten, rothseidene Halstücher oder Bänder an Hüten oder am Halse zu tragen.

War nun dieß ein Eingriff in die persönliche Freiheit, so war er allenfalls noch zu entschuldigen mit der herkömmlichen Jagd der deutschen Polizei auf dergleichen Dinge. Aber die preußischen Commandanturen erlaubten sich auch Handlungen, die mit nichts zu entschuldigen sind. Im Theater zu Mannheim wurde einmal Schillers Cabale und Liebe gegeben. Bei einer Stelle, welche liberal lautete, klatschte ein Theil der Gallerie. Der Platzmajor, ein junger Lieutenant, befand sich auch im Theater und ärgerte sich über dieses Klatschen. Da er nun den Damen gegenüber, neben denen er saß, sich wichtig machen wollte, so gebot er sofort, die ganze Gallerie zu räumen, und schickte die nöthigen Bajonette hinauf. Wohlgemerkt! Das Klatschen im Theater war überhaupt nicht verboten: zweitens hatte nur ein Theil der Gallerie geklatscht, nicht die ganze; drittens wußte man nicht einmal, wem das Klatschen gegolten habe, ob dem Schauspieler, oder dem Dichter. Aber um all' dieß kümmerte sich der preußische Lieutenant nicht, die Gallerie mußte geräumt werden, auch von Denen, die gar nichts gethan, sondern ganz ruhig zugesehen hatten.

Uebrigens wurde über die Theaterstücke eine strenge Censur geführt. So durfte z. B. Wilhelm Tell nicht mehr aufgeführt werden, weil das ein Freiheitsstück sei.

So mit dem Theater. Mit der Presse stand es noch schlechter. In Baden galten die Grundrechte. Sie wurden weder durch ein Gesetz, noch durch eine Verordnung der Regierung aufgehoben. Aber kein Beamter richtete sich darnach. Nach den Grundrechten gilt unbeschränkte Preßfreiheit. Thatsächlich aber bestand in Baden der unerhörteste Druck der Presse. Zunächst wurden all' die auswärtigen Zeitungen verboten, deren Tendenz mißliebig war: so der schwäbische Beobachter, die neue deutsche Zeitung, die neue Dorfzeitung, die Hanauer Zeitung, das Frankfurter Journal. Das letztere wurde mit Unterbrechung wieder erlaubt. Seit dem 1. April 1850 darf es wieder nach Baden herein, ist aber gezwungen, so zahm über die badischen Verhältnisse zu schreiben, daß das darüber Mitgetheilte einem gänzlichen Stillschweigen gleich kommt. Die „deutsche Monatsschrift" war schon vorher verboten, ehe sie herauskam. Man gebrauchte dabei den Kunstgriff, daß man das Verbot nicht öffentlich bekannt machte, sondern es bloß den Buchhändlern mittheilte. Man wollte das Publikum durch das Verbot nicht auf die Existenz dieser Zeitschrift aufmerksam machen, und dabei sich das Odium ersparen, in der Weise des Bundestags gegen die Presse zu handeln, welcher die Censur und das Verbot nicht bloß gegen Gedrucktes, sondern gegen Personen anwandte. Dieses Maneuvre wurde aber auch fast bei allen andern verbotenen Büchern angewendet. Während der letzten Monate wurden über 100 Bücher in Baden verboten. Darunter befinden sich fast alle Memoiren über die Ereignisse der letzten zwei Jahre, welche von Demokraten ausgegangen sind. Auch alle Werke, welche vermittelst bildlicher Darstellungen in demokratischem Sinne wirken wollen. So der in Düsseldorf herausgekommene „Trost", vier Blätter, Sokrates, Christus, Huß und einen zu Pulver und Blei Begnadigten darstellend. Das Publikum weiß von diesen Verboten nichts, aber den Buchhändlern wird gedroht mit standrechtlicher Behandlung, so wie sie sich beigehen ließen, auch nur ein einziges dieser Bücher zu

verkaufen. Daß ihnen in diesem Falle zugleich auch die Erlaubniß, ihr Geschäft fortzuführen, entzogen würde, versteht sich von selbst.

Die Portraite von Blum, Hecker, Trützschler, Brentano, Dembinski, Kossuth und überhaupt von allen Führern der demokratischen Partei wurden natürlich gleich Anfangs auf das Strengste verboten. Nicht nur durften sie von den Buch- und Kunsthändlern nicht ausgestellt und verkauft werden, sondern man drang auch in die Privatwohnungen solcher Personen ein, von denen man in Erfahrung gebracht hatte, daß sie dergleichen Portraite besäßen. Die preußischen Soldaten begnügten sich nicht damit, diese Bilder bloß wegzunehmen, sondern sie zwangen die Besitzer, die Rahmen und Gläser zu zerschlagen und die Bilder zu zerreißen. Seit einiger Zeit beginnt eine wahre Jagd auf dergleichen Bilder. Manchmal macht sich freilich die Polizei lächerlich damit. So lungerte sie eines Tages mehrere Stunden vor dem Laden eines Heidelberger Buchhändlers herum, an welchem sie ein Bild ausgestellt sah, welches sie als das von Robert Blum erkannte. Nachdem sie sich hinreichend verstärkt, drang sie in den Laden des Buchhändlers ein, um ihn mit auf die Polizei zu schleppen. Dieser ließ sich das Bild, welches angeblich Robert Blum vorstellen sollte, und dessen Unterschrift durch ein unter ihm liegendes Buch verdeckt war, zeigen, und siehe da! — es war das Portrait eines Heidelberger Professors der Medicin. Beschämt gingen die Gensdarmen von dannen.

Was die inländische Presse betrifft, so wurden sofort die entschieden demokratischen Blätter, wie die Seeblätter, die oberrheinische Zeitung, die Mannheimer Abendzeitung, die Republik, der Volksführer verboten. Die übriggebliebenen waren lauter conservative. Auch diese jedoch wurden überwacht, und es war unmöglich, in diese Artikel zu bringen, welche auch nur den Zweck hatten, absichtlich entstellte Thatsachen zu berichtigen. Es durfte in diesen Blättern nur auf die Demokraten geschimpft werden. Eine auch noch so leise Vertheidigung derselben hätte der Existenz des Blattes Gefahr bringen können. Die Freiheit der Presse war eitel Täuschung.

Nach einiger Zeit wagte der ehemalige Verleger der Mannheimer Abendzeitung, Hähner, welcher gleich nach der Besiegung der Revolution eine neue Zeitung unter dem Namen „der badische Merkur" herausgab, einen liberalen Ton anschlagen zu lassen. Sofort wurde er auf alle Weise von dem preußischen Commandanten chikanirt: fast jedes Blatt wurde von ihm confiscirt, so daß Hähner endlich, um dem Aufzuge ein Ende zu machen, sich erbot, sein Blatt von der preußischen Commandantur censiren zu lassen. Die Censur wurde nun in bester Form wieder eingeführt mit allen vormärzlichen Lieblichkeiten. Der Commandant verlangte von Hähner, daß er auch die Privatanzeigen ihm zur Censur vorlege. Hähner zeigte dieß einmal in seinem Blatte an, mit der einfachen Bemerkung, daß diejenigen Einwohner, welche gesonnen seien, Anzeigen in das Blatt einrücken zu lassen, die Gefälligkeit haben möchten, dieselben jeden Tag vor 10 Uhr ihm zuzuschicken, damit sie der preußischen Commandantur vorgelegt werden könnten. Dafür, und weil Hähner das von der Censur gestrichene Wort „Kaiseraffe", als Bezeichnung Ludwig Napoleons, dennoch hatte abdrucken lassen, wurde er von dem preußischen Commandanten zu drei Wochen geschärftem Gefängniß verurtheilt. Das geschärfte Gefängniß bedeutet Hungerkost und beständige Dunkelheit. — In Heidelberg erschien bei Oßwald der „Neckarbote." Dieser brachte einmal die weitere Erneuerung des Kriegszustandes in der Weise, daß diese Notiz mit einem kleinen schwarzen Rande eingefaßt war. Dafür wurde Oßwald sofort festgesetzt und schmachtet bereits über drei Wochen im Gefängniß.

Die Wirthshauspolizei wurde nicht minder streng gehandhabt. Anfänglich war

in den Städten die Polizeistunde auf 10 Uhr festgesetzt, dann auf halb 11 Uhr. Wirthe, welche die Gäste nach dem Ablaufe der Polizeistunde nicht aus den Thüren wiesen, wurden mit schwerem Gelde bestraft. Wenn es mehrmals sich wiederholte, wurde ihnen die Wirthschaft geschlossen. Doch wurde hier ein bedeutender Unterschied zwischen conservativ- und demokratisch-gesinnten Wirthen gemacht. Die letzten wurden strenger behandelt. Manchen wurde die Wirthschaft geschlossen, auch ohne daß sie sich irgend eines Vergehens schuldig gemacht hatten, bloß weil daselbst Demokraten zusammenkamen. Das Polizeiamt theilte diesen Erlaß mit der höhnischen Bemerkung mit, weil das Wirthshaus der Sammelplatz der „Gutgesinnten" sei. Seitdem in Frankreich ein Umschlag der Meinung zu Gunsten des Socialismus erfolgte, wurde die Polizei in Baden noch ängstlicher und willkürlicher, ließ sich aber auch deßhalb zu noch mehr Lächerlichkeiten verleiten. Der Turnlehrer in Heidelberg, Maßmannsdorf, der zu der conservativen Partei gehört, schrieb vor einiger Zeit eine Turnerversammlung nach Heidelberg aus, welche, wie begreiflich, gar keinen andern Zweck, als nur einen auf die Turnerei gerichteten, haben sollte. Sogleich ging der Stadtdirektor mit der nöthigen Polizeimannschaft, einem Lieutenant und 30 preußischen Soldaten, auf die Eisenbahn, um die erwarteten Turner abzufassen. Wer kam? Ohngefähr 6 Bübchen von 12 bis 15 Jahren. Nichts desto weniger wurde der größte dieser Burschen, der etwa 18 Jahre zählen mochte, in's Gefängniß geworfen. Bei näherer Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß nicht die mindesten politischen Absichten diesem ganzen Handel zu Grunde lägen, und die Commandantur sah sich genöthigt, den Gefangenen wieder frei zu lassen.

4. Baden als preußische Provinz.

All' diese Ungehörigkeiten kommen vorzugsweise auf die Rechnung der Preußen. Denn die Preußen herrschten seit der Besetzung durch ihre Truppen im badischen Lande. Es ist allerdings wahr, die badischen Beamten trugen mit einen großen Theil der Schuld, weil sie gleich von Anfang den preußischen Commandanturen auf alle Weise hofirten und ihnen in Allem zu Willen waren. Es ist aber gewiß, daß die Preußen dieses Gebahren des badischen Beamtenstandes forderten, und daß sie ihre Gewalt eigenmächtig selbst über Gebiete ausdehnten, welche gesetzlich ihnen keineswegs unterworfen waren. Häufig kam es deßhalb zu Streitigkeiten über die Competenz. Und dabei benahmen sich die preußischen Commandanten gegen die badischen Beamten fast ebenso übermüthig, wie gegen das Volk überhaupt. Nur einige Beispiele.

Der preußische Commandant in Heidelberg hatte sein Quartier in einem großen Gasthofe aufgeschlagen und dafür mußte die Stadt monatlich 80 Gulden bezahlen. Dieß war dem Gemeinderathe der Stadt, deren Finanzen ohnedieß in schlechtem Zustande sich befanden, zu viel, und der Bürgermeister ging daher den Commandanten an, sich nach einer Privatwohnung umzusehen, deren es doch viele und schöne gebe, und welche weniger kosteten, als das theure Logis im Gasthofe. Der Commandant erwidert, er glaube, 80 Gulden monatlich sei nicht zu viel, um die badischen Schweine zu hüten. Der Bürgermeister antwortete darauf, im ganzen badischen Lande gebe es keinen Schweinehirten, der einen so hohen Gehalt, wie der Oberst, bezöge. Die Händel gingen nun lange hin und her, bis endlich der Oberst von oben herab den Wink erhielt, nachzugeben. Beim Volke blieb ihm jedoch von nun an der Spitzname „Schweinehirt."

Ein anderes Beispiel, wo aber der Commandant den Sieg davon trug, ist fol-

gendes. Zwischen den preußischen Offizieren und den Heidelberger Studenten gab es oft Reibungen. Die Offiziere nahmen nie eine Ausforderung der Studenten an, sondern antworteten damit, daß sie dieselben verhaften ließen. Begreiflich wuchs dadurch die Erbitterung. Doch benahmen sich die Studenten, welche einsahen, daß sie gegen die rohe Gewalt nichts ausrichten könnten, im Ganzen gemäßigt. Eines Tages geschah es nun, daß einige preußische Lieutenants Studenten auf der Straße begegneten. Die Ersteren fingen mit den Letzteren Händel an, und mißhandelten sie. Nachdem sie dieselben mißhandelt, ließen sie sie verhaften. Der Universitätsamtmann, die gesetzliche Behörde für die Studenten, untersuchte die Sache, fand die Studenten unschuldig und sprach sie frei. Als nun das Urtheil dem preußischen Commandanten zur Bestätigung vorgelegt wurde, durchstrich er das Urtheil und decretirte für die Studenten zwei Tage Carcer, das Universitätsamt wie der Senat — ließ es geschehen! Eine andere ähnliche Geschichte ist folgende. Studenten brachten eines Abends um die Polizeistunde einen Bekannten, der eben nach H. gekommen war, in's Gasthaus und waren eben im Begriffe sich zu entfernen, als die Wache erschien und sie mit groben Worten anfuhr. Als hierauf einer der Studenten erklärte, sie wären ja eben im Begriffe fortzugehen, wurde er verhaftet, auf die Wache gebracht und auf die gröbste Weise wörtlich und thätlich mißhandelt. Mit Mühe erlangte er, daß er auf den Carcer gebracht wurde. Die Sache kam zur Untersuchung. Der Universitätsamtmann mußte sagen, daß die Studenten ganz im Rechte seien, daß das Betragen der preußischen Soldaten ganz unverzeihlich sei. Nichts desto weniger wurde dem mißhandelten Studenten keine Gerechtigkeit, sondern er sollte zu seiner Mißhandlung auch noch einen Verweis bekommen.

Das Universitätsamt, als akademisches Gericht, war dem preußischen Obersten überhaupt sehr zuwider, und er stellte daher an den Senat die Forderung, die gesammte Universitätspolizei seinen Händen zu übergeben. Da konnte er natürlich nach Vergnügen gegen die Studenten schalten und walten. Der Senat widersetzte sich zwar dieser Forderung, aber der Erfolg der Unterhandlungen war doch der, daß dem preußischen Commandanten und den Soldaten gegen die Studenten mehr Rechte eingeräumt wurden als bisher.

Dieß war denn ein Grund mit, warum die Universität außerordentlich abnahm und im Sommersemester 1850 kaum 400 Studenten zählte. Nicht mit Unrecht erblickte man in dem ganzen Verfahren der Preußen die Absicht, die Universität Heidelberg zu Grunde zu richten zum Vortheile Bonns.

Daß aber die Preußen selber Baden als eroberte Provinz betrachteten, konnte man fast täglich aus ihrem eigenen Munde vernehmen. Sowohl Gemeine wie Offiziere sprachen dieß aus. Ein preußischer Soldat erhielt aus Preußen einen Brief mit der Ueberschrift: „an — in der preußischen Provinz Baden.“ In Berlin wurde kürzlich ein Brief auf die Post gegeben, mit der Adresse: „an den königlich preußischen Großherzog in Baden.“ Ein preußischer Hauptmann antwortete einem Bürger auf die Frage, warum die Mannheimer Demokraten nicht weniger schlecht behandelt würden, als andere, ganz naiv: „weil die Mannheimer dafür bekannt sind, daß sie dem regierenden Hause keineswegs so treu anhängen.“

Und wie die Preußen in den unteren Regionen unbedingt herrschten, so war es auch in den höchsten. Weder der Großherzog noch die Minister hatten einen eigenen Willen: sie vollzogen nur die Befehle des Prinzen von Preußen oder seiner Stellvertreter. Dieß war so auffallend, daß der Großherzog dem Staatsrath nicht mehr präsidiren durfte, in welchem ihm alsdann die wichtigen Beschlüsse vorgelegt und mit

ihm durchgesprochen wurden, sondern die Vorlagen gingen vom Ministerium aus direct an die preußischen Behörden, und erst nach der Genehmigung derselben gelangten sie zur formellen Unterschrift an den Großherzog. Wie wenig man in dieser Beziehung für nöthig hielt, das Decorum zu beobachten, mögen zwei Beispiele zeigen. Das eine stellt die gänzliche Nichtigkeit der badischen Minister in das Licht: das an- andere die Bedeutungslosigkeit des Willens des Großherzogs.

Im Oberlande, in Lahr, war als Bezirksinspector der Straßenbauten 2c. ein Mann angestellt, der seit Jahren wegen seiner conservativen Gesinnungen und wegen seiner Anhänglichkeit an das großherzogliche Haus bekannt war. Dieser Mann war ein Gegner der vormärzlichen Opposition, ein noch größerer der demokratischen Partei nach dem März, und so auch der Revolution von 1849. Er begrüßte den Einmarsch der Preußen mit Jubel und machte sich sogleich an die preußischen Offiziere, die in seinem Wohnorte einquartiert waren: er kam täglich mit ihnen zusammen, auch mit dem Obersten, und stand mit ihnen in dem besten Verhältniß. Nun entfalteten aber nachgerade die Preußen jene Herrschsucht, von der wir so eben gesprochen, und der sonst so conservative Mann äußerte einmal gegen den Amtmann seines Ortes, im badischen Lande scheine es fast, als ob die Beamten die Büttel von den Preußen machen müßten. Diese Aeußerung kommt dem preußischen Oberst zu Ohren. Er läßt den Inspector kommen und fragt ihn aus. Dieser macht Anfangs allerlei Umschweife, muß sich aber zuletzt zu der Aeußerung bekennen, die er aber nicht so böß gemeint habe. Darauf dictirt ihm der preußische Oberst drei Wochen Gefängniß. Der conservative badische Beamte ist darüber außer sich. Er schützt seine Frau vor, die ein solches Unglück nicht ertragen könne: er weist auf den Spott der Demokraten hin, welche ihn sicherlich auslachen würden. Umsonst! Der Oberst gibt ihm den Rath, die Demokraten lachen zu lassen, und was seine Frau betreffe, so wolle er ihm noch 5 Tage Zeit lassen, um sie vorzubereiten. Der Bezirksinspector nimmt mit Dank die 5 Tage Urlaub an und reist schnellstens nach Karlsruhe, in der Hoffnung, dort die Sache rückgängig machen zu können. Er begibt sich zunächst auf das Bureau seiner Obern. Diese, welche den Mann als conservativ kennen, sind sehr ärgerlich über den Vorfall, sprechen ihr Bedauern aus, meinen, man müsse die Sache auf alle mögliche Weise zu vertuschen suchen, denn sie werfe wieder ein schlechtes Licht auf die badischen Beamten, und geben ihm schließlich den Rath, zu den Ministern Klüber und Stabel zu gehen, denen sie den Unglücklichen auf's Beste schriftlich empfehlen. Die beiden Minister kennen den Mann auch, wissen seine Loyalität zu schätzen und erbieten sich ebenfalls, Alles zu thun, um ihm aus der Klemme zu helfen. Doch, sagen sie, sie allein könnten nichts machen. Es habe hier nur der General v. Schreckenstein zu entscheiden. An diesen preußischen Offizier weisen sie nun den Mann und geben ihm zugleich Empfehlungen an denselben mit. Der Bezirksinspector kommt zum preußischen General. Dieser bekennt, daß ihm der Verurtheilte von mehreren Seiten empfohlen sei, namentlich auch von den Ministern: indessen ließe sich wohl die Sache nicht ändern. Durch das Erstarren des Inspectors nimmt er einen freundlichen Ton an, läßt ihn sitzen, und setzt ihm auseinander, daß er, eben weil er ein loyaler, conservativer Mann, ein Hasser der Revolution und der Demokratie sei, um so strafbarer wäre, die erwähnte Aeußerung gethan zu haben. Er solle dem Gesetze und seinen Principien dieß Opfer bringen und sich einsperren lassen. Verzweiflungsvoll verläßt der Inspector den General, eilt nach Hause, und — muß in's Gefängniß wandern, trotz seiner loyalen Gesinnungen, trotz der Verwendung seines Bureau's und trotz der Verwendung des Ministeriums.

Die andere Geschichte ist folgende. In Karlsruhe kam es einmal in einem Wirthshause zu Händeln zwischen preußischen und badischen Soldaten. Der preußische Commandant von Karlsruhe befahl hierauf die Schließung der Wirthschaft. Der Eigenthümer, welcher natürlich an den Händeln zwischen den Soldaten ganz unschuldig war, suchte beim Großherzog eine Audienz zu erlangen, stellte ihm die Sachlage dar, und der Großherzog verordnete hierauf, daß die Schließung der Wirthschaft aufgehoben und der Wirth nach wie vor schenken dürfe. Der Wirth that dieß denn. Kaum hatte der preußische Commandant dieß erfahren, so schickte er Soldaten ab, um den Mann zu verhaften. Der Wirth zeigte die Erlaubniß des Großherzogs vor. Darauf erwiderte der preußische Commandant: „Der Großherzog hat hier nichts zu befehlen: ich bin der Commandant.“ Die Wirthschaft blieb geschlossen.

Daß man unter solchen Umständen Einleitungen treffen zu können glaubte, welche Baden nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft zu einer preußischen Provinz machten, verstand sich von selbst. Ein Hauptschritt dazu schien die Verlegung des badischen Heeres nach Preußen zu sein, während preußische Truppen fortwährend Baden besetzt hielten. Das badische Heer hatte bekanntlich, mit Ausnahme zweier Bataillons und einer Escadron, welche zur Zeit der Revolution in Baden nicht anwesend waren, vollständig an demselben Theil genommen. Eine Auflösung desselben, um es wieder neu zu bilden, schien also nothwendig zu sein. Bei dieser Gelegenheit trat sofort die Preußendienerei der Regierung auf eine grelle Weise hervor. Das badische Heer sollte sofort nach preußischem Muster eingerichtet werden. Dagegen war nichts zu sagen, wenn diese Veränderung dann eintrat, wenn überhaupt eine Veränderung der Bekleidung und Bewaffnung sich als nothwendig herausstellte. Im Augenblicke aber war dieß weder nöthig, noch angemessen. Die badische Armee hatte kurz vor der Revolution Helme bekommen, nach Art der Preußen, nur mit einem kleinen Unterschiede. Diese Helme waren ganz neu, manche noch gar nicht gebraucht, manche noch nicht einmal geschwärzt. In der Revolution ist allerdings manches davon zu Grunde gegangen, indessen war der Ausfall nicht sehr groß, und leicht wieder zu ersetzen. Ebenso war auch der Anfang gemacht, die Colettes der Infanterie durch Waffenröcke zu ersetzen. All' dieß war also eingeleitet, und die nöthigen Ausgaben schon gemacht. Die Helme der Artillerie waren erst vor einigen Jahren frisch angeschafft worden nach Art der bairischen, und die Helme der Dragoner, von der schönsten Form und prächtigem Aussehen, fast durchgängig gut, viele noch gar nicht gebraucht. Die Collettes 2c. der Dragoner ebenfalls noch ganz gut. Es war also keine Nothwendigkeit, an der Bekleidung des Heeres große Aenderungen vorzunehmen, noch weniger aber waren dazu die Mittel vorhanden. Denn durch die Revolution, wie durch die Einquartierung der fremden Truppen waren die Einwohner finanziell in sehr bedrängte Lagen gekommen: von allen Seiten her wurde die Regierung auf die Nothwendigkeit der Sparsamkeit hingewiesen. Nichts desto weniger wurden große Aenderungen im Militär gebracht, nur — um dadurch den Preußen zu hofieren. Neue Helme, ganz wie die preußischen, neue Waffenröcke, neue (graue) Beinkleider für die Infanterie: den Dragonern wurden ihre schönen, noch ganz guten Helme weggenommen und gegen preußische vertauscht, welche halb nicht das gute Aussehen hatten, wie die badischen. Die Colettes der Dragoner wurden ebenfalls beseitigt, für preußische Waffenröcke. Die Uniform der badischen Dragoner, blau und weiß, war einfach und schön. Sie wurde weggeworfen und dafür erhielten sie eine geschmacklose Uniform, von blau und gelb. Die Helme der Artilleristen wurden ebenfalls weggeworfen, und auch hiefür preußische gesetzt. Diese durchaus unnöthigen Veränderungen, an sich schon un-

nöthig, waren um so unverzeihlicher, als sie in einer Zeit vorgenommen wurden, wo das Land seufzend unter großem Drucke, kaum die bisherigen Steuern auftreiben konnte.

Daß das badische Heer, wenn es neu gebildet sei, in preußische Festungen gebracht werden sollte, davon war gleich Anfangs die Rede. Die Preußen regten natürlich diese Idee an, und die großherzogliche Regierung wagte nicht zu widersprechen. Daß dieser Plan bis jetzt (im Mai 1850) noch nicht ausgeführt worden ist, daran waren weder die Preußen, noch das badische Ministerium Schuld, sondern ganz andere Dinge, auf welche wir später zurückkommen werden.

5. Regierung, Parteien und Stände.

Die Regierung, wie gesagt, hatte diesen Beschluß gefaßt, obschon er gegen die Gesetze des Landes, und gegen die deutschen Gesetze verstieß, mochte man nun die Bundesacte, oder die Reichsverfassung, oder selbst die Dreikönigsverfassung zum Maßstabe nehmen. Aber um Gesetz kümmerte sich die Regierung nicht. Sie hob alle Gesetze auf, die unbequem waren, und ersetzte sie durch neue. Sie schrieb neue Steuern aus, die nicht bewilligt worden waren: kurz, sie handelte willkürlich, absolutistisch, als ob keine Stände im Lande wären. Diese zusammenzuberufen fiel ihr lange Zeit gar nicht ein. Sie glaubte sich berechtigt so zu handeln, weil Niemand widersprach. Die demokratische Partei, welcher die letzte Restauration vorzugsweise gegolten, hielt sich nach ihrer Niederlage begreiflicher Weise ruhig, da sie fühlen mußte, daß der geringste gesetzliche Widerstand von ihrer Seite nur benutzt werden würde, um die Führer oder einflußreichen Mitglieder derselben in das Zuchthaus oder vor die Kugeln der Preußen zu bringen. Die Constitutionellen, in ihrer rasenden Freude, die Revolution überwunden zu sehen, machten sich Anfangs ganz blind gegen die Schrecken der Reaction. Ja sie waren einfältig genug, zu glauben, daß bald ein gesetzlicher Zustand eintreten werde.

Nach einiger Zeit änderte sich jedoch die Scene. Sofort machten sich nämlich die vormärzlichen Reactionäre wieder hervor und begannen den Krieg gegen die ehemalige liberale, jetzt constitutionelle, conservative Partei, welcher sie alles Unglück der letzten Jahre, selbst die Revolution in die Schuhe schoben. Die Constitutionellen merkten nun, um was es sich handle, nämlich darum, die alte Willkürherrschaft herzustellen und sie, welche schon das Heft der Regierung in den Händen zu haben glaubten, zu beseitigen. Jetzt warfen sie sich auch einigermaßen in die Opposition. Sie verlangten jetzt die Zusammenberufung der Stände.

Die Regierung, nachdem sie ein halbes Jahr ohne Stände gewirthschaftet hatte, glaubte nun doch, wenigstens um des Scheines willen, dieselben zusammenrufen zu müssen. Nur war die Frage, ob die alte Kammer, d. h. die vor der Mairevolution bestehende, oder eine ganz neue zusammenzurufen sei. In jedem Falle mußte frisch gewählt werden; denn die alte Kammer war fast um die Hälfte zusammengeschmolzen, theils durch frühere freiwillige Austrittserklärungen der Mitglieder der Linken, theils durch ihre Flucht. Rief man eine ganz neue Kammer zusammen, so war auf der einen Seite wohl zu hoffen, daß sie in der Mehrzahl ganz regierungsgemäß ausfallen werde, da man ja Einschüchterungen aller Art gebrauchen konnte. Aber auf der andern war die Sache doch wohl eine Lotterie. Denn es war möglich, daß die Demokratie noch einmal ihren ganzen Einfluß aufbieten und siegen werde. Rief man hingegen die alte Kammer zusammen, so hatte man jedenfalls die alte liberal-conservative Majorität,

welche der Regierung auch etwas unbequem war. Diesen Schwankungen machte endlich die Kammermehrheit selbst ein Ende. Sie kamen, ich denke Ende des Jahres 1849 oder Anfang 1850 in Carlsruhe zusammen, wo sie sich über die künftighin einzuschlagende Richtung besprachen, und das Resultat war der Schluß, daß sie mit dem Ministerium vollständig gehen wollten. Das theilten sie demselben mit. Das Ministerium, nun seiner Sache gewiß, faßte den Entschluß, die alte Kammer zu berufen und neue Wahlen anzuordnen. Diese letzteren fielen ganz im Sinne der bisherigen Kammer aus, nur mit etwas mehr ministerieller Färbung, denn die demokratische Partei betheiligte sich dabei nicht. Die Kammern kamen Anfang März 1850 zusammen, und obschon der Präsident Bekk in der Eröffnungsrede allerlei schöne Worte gesprochen, so geschah doch von diesem Landtage auch gar nichts, um das Unglück des Landes zu mildern. Er genehmigte nachträglich alle Maßnahmen der Regierung, bewilligte Geld, so viel das Ministerium wollte, that nichts, um die Aufhebung der Ausnahmszustände zu erwirken, genehmigte sogar in einer geheimen Sitzung die Verlegung des badischen Militärs in preußische Festungen, kurz, handelte vollkommen im Sinne des Ministeriums und der Ausnahmszustände.

Die Kammer behandelte auch die deutsche Frage, ganz im Sinn der Regierung, erklärte sich für das Dreikönigsbündniß und den Erfurter Reichstag, und machte überhaupt, daß sie bald fertig wurde, um sich vertagen zu lassen.

Die einzige Partei, welche sich in das herrschende System und namentlich nicht in die preußische Herrschaft fügte, war die ultramontane, verstärkt durch einige Reactionäre der alten Schule. Diese hatte ihre Verbindungen mit dem Auslande, namentlich mit Baiern und Oestreich, und übte selbst bis in die höchsten Regionen einen nicht unbeträchtlichen Einfluß aus. Ihr sind zum Theil die Maßnahmen zuzuschreiben, welche von Seite mehrerer andern Regierungen gegen die preußische Occupation ergriffen worden sind, und namentlich die Thatsache, daß die Verlegung der badischen Truppen nach Preußen immer noch nicht ausgeführt worden ist. Daran jedoch mögen noch andere Umstände Theil haben, namentlich die Stimmung des badischen Militärs.

6. Badisches und preußisches Militär. Fortschritte der Demokratie.

Oben haben wir schon angedeutet, daß das frühere badische Heer aufgelöst wurde und eine neues gebildet werden sollte. Dieses neue bestand aber zu zwei Drittheilen aus dem alten. Und man kann nicht sagen, daß ein wesentlich anderer Geist in dasselbe gekommen sei. Im Gegentheile, in dem badischen Heere mochte die demokratische Gesinnung jetzt verbreiteter sein, als sie beim Ausbruch der Revolution gewesen war. Die badischen Soldaten hatten viel Unglück, viele Ungerechtigkeit, viele Drangsale, viele schlechte Behandlung erduldet. Durch die Wirthschaft, welche seit der Unterdrückung der Revolution in Baden geführt ward, sahen sie wohl ein, warum sie die Waffen geführt, nämlich, um eben diesen schrecklichen Zustand abzuwenden, welcher nun wirklich eintrat. Es kam hiezu, die vielen Hinrichtungen ihrer Cameraden, die Verachtung oder der Haß der ihnen von Seite der Preußen zu Theil ward, der Aerger darüber, daß fremde Truppen im Lande herrschten, während sie noch da waren, und endlich die Aussicht, in ferne Festungen geführt zu werden. Der Geist des Unmuths und der Unzufriedenheit in dem neu gebildeten badischen Militär zeigte sich zum Theil in den vielerlei Händeln, welche zwischen badischen und preußischen Soldaten ausbrachen, sodann in den unverholen genug ausgesprochenen demokratischen Gesinnungen. Soldaten, welche dergleichen thaten, wurden zwar, wenn es bekannt

wurde, schwer bestraft: erhielten Hungerkost, finsteren Kerker, Krummschließen ihrer Glieder zum Lohne für ihre Gesinnungen, aber dieß Alles half nichts, im Gegentheile, mochte nur zur Verstärkung der Gesinnungen beitragen.

Selbst auf die Offiziere trug sich dieser Geist über. Wir haben bereits angedeutet, daß viele der früheren Offiziere entweder quiescirt oder ohne Pension entlassen worden sind. Diese alle waren erbittert über die neue Ordnung der Dinge, und öfter hörte man den Einen oder den Andern sagen, wenn es noch einmal losginge, würden sie nicht mehr davongehen, sondern dabei bleiben. Von denjenigen badischen Offizieren, welche in ihren Stellungen geblieben sind, waren aber sehr viele, wo nicht die meisten unzufrieden über die neue Wirthschaft, namentlich über die Preußenkriecherei, und von Seite dieser Offiziere war die Mißstimmung gegenüber den Preußen nicht weniger stark, als von Seite der Gemeinen. Händel zwischen badischen und preußischen Offizieren kamen nicht selten vor. In Folge eines solchen Handels bekam sogar General Hoffmann seine Entlassung. Denn auch er wollte nichts von der Preußenkriecherei wissen.

Indessen drang der demokratische Geist selbst in die preußischen Truppen ein. Anfangs wurden sie von dem Volke kalt und fremd behandelt; vielleicht trat dieß am auffallendsten bei den Dienstmädchen und den dieser Klasse verwandten hervor. Die Dienstmädchen hatten sich das Wort gegeben, mit keinem preußischen Soldaten zu plaudern, geschweige denn ein vertrautes Verhältniß einzugehen. Dieß dauerte eine Zeitlang, und die Soldaten wurden dadurch schon etwas mürbe. Nachher näherte man sich ihnen und versuchte auf sie zu wirken. Die Soldaten waren zum Theil schon demokratisch, als sie hieher kamen, diese bestärkten sich nun in ihren Gesinnungen, zum Theil wurden sie es erst. Sie lernten mit eigenen Augen und Ohren die nichtswürdigen Lügen kennen, die man über die demokratische Partei ausgestreut. Den Offizieren blieb die Wirkung des badischen Aufenthaltes auf ihre Soldaten nicht verborgen. Sie suchten mit furchtbaren Strafen zu schrecken. Demokratisch gesinnte Soldaten, welche unvorsichtige Aeußerungen gethan, die zu den Ohren der Offiziere gekommen, wurden in's Gefängniß geworfen, auf's Schauderhafteste mißhandelt, und zwar manche so arg, daß sie daran starben. Man sprengte dann aus, sie wären an der Cholera gestorben. Ihre Cameraden kannten aber den eigentlichen Sachverhalt recht gut, und man braucht nicht erst zu bemerken, daß dergleichen Barbareien nicht sehr günstig für das monarchische Princip wirken konnten. Charakteristisch ist, daß diejenigen Soldaten, welche den Feldzug von 1849 mitgemacht und die Denkmünze, das Kainszeichen genannt, erhalten hatten, dasselbe bei ihrer Rückkehr in ihre Heimath Hunden anhefteten, denn damit, sagten sie, dürften sie sich zu Hause nicht blicken lassen. Nachgerade sahen die preußischen Offiziere ein, daß der Umgang der Soldaten mit den Bürgern den ersteren gefährlich sei, und sie drangen daher selbst auf die Einkasernirung der Soldaten. Uebrigens ist selbst ein großer Theil der preußischen Offiziere mit der jetzigen Wirthschaft nicht einverstanden, und es ist auf keine Weise zu läugnen, daß wenigstens die Gebildeten unter ihnen anfangen, die demokratischen Ideen ebenfalls in sich aufzunehmen.

Im Volke selbst war der demokratische Sinn niemals niedergedrückt, im Gegentheil, durch die Gräuel der Reaction nur noch gehoben. Auf wunderliche Weise vermischten sich alte Sagen und Mährchen damit. Selbst die Bibel mußte dazu herhalten, den endlichen Sieg der Demokratie zu prophezeien. Die Geister der Standrechtlicherschossenen kamen wieder, wurden — nur von Badensern — gesehen, während sie den Augen der Preußen unsichtbar blieben, und prophezeihten den endlichen Sieg der

guten Sache. So wurde von den in Mannheim Erschossenen erzählt, und nicht minder von denen in Rastatt. Häufig sollen dort die Leichen der Hingerichteten auf den Standrechtsgräbern erscheinen und die Strafe des Himmels verkünden.

Es konnte nicht fehlen, daß all' diese Dinge auf die constitutionelle Partei einwirkten. Häufig hört man sie jetzt sagen, sie sähe ein, daß sie falsch gerechnet hätte, und wenn wieder ein Umschwung erfolge, so dächte sie nicht mehr daran, die Fürsten zu halten. Selbst Männer der Gothaer Partei sprechen sich in diesem Sinne aus. Ja, sie hoffen sogar auf einen Sieg der Rothen in Paris. Wie weit sie bereits gekommen sind, geht aus der Art und Weise hervor, wie das Attentat auf den König von Preußen aufgenommen wurde. „Hätte der Esel nur besser getroffen!" sagten Männer der bisher conservativen Partei, als sie von dem Mordversuche Sefeloges hörten. So kann man wohl sagen, daß die gegenwärtige badische Regierung sich alle Elemente entfremdet hat, welche ihr eine dauerhafte Grundlage zu verschaffen vermöchten. Es ist nur ein ganz kleines Häufchen, auf das sie rechnen kann.

Die badische Regierung weiß das, und greift in ihrer Angst nach Allem, wovon sie sich Rettung verspricht. So hofft sie durch Wiederherstellung der Kirchlichkeit den demokratischen Geist bannen und den Absolutismus begründen zu können. Die Beamten sind angewiesen, jeden Sonntag die Kirche zu besuchen und auf diese Weise mit dem guten Beispiele voranzugehen. Auch sollen an den Sonntagen alle Kaufläden geschlossen sein, bei schwerer Strafe gegen die Zuwiderhandelnden. Was erreicht die Regierung damit? Nichts weiter, als daß man, gerade, weil sie es mit aller Gewalt will, das Gegentheil thut. Selbst Geistliche, natürlich keine ausgemachten Finsterlinge, ärgern sich über diese Maßnahmen der Regierung.

Und in dem Augenblicke, wo sie auf diese Weise den demokratischen Geist im Lande zu entwurzeln strebt, muß sie erleben, daß jede Gelegenheit vom Volke aufgegriffen wird, um denselben recht auffallend darzulegen. Diese Tage zeigte sich dieß z. B. in Mannheim und in Heidelberg. Die neu organisirte Musikbande einiger badischer Bataillons erhielt Erlaubniß, an öffentlichen Orten in diesen beiden Städten zu spielen. Sie wurde vom Publikum mit dem größten Jubel empfangen und erhielt die reichlichsten Spenden. Besonders aber in Heidelberg machte sich das Volk ein Geschäft daraus, sie auf alle mögliche Weise zu feiern. Sie spielte hier zwei Tage hinter einander. Schon am ersten Tage machte sie eine außerordentlich große Einnahme. Auch brachte das Volk außer den Bravos, welche ihrem Spiele gespendet wurden, mehrmals Lebehochs auf sie aus. Die Polizei sah darin nichts weiter, als eine demokratische Demonstration, und der preußische Commandant in Verbindung mit der Polizeibehörde erließ daher für den anderen Tag das Verbot, Beifall zu klatschen. Das Publikum half sich nun auf andere Weise. Es wurden von Mädchen und Damen Kränze und Blumensträuße der badischen Musikbande zugeworfen. Augenblicklich schritt die Polizei ein und verbot den Badensern, weiter zu spielen. Mitten im Stücke mußte die Musikbande aufhören und das Schloß — hier spielte sie nämlich — sogleich verlassen. Zu größerer Sicherheit wurden preußische Soldaten auf das Schloß beordert. Das ganze Publikum, eine unübersehbare Masse, begleitete das badische Musikchor. Diese neue Demonstration war den Preußen und der Polizei natürlich sehr unangenehm, und es wurden Verhaftungen vorgenommen, sowohl von den Mädchen, welche die Blumensträuße zugeworfen hatten, als auch von Männern, welche sich gegen die polizeiliche Maßregel aussprachen, da ja die badische Musikbande von dem Kriegsministerium die Erlaubniß erhalten hätte, bis 8 Uhr spielen zu dürfen. Man muß übrigens noch bemerken, daß schon am ersten Tage Polizei und preußische Soldaten in Civilkleider massenweise auf

dem Schlosse anwesend waren, um sich die Personen zu merken, welche ein besonderes Gefallen an dem Spiele der badischen Militärmusik an den Tag legten, und daß preußische Offiziere, welche sich darüber ärgerten, daß ihre Musik, die am vorigen Tage an einem andern Orte spielte, nur zwei Gulden eingenommen hatte, schon damals äußerten, „den Freischaarenmusikanten wollten sie schon ihr Spiel legen!“ Die Folge dieser Polizeimaßregel war, daß selbst bisherige Aristokraten erklärten, von nun an gäbe es in Heidelberg keine Conservative mehr, sie seien jetzt alle Demokraten.

Die Heidelberger Polizei mochte später selber etwas erschrecken über ihren dummen Streich, und besorgen, daß ihre Handlungsweise selbst höheren Orts nicht ganz gut aufgenommen werden möchte. Sie meldete daher in ihrem Berichte an das Ministerium allerlei Unwahrheiten, wie z. B., daß das Heckerlied gesungen worden wäre, und daß man Robert Blum hätte hoch leben lassen. Dieß ist jedoch nicht wahr. Das Publikum verhielt sich vielmehr nach dem Berichte von Augenzeugen musterhaft anständig, und drückte nur seine Freude über die Wiedererstehung eines badischen Heeres — denn das war der, wenn auch Manchen unbewußte, Beweggrund seiner Handlungsweise — etwas laut und ungestüm aus. Die Preußen sind aber nahe daran, den Glauben an Baden und seine politische Existenz als Hochverrath zu behandeln. —

Und diese demokratische Gesinnung geht, wie gesagt, durch das ganze Land hindurch. Die Maßregeln der Regierung haben das Meiste zu ihrer Förderung beigetragen. Die Zeit wird nicht mehr ferne sein, daß sich eine neue Vereinigung der seit 1848 Conservativen und der Demokraten bildet. Es geht nicht anders, sagen die Ehrlichen unter den Constitutionellen, welche in der That die deutsche Freiheit und Einheit wollten und jetzt über die Verkehrtheit ihrer Taktik in's Klare gekommen sind — es geht nicht anders, wir müssen zur Demokratie hinüber, wenn wir nicht Russisch werden wollen! Die Demokratie auf der andern Seite ist in Baden jetzt so klug, wie anderwärts. Sie weiß, daß sie im Augenblicke nichts anderes thun kann, als dulden und schweigen. Sie wird sich nicht verleiten lassen, einen vereinzelten dummen Streich zu begehen, obschon das Blut in ihren Adern kocht. Aber sie beobachtet und sammelt von Neuem ihre Kräfte!

Kritiken.

Ph. Fallmerayer

über:

„Vom andern Ufer.“ Aus dem Russischen Manuscript.

Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850.

Der Occident kann das sociale Problem nicht mehr lösen, er ist am Endpunkt seiner geistlichen und weltlichen Hülfsmittel angekommen und blickt verzagend an der eigenen Kraft mit sehnsuchtvollem Auge auf das Russenthum. Wie einst im Rath der Götter das Nicken des Olympischen Zeus wird in Wien und Berlin jetzt schon die stumme Miene des Autokraten mit ehrfurchtvoller Neugierde geprüft und ausgelegt. Hat aber der Czar nun vollends im Kreise seiner Knechte zu Warschau oder im Heerlager von Suwalki gesprochen, so füllet und nährt sein Wort wie ein geheimniß-

voller, vieldeutiger Sibyllenspruch zugleich die versandeten Pressen und die Kabinetsberathungen des Abendlandes. Europa eilt seinem Verhängniß gleichsam noch voraus und lockt durch alter-kindische Thorheiten den schlummernden Donnerkeil aus dem Moskowitischen Gewölke auf sein Haupt herab. Oder sind etwa Unvermögen und kurzathmende Tändelei, neben Kraft und nervige Fülle hingestellt, nicht doppelt ekelhaft? Was der Czar und seine übermüthigen Proconsuln von occidentalischer Schlechtigkeit und Staatenfäulniß wissen und verarbeiten, ist noch lange nicht das Schlimmste, und ist sicherlich im Grunde auch weit weniger bedenkenerregend und hoffnungslos, als die Anschauung und das Urtheil eines moskowitischen Philosophen, der von Herrscherlaunen, von Dienstbeflissenheit und politischen Vormeinungen nicht weniger als von pedantischer Scholastik frei und unbehindert die traurige Wildniß der Scythen verläßt und in ruhiger Erwägung die Zustände der Geister im Occident beleuchtet. Ein solcher Moskowitenphilosoph und scythischer Anacharsis ist der Verfasser der eingangsgenannten Schrift — dumpfe Klänge aus einer so viel als unbekannten Welt, grausenerregendes Medusenhaupt, wenn es das wahre Conterfey der abendländischen Staaten ist. Das Buch selbst ist aus dem Russischen Original in's Deutsche übertragen und bei Campe in Hamburg als Manuscript gedruckt, ohne Motto, ohne Einleitung, ohne Dedication und in Form platonischer Dialogen zwischen dem ungenannten Verfasser und seinem gleichfalls ungenannten Interlocutor. Während des langen Aufenthalts im schönen und gastlichen St. Gallen ist mir ein Exemplar mit dem Wunsche zu Handen gekommen, ich möchte bei guter Gelegenheit und in irgend einer Weise von dem Inhalt Erwähnung thun, was hiemit denn auch nach Kraft und Vermögen geschehen soll. Ein „Rapport“ aus dem Occident ist es, aber es ist, wie man sieht, nicht ein Rapport, wie ihn abgerichtete Miethlinge mit und ohne Decoration für Geld und guten Lohn aus dem „Sumpf der westlichen Civilisation,“ besonders aus dem Lande der feigen und geschwätzigen Katheberleute und des „geräucherten Weltschmerzes“ seit länger als vierzig Jahren an Herrn von Nesselrode schicken, um die schlauen Staatsmänner von Czarskojo-Selo genau zu unterrichten, bis auf welchen Grad der Thorheitsscala verkehrtes Wesen und falsche Politik der abendländischen Völker zu Nutzen und Belustigung des Autokraten gestiegen sei. Glück, Verstand, Zufriedenheit und blühende gute Ordnung in der westlichen Welt sind für das imperatorische Regiment in St. Petersburg jedesmal gefahrverkündende Wetterwolken und drohende Symptome, deren Ansammlung und Reife um jeden Preis und durch jedes Mittel zu hindern oder auseinander zu treiben sind.

Der Verfasser ist zwar ein wenig Metaphysiker, weil er die Erscheinungen des Völkerlebens bis auf die letzten Triebfedern auseinander legt; aber er ist Metaphysiker wie ein Pascal, der sich vor dem eigenen Ich nicht fürchtet und auch nicht, wie die meisten Menschen, Leiden und Unglück für besser hält, als Analyse und nüchternes Wissen. Dieser anonyme Russe hat sogar den Muth, allein zu sein, und, ohne zu verzagen, die Gewitterschwüle und die unmuthsvolle Langeweile, wie sie seit dem Vorabend der letzten Sturmfluth bis auf diese Stunde über Europa liegt, als Thema sinnvoller und gedankenreicher Zwiegespräche auszubeuten. Folglich ist er gewissermaßen auch Diplomat, aber, wie es sich von selbst versteht, unbezahlt und ohne Lohn im Dienst einer geistigen Macht, deren Repräsentanten weder im deutschen Parlament am Main, noch im Augustinerstift zu Erfurt, noch im Frankfurter Interim, noch zu Warschau und Berlin neulich erschienen sind, und die im Gegentheile ihre Sitzungen in einem Lokale halten, welches den Schergen des Berliner-Regiments ebensogut, wie den diplomatischen Lohnbedienten von Bückeburg und M. unzugänglich ist. In

vormärzlicher Denkweise würde Hr. v. Kleinschrod und Comp. hier wahrscheinlich einen enragirten Demokraten vermuthen, und zur Abwehr des Ungethümes, wie ein zweiter Don Quixote, alsogleich seine hölzerne Lanze schwingen. Die Voraussetzung wäre aber dieses Mal ein noch gröberer Irrthum, als bei ähnlicher Veranlassung im verwichenen Jahr. Unser Russe ist kein Anbeter des westlichen Demos. Wie das böse Princip in Göthe's Faust, ist er aus der scythischen Oede nach Europa herausgekommen, ist in Deutschland, Frankreich und Italien herumgewandert, hat Fürsten und Völker am Werke gesehen, und am Ende „Alles herzlich schlecht“ gefunden. Das Buch selbst, elegant gedruckt und nur 190 Seiten stark, hat übrigens in Form und Gliederung mit den literarischen Produkten dieser Gattung im Occident nichts gemein. „Wer hat Recht?“ „23. 24. 25. 26. Juni 1848.“ „An Georg Herwegh und an G. Mazzini“ sind die eigenthümlichen Ueberschriften der drei Hauptabschnitte dieser merkwürdigen und melancholischen Lucubration. Der erste Abschnitt zerfällt seinerseits wieder in drei Unterabtheilungen oder Gespräche, von denen er das eine, datirt aus Rom, den 31. December 1847, „Vor dem Gewitter“, das andere aus Paris, 1. December 1848, „Vixerunt“ und das dritte gleichfalls aus Paris, den 1. März 1849, „Consolatio“ nennt. Der zweite Hauptabschnitt gibt nur die beiden Dialogen „Nach dem Gewitter“, Paris, 24. Juli 1848, und „Der LXVII. Jahrestag der Einen und untheilbaren Republik“, Paris, 1. Okt. 1848. Von dem am Schlusse der Dialogen angefügten Sendschreiben an G. Herwegh und an G. Mazzini ist die größere Hälfte aus Montreux am Genfersee, vom 25. August 1849 und die kleinere aus London vom 10. November desselben Jahres datirt.

Unterredungen über Philosophie der Menschengeschichte kann man nicht im Auszuge mittheilen, man muß sie ganz und selber lesen. Leichter dagegen wäre es überhaupt, den Geist zu bezeichnen, in welchem sie geschrieben sind. Herwegh und Mazzini gelten in Deutschland als Häupter und Führer der central-europäischen Demokratie, und folglich wäre auch unser sendschreibender, dialogisirender Moskowit am Ende doch ein Demokrat in dem Sinne, wie es Plattköpfe mit zusammengedrückter Stirne und mattem Geiste zu nennen pflegen. Wie könnte aber Jemand Demokrat nach dem Begriffe eines Kleinschrod sein, wenn er den Spruch aus Göthe's Tasso: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein“ als Motto an die Spitze des Dialoges Consolatio setzt? Daß aber die Demokratie ausnahmsweise unserer Zeit angehöre, wird im Laufe des Gespräches doch eingestanden (S. 61) Demokratie, sagt er, ist die Negation der Hierarchie und der socialen Ungerechtigkeit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt hat; sie ist das reinigende Feuer, das alle abgelebten Formen verzehren, aber nach Aufzehrung des Brennmaterials selbst wieder erlöschen wird. Die Demokratie kann nichts schaffen, Demokratie wird nach dem Tode ihres letzten Feindes überflüssig, und schon Cromwell hat gesagt, „die Demokraten wissen nur, was sie nicht wollen.“ Aber nicht bloß die Möglichkeit, die Massen je frei zu machen, wird vom Verf. geläugnet, sogar Zweifel an der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes überhaupt treten dem Leser fast auf jeder Seite des Buches entgegen. Die wiederherstellenden und schöpferischen Gedanken großer Geister, z. B. eines Aristoteles, Sokrates, Bacon und Spinoza, seien eben so nutzlos verklungen, wie die Predigt des Evangeliums und die Lehren der Revolution. Die Menschen konnten das Klare, das Einfache und das Große der göttlichen Lehre nicht fassen, und die zwölf Apostel, sagt der Russe etwas vulgär, „haben am Ende vollkommen Fiasco gemacht,“ wie etwa heut zu Tage die westliche Revolution. Gottesgelehrte im altkatholischen München, mit ihrem schwachsinnigen Pedell Ringseis, mögen es freilich nicht gerne hören, daß von der Doctrin der Apostel sogar im

orthodoxen Altbaiern nichts übrig geblieben, und daß „aus dem befreienden Evangelium ein unterjochender Katholicismus, und aus einer Religion der Gleichheit und der Liebe eine Kirche des Blutes und der Hierarchie geworden ist.“ Das bojoarische Episcopat mit seinen hochwürdigen Consistorien muß und kann es geduldig ertragen, wenn ein schismatischer Russe unsere Kirchenfürsten mit den heidnischen Pontifices und mit den Collegien ernsthafter Auguren auf Eine Linie stellt. Aber auch die lutherischen Oberconsistorialräthe in München sollen über die Erniedrigung ihrer Amtsgenossen nicht etwa schadenfroh triumphiren, weil in der Meinung unseres Russen die protestantische Kirche „die Geister auf der einen Seite etwas befreit, um sie auf der anderen wieder zu knechten (S.168).“ Die Staatsformen aller occidentalisch-europäischen Mächte hält dieser Mann ihrem innern Begriffe nach für unverträglich mit dem Grundcharakter des Christenthums, mit der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung. Jede nicht rhetorische, sondern wirkliche Durchführung dieser Ideen würde und müßte seiner Meinung nach, zu einer vollkommenen Negation, ja zum Tode des Europäischen Lebens führen, „weil man einer feudal-monarchischen Gesellschaft unter keinerlei Bedingung eine demokratisch-sociale Gestaltung geben könne, ohne eben alles Feudale und Monarchische selbst zu tödten.“ Europa aber sei durch und durch christlich-aristokratisch, und das katholische Rom, das blasphemirende Paris, das philosophirende Deütschland seien bei aller Verschiedenheit im Wesen doch ausschließlich christlich-feudaler Natur. Und so lange diese Staatsform in Europa Geltung habe, seien Freiheit und Gleichheit, wie sie das Evangelium wolle, eine Unmöglichkeit. Man glaube ja nicht, daß ein Metternich, oder Guizot die Mängel der bestehenden Staatsverfassungen nicht eingesehen habe; aber sie wußten auch, daß diese Mängel so tief im ganzen Organismus wurzelten, daß das ganze Gebäude stürzen müßte, sobald man sie nur berührte. Aus diesem Grunde wurden die beiden eben genannten Staatsmänner zu hartnäckigen und starren Vorkämpfern für alles Bestehende. Die Liberalen dagegen befolgten andere Maximen: sie entfesselten die Demokratie, und als diese auf eigenen Füßen stehen und neue Bahnen betreten wollte, forderten sie beleidigt und erschreckt, daß man wieder umkehren und sich von Neuem an die alte Ordnung halten soll. Aber der Strom hat sich in Europa sein Bett schon so tief gegraben, daß weder die Conservativen mit ihrer Geschicklichkeit, noch die politischen Republikaner mit ihrer Beschränktheit den Lauf der Demokratie zu hemmen vermögend wären. Jene Männer, welche jetzt in Europa die Süßigkeiten der Macht und ihre Früchte genießen, sind zwar vollkommen vom Gegentheil dieser eigenthümlichen Doctrin, d. h. von der Möglichkeit überzeugt, durch augendrehende Madonnenbilder und durch Polizeisoldaten den socialen Dämon noch einmal zu bannen. Andere aber halten die Macht der socialen Idee besonders seit der Zeit für unüberwindlich, als der wahre Feind der bestehenden Staatsverfassungen, der Proletarier und der Arbeiter, von ihr Kunde verlangten. „Die Majorität der Bevölkerung will sich nicht mehr absorbiren lassen, um der Minorität ein prachtvolles, üppiges Leben zu verschaffen (S. 133)“. Man braucht dem Leser nicht erst zu sagen, daß **wir** diesen Zustand der Dinge nicht wünschen oder gar sein Heranreifen thatsächlich fördern möchten; ein solcher Zustand ist im Gegentheil unserem Geschmacke, wie dem Quietismus unserer Gemüthsart völlig entgegengesetzt, weil wir mit dem Wanderer aus Ithaka kein lieblicheres Ziel menschlicher Bestrebung kennen, als wenn Frohsinn und Heiterkeit im ganzen Volke herrscht, die Gäste, reihenweise im Prunkgemache sitzend, das Spiel der Laute hören, die Tische aber von herrlicher Labung strotzen*), während sich die Armen und Hungrigen, wie die Schrift sagt, mit

*) Odyssee, IX, 5 ff.

Predigt und Evangelium begnügen sollen*). Ist es unsere Schuld, wenn diese Zeiten idyllischer Glückseligkeit in Europa vorüber sind? Daß aber gegen diese innere Zersetzung der europäischen Gesellschaft die alten, abgenützten, großentheils heidnischen Kirchen-Praktiken, die man in der äußersten Noth jetzt wieder als Talisman zu Hülfe ruft, nur schwach und machtlos, das Staatsprincip selbst aber leider ohne alles Ansehen sei, merkt Jedermann. Was für eine Impotenz etwas zu schaffen und zu organisiren von Lissabon und Rom bis Hamburg und Berlin! Was haben etwa die Manteuffel, die Gerlach, die Radowitz und alle die erbosten Frömmler an der Spree im Bunde mit dem diplomatischen Kehricht der Union und des Interims seit zwölf Monaten für Hebung der allgemeinen Noth zu Stande gebracht? Ist nicht Zerwürfniß, Langeweile und Verzweiflung, um von Deutschland gar nicht zu reden, sogar in London und Paris heute größer und niederdrückender als vor Jahresfrist? So war etwa das dritte und vierte Jahrhundert nach Christus, wo selbst die Laster Roms schon untergegangen waren, wo die Imperatoren stumpf und schläfrig wurden, wo ein innerer Gram energische Menschen so tief zerfraß, daß sie in die Wüsteneien der Thebaide flohen, um nur dem Anblick dieser hinsterbenden Welt zu entrinnen, wo die Menschen nicht selten ihre goldenen Talente auf die Straße warfen und als Bettler (St. Alexius) für immer aus ihrem Vaterlande wichen. Retten kann man die hinsiechende alte Welt nicht mehr, weder mit dem Belagerungsstande, noch mit der Republik, weder mit Hinrichtungen, noch mit Wohlthaten. Fata urgent, Orbis ruit, das Verhängniß ist nicht mehr wegzutreiben; es wird und muß nach gemeinem Calcul die eine der streitenden Parteien vollkommen untergehen, Socialismus oder Monarchie.

War einst die Sekte der Nazarener, die mit den energischen und — wie es den Heiden schien**) — halbwahnsinnigen Reden ihrer begeisterten Adepten***) aus Judäa nach Rom gekommen ist, dem-samen Dialis und den kaiserlichen Quiriten vielleicht weniger verhaßt und weniger zurückstoßend, als unseren Bischöfen und Optimaten die neue Gesellschaftslehre und das neue Kirchenthum? Und doch ist das gewaltige Kaiserthum mit dem Goldpalast der Cäsarn unter den Schlägen der armen, verachteten, proletarischen Christen-Propaganda machtlos zu Boden gesunken. Aber wo sind die neuen Christen, die sich zum Anbauen, wo die Lava und die Barbaren, die sich zum Niederreißen des alten Occidents in Bewegung setzen? Diese Lava, die sich unter der Erde bewegt, diese Barbaren, diese Nazarener, welche die alte Welt schließen sollen, sind viel näher, als man glaubt. „Jene sind es, die vor Hunger, Kälte und Müdigkeit über unseren Häuptern und unter unseren Füßen, in den Mansarden und Kellern sterben, während die „„Gutgesinnten,““ die Hof-Philosophen und Staatskünstler bei üppigem Mahle den Stab über freies Christenthum und socialistische Ideen brechen. Möglich wäre es indessen doch, und selbst unser Russe läugnet es nicht, daß das alte, blinde und energielose Europa mit seiner Routine und seiner Abgelebtheit den Socialismus doch noch bewältige und als ein zweites Byzanz sich in langjähriger Apathie hinschleppen könne, die Entwickelung, die Zukunft, die Thätigkeit aber anderen Völkern überlasse. Sogar ein Drittes will man nicht ganz in Abrede stellen: das Chaos eines allörtlichen Kampfes ohne entscheidenden Sieg von der einen oder der andern Seite, das trübe Wirrsal eines allgemeinen Aufstandes und Gährens im Occident, was endlich zur Erschlaffung

---

*) Matth. XI, 5.

**) Acta Apost. XXVI, 24.

***) Statt begeisterter Adepten nennt das Original Pierre Leroux und Proudhon, Namen, die wir in den Text unserer Diatribe aufzunehmen nicht den Muth besitzen.

aller sittlichen Kraft, zum Despotismus, zur Schreckensherrschaft und zur Vertilgung führen müßte. Unserer Meinung nach hätte bei der ungefähr gleichen Mächtigkeit der sich gegenseitig im Kampfe abmühenden Kräfte diese letztere Wendung der Dinge in Europa beinahe die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, weil sie von allen dreien die trübseligste, die verderblichste und verzweiflungsvollste ist. Was der abendländische Mittelstand an Rechten und an Freiheit in jahrhundertlanger Arbeit und Anstrengung errungen hat, das gibt er jetzt im Schrecken vor dem proletarischen Verderben wieder bereitwillig und unverzagt zum Opfer hin. Er sieht ein, daß er nicht einmal auf dem legitimen Boden eines Polignac und Guizot stehen kann, er geht mit dem Bewußtsein bis in die Zeiten der Bartholomäusnacht, des dreißigjährigen Krieges und des Edictes von Nantes zurück, hinter welchen man Barbarei, Zerfall, neue Völkergruppen und schwache Anfänge einer kommenden Welt verspürt. In Zeiten so großer Trübsal zu leben ist ein herbes Loos, und wahrhaft zu beneiden ist, wer immer im Kampfe gegen die Schlechtigkeit des Jahrhunderts die Bürde des Daseins rühmlich und herzhaft abgeworfen hat. Preisen wir auch nicht mit dem jammervollen Oedipus ungeboren sein „μὴ φῦναι“ — als das größte Glück, so fühlt doch Jederman, daß, wer frei denkt und sich vor der Gewalt nicht beugen will, schon jetzt in Europa keine Zuflucht hat, ausgenommen das Verdeck eines Schiffes, welches nach der neuen Welt unter Segel ist. Indessen, wenn auch das westliche Europa mit der socialen Umgestaltung nicht zu Stande kommt, so gibt der neue Anacharsis das Heil der Menschheit doch noch nicht verloren. Wenn wir es nicht vermögen, werden sich andere Länder umgestalten, und es seien für diese sociale Verwandlung (das ist die Hauptthesis der ganzen Schrift) bereits vorbereitete und sich vorbereitende Schauplätze vorhanden, von welchen der eine (Nordamerka) in Jedermanns Sinn und Gedanken liege, der andere aber, voll Kraft und auch voll Wildheit, von den Europäern nur wenig oder schlecht verstanden sei. Daß aber mit diesem anderen schon vorbereiteten oder sich erst vorbereitenden, von Europa so wenig und so schlecht gekannten Schauplatze im Sinne des Verfassers auf Rußland hingedeutet werde, ist ohne nähere Bezeichnung klar. Um diese Lücke unserer politischen Weltkunde auszufüllen und die Abendläuder über Natur und Wesen des Russenvolkes und seiner Mission eines Besseren zu belehren, hat der Unbekannte hauptsächlich das Sendschreiben an G. Herwegh mit der kleinen Beigabe an G. Mazzini eingeflochten. Aengstlichen Gemüthern mögen freilich die beiden Demokratennamen allerlei zu bedenken geben. Indessen liegt gerade in diesem Theile des Buches das Wichtigste für alle jene Leser, welche nützlicher Belehrung vor schwermüthiger und verzweiflungsvoller Metaphysik den Vorzug geben. „Wir Russen, sagt er, sind sittlich freier als die Europäer, nicht nur, weil uns die großen Erlebnisse der westlichen Entwicklung nicht unterjocht haben, sondern auch, weil wir von unserer eigenen Vergangenheit unbehelligt sind:“

Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Die meisten Leser wissen, wie das alte Rußland der Rurikfürsten mit seiner ganzen normannisch-slavischen Cultur unter Zucht und Herrschaft der goldenen Horde vollkommen abgestorben, aus dem Moder der Mongolen-Chane aber das gefürchtete Rußland unserer Tage als eine neue, von der Vorzeit völlig unabhängige Schöpfung hervorgegangen ist. Dieses Rußland lachte vor bald dreißig Jahren und berechnete nüchtern sein Haben und Sollen, während die Völker des Occidents für die „klassischen Helle-

nen" schwärmten und bethört von scholastischen Reminiscenzen alle gesunde Politik verließen und an die Auferstehung der alten Republiken von Athen und Sparta glaubten. Die Russen! die Russen! rufen heute die einen aus Furcht, die anderen in freudiger Hoffnung, alle aber im dunkeln Vorgefühl, daß die Lösung der großen, gesellschaftlichen Frage und die Regulirung der europäischen Zukunft überhaupt nicht mehr von uns selbst abhänge, sondern in die Hände unserer östlichen Dränger gegeben sei. Aber wer sind diese Russen? was wollen sie? was bringen sie, diese Halbbarbaren, deren jugendliche Kraft in Europa so höchlich gepriesen ward in jenem Kampfe, aus dem sie als Sieger über Napoleon hervorgegangen sind? Auf diese Fragen gründlich zu antworten, meint der Verfasser, habe das Abendland in stolzer Selbstgenügsamkeit bisher nicht für nöthig gehalten. Jetzt seien aber Lage und gegenseitiges Verhältniß wesentlich verschieden; das vornehme Ignoriren stehe den „Europäern" nicht mehr gut, und wir würden durch fortgesetzte Russenverachtung jetzt auch nicht mehr das Bewußtsein der geistigen Superiorität, sondern nur die komischen Anmaßungen eines kastilianischen Hidalgo zeigen, dessen Stiefel ohne Sohlen und dessen Mantel voll Löcher sind. Dieses Russenurtheil über die westlichen Zustände wäre freilich nicht ganz im Einklang mit dem, was ein erlauchter Erzherzog und der beredte Schmerling im Frankfurter Parlament so oft über „Größe, Ehre und Freiheit" Deutschlands gesprochen haben! Die Russen wissen zwar, daß sie zu Hause selber Knechte sind, glauben deswegen aber doch nicht mehr an einen freien Occident, ja sie meinen sogar, daß Europa selbst ohne ein freies Rußland niemals die Freiheit erringen könne. Das Wort ist zwar kühn, besonders den kleinen und kurzsichtigen Mäklern gegenüber, welche jetzt in Europa überall als Staatsmänner und rettende Paladine die Geschäfte führen. Für die Zeitgenossen des großartigen Aufschwunges von 1812—1815 aber hat Anonymus nicht zu viel gesagt. Oder war etwa nach Napoleons Fall und nach dem ersten Pariser Frieden das Schicksal dieses Welttheiles und gewissermaßen des ganzen menschlichen Geschlechts nicht einige Monate lang in der Hand des Kaisers Alexander? Man hat aber, wie wir Alle wissen, den kurzen, günstigen und gewiß nie mehr wiederkehrenden Augenblick, Europa nach den Grundlagen der Gerechtigkeit und der ächten Staatskunst einzurichten und den Schlund des Aufruhrs auf ewig zu verschließen, in unbegreiflicher Engherzigkeit versäumt und durch unverantwortlichen Gebrauch einer allmächtigen Gewalt alle die Uebel und alles das Unheil verschuldet, das seit jener unglücksvollen Zeit über Europa gekommen ist und noch kommen wird. Ein weises, glückliches und gerechtes Regiment findet man nur in der Fabelwelt; in der Wirklichkeit war es noch niemals da und Viele zweifeln sogar, ob ein so großer Segen unter Menschen, wie wir sind, je auch nur möglich sei. Daß ein tückisches und rachsüchtiges Verhängniß über unser Geschlecht waltet, wurde erst in jener unglückseligen Epoche den Meisten klar. Der Verf. indessen ist noch billig genug, die Schuld der Erniedrigung Rußlands, die verfehlte Weltreform und das öffentliche Unglück überhaupt nicht auf Alexanders Schwäche und Verblendung allein zu laden. Der Czar hat am Morde Polens und der abendländischen Freiheit bekanntlich Mitschuldige, die wir nicht zu nennen brauchen und auch nicht nennen wollen. Selbst das bourbonistische Frankreich bettelte um Czarengunst zu St. Petersburg, und das „große Deutschland", damals wie jetzt von russischen Geschäftsträgern und von jenem Proconsul des Czaren beherrscht, der den Titel eines Königs von Preußen führt, spielte Rußland gegenüber freiwillig die Rolle, zu deren Uebernahme man jetzt nur mit Anwendung offener Gewalt die Unterdonau-Provinzen gezwungen hat. Die schmachvollen Vorgänge im letzten Jahre zu Rom und Paris häten im Bunde mit

den Preußischen Metzeleien zu Rastatt im Andenken der Europäer die Einnahme Warschau's bereits in den Hintergrund gedrängt, und der Verfasser gewinnt auf unsere occidentalische Schlechtigkeit hin wieder eine so gute und vortheilhafte Meinung von seinen Russen, daß er im Gegensatze zu Napoleons bekanntem Spruch sogar das Dictum wagt: „Man könne in Europa zugleich republikanisch und kosakisch sein."

Ein Volk, welches die Keime zur künftigen Wiederherstellung und Erneuerung des verfallenden Occidents in seinem Busen trägt, soll doch gewiß Gegenstand unserer lebhaftesten Wißbegierde sein. Neben vielen anderen Gebrechen und Unzulänglichkeiten wälzt der Russische Anonymus auch noch die Sünde verdammungswürdiger und beinahe läppischer Unkunde abendländischer Rettungsmittel auf unsere Schultern. Tausendjähriger Nachbarschaft ungeachtet, seien 60 Millionen Russen und ihre Lebensweise in der Mitte des 19. Jahrhunderts für Europa eine unerhörte Neuigkeit. Custine (1842) und Haxthausen (1847) seien im Grunde die einzigen Europäer, die sich in neuester Zeit gründlich und ernsthaft um russische Zustände bekümmert hätten. Nach Custine, der seine Blicke überall nur auf die oberste Schichte der Gesellschaft heftete, um Volk und Nationalliteratur sich aber gar nicht kümmerte, wäre der Hof in Rußland Alles. Da liege der Schlüssel für die Vergangenheit Rußlands und der Keim seiner Zukunft, die lebenschaffende Monade des russischen Staates. Dagegen sagt Haxthausen: „Jede ländliche Kommune ist in Rußland eine kleine Republik, die sich rücksichtlich ihrer inneren Angelegenheiten selbst regiert, die weder persönliches Grundeigenthum, noch Proletariat kennt und folglich einen Theil der socialistischen Utopien schwärmerischer Staatskünstler zu einer längst verwirklichten Thatsache erhoben hat; hier versteht man nicht anders zu leben und hat auch niemals anders gelebt." Das belebende Princip des russischen Volkes habe Haxthausen begriffen, nebenher aber doch nicht eingesehen, daß eben die negative Seite des Kommunal-Lebens die Petersburger Reaction hervorgerufen habe, d. h. ohne das vollkommene Aufgehen der Persönlichkeit in der Kommune wäre die Möglichkeit der Autokratie selbst in Rußland nicht gegeben. Im Gegensatze zu Custine und selbst zu Haxthausen scheint dem hellsehenden Verf., daß es im Russischen Leben etwas gibt, was höher als die Kommune und kraftvoller als die Macht des Hofes ist. Dieses Etwas läßt sich aber schwer in Worte fassen und ist noch schwerer mit dem Finger anzudeuten. Es wird hier jene innere, sich ihrer selbst nicht ganz bewußte Kraft bezeichnet, welche das Russische Volk unter dem Joche der Mongolischen Horden und der deutschen Büreaucratie, unter der orientalischen Knute eines Tataren, wie unter dem occidentalischen Korporalstocke so wunderbar erhielt; jene innere Kraft, welche die offenen und schönen Gesichtszüge und den lebendigen Verstand des Russischen Bauers unter der erniedrigenden Zucht der Leibeigenschaft bewahrte; jene Kraft, welche auf den kaiserlichen Befehl sich zu civilisiren, nach einem Jahrhundert mit der kolossalen Erscheinung eines Puschkin geantwortet habe; jene Kraft endlich und jenes Selbstvertrauen, welches in jeder Russenbrust lebendig ist. Diese Kraft, meint der Verf., hat außer allen Formen und gegen alle Formen das Russische Volk und dessen unerschütterlichen Glauben an sich selbst aufrecht erhalten. Nicht der Hof also, nicht die ländliche Kommune, sondern die Volkskraft ist in Rußland Alles! Indessen sieht der Leser wohl selbst, und Anonymus gesteht es auch redlich ein, daß in der Hauptsache doch Herr v. Haxthausen vollkommen recht gesehen habe: die sociale Einrichtung der ländlichen Kommune in Rußland ist eine ebenso große Wahrheit als die ausgeprägteste knechtische und autokratische Organisation des Staatsganzen.

Aber was ist denn eigentlich diese ländliche Kommune, diese ewige und unzerstör-

bare Unterlage der russischen Volkskraft? Die ländliche russische Kommune besteht seit undenklichen Zeiten und ist bei allen slavischen Volksstämmen ungefähr dieselbe. Wo man sie nicht mehr findet, da ist sie dem germanischen Einfluß erlegen. Bei den Serben, Bulgaren und Montenegrinern, wie überhaupt in dem vollkommen slavisirten „Illyrischen Dreieck“, besteht sie noch reiner und ursprünglicher, als selbst in Rußland. Die ländliche Kommune ist der Eigenthümer, die zu besteuernde Person, sie ist der Staatsgewalt gegenüber verantwortlich für Alle und für Jeden, und deswegen autonom in Allem, was ihre inneren Angelegenheiten betrifft. Das Land gehört der Kommune und nicht den einzelnen Mitgliedern; diesen letzteren steht das unantastbare Recht zu, so viel Land zu haben, als jedes andere Mitglied innerhalb derselben Kommune besitzt; dieses Land wird ihm als lebenslänglicher Besitz gegeben; er kann und braucht es auch nicht zu vererben. Sein Sohn, sobald er großjährig wird, hat das Recht, noch bei Lebzeiten des Vaters von der Kommune Land zu fordern. Mit der Kinderzahl wächst auch der von der Kommune bewilligte Landbesitz, welcher nach dem Tode des lebenslänglichen Eigenthümers wieder an die Gemeinde zurückfällt. Geben alte Leute, was oft geschieht, ihre Grundstücke noch bei Lebzeiten zurück, so erlangen sie dagegen das Recht, keine Steuern zu bezahlen. Durch zeitliche Abwesenheit verliert der Bauer keineswegs sein Recht auf Grundbesitz. Nur durch Vertreibung aus der Gemeinde erlischt ihm dieses Recht, und die Kommune ist zu einem solchen Beschlusse nur bei Stimmeneinheit befugt, was natürlich nur in äußersten Fällen einzutreten pflegt. Wird dagegen der Bauer auf seinen Wunsch aus dem Kommunalverbande entlassen, so ist natürlich auch sein Landbesitz verwirkt; er ist dann nur berechtiget sein Mobiliarvermögen mitzunehmen, und selten erlaubt man ihm, über sein Haus zu verfügen, oder es fortzuschaffen. In dieser Weise ist das ländliche Proletariat in Rußland eine Unmöglichkeit. Jeder, der Land in der Kommune besitzt, d. h. jeder Großjährige und Besteuerte hat Sitz und Stimme in den Kommunal-Angelegenheiten. Der Vorsteher und seine Beisitzer werden in einer allgemeinen Versammlung gewählt; in derselben Weise entscheidet man die Streitfragen zwischen den verschiedenen Kommunen, theilt das Land und repartirt die Steuern, wobei der thätige Arbeiter, d. h. der Arbeiter, welcher Land zum Gebrauche hat, als Einheit gilt.

Der Vorsteher einer solchen ländlichen Kommune hat eine große Gewalt über jedes einzelne Mitglied, aber nicht über die Kommune selbst. Sobald diese nur einigermaßen zusammenhält, kann sie der Macht des Vorstehenden sehr gut das Gleichgewicht halten, ja ihn selbst nöthigen, seine Stelle niederzulegen, wenn er sich ihren Wünschen nicht fügen will. Der Kreis seiner Thätigkeit ist übrigens ganz administrativ, alle Fragen, welche die gewöhnlichen Polizeigränzen überschreiten, werden entweder nach feststehenden Gebräuchen, nach dem Rathe der Aeltesten, oder am Ende durch die allgemeine Versammlung entschieden.

Jeder Russe, der nicht Städter und nicht von Adel ist, muß zu einer ländlichen Kommune gehören und folglich ist auch die Zahl der Stadtbewohner im Verhältniß zur Landbevölkerung eine äußerst geringe. Im Grunde ist Rußland ein Bauernstaat wie das alte welterobernde Rom. Auch die größte Zahl der städtischen Arbeiter gehört den armen, ländlichen Kommunen, besonders solchen an, die wenig Land besitzen. Von diesen Arbeitern gehen die einen nur für den Winter in die Städte, andere bleiben dort Jahre lang und bilden unter sich große Arbeiter-Associationen, gleichsam die mobilisirte russische Kommune. Sie gehen von Ort zu Ort (alle Gewerbe sind in Rußland frei) und vermehren sich manchmal bis zu einigen Hunderten, ja bis zu Tausend; so z. B. die Zimmerleute und Maurer in Petersburg und Moskau, die Fuhrleute auf

den großen Landstraßen. Der Ertrag ihrer Arbeit wird von gewählten Vorstehern verwaltet und nach dem Urtheil Aller vertheilt. Die schändlichste Geißel der Russischen Kommune sind die auf keinem gesetzlichen Grunde ruhenden und nur durch unsittliche Uebereinstimmung mit der Regierung gestützten Rechte der adeligen Gutsherren, denen nahezu der dritte Theil der Bauern angehört. Indessen hat dieses Verhältniß nach der Meinung des Vee's, trotz der schamlosesten Willkür des Adels, auf die Kommune doch keinen großen Einfluß ausgeübt. Der Gutsherr kann allerdings seine Bauern auf das Minimum der Erde reduciren, er kann für sich das beste Land wählen, er kann seine Ländereien und dadurch die Arbeit des Bauern vergrößern, er kann die Steuern vermehren; aber er kann dem Bauern das zureichende Land nicht abschlagen, und das der Kommune einmal zugestandene Land bleibt vollständig unter der Verwaltung derselben, die auf der nämlichen Unterlage beruht, wie die für das freie Land; der Gutsherr mischt sich nie in ihre Geschäfte. Man hat Beispiele gehabt, daß die Gutsherren die europäische Parzellirung des Landes und das Privateigenthum einführen wollten. Diese Versuche rührten meistens von dem Adel der Ostseeprovinzen her, der in das Innere des Reiches gezogen war; sie mißlangen aber alle und endeten zumeist mit dem Morde der Gutsherren, oder mit dem Verbrennen ihrer Schlösser, dem nationalen Mittel des Russischen Bauern, seine Proteste zu erklären. Diese Handlungen grausamer und verzweiflungsvoller Selbsthülfe sind in Rußland so gewöhnlich, daß nach officiellen Angaben schon vor der letzten Revolution von 1848 in jedem Jahre durchschnittlich sechzig bis siebenzig Gutsherrn von ihren Bauern erschlagen wurden. Die ländliche Kommunal-Einrichtung ist mit Natur und Wesen des Russischen Volkes so innig verwachsen und zugleich für gemeinsames Wohlbefinden so gedeihlich, daß ausländische Kolonisten sie in ihren neubegründeten Niederlassungen häufig als Muster nahmen. Diese ländliche Kommune ist in Rußland unmöglich anders zu brechen, als wenn sich der Autokrat entschließt, einige Millionen Menschen nach Siberien zu deportiren, oder hinzurichten. Die schauderhafte Geschichte der Einführung der Militär-Kolonien hat gezeigt, was der Russische Bauer ist, wenn man ihm seine letzte feste Burg nehmen will. Der liberale Alexander mußte die Dörfer im Sturm nehmen, die Erbitterung der Bauern steigerte sich bis zu einer Wuth, wie man sie nur einst in Numantia und in Jerusalem sah; sie tödteten ihre Kinder, um sie den unerträglichen, mit Waffengewalt aufgedrungenen Einrichtungen zu entziehen. Durch die Gräuelthaten und Metzeleien einer über den Widerstand wüthenden Regierung wurde doch nichts erreicht, und der blutige Aufstand in der Staraia Russa im J. 1831 hat gezeigt, wie wenig sich das unglückliche Volk zähmen läßt. Die Staatsgewalt unterdrückte zwar den Aufstand, fügte sich aber in die Nothwendigkeit und hat wohl den Namen, nicht aber die Sache als Ersatz erhalten.

Die Europäer mit ihrer klassischen Vorwelt und mit ihrem ganzen prätentiösen Staatswissen schämen sich, daß die „Halbwilden“ an der Wolga bei ihrer Unwissenheit in den schönen Künsten und in der alten Literatur doch bürgerliche Einrichtungen von auslangenderer Bürgschaft besitzen sollten, als sie selbst. Deßwegen sagen sie gerne, mit der wachsenden Gesittung der Russen werde diese Kommunal-Einrichtung so gut und so unfehlbar verschwinden, als sie einst bei den Germanen nach ihrem Uebergang in die christlich-romanische Welt verschwunden sei. Die Möglichkeit einer solchen Zukunft der Russischen Volksentwicklung läugnet aber Anonymus mit der Bemerkung, daß die altgermanische Kommune zwei Staats-Ideen begegnet sei, die dem kommunalen Leben vollständig entgegengesetzt waren, dem Feudalismus und dem römischen Recht. Diese antinationale Civilisation des Feudalismus und des römischen

Rechts sei aber jetzt bei den westlichen Europäern in voller Auflösung und in gänzlicher Unmöglichkeit, von ihren Principien aus den Widerspruch zwischen dem Rechte des Individuums und dem Rechte der Gesellschaft zu lösen. Was der Moskauische Czarismus und die europäisirte Autokratie der Petersburger Imperatoren unangetastet gelassen habe, oder nicht zu brechen vermochte, wie soll und könnte ein solches Institut von der modernden und hinsterbenden Kultur der germano-romanischen Welt in Trümmer gehen? Den Russen wäre es viel leichter, die unnatürliche, gar nicht im Volke wurzelnde kaiserliche Verwaltung, als die Kommune zu verlieren. Ein Gesetz, das im Anfang dieses Jahrhunderts erschien, gibt den Kommunen, die sich vom Adel befreien, das Recht, ihr Land nach europäischen Principien zu vertheilen. Es ist aber noch kein Fall vorgekommen, daß die emancipirten Bauern von diesem Rechte hätten Gebrauch machen wollen. Wird aber, sagen andere Gegner, bei dieser beständigen Theilung des Ackergrundes das Kommunalleben nicht endlich seine natürliche Gränze in der Vermehrung der Bevölkerung finden? Auch dieser Einwurf gegen die Zukunft der Russischen Kommunal-Glückseligkeit ist nur von scheinbarem Gewicht und wird durch die einfache Antwort beseitigt, daß Rußland noch für ein ganzes Jahrhundert Land besitzt, und daß nach hundert Jahren die brennende Frage des Besitzes und Eigenthums in der einen oder anderen Weise gelöst sein wird. Ueberdies geben die Befreiung der adeligen Güter, wie die Möglichkeit des Uebergangs aus ungleich bevölkerten Provinzen noch bedeutende Mittel in die Hand. Nur den Einwand, daß bei diesem losen Besitze sich die Kultur des Landes gar nicht entwickeln und steigern könne, weil der zeitliche Besitzer nur auf größtmögliche Ausbeutung denke, vermag Anonymus nicht genügend zu widerlegen, gibt aber zu bedenken, daß die Verbesserung des Landes in der occidentalischen Weise des Besitzes die Mehrheit der Bevölkerung ohne ein Stück Brod lasse, und daß die Bereicherung einiger Pächter und die künstliche Entwickelung des Landbaues keinen gleichmäßigen und genügenden Ersatz für die schreckliche Lage des hungernden Proletariats bieten könne. Daß der Moskauische, nach dem Vorbilde der byzantinischen Autokraten und der Mongolen-Chane gebildete Czarismus das zerstückelte Rußland der Rurikfürsten in eine stumme Centralisation umschuf und durch Beseitigung der öffentlichen und mündlichen Gerichtsverhandlungen mit Geschworenen, und durch Abschaffung des Rechtes freier Versammlungen in den Städten das Russische Volksleben in den höheren Sphären nach und nach erstickte und nur die ländliche Kommune nicht zu überwinden vermochte, ist bekannt und ward zum Theil auch schon oben angedeutet. Indessen mangelte im Czarischen Rußland, wie in der ländlichen Kommune überhaupt vollständig das zum Wachsthum überall nöthige Ferment, der Protest, die unruhige Minorität, das Princip der Bewegung. Dieses Ferment, dieser Protest, diese rebellische Persönlichkeit erschien — und zwar auf dem Thron als Peter I. Die Kommunaleinrichtung — das wird selbst unser Anonymus nicht läugnen — hat durch ihre Unbeweglichkeit das russische Volk eingeschläfert, bis am Ende der fürstliche Reformator einen Theil der Nation „in grober Weise“ erweckte. Peter I. hat die geheime Kraft seines Volkes begriffen und zugleich den Hemmschuh erkannt, der die Entwickelung dieser Volkskraft hinderte. Er entschloß sich mit der Energie eines Revolutionärs und mit der Hartnäckigkeit eines Autokraten den ganzen alten Wandel in Sitten, Gebräuchen, Gesetzgebung, kurz, im ganzen Staatsorganismus abzubrechen. Allein die Hälfte der ausländischen Formen, die er nach Rußland verpflanzte, war dem Geiste des Russischen Volkes völlig entgegengesetzt. Peter I. träumte eine mächtige Russische Monarchie, aber er hatte keine Achtung vor dem Volke. Er schränkte nicht nur die Czarengewalt nicht ein, sondern

vergrößerte sie noch, indem er ihr alle Mittel des Europäischen Absolutismus gab und alle Schranken, welche bisher von Sitten und Gebräuchen errichtet waren, niederriß. Peter I. behielt, indem er sich unter die Fahnen der Civilisation stellte, dennoch aus der Vergangenheit, die er negierte, die Knute und Sibirien für jede Opposition, für jedes muthvolle Wort, für jede freie That. Stelle man sich nun die Verschmelzung des Moskauischen Czarismus mit den deutschen Kanzleiregierungen, mit dem Inquisitionsprocesse aus dem Preußischen Militärcodex vor, und man wird begreifen, wie die kaiserliche Gewalt in Rußland die Römische und selbst die Byzantinische noch weit hinter sich gelassen habe.

Das „unrasirte“ Rußland, scheinbar sich Allem fügend, hat wesentlich nichts von dieser Reform angenommen. Peter I. fühlte diesen passiven Widerstand, vergrößerte die Rechte des Adels und machte durch Verschärfung der Leibeigenschaft den ersten Versuch, den abgeschmackten Verhältnissen zwischen Volk und Adel legalen Boden zu geben. Von dieser Zeit an zog sich der russische Bauer noch scheuer in seine Kommune zurück, und ging, wie sich Anonymus ausdrückt, nicht anders aus ihr heraus, als sich mißtrauisch umblickend und ein Kreuz schlagend. Er hörte auf, die Regierung zu begreifen, er sah im Polizeibeamten und Richter einen Feind, er sah im Grundherrn eine rohe Macht, gegen welche er nichts ausrichten konnte; von jetzt fing er an, jeden Verurtheilten unglücklich zu nennen, unter dem Eide zu lügen und Alles zu verneinen, wenn er von einem Menschen gefragt wurde, der in einer Uniform steckte und ihm als der Repräsentant der deutschen Regierung galt. Hundertfünfzig Jahre haben ihn nicht nur nicht mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt, sondern sogar noch weiter davon entfernt. Der Russische Bauer hat viel ertragen, viel gelitten, er leidet jetzt noch viel, aber unberührt von der westlichen Kultur und von Europa's Greisenthum, ist er geblieben, was er Anfangs war. Zerstückelt in kleine, unter sich selbst abgeschlossene Kommunen, zerstreut über einen großen Abschnitt des Erdballes, fand er die Mittel eines passiven Widerstandes und die Kraft des Charakters für seine Selbsterhaltung. Er beugte sein Haupt tief, und das Unheil schritt häufig, ohne ihn zu berühren, über ihn hinweg. Das ist der Grund, weßwegen seiner Lage ungeachtet der Russische Bauer so viel Kraft, Gewandtheit, Verstand und Schönheit besitzt, daß er in dieser Hinsicht Custine und Haxthausen in Erstaunen setzte.

Man redet zwar viel von unverschämter Spitzbuberei, von religiösem Fanatismus des Russischen Bauers und von der Idolatrie, welche er mit dem Kaiserlichen Throne treibt. Anonymus läugnet zwar nicht, daß sich etwas dergleichen im Russischen Volke findet, entschuldiget aber diese Mängel mit ihrer Allgemeinheit unter allen Nationen, mit der Ignoranz der Massen und mit ihrer Armuth. Dagegen erklärt er es für ganz wahr, daß der Russische Bauer überall, wo er kann, den Edelmann und den Beamten betrügt, die ihn ihrerseits nur deßhalb nicht betrügen, weil sie es viel einfacher finden, ihn zu plündern. Seine Feinde in dieser Weise zu hintergehen, heißt in Rußland, wie jetzt in Hellas „Verstand haben.“ Unter sich sind dagegen die Russischen Bauern ehrlich und treuherzig, und zwar in einem solchen Grade, daß sie bei den wichtigsten und belangreichsten Verhandlungen über Mein und Dein untereinander niemals schriftliche Kontrakte aufsetzen und derartige Processe zu den größten Seltenheiten des Russischen Volkslebens gehören.

Der Russische Bauer ist abergläubisch aus Unwissenheit, aber er ist gleichgültig gegen die Religion, die er eigentlich gar nicht kennt. Denn in Rußland, wie Jedermann weiß, wird nicht gepredigt, und vom zehnten Jahrhundert bis auf Peter I. herab, ist nur Ein volksthümlicher Kanzelredner bekannt, und diesem wurde von dem

Patriarchen Stillschweigen auferlegt. Der gemeine Russe beobachtet genau die äußeren kirchlichen Gebräuche, um die Sache abzumachen: er geht des Sonntags zur Messe, um sechs Tage nicht mehr an die Kirche zu denken. Die Geistlichen selbst verachtet er als Faullenzer und habsüchtige Menschen, die auf seine Kosten leben; alle Volkszoten und Gassenhauer haben als Heroen des Lächerlichen und Verächtlichen stets den Pfaffen, den Diakonus oder ihre Frauen. Eine Masse von Sprüchwörtern bezeichnet die Gleichgültigkeit der Russen in religiöser Hinsicht und den absoluten Mangel jenes wilden Fanatismus, dem wir in Belgien und in Luzern begegnen. Ebenso wenig ist von der kalten und hoffnungslosen Strenggläubigkeit der jesuitisch oder kalvinistisch erzogenen Völkerschaften in Rußland irgend eine leise Spur zu finden. Im andächtlerischen München werden sie es dem schismatischen Anonymus freilich übel nehmen, wenn er das, religiösen Eindrücken leicht zugängliche und von Charakter sanfte, Russische Volk besonders glücklich preist, daß es nicht durch den Katholicismus „corrumpirt" worden sei. Dadurch habe es zugleich ein anderes Unglück, den Protestantismus, von Rußland ferne gehalten. Den Katholicismus könne man, wie gewisse bösartige Krankheiten, nur durch Gifte curiren, und dieses corrigirende Gift sei der Protestantismus mit seinem legalen Knechtssinn. Als guter und eifriger Tiroler Katholik dürfen und können wir solche Reden nicht loben; ebenso wenig sind sie aber auch auf dem Standpunkte eines Russen tadelnswerth. Auffallend genug wird dem Russischen Volke auch eine thätige, zu Opfern für den Thron bereite Hingebung abgesprochen, die Schuld aber hauptsächlich der europäisch eingerichteten Büreaukratie beigemessen, durch welche das Volk der Regierung entfremdet und seine Liebe zum Thron getödtet worden sei. Ein dynastischer Aufstand, wie er z. B. für den falschen Demetrius entbrannte, sei jetzt in Rußland durchaus unmöglich. Nach Peter I. nahm das Volk an allen Petersburger Umwälzungen gar keinen Antheil; es schwieg kalt und gleichgültig, weil ihm die verschiedenen Prätendenten gleich unbekannt und dazu noch Deutsche waren. Nur 1812 zeigte sich das Russische Volk noch ein Mal politisch begeistert. Der Gedanke der Unmöglichkeit, im eigenen Lande besiegt zu sein, liegt tief im Bewußtsein des Russischen Bauern, das ist seine politische Religion. Nicht „für den weißen Czaren und für die heilige Mutter Gottes", wie er sagte, sondern für die Unantastbarkeit des Russischen Landes sei er kämpfend umgekommen.

Für den St. Petersburger Imperialismus wäre es ein großes Glück, wenn auch die Mittelpartei des Russischen Adels, mit dem moralischen Centralpunkt in Moskau, die frostige Gleichgültigkeit und Scheue des niederen Volks besäße. Die Insurrection von 1825 zeigte aber im Gegentheil, daß die gebildete Klasse, jener Theil der Gesellschaft, welcher dem von Peter I. gegebenen Impulse consequent blieb, die westlichen Brüder eingeholt hatte und dem kaiserlichen Absolutismus als friedliches und thatkräftiges Element entgegentrete. Das Entsetzen der Regierung war um so größer, als sie auf der einen Seite alle Elemente des Adels und der Militär-Hierarchie in den Aufstand verwickelt fand, und auf der anderen Seite sich wieder erinnerte, daß sie durch kein lebendiges Band mit dem altrussisch gebliebenen Volke verbunden war. Der 26. December 1825 hat alles Künstliche, Undauerhafte und Sandige des Petersburger Kaiserthums offenbart. Der Erfolg hing an einem Haare. Diesen, und nur diesen entsetzlichen Gedanken begriff jetzt die Regierung in seiner ganzen Bedeutung. Mißtrauisch gegen den Adel wollte sie sich national machen und machte sich nur zur Feindin jeder Bildung. Wie Rom und Neapel, um die alten Mißbräuche aufrecht zu erhalten, wieder vor aller Welt zum schamlosesten Heidenthum zurückkehren, ebenso soll auch Rußland aus denselben Gründen wieder mongolisch und barbarisch werden.

Der Terror eines Tiberius und eines Caligula ward seit jenem Ereigniß an der Neva nicht selten überboten, und die Erbärmlichkeit der westlichen Bewegung 1848 hat die feindliche Stellung der Russischen Regierung und ihren Grimm gegen Alles, was menschlich und vernünftig ist, mit neuer Kraft gestärkt. Das demüthige und unterwürfige Gebahren der französischen Republik hat die Anfangs durch den unerwarteten Schlag betäubte Russische Regierung schnell wieder zur Besinnung gebracht, und zugleich die laute Erklärung des Autokraten hervorgerufen, daß er sich als Vorkämpfer und Hort des monarchischen Princips betrachte, und folglich jene Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft in Europa herzustellen und zu befestigen gedenke, die von den beiden contrerevolutionärsten Blättern des Continents, der Neuen Preußischen und der Neuen Münchner Zeitung, mit einer der Sünde eigenthümlichen Geschicklichkeit vertheidigt und angepriesen wird. Die ganze Bildung des menschlichen Geschlechts, alles freie Wissen und Können, ja die Tugend selbst mit ihren dreitausendjährigen Errungenschaften sind von den europäischen Regierungen als revolutionär und monarchenfeindlich proscribirt. Mit der Wissenschaft und mit der Tugend, sagt der Czar, könne man nicht regieren, und er sei deßwegen bereit, für die „Ordnung“ Alles hinzuopfern. Gerade so hat auch Diocletian mit der großen Reactionspartei von 303 n. Ch. gesprochen, seinen Willen siegreich durchzusetzen, aber doch nicht die Kraft gehabt. Ob der Imperator Nicolaus I. in seinem Beginnen glücklicher und in seinen Hülfsmitteln mächtiger und genialer als Diocletianus ist, kann Niemand wissen. Auch wird stark gezweifelt, ob Bassermann und Mathy, die Beichtiger und Rectoren des politischen Gotha-Glaubens, mit besonderer Glut nach der Märtyrerkrone ihrer Ueberzeugung langen werden. Ausgemacht und sicher ist nur, daß jetzt im Gegensatze zum westlichen, von langem Leben abgezehrten und welkenden Europa ein Volk erscheint, dessen Wesen noch nicht ein einziges Mal in vollem Spiele war, ein Volk, welches unter der harten äußern Rinde des Czarismus und des Kaiserthums herangewachsen ist; ein Volk, das bisher noch nicht an die Regierung dachte, das blind glaubte, sich passiv einem fremden Willen unterwarf und nur in seiner ländlichen Kommune für alle Zeiten eine feste Burg bewahrte, mit der es jetzt einer socialen Umwälzung näher als einer politischen steht. Rußland erscheint als das letzte Volk noch voll von jugendlichen Forderungen an's Leben zu einer Zeit, wo die anderen Völker Ruhe wollen; es erscheint im Uebermuthe seiner wilden Kraft zu einer Zeit, wo die anderen abgelebt und müde sind. Rußlands Ansprüche auf die Zukunft sind kolossal und seine Kraft ist durch Europa's Furcht vor derselben anerkannt.

Aus dem Gefängniß. Deutsche Erinnerungen und Ideale.

Von Theodor Althaus. (Bremen, A. D. Geisler, 1850.)

Erinnerungen und Ideale lassen sich nicht kritisiren, denn unsre Erinnerungen sind nicht unser Werk, und unsre Ideale sind das Werk unserer Erinnerungen. Was sich kritisiren ließe, wäre die Beschäftigung mit beiden im Mai 1849, wo Sie die Kanonen Ihres heimathlichen Dynasten unter Ihren Gittern rasseln hörten und manches Andre, damals und seitdem, Ihnen das Nachhängen gemüthlicher Träume hätte verleiden können. An einem

Sonntag dieses Maien flüchten Sie, der rothe Verbrecher, sich aus dem Gefängniß zu Hildesheim unter das sonntagsstille Dach Ihrer geliebten Mutter zurück: „Nach den schweren Zeiten, wo meine neuen Weltgedanken sich zerstörend feindlich gegen ihren treubewahrten heiligen Schatz wenden mußten, kam auch eine Versöhnung, eine Stille nach den Stürmen, und friedlicher fühlten wir uns im gereiftern, beruhigten Innern. Da waren schöne Morgenfrühen des Sonntags; das Ordnen der frischen Blumen, die Freude an jeder gepflegten Schönheit, und nach dem Zusammenwandeln im Garten der wohlthuende festliche Glanz von Sonnenlicht, frischen Decken, weißem Sand im Zimmer, in das von draußen die grünen Schatten spielten. Dann saßen wir auch in geistig gehobener Stimmung wie nie vorher beisammen, und noch erinnere ich mich, wie sie mit jener Kindeseinfalt des andächtigen Herzens zum erstenmal an einem Sonntagsmorgen statt ihrer Bibel von mir ein weltliches Evangelium, das herrliche Vorspiel Göthe's zu seinen Poesien vorlesen hörte. Vergessen war jener ernste Unwille, mit dem sie sich sonst in trauriger Anerkennung der vielen Schönheiten von dem frivolen Dichter abgewandt hatte. Sie war ganz ein Kind des Lichtes, der keine größere Freude gegeben werden konnte, als wenn man ihr die Wege zeigte, auf denen Alle zur Wahrheit wandeln, und sie auf die Stimmen horchen ließ, die aus den Tiefen jeder Menschenbrust in den Einen Chor des ewig Heiligen einklingen! Ich muß immer an jenen alten Hymnus von der Liebe denken: „Sie spähet nicht, sie suchet nicht das Ihre, sie freut sich nicht an der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber an der Wahrheit.“

Ich mißgönne Ihnen das Andenken an den alten Hymnus der Liebe nicht, und daß Sie „das schwere Wort von der Feindschaft zwischen Mutter und Kind, das einst über der Wiege des jungen Christenthums gesprochen wurde, überwinden“ konnten. Ich beneide Sie darum, ich konnte es nicht überwinden; ich glaube, es soll nicht überwunden werden, und darum will ich nicht, daß Sie uns mit diesen Erinnerungen weich stimmen, wo wir unsre ganze Härte nöthig haben. Was bei diesen Stimmungen heraus kommt, haben Sie nach den Märztagen erlebt: „Ich besuchte eine bekannte Familie in der Nähe, einen Kreis von Menschen, die, obwohl durch Sympathie und gesellschaftliche Stellung fast ganz dem alten System angehörend, doch früher in den friedlichen Zeiten, wo die Kontraste schlummerten, innerhalb dieser alten Welt eine schöne Humanität gepflegt hatten; das politisch Trennende hatten wir wenig berührt und es über dem friedlich Gemeinsamen in Kunst, Natur und Herzensleben fast vergessen. Jetzt waren die erwachten Kontraste donnernd aus einander gebrochen, und bis in alle äußersten und kleinsten Kreise des Lebens wogten Haß und Liebe gegen einander.“ Das ist die Erfahrung, die wir Alle haben machen müssen, eine bittere. Ich, für mein Theil, habe in Kunst, Natur und Herzensleben keine Gemeinschaft mit dem Proletariat, wie es ist, noch viel weniger mit dem Bürgerthum. Wenn ich mich gemüthlich und ästhetisch wohl fühlen will, so ist es immer noch bei Göthe, dem Dichter des Tasso, oder in einem jener fürstlichen Parks, in deren Schatten noch der Genius der überschwenglichen Menschenliebe, eine Jean Paul'sche Gestalt, zu wandeln scheint. Damals lebte es sich besser, die dichterische Ahnung der Ideen, von denen wir jetzt die unschöne Arbeit haben, riß die Menschen noch nicht aus einander, sondern weckte in den

entferntesten Ständen eine heilige Sehnsucht, sich menschlich zu nähern, und adelte alle. Die Zeit ist vorbei. Für mein Gemüth gibt es keine andre. Mein Gemüth begreift die Reaktion, welche sich in die schöne Harmonie dieser Zeit zurückflüchtet, aber seit ich die tobenden Elemente des entfesselten Chaos, jedes in seiner Urbornirtheit brüllen höre, ist mir diese Harmonie zu weich, zu eng, sie umfaßt mir ein zu schwaches Maß der Menschenkräfte. Ich brülle mit in's Chaos hinein, und da fühle ich denn bald, daß ich mit meinem altharmonischen Herzen zu seinen Urelementen nicht gehöre. Ich will Ihnen ein Geheimniß sagen: wir alle, die wir von den Universitäten kommen, Gedichte machen, Zeitungen redigiren, Systeme schmieden, wir haben nicht den Fanatismus der Elementarkraft, aus dem das neue Leben schwillt; wir sind keine Revolutionärs, trotz unserm besten Willen. Wir wären die „edlen humanen Charaktere", von denen Sie hoffen: „daß sie mit vollem Bewußtsein für sich dem milden menschlichen Ideale entsagten, um für die Welt alle rauhen Bahnen der Freiheit zu brechen, damit nicht in thierischer Lust, sondern in resignirendem Schmerze das Blut vergossen würde, welches fließen müßte." Aber glauben Sie mir nur: die Welt braucht keine Götter, am wenigsten solche edlen resignirten Bahnbrecher, die, wie Heinzen und Struve, sich in ihrer überirdischen Weisheit darüber in den Haaren liegen, ob ein oder zwei Millionen Köpfe fallen müssen. Wollen Sie mit diesen beiden Sekten als Stifter einer dritten in Konflikt gerathen? Glauben Sie doch gar nicht, daß solche Menschen, denen es das Natürliche wäre, sich zurückzuziehen, eine „neue revolutionäre Charakterform" zu liefern im Stande sind. Revolutionär ist eben nur die natürliche Lust an der Revolution aus der natürlichen Lage einer furchtbaren, furchtbar gefesselten Kraft. Wir, wir sind weder furchtbare Kräfte, noch in einer furchtbaren Lage, wenn wir uns nicht selbst hineinbringen, dadurch, daß wir unser Herz zwingen, unserer Philosophie zu folgen. Aber revolutionär sein heißt nicht Philosoph, sondern unmittelbar sein, und eine neue Welt gebären, wenn überhaupt eine geboren werden soll, das kann der Geist nicht, der über den Wassern schwebt, sondern nur die Elemente aus sich selber, wenn sie sich in ihrer Lebenswuth durcheinander schütteln, bis sie sich an einander gesättigt haben. Also wir können das nicht, weder wir, noch unsre Freunde — sagen wir es Ihnen — wir können uns bloß opfern, um die Gährung zu befördern, Sie, indem Sie aus Ihren Erinnerungen Ideale weben, ich, indem ich mit jenen diese dem Untergang weihe, beide zwischen Vergangenheit und Zukunft zerschmettert. Als Sie nach den Märztagen aus den Kirchen und vom Umzuge des Königs in voller Empörung gegen den Usurpator in's Haus der bekannten Familie kamen, wo „die Mutter, fanatisch königlich, für eine Gegenrevolution glühte, mit dem Prinzen von Preußen an der Spitze, mit Absetzung des Königs, in dem sie, einst anbetend, nun nur noch den Verräther der Monarchie sah", was thaten Sie in diesem Augenblicke, wo „die Kontraste donnernd auseinander fuhren"? Sie verständigten sich mit der Tochter. „Eine Minute nachher saß ich bei der Tochter, die, in Thränen aufgelöst, das Große und Edle jener Erhebung bewunderte" — „und plötzlich waren wir im Wetteifer wahnsinniger Pläne, im Austausch halberstickter Worte von Versöhnung, Versöhnung zwischen Volk und Soldaten!" — Es ist wohl süß, sich bei der Tochter hinzusetzen und mit ihr das Ende der Revolution

abzureden, aber daß Sie das thaten, ist noch lange nicht das Schlimmste: das Schlimmste ist, daß dieses weichliche Bedürfniß nach Versöhnung, das Symptom abgeschwächter Lebensgeister, die jedem starkmüthigen Zweck unter jedem Vorwand halbvollendet aus dem Wege gehn, allen gemein war und, wenn man Ihrem Beispiel glauben darf, unheilbar ist. Denn jetzt, wo „die Gegenwart“ so „trostlos matt, so epigonenhaft“ Sie anblickt — mich wahrhaftig auch! — jetzt ist es Ihre größte Sorge, zu erfahren, „ob das Glück des Lebens mit der Natur, des freudig bewegten, zukunftathmenden und doch seinen eignen Harmonien lauschenden Herzens, nun der jungen Welt von heute und in den nächsten Jahren vergönnt sein werde?“ Ich dächte, es handelte sich doch jetzt um was Andres, als das Glück des Lebens mit der Natur, das Athmen der Zukunft und das Lauschen nach Harmonien! Ein schöner Trost: „Sorgt nicht der Despotismus dafür, daß die Herzen sich theilnahmlos von der so kärglich gegönnten, so hämisch verkümmerten politischen Thätigkeit abwenden? und muß unsre Jugend mit den neuen Idealen und den frischen Schmerzen im Innern nicht eine Heilung suchen, wo auch wir sie fanden?“ Meinetwegen! jagen Sie Ihren Seelenfreuden in Wissenschaft, Kunst und Naturgenuß nach, wie in den letzten fünfunddreißig Jahren, unter des allerdurchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien, aber dann lassen Sie auch den Gedanken an eine politische Wiedergeburt Deutschlands endlich einmal fahren und geben Sie zu, daß diejenigen Recht haben, welche unsere wahre und einzige Aufgabe in der Zubereitung der Ideen für ein glücklicheres Geschlecht, in dem Märtyrerthum der Humanität erkennen. Was mich betrifft, so habe ich schon lange nicht mehr den Muth gehabt, mich dem Harmonienlauschen hinzugeben. Mich stört der vorwurfsvolle Blick des blutenden Weltgespenstes, wie „der Geist auf Banquo's Stuhle“, als machte ich mich durch einen Augenblick innigen Genusses mitschuldig an seiner jammervollen Miene. Ich weiß nicht, ob in andern Zeiten selbst dreißigjähriger Verwüstung alles friedlichen Lebens die Menschen so durch und durch von der Trostlosigkeit besessen waren, daß ihnen nie und nimmer ein Friede mehr auf Erden blühe? Nur von den Juden lese ich es in bewußter Klage, und da war es auch prophetisch. Wenn das Untergangsgefühl aber bei uns nur einen Theil erfaßt hat, was soll ich von dem andern Theil erwarten, der so hoffen und so vergessen kann? Freilich ist es zu deutlich, als daß es Ihnen bei Gelegenheit nicht mit unter die Gedanken laufen sollte: „Was uns jetzt retten könnte, es wäre nur eine „Kur auf Leben und Tod“, (also nicht eine Badereise in das Natur- und Dichterleben,) „wenn nämlich unsre ärgsten Feinde, eine Partei, die mit Geist, Energie und Unbarmherzigkeit konsequent wäre, an's Ruder träte und Alles erobern wollte“. Aber ich bin da ganz Ihrer Meinung: „Die Feigheit ist auch dort zu groß. Der Deutsche ist an die Mittelmäßigkeit zu sehr gewohnt, und in Europa haben wir nicht energische, voll eigenthümlich sich anziehende und abstoßende Staaten, sondern nur noch die gleiche, überall verbreitete Masse der ruhigen, besitzenden Bürger, die keinen ernsten europäischen Freiheitskampf aufkommen lassen“. Die Reaktion hat weder die Kraft, noch die Nöthigung zu gewaltsamen Experimenten. Sie hat die glückliche Erfahrung gemacht, daß sie bloß zuzusehen braucht, damit aus der allgemeinen Abschwächung ihre Schlechtigkeit von selbst, als die einzige haltbare Wahrheit,

wieder hervorgehe, strahlend in Deutschland, wie die Sonne, und ewig wie sie. „Alle Erschütterungen sind durchgelebt, nichts ist uns mehr neu und überraschend — Alles schon da gewesen! Was könnte noch die Gemüther im Tiefsten erzittern machen und jenes innere Grausen erwecken, ohne das keine Revolution möglich ist“ — „und eine preußische Militärrevolution ist noch zu fern. Ich finde nur Eins noch übrig: den politischen Mord, gegen den keine Bajonette schützen, und dessen heimliches Drohen die auf den Thronen demüthigen oder zum Aeußersten treiben würde“. Sie sehen, wie revolutionär wir sind; Sie wollen für die abgelebte Impotenz, die stets zum Revolutioniren Lust und niemals Kraft hat, das innere Grausen durch ein künstliches Reizmittel hervorbringen, vor dem politischen Mord graust sich aber Niemand, wie zu Porsenna's und Geßlers Zeiten. Heutzutage fragt man: ist der Wilhelm Tell ein Verrückter, oder ist er ein unmoralisches Scheusal? Eben weil der Mord eines allgemeinen Feindes nicht mehr aus naiver Leidenschaft, sondern nur als gemeines Parteimanöver begriffen wird. Sie wollen die Sittlichkeit der „edlen, humanen Charaktere“, welche die Köpfe im Voraus berechnen und die Dolche „mit resignirendem Schmerze“ zücken, dadurch retten, daß Sie die That von dem nothwendigen Zusammenhang mit ihrer wahren Quelle trennen: der wilden Erbitterung und dem mächtigen Triebe, die erfüllende That unwiderstehlich zu vollenden; aber wo die fehlen, wird alles Aufregen nur zu einem „ziellosen Vergeuden von Nerv und Phantasie, wie es eine Zeitlang getrieben war“ und wovor Ihnen „noch jetzt in der Erinnerung alles Männliche schaudert“. Sagen Sie mir auch, warum die Massen durch ihre gelehrige Feigheit die ziellose Aufwiegelei begünstigten und nicht ein Mal über den Abwiegler zügellos, in erhabenem Wahnsinn zu einem historischen Exzesse hinbrausten? Aus demselben Grunde, aus welchem Sie jetzt unbewußt fortfahren, zu Thaten aufzuwiegeln, die uns nicht mehr natürlich sind, und aus denen daher niemals etwas Ordentliches werden kann — Ihr Proletarier hat ihn ausgesprochen —: „Wir sind alle zu schlecht!“

Aber wenn auch zwischen unsern Lebensgewohnheiten und den Forderungen der Freiheit ein unermeßlicher Abgrund gähnt, wenn auch nur eine Kur auf Leben und Tod helfen kann, wozu weder Freund noch Feind Trieb, Muth und Kraft genug finden, wenn wir auch in Europa nicht energische, voll eigenthümlich sich anziehende und abstoßende Staaten mehr haben, und der Proletarier selbst ohne Siegeshoffnung das unvergeßliche Wort spricht: „Ich bin nur ein armes Luder und habe ein ehrliches Herz. Aber — wir sind alle zu schlecht“: — Sie hören immer wieder das Osterlied, das Ihnen die Schale vom Munde zieht, „das Naturgefühl der Hoffnung und die wissenschaftliche Erkenntniß, die in sich selbst ihre Gewißheit und Nothwendigkeit hat“, und so bilden sich aus Ihren Erinnerungen Ihre Ideale.

„Geschichte und Gegenwart reden zu gewaltig, als daß man es wagen könnte, den Gedanken des unendlichen Kulturprozesses zu läugnen“ — „Weil aber aus der bloßen Entfaltung dieses Gedankens der Sieg der Freiheit sich mit Nothwendigkeit ergibt, so müssen sie ihn irgendwie beschränken und läugnen“. „Die Entwicklung soll unendlich sein, aber nur eine unendliche Wiederholung“. Es ist nicht der Mühe werth, das zu widerlegen. Aber das zweite Argument der Gegner ist nicht ohne Wahrheit: „Man gibt

nothgedrungen die bleibenden Fortschritte der Kultur zu, man erkennt vielleicht sogar die Beständigkeit der Republik und ihre ideale Weiterbildung an, — aber man läugnet ihre Allgemeinheit“ — „man baut gegen das gefährliche Ueberfluthen der Kultur vorsorglich die Schranken der Nationaleigenthümlichkeit auf“. Nun, sofern ich mich recht erinnere, ist das persische Reich bis zu seinem Ende niemals eine Republik gewesen, und es ist daher auch gar nicht nöthig, daß das deutsche von wegen des Kulturprozesses eine werde, wenn die Nöthigung dazu nicht in der deutschen Natur besonders liegt. Soviel ich aber sehen kann, ist nicht einmal die konstitutionelle Monarchie aus unserm eigenen Wesen entsprungen, sondern wir haben sie, gleich der Republik, dem Socialismus u. s. w., von andern Völkern auswendig gelernt, zum Troste gegen das Unerträgliche. In letzten Jahren wurde uns das Alles, sammt der deutschen Einheit, zur beliebigen Auswahl auf dem Teller präsentirt — embarras de richesses! — wir sind wieder in die Eigenthümlichkeit zurückgefallen, wovon das vorliegende Buch Zeugniß gibt, in die „in uns selbst und unserm Schicksal gegründete Nothwendigkeit, Systeme zu schaffen“, „in einem Gedankenurbild des künftigen Lebens den Geist und die Liebe auszuströmen, denen der Weg in das unmittelbare Werden des Staates verschlossen ist“. Wenn das wirklich unser Beruf ist — ich bezweifle es nicht, — so bescheiden wir uns damit, denn mit dem „unmittelbaren Werden im Staatsleben“ verträgt er sich durchaus nicht. Dazu braucht man Menschen, die sich in dem Gegenwärtigen heimisch fühlen und nur das nächste Mögliche erstreben, praktische Menschen mit einem Wort. Aus dem idealen Vorgenuß einer unendlich fernen Vollendung ergibt sich dagegen eine so unermeßliche Entfernung zwischen unserm Ziel und unsern Mitteln, daß der Versuch, die beiden Enden zusammenzubringen, regelmäßig in Muthlosigkeit endigt. Das zeigen schon die seltsamen Auskünfte, wozu Sie greifen. Statt der ausschließlichen Richtung des ganzen Menschen auf das, was die wirkliche Lage erfordert, wollen Sie durch „das Drama Großes wirken“. Das ist denn doch zu arg. Ich habe nichts gegen die schönen Künste, ich achte das Drama, ich liebe die Wissenschaft, ich begeistere mich für das Ideale; Deutschland und sein Weltberuf sind mir werth und theuer, und das unendliche Bedürfniß der Freiheit ist meine Religion: aber bei den unendlichsten Bedürfnissen muß man nothwendig verschmachten, wenn man sie nicht zu befriedigen versteht, und je unendlicher sie sind, desto schmerzlicher wird das Verschmachten sein. Ich dächte nun, wir hätten mit Poesie und Geschichtsphilosophie unsere Forderungen hoch genug gespannt, um jetzt nicht „das Ideal der nächsten weltgeschichtlichen Periode“ nöthig zu haben, sondern einen guten Feldzugsplan und Leute, die darin leben und darauf losgehn, als gäbe es in der ganzen Welt nur diesen einen Feldzug zu gewinnen. Sie machen es ganz und gar nicht besser, als Gervinus, der uns vorschlägt, „zur Ueberwindung der Hamletsnatur zu der geistvollen Betrachtung shakespear'scher Kunst zurückzukehren, um wenigstens durch das langsame gründliche Eindringen in den Geist der handelnden englischen Nation allmählig den Sinn für die politische Praxis in uns Deutschen zu bilden“. Ich weiß nicht, welche Stücke Herr Gervinus besonders meint, Romeo und Julie? oder den Sommernachtstraum? oder vielleicht die Hexen in Macbeth, politische Frauenzimmer, ohne Frage, eine wahre Kamarilla! Das Mittel,

das ich kenne, um mich vor dem Verhungern zu retten, ist ein Stück Brod; was das Studium der Landwirthschaft betrifft, nebst der Chemie, der Nationalökonomie und anderer dahin einschlagender Wissenschaften, so wird kein Verhungernder daran denken, „in ihren Geist zu dringen“, wenn es ihm nicht etwa schon den Kopf angegriffen hat. Ich möchte wohl sehn, was Cobden zu dem Vorschlag von Gervinus für eine Miene machen würde! Was Sie daher über den Bildungsprozeß des Ideals, über frühere deutsche Ideale, über das neue Ideal, den humanen Universalismus sagen, ist gewiß höchst schätzenswerth und brauchbar für „die nächste welthistorische Epoche“; soll aber Deutschland selbst für die nächste weltgeschichtliche Epoche irgendwie brauchbar sein, so wäre es vielleicht ersprießlicher, seinen Sinn zunächst ganz und gar auf Schleswig-Holstein zu richten, als auf seinen Weltberuf dahinten weit in der Türkei. Wenn „das Schicksal die Deutschen berufen hat, aus dem mitteleuropäischen Chaos einen neuen Kosmos zu bilden“, so werden sie sich zu diesem Beruf dadurch vorbereiten müssen, daß sie zunächst aus dem deutschen Chaos einen bilden lernen. Wer wird sich jedoch bei solchen Kleinigkeiten aufhalten, wenn es gilt, auf der Stelle die Schwierigkeiten zu lösen, welche sich der „Föderativrepublik“ entgegenstellen? „Es ist möglich, daß die Czechen, Mähren, Slovenen, als die weniger energischen Stämme, sich bis dahin mit den Deutschen eingelebt haben“ — (hiernach scheint es noch lange hin,) — „und nur Erweiterung der Selbstständigkeit der alten gemischten Provinzen, (Böhmen, Mähren, Steiermark,) nicht aber die Bildung neuer, nach Nationalitäten geschiedener Territorien verlangen“. „Die Magyaren und Polen werden aber unbedingt nicht so genügsam sein; unter den erstern wird eine gewaltige Partei den alten Komplex verlangen“. „Die Deutschen werden vermöge ihrer Stärke — (hiernach scheint es wieder noch lange hin,) — hier vermitteln können“. „Mögen sie großmüthig sein“. — (Es nähert sich.) — „Sie können es, zuerst weil sie bei weitem die Stärksten sind“, — (es entfernt sich wieder,) — „sodann weil die Verhältnisse wesentlich anders sein werden“. (Es entfernt sich immer mehr.) „Deutsche und Polen, Deutsche und Magyaren werden von einer großen Union umschlossen, in deren Volkshause das deutsche Element stärker als die andern zusammengenommen ist, und deren Tribunale jeder Einzelstaat unterworfen ist“. Ich sehe gar nichts mehr, obgleich einige chronologische Bestimmungen sehr wünschenswerth erscheinen dürften, weil man doch nicht gerne auf unbestimmte Bezahlung hin arbeitet.

Unterdessen „muß es unser Ziel sein, daß die deutsche Sprache in Mitteleuropa dieselbe Rolle übernehme, welche die englische in Nordamerika spielt“. Und das Mittel dazu? „Wenn wir uns die fremden Sprachen aneignen und durch keinen exklusiven Gegensatz die Eifersucht reizen“. Sie treiben die Zuvorkommenheit zu weit, und ich zweifle, ob das Auswendiglernen der fremden Sprachen die englische über Nordamerika verbreitet hat. „Der zweite Weg, damit zusammenhängend, ist die übelberufene Auswanderung nach Ungarn“. Das läßt sich eher hören, sobald die Föderativrepublik erst im Gange sein wird.

Vergessen wir aber auch die grundsätzlichen Bedingungen der mitteleuropäischen Staatenbildung nicht: „Freie Konstituirung, Verbindung und Trennung jeder politischen Gemeinde, von der Provinz bis zur Kommune

herunter, vorbereitet durch die decentralisirende Demokratie, welche jedem Kreise möglichst große Unabhängigkeit und eigne Lebensthätigkeit schaffen will“. So wird durch die Anticipation der gehofften Resultate unsre ganze Thätigkeit in falsche Kanäle geleitet und, statt daß es jetzt vor allen Dingen noth thäte, die Demokratie zu centralisiren, ihre decentralisirende Tendenz belobt. Berlin und Wien brauchen dabei nichts zu fürchten: sie bleiben die Hauptstädte der Föderativrepublik; Berlin als Centrum der Wissenschaft und Kunst, wo sich das reichste geistige Leben in geselliger und ethisch-ästhetischer (religiöser) Beziehung entfaltet und besonders die größten Probleme der socialen Organisation versucht werden; Wien, als Centrum des internationalen Verkehrs, wo Polen, Magyaren, Deutsche, Slaven aller Stämme und Italiäner sich berühren und verkehren, während zugleich alle Linien des Welthandels sich dort kreuzen.

So wäre denn die Föderativrepublik ohne große Schwierigkeiten zur allgemeinen Satisfaktion konstituirt, und die Polen, Magyaren und Slaven aller Stämme würden uns für die dazu versprochene Großmuth schon jetzt sehr dankbar sein, wenn sie an die dabei vorgegebene Stärke glauben könnten. Sie scheinen Rußland dabei ganz zu vergessen oder der Erwähnung kaum für werth zu halten. Ein Mal werfen Sie ihm einen verächtlichen Seitenblick zu, und ein zweites und letztes Mal beruhigen Sie es unter dem allgemeinen Namen der „noch barbarischen Völker“ mit der gutgemeinten Versicherung, daß wir ihm ein Beispiel und Vorbild zur Lösung seines eigenen Schicksals sein wollen. Russophobe sind Sie also nicht, das muß man Ihnen lassen; man kann aber auch auf der andern Seite zu weit gehn: wir haben es doch da offenbar mit einer Macht zu thun, die sich auf dem neuen Wiener Kongresse nicht so ruhig als noch barbarisch mit dem bloßen Vortheil unseres Vorbildes und Beispiels wird abspeisen lassen. Vielmehr sind die Völker, welche Sie mit der deutschen Hegemonie beglücken wollen, kaum mehr von unserer Großmuth abhängig, sondern, wie die Sachen in Wirklichkeit stehen, überwiegend von der russischen. Seit Rußland über das Schicksal von Ungarn thatsächlich entschieden hat, gehört doch, wenn man billig sein will, seine Hegemonie viel weniger in das Gebiet der wesenlosen Phantasien, als der deutsche Weltberuf, den man nach dem, was sich bisher davon bewährt hat, doch nur als den des ewigen Juden würde anerkennen dürfen. Wo spricht Deutschland mit, wenn es sich um die Konstituirung der Völker handelt, und wo spricht Rußland nicht mit? Wollen Sie ein deutsches Land der bloß deutschen Föderation bewahren, Rußland ist da, nicht in der Phantasie des Russophoben, sondern mit einer bitter wirklichen Flotte; wollen Sie dieser schändlichen Wirthschaft ein Ende machen und in Berlin zum ersten Anfang ihrer Föderativrepublik schreiten, verlassen Sie sich drauf, Rußland wird da sein. Wenn „räumliche Ausdehnung und geistige Vereinigung“ eine Nation zur Hegemonie berufen, so ist der Beruf Rußlands dazu offenbar viel entschiedener als der unsrige. Was aber die Bildung betrifft, so beruft sie allein nie zur Hegemonie, sondern nur zu dem Schicksale Roms, von den siegenden Barbaren empfangen zu werden. Die Bildung ist die auseinander gegangene Kraft, nicht mehr schöpferisch in denen, welchen sie das Endresultat ihres Lebens ist, sondern nur der Jugend, die sie mit roher Kraft in den keimenden Kern ihres noch concentrirten

Lebens einsaugt. Wenn Sie mit östlichen Menschen zusammen auf der Universität gewesen sind, so müssen Sie den Kontrast empfunden haben, wie unsre eigene Philosophie den deutschen Studenten ausdörrte und alterte, und wie sie den slavischen und magyarischen befeuerte und erfrischte. Ich habe diese Bemerkung oft gemacht und niemals ohne Beunruhigung.

Nach der Weltpolitik „haben wir zunächst noch einen Blick auf das Gebiet der sogenannten socialen Frage oder vielleicht besser der weltökonomischen in die Zukunft zu richten". „Uns sind," wie Sie mit einem Blicke auf Frankreich sagen, „die Versuche, das Leben nach unreifen Systemen zu konstruiren, erspart und im Anbeginn gescheitert". Das, glauben Sie, sei „für die Sache nur vortheilhaft, denn die Leidenschaft der unmittelbaren Verwirklichung verblendete das theoretische Auge". Ah! Sie wollen nicht eher in's Wasser, als bis Sie schwimmen können. Ich dachte, es käme jetzt vor allem auf das praktische Auge an, welches sich nur durch Versuche der unmittelbaren Verwirklichung gewinnen ließe. Aber Ihnen sind wir in Deutschland noch lange nicht theoretisch genug: „Die Abrechnung mit der alten Welt ist fast überall noch nicht umfassend, wesentliche Rubriken, besonders der Religion zu flüchtig abgethan". (!!!) Wenn mich hier nicht die Geduld verließe, so würde ich Ihnen sagen, daß die Abrechnung mit der alten Welt ewig ist. Wir sind noch nicht einmal mit Griechenland und Rom im Reinen; wessen Beruf es aber ist, so gründlich abzurechnen, ein Beruf der auch seine Ehre und nicht die kleinste hat, der bleibe auch dabei und lasse sich nicht durch den Gedanken an irgend eine Verwirklichung, mittelbare oder unmittelbare, in seiner stillen Arbeit beirren, denn für ihn ist die Verwirklichung überhaupt nicht. Es läßt sich eher verstehn, wenn Sie sagen: „Wie wir als Volk das Märtyrerthum der Religion getragen haben, so werden wir auch ihre Apostel sein für die ganze Welt in Auflösung und Erfüllung des alten Glaubens". Wenn das ist, dann werden wir auch das Märtyrerthum dieser apostolischen Mission fortzutragen haben, wie bisher, denn wer den Glauben seiner Welt auflöst, der löst seine Welt selber auf, und die Erfüllung gehört einer andern. „Der deutsche Geist hat den einzigen unfehlbar gründlichen Weg zur ganzen Befreiung gefunden. Popularisirung und Ausbreitung dieser höchsten unverlierbaren Errungenschaft geht nun in Deutschland vor sich und von Deutschland aus in alle Welt".

Ich halte diese Aufgabe und diesen Ruhm für groß genug, obgleich ich es schmerzlich begreife, wenn das dafür gekreuzigte Volk sich zuweilen von seinem Gott verlassen glaubt und nach seinem Antheil an den Gütern dieser Welt ein Mal oder das andere die verzagte Hand ausstreckt. Ich achte Jeden hoch, der das Vertrauen auf eine politische und nationale Wiedergeburt treu im Herzen bewahrt, aber dann auch Eins oder das Andere. Wenn Sie es dem Despotismus danken wollen, daß er Sie in das Leben des Idealen zurückschleudert, so ergeben Sie sich ganz und ungetheilt dieser Liebe, die nicht spähet und nicht das Ihre suchet, damit es Ihnen nicht gehe, wie den schlechten Dichtern, die mit ihren Tendenzstücken eine politische Wirkung hervorbringen wollen und nichts hervorbringen, als den Ueberdruß an ihrer doppelten Unfähigkeit. Wollen Sie aber für eine praktische Lebensstellung Deutschlands in der Völkergesellschaft wirken, so wirken Sie praktisch dafür.

Mit ein paar Worten über Auswanderung, Organisation der Arbeit, freie Konstituirung, Verbindung und Trennung, föderative Republik, Association der einzelnen Stände zur Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung innerhalb ihrer eignen Berufsthätigkeit, über die Ordnung des legislativen Körpers danach, über alles das in einem Buche von fünfzehn Bogen, wovon beinahe vier Bogen Erinnerungen und Gedichte und beinahe ebensoviele Charakterschilderungen enthalten — damit, verzeih'n Sie mir, ist nichts gewirkt. Sie können einem persönlicher durch die schöne Gemüthlichkeit Ihres Wesens lieb werden, aber, wem es ernsthaft um diese Angelegenheiten zu thun ist, den lassen, wenn er in Ihrem Buche darüber Belehrung oder auch nur Anregung sucht, (denn wo das Problem so schwer ist, ist nur die Belehrung über seine Lösung wahrhaft anregend,) — ein paar geistreiche Bemerkungen über Alles und Jedes leer. In der guten alten Zeit, wo der Dilettantismus in Staatssachen nur noch eine Zierde mehr für den gebildeten Mann war, ließ sich für diese Art, über das Wichtigste eine brillante Idee hinleuchten zu lassen, ein Publikum finden: gegenwärtig haben wir uns alle zu ernsthaft mit diesen Dingen beschäftigt, um auf irgend Jemand zu hören, der uns nicht auf speciellen Studien und Erfahrungen gegründete Aufschlüsse darüber bieten kann. Wir glauben auch nicht mehr daran, daß die nächste Revolution die Lösung aller Probleme aus der Anarchie von selbst herausgebären werde. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Anarchie jedesmal nur mit den bisher vorhandenen Elementen operirt, d. h. nothwendig die Reaktion wieder heraufbringen muß, wenn alles Andere unvorbereitet, sich unfähig zeigt, eine positive Gestalt zu gewinnen.

In diesem Sinne ist die Frage nach den Parteien und ihren Hoffnungen das wirklich Bedeutende an Ihrem Buche; sie ist kein Traum der Zukunft, den sich Jeder beliebig so oder so ausmalen kann, sondern hier hat es der Patriot mit wirklichen Kräften zu thun, mit denen er die Seinigen messen muß, um zu wissen, wo er sich hinstellen, wo er eingreifen, wo er bekämpfen soll. Die Partei von Deutschlands Weltberuf und die Untergangspartei, als deren Repräsentanten wir uns bis hierher gegenübergestanden haben, sind nun hinlänglich besprochen, wenden wir uns jetzt zu der am allerwenigsten idealen, der konstitutionellen. Es scheint mir, Sie legen dieser ein zu geringes Gewicht bei, indem Sie sie mit ihren letzten Führern verwechseln. Das Volk hat keine Sympathieen für diese Klasse: Wie sollte es, da es gerade das Volk und diese Klasse sind, die sich herausfordern? Aber diese Klasse ist mächtig, mächtiger als das Volk auf der einen und die Reaktion auf der andern Seite, sie ist die mächtigste. Daß die Gothaer sich ruinirt haben, berührt sie wenig; sie hat durch die Gothaer das Volk paralysirt, als es aufgestanden war, sie paralysirt jetzt das Volk und die Restauration zugleich durch die Schwerkraft der trägen Mittelmäßigkeit, die in ihr beruht, und der Materie, von der alle leben. Die Minister müssen in ihrem Sinne reformiren, aus Furcht vor dem Staatsbankerott, und die Restauration wagt nicht, sie zu stören, aus Furcht, durch Stockung von Handel und Gewerbe die revolutionären Kräfte wieder zu entfesseln. Wenn das Volk unter dem Sternbilde der Hoffnung geboren ist, so ist es eben deßhalb auch unter dem der Noth geboren, und sein Leben hängt davon ab, „daß die Besitzenden sich wohl fühlen können“. So fällt nach der Aufre-

gung Jeder ganz von selbst in den Wunsch zurück, daß der bürgerliche Wohlstand blühe, und damit an die Herrschaft dieser Partei, die heute die konstitutionelle heißt und die, wenn ihr die Junker sehr arg zusetzten, sich auch einmal für die Republik erklären könnte, wie sich einige ihrer beleidigten Führer, die sich freilich immer noch über ihre persönliche Bedeutung täuschen, schon geäußert haben sollen. Dann aber würde es eine Burggrafenrepublik werden, und wie sie unter der Devise der Reichsverfassung die vorige Revolution beherrscht und zu Grunde gerichtet hat, so wird sie die nächste unter der republikanischen beherrschen und zu Grunde richten, wenn ihr nicht von heute an ernsthaft entgegengearbeitet wird. Dazu gibt es nur ein Mittel, man muß ihren guten Willen gewinnen, das Gold, womit sie Alles wie in Eisen geschmiedet hält, flüssiger zu machen, d. h. man muß das Problem lösen, wie die besitzende Klasse bei der Emancipation des Proletariats gewinnt oder doch zu gewinnen glaubt. Auf diesen Einen Punkt reducirt sich die ganze Frage und die ganze Hoffnung einer Zukunft für Europa. Da ist Arbeit für diejenigen, welche diese Hoffnung nicht aufgegeben haben, eine prosaische Arbeit, ein reines Rechenexempel, aber eins, dessen Lösung dem Genie eines Newton Ehre machen würde, und, ich sage Ihnen, wenn es nicht bei Zeiten ausgerechnet wird, so wird aus Ihrer Föderativrepublik nichts, so werden „die Kräfte, deren leidenschaftliche Erregung zuletzt den Arm hebt", ihn nur zu gegenseitigem Gemetzel heben, so kommen die Russen doch zuletzt und fangen auf reinem Boden mit dem Dünger unserer Bildung ihre neue Welt an.

Hiemit sind freilich für Deutschland noch nicht einmal alle Schwierigkeiten beseitigt: wir haben nicht bloß den Besitz zu reformiren, sondern zu gleicher Zeit die Willkür, welche sich mit verrücktem Instinkt der Wirksamkeit jedes heilsamen Gedankens in den Weg stellt, zu vernichten, wenn wir anders leben wollen. Die Schilderung dieser Restaurationspartei und ihrer Lage ist Ihr eigentliches Meisterstück: „Die Regierungssorgen, die momentanen Berechnungen füllen und verwirren ihr den Kopf, lassen für Herz und Volk nichts übrig. In den kleinen Staaten weiß sie seit der schrecklichen Märzerfahrung ihre Existenz gar nicht auf eigene Kraft, sondern unbedingt auf den Bestand des Systems in Preußen und Oesterreich gegründet. In Berlin und Wien hat sie freilich eine Art von Hoffnung, nämlich ein unbestimmtes (?) Vertrauen auf die gegenseitige Lebensversicherung der europäischen Regierungen, aber diese ist, schärfer betrachtet, nicht zu Gunsten der halbkonstitutionellen Monarchie, sondern nur unter den wohlhabenden und herrschenden Klassen aller Nationen stillschweigend abgeschlossen, und belgische loyale Grundsätze sind für die preußisch-österreichische Restauration schon zu revolutionär". Wenn Sie hiemit die besitzende Klasse ganz richtig als die herrschende in ganz Europa bezeichnen, so dürfen Sie doch nicht vergessen, daß nicht bloß die preußische und östreichische, sondern überhaupt jede europäische Regierung, mit Ausnahme der englischen, welche der Dynastie aus den Händen gewunden ist, das konstitutionelle System ewig nur als eine Nothlüge betrachtet, und stets auf den günstigen Augenblick lauert, ihr göttliches Recht, das ein Monarch ebensowenig von Herzen aufgeben kann, als der Papst die Rechte der Kirche, wieder geltend zu machen. Die gegenseitige Lebensversicherung der Regierungen ist daher mehr, als ein unbestimmtes

Vertrauen, und die Restaurationspartei ahnt daher nicht bloß, „daß keine Sicherheit möglich ist ohne ein System, ohne ein in alle Konsequenzen auszubildendes Princip, welches nicht bloß die Politik, sondern auch das ganze religiöse, sociale, wissenschaftliche und künstlerische Leben als eines und dasselbe durchdringen muß“, — ihre Freunde brauchen ihr ein solches Princip nicht erst zu erfinden, sondern es ist das alte Lebensprincip, welches sie gegen die Angriffe der fortschreitenden Kultur fanatisch vertheidigen. Daß sie sich dabei die wissenschaftlichen Waffen ihrer Gegner zu Nutze machen und die Gültigkeit ihrer Weltanschauung nicht auf Preußen und Oesterreich beschränkt wissen wollen, ist weder ihr Verdienst, noch ihre Frechheit, sondern das versteht sich aus ihrer Stellung von selbst. Man darf ihren Anspruch, nicht ohne weiteres mit dem großen Schweif verwechselt zu werden, insofern zugeben, als es in jeder Partei Leute gibt, welche ihre Seele bilden, indem sie ihre Principien innerlicher auffassen, als die große Masse. „Die restaurirenden Regierungen sind aber“, wie Sie bemerken, „viel zu nüchtern, um etwas mehr als das Nothwendige zu unternehmen; alles Große und Enthusiastische ist gefährlich für Ruhe und Ordnung“. Die restaurirenden Regierungen beweisen damit, daß sie den Glauben an sich selbst zu verlieren anfangen, sie stützen sich nicht mehr auf die Kraft, von der sie ihr Leben-haben, sondern auf die mechanischen Mittel, das Heer und die Bureaukratie, die sich nothwendig allmählig abnützen müssen. Nur kann ein solcher Abnützungsproceß ein paar hundert Jahre dauern, und wenn eine Maschine ohne Seele nicht im Stande ist, einer Nation die Kraft und Frische zu erhalten, ohne die man sie zu den Verstorbenen zählt, so ist sie doch sehr gut im Stande, alle neuen Lebenskeime in der Geburt zu ersticken. Ekelhafter Anblick einer Macht, die in ihrer Impotenz, Leben zu erzeugen, sich das Vergnügen macht, nun auch kein andres Leben aufkommen zu lassen. Wo sollen wir dieß Ungeheuer angreifen? In seinem Geiste? Da liegt, wie gesagt, seine eigentliche Kraft nicht mehr; wenn wir uns vorzugsweise noch dagegen wenden wollen, so ist das jetzt mehr oder weniger eine Ausflucht der Feigheit und ein absichtliches Verkennen, daß jetzt die Stunde gekommen ist, wo wir, ohne den geistigen Kampf geradezu aufzugeben, es mit Bomben und Kartätschen zu thun haben. Hier ist die zweite Arbeit, die ich Ihnen aufgebe: schaffen Sie uns eine Armee! Schaffen Sie sie uns heute, in zehn, in zwanzig Jahren, wir wollen Geduld haben; schaffen Sie sie uns aus Deutschland, aus Polen, aus Frankreich, aus Amerika — möglich, daß sich in der Zeit die Konflikte bis dahin steigern —: aber geschafft muß sie werden, um jeden Preis, und heute noch muß die Arbeit anfangen, sonst wird aus Ihrer Föderativrepublik nichts, sonst kommen die Russen doch zuletzt und geben der europäischen Administrationsmaschine den letzten Stoß, daß sie elend über den Haufen fällt.

Sie begreifen, daß Sie zwei so herkulische Arbeiten nicht allein unternehmen können, Sie müssen sich an eine der demokratischen Parteien anschließen. Gibt es demokratische Parteien in Deutschland? Was Sie dafür ausgeben: die demokratisch-monarchische und die social-republikanische, das sind, soviel ich weiß, wohl verschiedene Schattirungen der demokratischen Gesinnung unter den Deutschen, aber sich als Parteien zu konstituiren, mit einem Parteiprogramm, Parteiführern, einer Parteidisciplin

und einer zusammenwirkenden Parteithätigkeit — dazu haben Sie es nie gebracht. Was die demokratisch-monarchische Gesinnung betrifft, so stimme ich ganz mit Ihnen überein, daß sie nur „ein mehr oder weniger bestimmter Punkt des Weges ist, auf welchem Monarchie und Demokratie, die unversöhnlichen, in ihrem Kampfe einen Waffenstillstand geschlossen haben, und daß ihren Bekennern der Glaube sowohl an die allgemeine, als an die dauernde Verwirklichung dieser Mischform fehlt“. Wenn Sie die Socialrepublikaner, welche übrigens das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, eine Konstituirung versucht zu haben, als die bezeichnen, deren Unterscheidendes und Eigenthümliches der wissenschaftliche Kampf, die Arbeit an dem theoretischen Zerstören und vollständigen Neubau in allen Richtungen des Lebens sei, so wissen Sie jetzt, was ich von dieser bloß theoretischen Thätigkeit für Hoffnungen habe. Wenn irgend etwas die Bildung einer Partei mit bestimmtem Zweck und Ziel und nachdrücklichem Eingreifen in die praktische Neugestaltung der Verhältnisse verhindert, so ist es das Verweilen in dieser freien Welt der Geister ohne gemeinsamen Plan, ohne Rücksicht auf die wirklich zu überwindenden Schwierigkeiten. Sollen wir also unsere deutsche Eigenthümlichkeit, unser Höchstes und Einziges aufgeben? Das ist die sehr ernste Frage, da es gewiß ist, daß eben diese Eigenthümlichkeit, unser höchster Ruhm, uns unfähig zur Unterordnung unserer individuell höchst selbstständigen Ansichten unter die Disciplin einer bornirten Partei macht. Wo irgend ein Anfang dazu gemacht worden ist, haben es die großen Geister immer bequemer gefunden, von der Höhe ihres idealen Standpunktes herab über die Bornirtheit, worin gerade die Kraft jeder Partei liegt, über das Beschränken, das Jeder kennen muß, der Großes will, die Achseln zu zucken, und wenn es dann gar schief gegangen ist, was doch wahrhaftig bei so wenig Praxis und so viel vornehmer Theilnahmlosigkeit nicht zu verwundern war, so haben sie sich gefreut, sich in solche elenden Geschichten nicht eingelassen zu haben. Sie schmeicheln sich daher vergebens, daß Sie mit Vernichtung „jeder der Freiheit gegenüberstehenden Autorität durch vollendete kritische Erkenntniß ihres Wesens und durch unerschütterliche Gründung der freien Welt in den Geistern und Gemüthern der Menschen“ schon die Macht der Autorität vernichtet und die freie Welt in der Praxis gegründet haben. Wenn Sie zu der nächsten Revolution nichts als die vollendete kritische Erkenntniß mitbringen, so wird sie ebenso und aus denselben Gründen wieder Fiasko machen, als die letzte. Die dritte große Arbeit und nicht die kleinste wäre es, eine feste Partei zu organisiren, um nach einem gemeinsamen Plane das Schwierige aufzuklären und das Mögliche zu thun.

Der Kern zu einer demokratischen Partei wäre noch vorhanden. Die in der Frankfurter Linken centralisirten Märzvereine bildeten eine für Deutschland überraschend großartige Parteiorganisation, welche freilich aus Mangel an revolutionärer Energie sich im entscheidenden Momente nutzlos zeigte; aber diese Erfahrung könnte ihr nur heilsam sein, wenn die Erinnerung, ein wahres und gewaltiges Organ der deutschen Nationalität gewesen zu sein, noch mächtig genug in den einzelnen Gliedern ist, um die verlorene Verbindung wieder herzustellen. An den Führern dieser Partei sind zwei unschätzbare Dinge zu loben: erstens haben sie in der Heimath oder in der Ver-

bannung nie ihr Parteibewußtsein aufgegeben; sie halten fest zusammen und haben es zur Schöpfung nicht eines allgemeinen sogenannten „Organs der Demokratie“, sondern eines wirklichen Parteiorgans gebracht, und zweitens haben sie gelernt. In einer kleinen Krämerstadt, wie Frankfurt, ohne alle politische Atmosphäre, ohne alle sympathetische Anregung, von keiner Volksbegeisterung getragen, gab es nichts, was sie über den Druck der parlamentarischen Formalitätskrämerei und der Heuchelei der Gesetzmäßigkeit hätte erheben können. Sie wiesen den Socialismus als unanständig, und die Verbrüderung mit dem Proletariat als kompromittirend zurück, und drohten, allmählig ganz an das Unprofitabelste, was es gibt, die formelle Politik zu verfallen. In Wien wäre aus ihnen und aus Deutschland etwas ganz anderes geworden, denn Niemand vermag sich seiner Atmosphäre zu entziehn, und wenn es ein Einzelner noch versuchte, da blieb er unverstanden, wenn er sich nicht lächerlich machte. Die Befreiung aus der gemeinen Frankfurter Luft, die Zerstreuung in die weite Welt, die darbende Freiheit, die Jugend der meisten, ihre wissenschaftliche Bildung haben ihnen den Parlamentsstaub heruntergeweht und ihnen den Sinn für die Weltfrage eröffnet. Ein großer Theil der Opposition der deutschen Kammern hat mit ihnen denselben Weg gemacht und bleibt mit ihnen im Verkehr. Ihrer Verschmelzung mit den Socialdemokraten zu einer kompakten Macht stände wenig mehr im Wege, als die Sprödigkeit der meisten, sich entäußernd anzuschließen.

Nachdem ich Ihnen so viel Unangenehmes und so wenig Angenehmes über dieß specielle Buch gesagt habe, will ich von Ihnen nicht Abschied nehmen ohne Dank für das Denkmal, welches Sie dem Andenken Robert Blums, Gottfried Kinkels und Julius Fröbels gesetzt haben. Es wäre nicht der Mühe werth gewesen, von Gagerns verhangenem Bilde noch einmal den Schleier wegzuziehn. Sie machen zu viel aus dem Manne, der nichts war, als einer von den vielen Irrthümern des deutschen Gemüths: auf jeden Fall paßte er nicht in diesen Kreis von Männern, in denen wir einmal — seltenes Glück! — auf die Herrlichkeit des deutschen Geistes und Charakters stolz sein dürfen. Das Portrait von Fröbel ist in seiner männlichen Schönheit und Würde vollkommen getroffen, wenn auch in Thatsächlichem nicht überall richtig; das Kinkels, den ich nur einen Augenblick gesehen habe, kann ich nicht beurtheilen; in Blum haben Sie den wahren Zug gegeben, der ihn unbedingt über alle erhebt: — „Er war ein Mann des Volkes“. Er war der einzige wahre Revolutionär, weil die Forderungen und der Druck des Volkes nicht nur in seinem Geiste, sondern in seiner eigenen Person lebten. Ein solcher Charakter ist eine reelle Hoffnung auf Deutschlands Zukunft, und wenn er hundert Mätressen gehabt und eben so viele Kroaten hätte erschießen lassen. Wie können Sie sich nur bei solchen Klatschereien aufhalten?

„Und ein Zweig darf nicht fehlen für den vollen Eichenkranz um „Ludwig Uhland's Stirn.“

Führen Sie uns noch ein paar solche Männer vor die Augen. Sie werden damit die Untergangstheorie ausrotten. Auch das ist eine Aufgabe.

Herodes und Mariamne.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. Wien, bei Gerold, 1850.

Hebbel ist der eigentliche Dichter der Epoche, wenn wir überhaupt einen solchen haben. Seine Fehler und Mängel, die ich nicht verkenne, wie seine Vorzüge und großen Eigenschaften, über die selbst die Blinden stolpern müssen, bestätigen dieß auf gleiche Weise; jene sind historisch, wie diese. Das Universelle seiner Natur zeigt sich schon in der Vielseitigkeit seiner Kraft; er ist der erste unserer Dichter nach Schiller und Goethe, der im Komischen, wie im Tragischen, gleich bedeutend ist, und dem auch im Lyrischen alle Töne zu Gebote stehen. Von der Judith zum Schnock oder zum Diamant, welch' ein Abstand! Zwischen dem Liebeszauber und dem Terginen-Gedicht, welch' eine Kluft! Und dennoch ist der „Bär mit der Kaninchen-Physiognomie", der hasenherzige Tischler, oder der Jude, der sein Schicksal im Bauch mit sich herum schleppt, eben so lebendig, eben so farbenhell und frisch hingestellt, wie der renommistische Titan Holofernes. Und dennoch steht eine Reflexions-Poesie, die in zweihundert ehern zusammen geschmiedeten Versen eine ganz neue und tiefe Philosophie über die letzten Dinge vorträgt, neben einer Poesie der süßesten Naivetät, ohne sie in ihrer freien Entwicklung zu hindern oder von ihr in der eigenen gehindert zu werden. Dieß Universelle charakterisirte aber von jeher den Dichter der Epoche, dem alle Formen nothwendig sind, weil er allen Elementen der Welt und der Zeit gerecht werden soll. Es gesellt sich noch ein empirisches Kennzeichen hinzu: ein solcher Dichter ruft immer ein vielstimmiges Echo hervor. Wie wucherten die Ritter-Stücke, als Goethe's Göz das Mittelalter aus dem Schlaf geweckt hatte; welch eine Fluth von Räuber-Geschichten knüpfte sich an Schillers Karl Moor. Eben so rief die Judith eine Menge Bibeldramen in's Leben, die Maria Magdalena eine ganze Schaar socialer Trauer- und Schauspiele. Soll ich an den Gärtner'schen Simson, den Schmidt'schen Judas Ischarioth, die Gottschall'sche Blinde, den Ludwig'schen Erbförster, den man jetzt anpreist u. s. w. erst erinnern? Mit mehr oder weniger Eigenthümlichkeit variirt, überall klingen die Hebbel'schen Accorde durch. Und ich wage nichts bei dem Ausspruch: seine Komödien und Tragi-Komödien werden dieselbe Wirkung haben, wenn sie nur erst in ihrem Bau und Wesen gründlicher, wie bis jetzt, wo man unglaublicherweise das Trauerspiel in Sicilien noch immer alles Ernstes für ein Trauerspiel zu halten scheint, erkannt sind. Dazu hat die Kritik denn meines Wissens noch gar Nichts gethan, auch ist die Aufgabe schwierig.

Von Hebbel ist eine neue Tragödie, Herodes und Mariamne, erschienen. Dieß ist ein Werk, das man mit ein paar Worten abthun muß, wenn man es nicht auf's Gründlichste analysiren will, ein Mittleres ist nicht möglich. Ihnen wäre nun wohl schwerlich damit gedient, wenn ich die drei Interjektionen: groß, gewaltig, aber auch erschreckend! ausstoßen und dem Dichter dann meine Abschiedsverbeugung machen wollte. Ich will daher die Analyse versuchen, so schwer diese bei einem Werke auch sein mag, das eine inkommensurable Fülle von offenen und versteckten Motiven verbirgt und dem Kritiker erst seit wenigen Wochen zugänglich ist. Wenn meine Analyse einige Aehnlichkeit mit einem Sektionsbericht erhalten, und ich „bei Bloßlegung der Theile den lebendigen Geist heraustreiben sollte", so werden Sie es meiner Ungeschicklichkeit verzeihen. Uebrigens würde das nicht viel zu sagen haben; auch aus dem entseelten Organismus ist mit Sicherheit auf den Schöpfer, der ihn erzeugte, und auf dessen Weisheit zu schließen.

Dem Stoffe nach ist das Werk, wie Calderons Tetrarch und Massingers Herzog von Mailand, aus dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus gezogen. Wer die oft zusammen stimmenden, zuweilen aber von einander abweichenden Gesetze kennen lernen will, nach denen ein historisches Ereigniß von umfassender Bedeutung in's Leben tritt, und nach denen der künstlerische Geist es für seine Zwecke verarbeitet, der lese neben der Hebbel'schen Tragödie den Josephus. Der Dichter hat sich in den Hauptsachen auf's Strengste an den Geschichtschreiber gehalten und sich nur erlaubt, die Momente näher zusammen zu rücken, was bekanntlich auch Shakespeare that, und was eine Nothwendigkeit ist. Im Besonderen aber entfernt er sich sehr oft von ihm, jedoch immer nur in den Motiven, die er bald mildert, bald schärft. Dieß dürfte wohl auch vor allen anderen der Punkt sein, in dem der Dichter den Geschichtschreiber zu ergänzen hat. Der Grund ist einfach. Ueber die Begebenheiten selbst kann nicht leicht ein Zweifel stattfinden; man weiß sogar in Rußland und in China, was geschieht. Auch die handelnden Charaktere stehen, was die rohen Umrisse betrifft, deutlich und erkennbar vor Aller Augen da. Der Historiker hat daher, was die äußere Wahrheit anbelangt, leichtes Spiel, sie wird sogar dem simplen Chronisten selten entgehen. Ganz anders aber steht es mit den Motiven. Die lassen sich, wir haben gerade jetzt zu Dutzenden schlagende Beispiele, nicht aus den Zeitungen, nicht aus Proklamationen, Manifesten und feierlichen Reden entnehmen, die müssen a priori ergründet werden, und dazu führt nur die genaue Kenntniß der Verhältnisse und ein tiefer Blick in die menschliche Natur. Dieser Blick ist nun dem Dichter vor allen übrigen Sterblichen angeboren, und jene Kenntniß kann er sich so gut, wie jeder Andere, erwerben. Darum muß man ihn nicht durch ein historisches Citat zu schlagen glauben, wenn er in den Motiven hie und da von dem Geschichtschreiber abweicht. Daß ich hiemit die Willkür, die Begebenheiten und Charaktere nach Belieben für sogenannte poetische Zwecke verändert, auf keine Weise in Schutz nehmen will, brauche ich hoffentlich nicht ausdrücklich zu bemerken. Gehen wir nun näher auf das Werk ein.

In keiner Tragödie unserer Literatur wird das inhaltschwere Wort Nothwendigkeit so oft ausgesprochen, wie in dieser, keine ist aber auch so sehr reines Produkt der Nothwendigkeit, wie sie. Das mag für Viele, die gern links und rechts bequeme Seitenwege mit lachenden Aussichten offen sehen mögen, welche von den Helden in ihrer Blindheit nur nicht bemerkt werden, etwas Erschreckendes und Abstoßendes haben; es ist und bleibt aber im Tragischen das Kennzeichen der Vollendung. Ich sage es dem Leser voraus: der Gang der Handlung ist wie der Weg einer Lawine; wer Einwendungen gegen ihn machen will, der muß die Charaktere selbst in ihrer „ursprünglichen Mischung" anfechten. (Ueber die Mariamne sagt der Dichter durch Titus' Mund:

„Wer mehr verlangt, der had're nicht mit ihr,
Er had're einzig mit den Elementen,
Die sich nun einmal so in ihr gemischt,
Daß sie nicht weiter konnte.")

Das geht aber nicht an, denn diese Charaktere sind nicht bloß psychologisch, sie sind auch streng historisch, und finden ihrerseits wieder ihren Erklärungsgrund in der Zeit, der sie angehören. Diese Zeit war eine furchtbare; ein Bild von ihr zu entwerfen, kann nicht meine Aufgabe sein, nur so viel sei beiläufig gesagt, daß sie im Hauptpunkt der unserigen glich: das Fundament der damaligen Gesellschaft war überall gelockert und Nichts stand mehr fest. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn

ich annehme, daß der Dichter uns eben wegen dieser Verwandtschaft mit unseren eigensten Zuständen dieß ungeheure Bild einer fürchterlichen Epoche vorgeführt hat. Wir sahen, wie zwei Weltzustände, der grobmaterialistisch-römische und der spitzfindig-spiritualistisch-jüdische, die sich extremartig gegenüber stehen, einander vernichten, und wie ein dritter, der christliche, den beide Seiten negiren, und der in den kümmerlichsten Anfängen, in noch kümmerlicheren, wie jetzt z. B. der so hart geschmähte Socialismus, hervortritt, sich Bahn bricht. Darum erblicken wir im Hintergrund die Weltbeherrscherin Rom mit allen ihren scheußlichen Ausgeburten; weiter im Mittelpunkt das kleine, starre Judäa mit seinem unvernünftigen Buchstaben-Fanatismus und seinem noch unvernünftigeren Faktionenstreit; endlich am Schluß das Christuskind in der Wiege und die heiligen drei Könige, die nach ihm forschen und fragen. Das Christenthum war die Negation des Judenthums und des Heidenthums zugleich, und bildete den Ausgangspunkt einer neuen Zeit; seine Erscheinung schließt daher den Kreis, und bedeutsamer konnte es nicht eingeführt werden, als in Gestalt eines hilflosen Kindes, dem die Mächtigen der Erde sich beugen, ohne durch Waffengewalt dazu gezwungen zu sein. Darum hatte der Dichter Recht, daß er nicht die Weisen aus dem Morgenlande, deren Luthers Bibelübersetzung gedenkt, sondern die drei Könige der Vulgata mit Gold, Weihrauch und Myrrhen auftreten ließ.

Zugleich mit diesem ungeheuren welthistorischen Drama, in dem nicht die Krisis eines einzelnen Volks, sondern eine alle Völker umfassende Krisis der Menschheit dargestellt wird, wickelt sich, in jedem Stadium von ihr bedingt, eine erschütternde psychologische Tragödie ab, deren Träger der jüdische König Herodes und seine wegen ihrer wunderbaren Schönheit weltberühmte Gemahlin Mariamne sind. Diese Tragödie will ich zu entwickeln suchen. Ihre Wurzel liegt, wie bei den Alten, und in der Maria Magdalena, außerhalb des Stücks; es ist die heimliche Ermordung des Aristobolus, des Bruders der Mariamne, auf Herodes' Befehl vollbracht. Diese Ermordung war politisch nothwendig, denn Aristobolus war ein gefährlicher Nebenbuhler des Königs in der Gunst des Volks, und ein leicht zu mißbrauchendes Werkzeug in der Hand der Alexandra, seiner ränkevollen und herrschgierigen Schwiegermutter; sie durfte, wie der Dichter bis zur Evidenz anschaulich macht, gar nicht unterbleiben. Sie verletzte aber nichtsdestoweniger auf unheilbare Weise das natürliche Band, das Bruder und Schwester untrennbar mit einander verknüpft, und damit war denn der tragische, alle Versöhnung ausschließende Konflikt gesetzt; der Todte wandelt durch das ganze Stück und tritt Herodes überall viel fürchterlicher, wie der Lebendige gethan hätte, in den Weg. Der erste Akt exponirt vollständig die Situation, in der der König und ganz Judäa sich befindet. Aristobolus ist bestattet, Herodes hat ihn öffentlich tief betrauert und ihm das feierlichste Leichenbegängniß ausrichten lassen, aber er hat Niemand dadurch getäuscht, er hat noch weniger die Folgen dadurch abgewendet. Der an Antonius mit der Meldung des „Unglücks" nach Alexandrien abgeschickte Bote kommt mit der Weisung zurück, daß Herodes in Person erscheinen und sich verantworten soll. Nicht, weil Aristobolus ein ungeheures Unrecht erlitten hat, das würde den Duumvir wenig kümmern, sondern weil Aristobolus sehr schön gewesen ist. Joab berichtet:

Als endlich
An mich die Reihe kam und ich den Brief
Ihm überreichte, den ich für ihn hatte,
Da warf er ihn, anstatt ihn zu eröffnen,

Verächtlich seinem Schreiber hin und ließ
Ein Bild durch seinen Mundschenk bringen; dieses
Sollt' ich betrachten und ihm sagen,
Ob ich es ähnlich fände oder nicht.

Herodes.

Das war das Bild —

Joab.

(hämisch)

Des Aristobolus,
Des Hohenpriesters, der so rasch ertrank,
Es war ihm längst durch Deine Schwiegermutter,
Durch Alexandra, die mit ihm verkehrt,
Schon zugeschickt, doch er verschlang's mit Gier,
Als hätte er es niemals noch erblickt.
Ich stand verwirrt und schweigend da. Er sprach,
Als er dieß sah: Die Lampen brennen wohl
Zu düster hier! und griff nach Deinem Brief,
Steckt ihn in Brand und ließ ihn vor dem Bild
Langsam verflackern, wie ein weißes Blatt.

Und weiter:

Ich rief: was machst Du da? Du hast ihn ja
Noch nicht gelesen! Er erwiderte:
Ich will Herodes sprechen! Das bedeutet's!
Er ist bei mir verklagt auf Tod und Leben!
Nun sollt' ich sagen, wie der Hohepriester
Gestorben sei. Und als ich ihm erzählte,
Bei'm Baden hab' der Schwindel ihn gepackt,
Da fuhr er d'rein: Gepackt! Ja, ja, das ist
Das rechte Wort; der Schwindel hatte Fäuste!
Und ich vernahm — verzeihst Du's, wenn ich's melde?
Daß man in Rom nicht glaubt, der Jüngling sei
Ertrunken, sondern daß man Dich bezüchtigt,
Du habest ihn durch Deine Kämmerer
Ersticken lassen in dem tiefen Fluß.

Und noch:

Jetzt winkt' er mir
Zu gehen und ich ging. Doch rief er mich
Noch einmal um und sprach: Du bist die Antwort
Auf meine erste Frage mir noch schuldig,
Drum wiederhol' ich sie. Gleicht dieses Bild
Dem Todten? Und als ich gezwungen nickte:
Gleicht Mariamne denn auch ihrem Bruder?
Gleicht sie dem Jüngling, der so schmählich starb?
Ist sie so schön, daß jedes Weib sie haßt?

Tödtlich getroffen, ruft Herodes aus:

Ha, Mariamne! Aber dazu lach' ich;
Denn davor werd' ich mich zu schützen wissen,
So oder so, es komme, wie es will! —

Denn das ist für ihn der Punkt, wo er sterblich ist. So steht er zum Antonius, der über sein Leben und seinen Tod entscheidet.

Herodes.

Ich gleiche
Dem Mann der Fabel, den der Löwe vorn,
Der Tiger hinten packte, dem die Geier
Mit Schnäbeln und mit Klau'n von oben drohten,
Und der auf einem Schlangenklumpen stand!

Wie ist sein Verhältniß zu Mariamne? Noch hat sie ihn seit der „dunklen" That nicht wieder vorgelassen, sie wies ihn „drei Mal" ab, jetzt kommt sie zu ihm, um ihm „dafür zu danken", daß er sie „seit ihres muntern Bruders jähem Tod jeden Tag so reich beschenkt, als ob er neu um sie würbe." Jedes Wort ihres Mundes ist dreifach geschliffen, man sieht, sie will ihn zur Rede stellen, aber sie kann ihm auf Umwegen nicht beikommen, und als sie ihm endlich gerade auf den Leib rückt, hält er ihr, sich in dämonischer Größe aufrichtend, den Gorgoschild der Nothwendigkeit entgegen, vor dem ihre Anklage verstummen muß.

Mariamne.

— — Das Wasser ist
Mir jetzt nicht mehr, was es mir sonst gewesen:
Ein mildes Element, das Blumen tränkt
Und mich und alle Welt erquickt, es flößt
Mir Schauder ein und füllt mich mit Entsetzen,
Seit es den Bruder mir verschlungen hat,
Ich denke stets: im Tropfen wohnt das Leben,
Doch in der Welle wohnt der bitt're Tod!
Dir muß es noch ganz anders sein!

Herodes.

Warum?

Mariamne.

Weil Du durch einen Fluß verleumdet wirst,
Der seine eig'ne, grausam-tück'sche That
Dir aufzubürden wagt! Doch fürcht' ihn nicht,
Ich widersprech' ihm!

Herodes.

In der That?

Mariamne.

Ich kann's!
Die Schwester lieben und den Bruder tödten,
Wie wär' das zu vereinen?

Herodes.

Doch vielleicht!
Wenn solch' ein Bruder selbst auf's Tödten sinnt,
Und man nur dadurch, daß man ihm begegnet,
Ja, ihm zuvorkommt, sich erhalten kann!
Wir sprechen hier vom Möglichen! Und weiter!
Wenn er, an sich zwar arglos, sich zur Waffe
In Feindeshänden machen läßt, zur Waffe,
Die tödtlich treffen muß, wenn man sie nicht

Zerbricht, bevor sie noch geschwungen wird.
Wir sprechen hier vom Möglichen! Und endlich!
Wenn diese Waffe nicht ein Einzelhaupt,
Nein, wenn sie eines Volkes Haupt bedroht!
Und eins, das diesem Volk so nöthig ist,
Wie irgend einem Rumpf das seinige.
Wir sprechen hier vom Möglichen, doch denk' ich,
In allen diesen Fällen wird die Schwester,
Als Weib aus schuld'ger Liebe zum Gemahl,
Als Tochter ihres Volks aus heil'ger Pflicht,
Als Königin aus beiden sagen müssen:
Es ist gescheh'n, was ich nicht schelten darf!

Nun bringt er ihr den ersten Kuß wieder ab, und erst, als sie ihn gab, sagt er ihr stolz und groß, daß er sich ihn zum Abschied genommen hat, und daß dieser Abschied für ewig sein kann.

Mariamne.

Für ewig?

Herodes.

Ja! Antonius läßt mich rufen,
Doch, ob auch wiederkehren, weiß ich nicht!

Mariamne.

Du weißt es nicht?

Herodes.

Weil ich nicht weiß, wie hart
Mich meine — Deine Mutter bei ihm verklagte!

Mariamne.

(will reden.)

Herodes.

Gleichviel! Ich werd's erfahren. Eins nur muß ich
Aus Deinem Munde wissen, wissen muß ich,
Ob ich und wie ich mich vertheidigen soll.

Mariamne.

Ob du —

Herodes.

O Mariamne, frage nicht!
Du kennst den Zauber, der mich an Dich knüpft,
Du weißt, daß jeder Tag ihn noch verstärkte,
Du mußt es ja empfinden, daß ich jetzt
Nicht für mich kämpfen kann, wenn Du mir nicht
Versicherst, daß Dein Herz noch für mich schlägt!
O, sag' mir, wie, ob feurig oder kalt,
Dann werde ich Dir sagen, ob Antonius
Mich Bruder nennen, oder ob er mich
Zum Hungertod in unterird'schen Kerker,
In dem Jugurtha starb, verdammen wird!
Du schweigst? O, schweige nicht! Ich fühl' es wohl,
Daß dieß Bekenntniß keinem König ziemt;
Er sollte nicht dem allgemeinen Loos

Der Menschheit unterworfen, sollte nicht
Im Innern an ein Wesen außer sich,
Er sollte nur an Gott gebunden sein!
Ich bin es nicht! Als Du vor einem Jahr
Im Sterben lagst, da ging ich damit um,
Mich selbst zu tödten, daß ich deinen Tod
Nur nicht erlebte, und — dieß weißt Du nun.
Ein And'res wisse auch! Wenn ich einmal,
Ich selbst, im Sterben läge, könnt' ich thun,
Was Du von Salome erwartest, könnte
Ein Gift Dir mischen und im Wein Dir reichen,
Damit ich Dein im Tod noch sicher sei!

Mariamne.

Wenn Du das thätest, würdest Du genesen?

Herodes.

O nein! o nein! Ich theilte ja mit Dir!
Du aber sprich: ein Uebermaß von Liebe,
Wie dieses wäre, könntest Du's verzeihn?

Sie erwidert in heiligem Menschenstolz, daß, wenn ihr nach einem solchen Trunk auch nur zu einem letzten Wort der Odem noch bliebe, sie ihn mit diesem Wort verfluchen würde.

Herodes.

Du bist so schön, daß Jeder, der Dich sieht,
An die Unsterblichkeit fast glauben muß,
Mit welcher sich die Pharisäer schmeicheln,
Weil keiner faßt, daß je in ihm Dein Bild
Erlöschen kann; so schön, daß ich mich nicht
Verwundern würde, wenn die Berge plötzlich
Ein edleres Metall, als Gold und Silber,
Mir lieferten, um Dich damit zu schmücken,
Das sie zurückgehalten, bis du kamst;
So schön, daß — — Ha! Und wissen, daß Du stirbst,
Sobald ein And'rer starb, aus Liebe stirbst,
Und dem, der Dir voranging, nachzueilen,
Und Dich in einer Sphäre, wo man ist
Und nicht mehr ist, ich stell' mir das so vor,
Als letzter Hauch zum letzten Hauch zu mischen,
Das wär' freiwill'gen Todes werth, das hieße
Jenseits des Grabes, wo das Grauen wohnt,
Noch ein Entzücken finden: Mariamne,
Darf ich dieß hoffen, oder muß ich fürchten,
Daß Du — Antonius hat nach Dir gefragt!

Mariamne.

Man stellt auf Thaten keinen Schuldschein aus,
Viel weniger auf Schmerzen und auf Opfer,
Wie die Verzweiflung zwar, ich fühl's, sie bringen,
Doch nie die Liebe sie verlangen kann!

Herodes.

Leb' wohl!

Mariamne.

Leb' wohl! Ich weiß, Du kehrst zurück!
Dich tödtet (sie zeigt gen Himmel) Der allein!

Herodes.

So klein die Angst?

Mariamne.

So groß die Zuversicht!

Herodes.

Die Liebe zittert!
Sie zittert selbst in einer Heldenbrust!

Mariamne.

Die meine zittert nicht!

Herodes.

Du zitterst nicht!

Mariamne.

Nun fang' ich an! Kannst Du nicht mehr vertrauen,
Seit Du den Bruder mir — Dann wehe mir
Und wehe Dir!

Herodes.

Du hältst das Wort zurück,
Das schlichte Wort, wo ich auf einen Schwur
Von Dir gehofft: worauf noch soll ich bau'n?

Mariamne.

Und leistete ich den, was bürgte Dir,
Daß ich ihn hielte? Immer nur ich selbst,
Mein Wesen, wie Du's kennst. D'rum denke ich,
Du fängst, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n
Doch enden mußt, sogleich mit beiden an!
Geh! Geh! Ich kann nicht anders! Heut' noch nicht! (ab.)

Damit geht sie. Er hat ihr ein Unendliches wieder abgewonnen, sie hat seine blutbefleckte Hand wieder angefaßt, den Druck seiner Lippen geduldet. Aber er, in der Gewaltsamkeit seiner Soldaten-Natur, und allerdings auch vom Moment gedrängt, verlangt mehr, und als sie dieß, nicht versagt, nur zurückhält, faßt er den furchtbaren Entschluß, ihrem Leben eigenmächtig das Ziel zu setzen und sich ihrer dadurch auch gegen ihren Willen für alle Zukunft zu versichern.

Herodes.

Sie kann es tragen,
Daß ich mit diesem Eindruck — — Wohl, es sei!
Nach Alexandria — in's Grab — Gleichviel!
Doch Eins zuvor! Eins! Erd' und Himmel hört's!
Mir schwurst Du nichts, Dir will ich etwas schwören;
Ich stell' Dich unter's Schwert; Antonius,
Wenn er mich Deinetwegen fallen läßt,
Und Deiner Mutter wegen thut er's nicht,
Soll sich betrügen, sei's auch zweifelhaft,
Ob mir das Kleid, das mich im Sterben denkt,

Mit in die Grube folgt, weil mir ein Dieb
Es ja noch stehlen kann, Du sollst mir folgen!
Das steht nun fest! Wenn ich nicht wiederkehre,
So stirbst Du! Den Befehl laß ich zurück!

Diesen Befehl gibt er seinem Schwager Joseph, der ihm einst den schon auf der Flucht begriffenen Aristobolus wieder in die Hände geliefert und also von der Rache, wenn nicht der Mariamne, so doch der Alexandra, Alles zu fürchten hat. Die Scene, worin es geschieht, gehört zu den meisterhaftesten des Dramas; der kleine Joseph wird von dem großen Herodes durch die Mahnung an seine früheren Späher-Leistungen und deren muthmaßliche Folgen in den Entschluß zur Blutthat förmlich hineingehetzt; für den Fall, daß er etwas verrathen und der König aus Alexandria zurückkehren sollte, muß er noch obendrein sein Todesurtheil geschrieben entgegennehmen, und sich anheischig machen, es dem Henker sodann selbst zu überreichen. Man recapitulire die Exposition, und überzeuge sich, daß dieser Dichter in Eisen gießt, während die meisten seiner Kollegen in Pappe arbeiten. Keine Spur von Entschlüssen, die wie Blasen aufquirlen und deren Folgen man nur verlachen kann, weil sie keine Wurzeln haben; überall strenge Nothwendigkeit. Herodes tödtet den Aristobolus, weil dieser sonst vielleicht ihn getödtet, ihm den Raum wenigstens bis zum Ersticken verengt hätte; Antonius zieht ihn zur Rechenschaft, aber weniger des Mords wegen, als weil er das wunderbar schöne Weib besitzt; das macht ihn doppelt bedenklich über den Ausgang und zugleich doppelt eifersüchtig. Nichts natürlicher, als daß er gerade in diesem Moment sich der Unendlichkeit ihrer Liebe auf alle Weise zu versichern sucht, aber auch Nichts natürlicher, als daß sie, die den Brudermord in sich zu überwinden hat, hinter seinen Wünschen und Erwartungen zurückbleibt. Daraus geht denn jener furchtbare Entschluß hervor, dessen sich die Nemesis, die ihn dazu verdammt hatte, daß er in Allem, was er liebte, sich selbst vernichten sollte, bemächtigt; er faßt den Entschluß in einem Augenblick der ungeheuersten Leidenschaftlichkeit, aber die Vollziehung desselben überträgt er, gleich wieder besonnen, einem Menschen, dem aus ganz anderen Gründen an dem Untergang der Mariamne eben so sehr liegen muß, wie ihm selbst; es ist nicht die Rede davon, daß er sich bei diesem auf eine Treue nach dem Tode verläßt, die er bei seiner Gemahlin bezweifelt. Wenn er dann mit den Worten aufbricht:

Herodes.

Nun lebt sie unter'm Schwert! Das wird mich spornen,
Zu thun, was ich noch nie gethan; zu dulden,
Was ich noch nie geduldet, und mich trösten,
Wenn es umsonst geschieht! Nun fort! —

(Ab.)

so ist das nicht etwa eine bloße Selbstbeschönigung; er ist wirklich nicht bloß zum Handeln, sondern auch zum Dulden bereit, weil Mariamnes Leben davon abhängt, und darin liegt denn auch doch wieder eine bedeutende Vermenschlichung seines Entschlusses, die er später auch geltend macht. Das hilft ihm freilich Nichts bei der zu tödtlich getroffenen Mariamne, aber wohl bei dem unparteiischen Leser und Zuschauer.

Den ersten Act habe ich als Unterbau des ganzen Werks ausführlich entwickeln müssen; bei den folgenden will ich mich aus Rücksicht auf den Raum, der leider das Hinabsteigen in's Detail à la Rötscher nicht gestattet, auf die cursorische Inhalts-Angabe beschränken. Kaum ist Herodes fort, als seine Schwiegermutter Alexandra, die furchtbare Ate des Maccabäerstamms, handelnd auf den Schauplatz tritt. Sie

hat ihm in Alexandrien die Anklage bereitet, sie sucht nun in Jerusalem einen Aufstand zu erregen, damit Antonius sich überzeuge, daß „er keineswegs der Ring von Eisen sei, der in Judäa Alles zusammenhalte." Sie bedient sich als Werkzeug des fanatischen Pharisäers Sameas, der als echter Buchstaben-Gläubiger in Herodes den Neuerer haßt, während dieser sich im Bewußtsein seiner Reformationsgedanken für den Messias der Juden hält, und ihm aus Märtyrer-Begierde schon im ersten Act in's Angesicht trotzt. Dieser theilt ihr mit, daß seine Partei längst vorbereitet ist, daß sogar ein Blinder mit im Bunde steckt, der bei dem Unternehmen, wenn es mißlingen sollte, lieber seinen Tod finden, als in einer dem Herodes unterworfenen Welt noch länger leben will, und daß die Empörung jeden Augenblick beginnen kann. Er eilt fort, um „Wehe rufend im Sack und in der Asche durch die Straßen zu ziehen" und so das Zeichen zu geben. Nun sucht Alexandra ihre Tochter zu gewinnen, mit ihr nach Rom zu gehen, sie ist ihr seit dem Tode des Aristobolus, wo ihre Liebe zu Herodes die Gestalt des Hasses annahm, ein Räthsel. Aber dieß Räthsel hat sie freilich schlecht entziffert, denn als sie Herodes zu schmähen und herabzusetzen wagt, erhebt sich Mariamne, wie eine zürnende Eumenide, und ohne seine Missethat feig und klein zu läugnen oder zu verhüllen, wirft sie die Verantwortung dafür unter bitterer Anklage der herrschgierigen, ränkesüchtigen Mutter zu.

„Wenn dieser Jüngling (Aristobolus), der geboren schien
Der Welt den ersten Glücklichen zu zeigen,
Wenn er so rasch ein dunkles Ende fand,
Und wenn der Mann, der jeden andern Mann,
Wie er sein Schwert nur zieht, zum Weibe macht,
Wenn er — ich weiß nicht, ob er's that, doch fürcht' ich's;
Dann tragen Ehrsucht, Herrschgier zwar die Schuld,
Doch nicht die Ehrsucht, die der Todte hegte,
Und nicht die Herrschgier, die den König plagt!
Ich will Dich nicht verklagen, mir geziemt's nicht,
Ich will dafür, daß Du uns ein Gespenst,
Ein blut'ges, in die Ehekammer schicktest,
Von Dir nicht eine Reuethräne seh'n,
Obgleich wir nie jetzt mehr zu Zweien sind,
Und mir der Dritte so den Sinn verstört,
Daß ich verstumme, wenn ich reden sollte,
Und daß ich rede, wenn zu schweigen wär';
Ich will nicht einmal Deinen Racheburst
Ersticken, will nicht fragen, was Du rächst,
Ob Deine Pläne oder Deinen Sohn:
Thu', was Du willst, geh' weiter, halte ein,
Nur sei gewiß, daß Du, wenn Du Herodes
Zu treffen weißt, auch Mariamne triffst;
Den Schwur, den ich zurückhielt, als er scheidend
Ihn forderte, den leist' ich jetzt: Ich sterbe,
Wenn er stirbt! Handle denn und sprich nicht mehr!

Hier ist sie denn, die zweite Hälfte ihres Wesens, die gebunden war, als Herodes darnach schmachtete, die nicht aus dem Innern heraus treten konnte und vor seinem rohen Ungestüm immer tiefer zurücktrat. Hier ist sogar der Schwur, den er verlangte. Aber zugleich erkennen wir, daß eben ein Moment wie dieser kommen

mußte, wenn ihr Herz so aufspringen sollte; sie legt die noch immer im Kern ungeschwächte Unendlichkeit ihrer Liebe dar, denn diese wird bezweifelt, ja als erloschen behandelt; sie schwört, denn sie soll durch den Schwur nicht bloß bekräftigen, was sich nach ihrem Gefühl von selbst versteht, sie kann Herodes durch ihren Schwur, wenn durch irgend Etwas, vor den Umtrieben ihrer Mutter schützen! Gewiß ist dieß außerordentlich schön und tief. Nun kommt Joseph, bis an die Zähne bewaffnet. Er wird mit bittrem Hohn empfangen, läßt sich aber dadurch nicht beirren, sondern versucht die Weiber, um zu erfahren, welch' ein Schicksal ihm bevorsteht, wenn Herodes wirklich nicht zurückkehren, wenn er todt sein sollte, wie ganz Jerusalem glaubt. Das Resultat ist, daß er sich sagt: der König hat Recht gehabt, ich muß die That vollbringen oder erleiden, ich muß mir die Krone auf's Haupt setzen, wenn ich's vor'm Henkerbeil schützen will! Jetzt ist er denn auch zum Aeußersten entschlossen. Mittlerweile ist Sameas thätig gewesen, die Empörung ist ausgebrochen und Titus, der römische Cohorten-Führer, erscheint, um den Vicekönig zu fragen, ob er „tödten oder gefangen nehmen" soll. Joseph erklärt seinen Willen und Titus eilt zu seinen Truppen zurück. Joseph benimmt sich nun so zweideutig, daß die Weiber schweren Verdacht schöpfen, er hat ihre bisherige römische Wache mit einer galiläischen vertauscht, auf die er sich unbedingt verlassen kann, er erklärt Alexandra sogar, als diese die Burg verlassen will, für eine Gefangene, und gibt ihr, wie sie sich auf die Zinne verfügt, einen Soldaten zur Seite, der „mit dem Kopf" für sie haften muß; der Aufruhr dringt ihm so entschiedene Schritte ab, die er selbst verflucht. „Mir däucht, Herodes Geist ist über mir!" ruft er aus, während er das Alles thut; die ewige Abhängigkeit der kleinen Natur von der großen kann nicht treffender geschildert werden, wie es durch dieß unfreiwillige Imitiren geschieht. Mariamne, die ihn für zu nichtig hält, um ihm selbst im Guten oder im Schlimmen etwas Außerordentliches zuzutrauen, ahnt gleich, daß er nur Werkzeug ist, aber ihr Verdacht fällt auf sein Weib Salome, Herodes' Schwester, die in ihr die Maccabäerin haßt. „Ihr Kopf ist mein!" ruft sie triumphirend aus und treibt Joseph in die Enge. Je mehr er sich bestrebt, sich heraus zu winden, je mehr verwickelt er sich; bald ist es für sie zweifellos, daß er sie wirklich tödten will, aber noch immer glaubt sie, daß Salome ihm den Mordgedanken eingegeben hat, und sie schwört ihm, daß sie sich an ihm und ihr rächen wird, wie Herodes sie rächen würde, wenn er zurückkehrte und das erführe. Dieß Wort faßt Joseph auf, darin sieht er seine Rettung, daran sucht er sie fest zu nageln, dabei hat er, nach dem, was er weiß, Nichts zu wagen. Nun endlich geräth ihr Verdacht auf die rechte Spur; der Abschied von Herodes tritt verhängnißvoll wieder vor ihre Seele. „Du sprichst, als ob er selber mich zum Opferthier und Dich zum Opferpriester erlesen hätte! Ist es so? Gieb Antwort! Joseph möchte die Antwort gern so lange verzögern, bis er gewiß weiß, daß Herodes todt ist, aber Mariamne verlangt, daß er auf der Stelle sprechen, oder auf ewig schweigen soll; er könnte ja den Todten fälschlich anklagen, um sich und sein Weib zu rechtfertigen. Jetzt muß er reden, aber auch jetzt noch sucht er Umschweife. Leider aber braucht er, auch hier abhängig von Herodes, dabei Ausdrücke, die Mariamnen bekannt sind, die sie aus dem eigenen Munde ihres Gemahls vernommen hat. „Und wenn es wäre, was würde es anders sein, als ein Beweis, daß er Dich liebt, wie nie ein Mann sein Weib noch liebte? Ich dächte doch, es könnte Dir nur schmeicheln, wenn ihm der Tod nicht halb so bitter wäre, als der Gedanke, Dich zurück zu lassen!" Nun ist keine Täuschung mehr möglich, und der furchtbarste Schmerz bemächtigt sich ihrer.

„Der Sterbende, der seinen Feigenbaum
Abhauen ließe, weil er seine Früchte
Nach seinem Tode keinem Andern gönnte,
Der Sterbende wär' ruchlos, und er hätte
Den Baum vielleicht doch selbst gepflanzt und wüßte,
Daß er den Dieb, daß er sogar den Mörder
Erquicken müßte, der ihn schüttelte.
Bei mir fällt Beides weg! Und doch! Und doch!
Das ist ein Frevel, wie's noch keinen gab."

Jetzt erscheint Salome. Joseph ist immer hinter Mariamne hergeschlichen, natürlich nur, um sie zu überwachen und auszuhorchen. Salome hat das in ihrer blinden Eifersucht ganz anders ausgelegt, sie kommt, um ihn zur Rede zu stellen. Joseph, der sie nicht aufklären darf, sucht sie zu begütigen und flüstert im Geheimen zu ihr von einem Auftrag. „Ein Auftrag? Welch ein Auftrag? versetzt die Ungläubige laut und scharf. „Ein Auftrag! Dieß das Siegel!" wiederholt Mariamne und bricht zusammen; sie erträgt es nicht, daß sie für Herodes nur „ein Ding" gewesen ist und weiter Nichts! Man überschaue auch diesen Act und bewundere den Bau. Da sind keine unberechenbare Zufälligkeiten, welche die Intentionen der handelnden Personen kreuzen; wenn ihnen ihre Unternehmungen nicht glücken, so ist ihnen Nichts im Wege, als ihre eigene Natur, ihre innerste Beschaffenheit. Kein Lauscher verräth z. B. den Joseph, er schwatzt nicht gegen sein Weib, er hält noch weniger ein Selbstgespräch, das behorcht wird. Es geschieht nur einfach, was in dem unruhigen Judäa jeden Tag geschehen konnte, worauf er also gefaßt sein mußte, ein Aufruhr bricht aus, und nun soll er handeln, zum Handeln ist er aber nicht gemacht. Auch jetzt ergreift er keine verkehrten Maßregeln, er ist nur gar zu vorsichtig und fällt durch diese seine übertriebene Vorsicht, die keinen Schritt vorwärts zu thun wagt, bevor jeder Posten besetzt ist. Stände ihm nicht in Mariamne ein höheres Wesen, stände ihm Einer seines Gleichen gegenüber, so wäre seine Tactik richtig, und er würde siegen! Das wiederholt sich durch das ganze Stück und ist eine der Grund-Ideen.

Jetzt kehrt Herodes, der, wie er verkleidet des Nachts in Jerusalems Straßen umhergeht, die Ueberraschung liebt und sich nicht erst lange anmeldet, von Alexandrien zurück, und furchtbar drängt Alles zur Entscheidung. Den Aufruhr hat Titus schon erstickt; Herodes freut sich, daß er „nun alle Schlangen kennt, die sich sonst still vor ihm verkrochen," wie er beim Wiedersehen zu Alexandra, nicht ohne bittere Beziehung auf sie selbst, die böse Schwiegermutter, sagt. Soemus, der Statthalter von Galiläa, der herübergekommen war, um Joseph zu warnen, hat Titus dabei geholfen, und aus der Art, wie Herodes ihn im Fluge begrüßt, sehen wir, wie nah er vor ihm steht. Herodes ist voll Heiterkeit, er hat ein Wort für Jedermann, aber er ist erstaunt, Mariamne nicht zu finden. „Sie ging, als Du kamst!" — sagt Salome, und klagt sie öffentlich vor allen Umstehenden des Ehebruchs mit Joseph an. Herodes war, im Bewußtsein seiner Schuld, im Begriff, sich zu Mariamne zu begeben, jetzt läßt er sie rufen, denn wo sie angeklagt wurde, muß sie losgesprochen werden. Sie kommt und steht da, als ob „Berg und Thal, die sie so lange von einander trennten, noch immer zwischen ihnen lägen." Herodes, anfangs erstaunt, endlich empört, fragt sie, ob ihr seine Wiederkunft verhaßt sei. „Wie sollte sie — erwidert Mariamne — sie gibt mir ja das Leben zurück." Dieß Wort gibt ihm ein furchtbares Licht, er läßt Alles, was anwesend ist, abtreten und es erfolgt eine

Scene, in der die beiden riesigen Naturen sich wie mit Felsblöcken gegenseitig zu zermalmen suchen. Herodes, der Schuldige, verliert den Schwerpunkt ganz und gar und fällt von Uebereilung in Uebereilung, Mariamne steht unnahbar da. Er läugnet nicht, aber er fragt: um welchen Preis erfuhrst Du dieß Geheimniß? Wohlfeil war es nicht, mir stand ein Kopf zum Pfand! „O Salome — erwidert Mariamne ihm stolz — Du kanntest Deinen Bruder! Frage den, der mir's verrieth, was er empfangen hat, von mir erwarte keine Antwort mehr! Ohne ihn zu fragen, ohne ihn nur vor sein Angesicht kommen zu lassen, läßt Herodes den unseligen Joseph jetzt hinrichten, indem er ihn den Brief bestellen läßt, den er im ersten Act für den Henker vom König erhielt; dennoch ist der Argwohn in seiner Brust nicht ganz erstickt. Nun vertheidigt er sich. „Ich that, was auf dem Schlachtfeld der Soldat thut, der die Standarte, die ihn führt, mit eigener Hand in's Gewühl der Feinde wirft, aber nicht, weil er sie preiszugeben, sondern weil er sich ihr nachzustürzen denkt, und den Siegeskranz, der nicht dem Muth, nur der Verzweiflung noch erreichbar war, durch die letzte und ungeheuerste Anstrengung noch zu erringen hofft!" Aber sie erwidert:

Du sprichst umsonst! Du hast in mir die Menschheit
Geschändet, meinen Schmerz muß Jeder theilen,
Der Mensch ist, wie ich selbst, er braucht mir nicht
Verwandt, er braucht nicht Weib zu sein, wie ich.
Als Du durch heimlich-stillen Mord den Bruder
Mir raubtest, konnten die nur mit mir weinen,
Die Brüder haben, alle Andern mochten
Noch trock'nen Auges auf die Seite treten
Und mir ihr Mitleid weigern. Doch ein Leben
Hat Jedermann und Keiner will das Leben
Sich nehmen lassen, als von Gott allein,
Der es gegeben hat! Solch' einen Frevel
Verdammt das ganze menschliche Geschlecht,
Verdammt das Schicksal, das ihn zwar beginnen,
Doch nicht gelingen ließ, verdammst Du selbst!
Und wenn der Mensch in mir so tief durch Dich
Gekränkt ist, sprich, was soll das Weib empfinden,
Wie steh' ich jetzt zu Dir und Du zu mir?

Und diese Worte sind nicht bloß charakteristisch für die Situation, sie sind es für die ganze Tragödie; es dürfte sich nicht eine einzige finden, in der das Pathos ein so ganz allgemeines, die Theilnahme des ganzen Menschengeschlechts herausforderndes ist. Jetzt können die beiden Menschen nur noch auseinandergehen, und das ist unmöglich, da sie, wie die zwei Hälften eines Ganzen zu einander gehören, oder sich gegenseitig vernichten. Da greift das Schicksal ein; Antonius ruft den kaum zurückgekehrten Herodes wieder ab, damit er ihn gegen Octavian in dem endlich zwischen beiden Duumvirn zum Ausbruch gekommenen Kampf um die Welt unterstütze; nur, weil er die Nähe dieses Kampfs voraussah, hat er dem Judenkönig verziehen. Dieß ist nicht etwa ein plumper Zufall, der die Krisis der Tragödie unnöthigerweise aufschiebt: es ist eine tiefe Nothwendigkeit, welche die Faktoren der Tragödie von allem Zufälligen entkleidet. So faßt es Mariamne auch gleich. „Er zieht noch einmal fort! — ruft sie aus — Dank, Ew'ger, Dank! Jetzt werd' ich's seh'n, ob ihn bloß das Fieber der gereizten Leidenschaft verwirrte, oder

ob sich mir in klarer That sein Innerstes verrieth." Aber er mißdeutet ihre Freude, ihr frisches Aufathmen, er sagt: „Hoffe nicht zu viel, man stirbt nicht stets in einem Krieg!" Ihr will das Herz aufspringen, so roh berührt, aber sie hält an sich, sie sagt: die Probe ist keine, wenn er ahnt, was Dich bewegt! und schweigt. Nun will er wissen, wie es kam, daß Joseph den Kopf an sie verschenkt hat, damit er sie nicht länger im Nebel sehe und ein Mittel habe, böse Träume zu verscheuchen. Sie versetzt ihm auf sein ungestümes Eindringen: wenn Deine Neugier mich dereinst fragt, so antworte ich vielleicht, jetzt bin ich stumm! Dieß kann zu spröde scheinen, ist es aber nicht, denn wenn sie ihm Alles aufklärte, und ihm etwa obendrein noch den vor ihrer Mutter abgelegten Schwur mittheilte, so müßte er ein Thier sein, falls er den Blutbefehl wiederholte. Nur dadurch, daß sie im Nebel stehen bleibt, kann sie zu der Erfahrung gelangen, ob Herodes im Stande ist, in ihr die Menschheit, welcher die freie Selbstbestimmung nicht geraubt werden darf, zu achten; es gibt nur einen Weg zu diesem Ziel. Aber für ihn ist die Rückkehr zum Maß aus Gründen, die sie ihm im fünften Akt vorhält, nicht mehr möglich; vergebens mahnt sie ihn, fast zu weit aus dem ihr nothwendigen Dunkel hervortretend, an das Verhängnißvolle, vielleicht für alle Ewigkeit Entscheidende der schwülen Stunde; er bittet sie, ihm nicht zu sehr zu zürnen, wenn er noch einmal wiederkehren sollte. Sie eilt ab, weil sie ihres Herzens nicht mehr sicher ist; er gibt dem Soemus jetzt den blutigen Auftrag. Mit großer Weisheit verweist der Dichter die Eifersucht auf Joseph hiebei in den Hintergrund; Herodes ruft sich nur einmal sein Bild zurück und ist geheilt. Aber „nun muß ich das von ihrer Rache fürchten, was ich von ihrer Wankelmüthigkeit vielleicht mit Unrecht fürchtete." Dem Soemus gibt er das stolze Zeugniß, daß er da stehen würde, wo er selber steht, wenn er, Herodes, nicht auf der Welt wäre. Seiner ist er ganz sicher; aus ihm lockt sie Nichts heraus, wenn sie ihn auf Menschenart versucht; verräth er ihn, so zahlt sie auch den höchsten Preis. In dieser äußeren Wiederkehr derselben Situation, die doch innerlich eine so ganz andere ist, gipfelt nach meiner Meinung das ganze Drama. Wie man sie tadeln konnte, begreife ich nicht; nur durch sie steigert sich, was eine Handlung war, die doch zu sehr durch den plötzlichen Drang des Moments hervorgerufen wurde, als daß sie die Eumeniden gleich in voller Waffenrüstung hätte herauf rufen dürfen, zur runden, blanken That. Wenn der Dichter nicht so gedacht hätte, es dürfte ihm sehr leicht geworden sein, sie zu vermeiden. Aber er erblickte in diesem sogenannten Fehler vermuthlich den Triumph seiner Kunst.

Herodes hat sich in Soemus nicht getäuscht, er ist in der That der Mann, wofür er ihn hält. Aber eben darum hat er sich geirrt, als er glaubte, daß er mit derselben Willigkeit, womit er ihm bessere Dienste leistete, seinen Mordknecht abgeben würde. Soemus übernahm den Auftrag nur zum Schein, um Mariamne vor einem wirklichen Henker zu schützen. Als daher die Nachricht in Jerusalem eintrifft, daß Antonius die Schlacht bei Actium verloren und alle seine Anhänger und Freunde, an deren Spitze Herodes stand, in seinen Untergang mit verwickelt hat, beeilt er sich, Mariamne über ihren Gemahl, der nach seiner Kenntniß des Siegers Octavian nicht mehr unter den Lebendigen weilen kann, und dem sie die Thränen, die er nicht verdient, auch nicht nachweinen soll, zu enttäuschen. Sie hat ihn bisher gemieden und geflohen; jetzt entläßt er den von Herodes zum Tode verurtheilten Aufrührer Sameas aus seinem Kerker, um zu ihr zu gelangen. Sie zieht ihn zur Rechenschaft, sie erblickt in seiner Eigenmächtigkeit den Beweis, daß er vom Tode des Königs fest überzeugt ist, sie weiß, was die Ueberzeugung eines solchen Mannes bedeutet, und wird dadurch er-

schreckt. Aber sie schwört, daß sie Herodes auch im Tode noch Gehorsam zu verschaffen wissen wird; es soll nicht ein einziger seiner Befehle unvollzogen bleiben, das soll sein Todtenopfer sein! Dahin wollte Soemus sie bringen; er erklärt sich jetzt bereit, den Sameas auf der Stelle nach Herodes Gebot tödten zu lassen, fragt sie dann aber, ob er, damit das Todtenopfer vollkommen werde, auch sie durchstoßen solle, er habe auch dazu den Befehl von ihm. Nun ist Mariamne vernichtet und in den furchtbaren Worten: ich hatte Nichts, ich habe Nichts, ich werde Nichts haben; war denn je ein Mensch so arm? haucht sie, weniger ihren Schmerz, als ihre Seele aus. Alexandra meint, jetzt werde sie wissen, was sie thun müsse; sie sagt Ja, zieht den Dolch und will sich durchbohren. Daran verhindert, ruft sie aus: das war verkehrt, dieß Amt versah er für sich selbst! Und nun von der drängenden Mutter aufgefordert, sich dem Schutz der Römer zu übergeben, versetzt sie: ich werde Niemand, dem an sich was liegt, verhindern, das zu thun; ich selbst, ich gebe zur Nacht ein Fest! Mit unheimlicher Eile befiehlt sie den Dienern dann, alle Kerzen anzuzünden, die brennen wollen, alle Blumen abzupflücken, die noch nicht welken; sie wird Allen ein Räthsel. Soemus sucht sie zu trösten; sie weist den „Verräther" herb mit seinem unverlangten Mitleid zurück. Aber nun erhebt er sich in seiner Manneshoheit; wer Dienste von ihm fordert, die ihn, vollbracht oder nicht vollbracht, schmachvoll dem sicheren Untergange weihen, der spricht ihn los von jeder Pflicht, dem muß er zeigen, daß es zwischen Königen und Sklaven eine Mittelstufe gibt, und daß der Mann auf dieser steht. Mariamne erkennt mit Schaudern, daß Herodes an Soemus gefrevelt hat, wie an ihr selbst, und bittet ihm ab; Soemus ist eine der köstlichsten Gestalten unserer gesammten dramatischen Literatur, nnd verdiente eine eigene Entwicklung. Das Fest wird eröffnet und Mariamne tanzt „um den Tod"; Salome gelangt nach ihrer Meinung zu der Gewißheit, daß ihr kein Mensch auf Erden Unrecht thun könne, Titus muß nach dem, was er sieht, später ebenfalls gegen sie zeugen; wir aber ahnen, wie es gemeint ist, wenn wir hören, was sie zu Soemus sagt, als sie ihm den Arm zum Tanze reicht. „So — ruft sie aus — hat Herodes mich gewiß gesehen, als er Dir den blutigen Befehl gab; wunderbar, es ist nun wirklich Alles so gekommen!" Von der unendlichen Lebensfülle und dem zauberischen Colorit dieser Scenen kann keine Skizze einen Begriff geben; sie sind leicht die höchsten im Drama. Wie das Fest seinen Höhepunkt erreicht hat, kommt Herodes; der Bote, der ihn ankündigen sollte, ward unterwegs erschlagen. Er hat sich nach dem Untergang des Antonius dem Octavian gestellt und durch sein würdigstolzes Benehmen auch dessen Gunst davon getragen; auch dieß ist vom Dichter wunderbar, obgleich nur im Vorübergehn und in knappster Form dargestellt worden, aber ich darf mich nicht dabei aufhalten. Mariamne ruft aus, als sie ihren Gemahl erblickt: der Tod ist unter uns! und seine Schwester belehrt ihn, daß das Fest nicht, wie er meint, seiner Ankunft, sondern seinem Tode gegolten hat. Er fragt: Soemus, verriethst Du mich? Soemus antwortet: ich läugne Nichts, doch daß ich Dich für todt hielt, magst Du glauben! „Und nach dem Tode hört Alles auf, nicht wahr?" sagt Herodes mit schrecklichem Lachen unter Bezug auf Mariamne; dann bricht er furchtbar aus: „ich muß mich waschen, waschen, Blut her! Sogleich beruf' ich ein Gericht!" Mariamne fragt, ob sie Gefangne ist und läßt sich unter den Worten: der Tod kann mein Gemahl nicht länger sein! abführen. Gerade hier, wo sich Alles in Nacht und Grauen aufzulösen anfängt, läßt der Dichter uns einen Blick in die ursprüngliche Schönheit dieser jetzt zertrümmerten Welt werfen. Herodes ruft Mariamnen nach:

Ha, ha, zu der hab' ich einmal gesprochen:
Zwei Menschen, die sich lieben, wie sie sollen,
Können einander gar nicht überleben,
Und wenn ich selbst auf fernem Schlachtfeld fiele:
Man brauchte Dir's durch Boten nicht zu melden,
Du fühltest es sogleich, wie es gescheh'n,
Und stürbest ohne Wunde mit an meiner!
Titus, verlach' mich nicht! So ist's! So ist's!
Allein die Menschen lieben sich nicht so!

Die Katastrophe kann nicht mehr zweifelhaft sein. Die beiden gewaltigen Naturen stehen einander so gegenüber, daß keine mehr zurück kann, ohne sich in's Gegentheil von sich selbst zu verkehren. Von Salome gehetzt, von Titus nicht zurückgehalten, ruft dann Herodes am nächsten Morgen aus Angehörigen seines Hauses ein Gericht zusammen. Angeklagt, sie habe ihren Herrn und Gemahl betrogen, antwortet sie:

Mariamne.

Betrogen? Wie? Unmöglich!
Hat er mich nicht gefunden, wie er mich
Zu finden dachte? Nicht bei Tanz und Spiel?
Zog ich, als ich von seinem Tode hörte,
Die Trauerkleider an? Vergoß ich Thränen?
Zerrauft' ich mir das Haar? Dann hätt' ich ihn
Betrogen, doch ich hab' es nicht gethan
Und kann es darthun. Salome, sprich Du!

Herodes.

Ich fand sie, wie sie gesagt. Sie braucht sich nicht
Nach einem andern Zeugen umzuseh'n.
Doch niemals, niemals hätte ich's gedacht!

Mariamne.

Niemals gedacht? Und doch verlarvt den Henker
Dicht hinter mich gestellt? Das kann nicht sein!
Wie ich beim Scheiden stand vor seinem Geist,
So hat er mich bei'm Wiederseh'n gefunden,
Drum muß ich läugnen, daß ich ihn betrog!

Herodes
(in ein wildes Gelächter ausbrechend).

Sie hat mich nicht betrogen, weil sie Nichts
Gethan, als was das Vorgefühl, die Ahnung,
Wie preis ich sie, die düst're Warnerin!
Mich fürchten ließ — (zu Mariamne) Weib! Weib! Dieß steht Dir an?
Doch baue nicht zu fest darauf, daß ich
Mit Glück und Ruhe auch die Kraft verlor,
Mir blieb vielleicht ein Rest noch für die Rache
Und — schon als Knabe schoß ich einem Vogel,
Stets einen Pfeil nach, wenn er mir entflog.

Mariamne.

Sprich nicht von Vorgefühl und Ahnung, sprich
Von Furcht allein! Du zitterst vor dem,

Was Du verdienest! Das ist Menschenart!
Du kannst der Schwester nicht mehr trau'n, seit Du
Den Bruder tödtetest, Du hast das Aergste
Mir zugefügt und glaubst nun, daß ich's Dir
Erwidern, ja, Dich überbieten muß!
Wie, oder hast Du stets, wenn Du dem Tod
In ehrlich-off'nem Krieg entgegen zogst,
Den Henker hinter mich gestellt? Du schweigst!
Wohlan denn! Da Du's selbst so tief empfindest,
Was sich für mich geziemt, da Deine Furcht
Mich über meine Pflicht belehrt, so will
Ich endlich diese heil'ge Pflicht erfüllen,
D'rum scheid' ich mich auf ewig von Dir ab!

Herodes' Zorn entflammt sich jetzt immer gewaltiger; das Moment der Eifersucht, der Gedanke an die begangene Untreue tritt, und dieß ist äußerst bedeutend, fast ganz in den Hintergrund; aber das Weib, das sich nicht beugen will, das „da stehen kann, wie sie vor ihm und den Richtern steht," soll verdammt werden, und zwar zum Tode. Die Richter urtheilen eigentlich nicht; der Vorsitzende fordert seine Genossen auf, sich zu erheben, wenn sie den Spruch des Königs nicht für gerecht halten; Keiner wagt's. Mariamne bittet sich als letzte Gunst ein Gespräch mit Titus aus; es wird ihr bewilligt und, wie das Gold aus der Goldwäsche, geht sie als ein reiner Geist in verklärter Gestalt aus diesem Gespräch hervor. Was bisher noch im Dämmerlicht halb verborgen war, wird plötzlich hell; eine Larve hat auf dem Feste getanzt, eine Larve hat vor Gericht gestanden, für eine Larve wird das Beil geschliffen; Herodes soll das Weib, das er erblickte, tödten und erst im Tode die wahre Mariamne sehen. Titus, tief erschüttert, will zu Herodes eilen; Mariamne zückt ihren Dolch, und droht, sich ihn auf der Stelle in die Brust zu stoßen, wenn er sich auch nur einen Schritt von ihr entferne; wohl aber wünscht sie sehnlichst bis zum letzten Augenblick, daß Herodes von selbst in sich gehen und zu ihr kommen möge. Es geschieht nicht, sie wird abgeführt und stirbt. Es ist die Frage aufgeworfen worden, warum sie nicht spricht und sich rettet; ich begreife diese Frage nicht. Der ganze Kampf, den sie mit ihm führt, besteht darin, daß er das in ihr anerkennen und ehren lernen soll, was die Person vom Ding unterscheidet. Er vermag es nicht, und in dem Augenblick, wo sie zu dieser Ueberzeugung gelangt, hat ihr Leben ein Ende; was wäre noch an ihr zu retten, die „Nichts hat, Nichts hatte, Nichts haben wird," und die sich wünscht, daß „man ihr den Sarg aus Granit höhlen und ihn in's Meer versenken möge, damit sogar ihr Staub den Elementen für alle Ewigkeit entzogen sei!" Herodes war eben ihr Alles; daß sie aber ihn, der sie innerlich vernichtete, zwingt, sie auch äußerlich zu vernichten, dürfte eine Form der Rache sein, welche gerade der Liebe am nächsten liegt. Kaum ist sie todt, als auch über Herodes mit fürchterlichen Schlägen das Gericht herein bricht. Titus verkündet ihm Mariamnens Unschuld; Alexandra bestätigt sie nicht allein, sondern theilt ihm auch Mariamnens Schwur mit: er erkennt verzweifelnd, daß er Alles, wornach er so ungeduldig strebte, besessen und sich durch eigene Schuld darum gebracht hat. Was blieb ihm jetzt noch? Die Krone? Während Mariamne und Soemus enthauptet wurden, traten die heiligen drei Könige, ohne Abrede aus allen Weltgegenden aufgebrochen und, vom Stern geführt, in der Burg Zion zusammen treffend, bei ihm ein und forschten nach dem eben geborenen Wunderkinde, das Himmel und

Erde beherrschen solle. Auch die Krone, derenwegen er den Aristobolus tödtete und die Saat säete, die so schrecklich aufging, sitzt nicht mehr fest auf seinem Haupt, eine unsichtbare Hand greift darnach, und indem er den Befehl zum Bethlehemitischen Kindermord gibt, dann aber bei dem Gedanken, daß er Mariamne zu begraben hat, zusammen sinkt, schließt das Stück.

Ich muß am Schluß meiner dürftigen Skizze daran erinnern, daß ich nur die psychologische Seite der Tragödie entwickeln wollte. Darum habe ich die Hauptträger der nicht minder bedeutenden historischen Elemente kaum, oder gar nicht berührt: nicht den „ehernen“ Titus, in dem das alte Rom noch einmal auferstanden scheint; nicht den Sclaven Artaxerxes, der bei'm persischen Satrapen Uhr gewesen ist und sich in's Menschliche nicht wieder hinein finden kann; nicht den Pharisäer Sameas, der, von Herodes verurtheilt, so lange gemartert zu werden, bis er sich selbst tödtet, in sich hinein schneiden läßt, als ob er von Holz wäre und Psalmen dabei singt. Das Drama wird sich, vom historischen Gesichtspunkt aus im Detail betrachtet, noch bei weitem imposanter ausnehmen; von diesem aus wird es auch zeitgemäß erscheinen, wie kaum ein anderes. Denn abgesehen von der Aehnlichkeit der hier geschilderten und unserer eigenen Zustände im Ganzen und Großen, deren ich im Anfang bereits gedachte: welchen Kampf führen wir bis auf den gegenwärtigen Tag? Doch wohl vor Allem den der Menschenwürde mit der Tyrannei, und diesen veranschaulicht die Tragödie in allen Gestalten und auf allen Stufen. Wenn sich kürzlich ein Kritiker ausdrückte: das Werk sei eigentlich eine Dialektik des Tyrannenwesens, so hob er freilich nur ein Element desselben hervor. Aber ohne Zweifel ist dieß Element das vorwaltende, und wer den Charakter des Herodes zergliedert, der wird allerdings finden, daß er hier einen Tyrannen vor sich hat, der als reines Erzeugniß der absoluten Atmosphäre betrachtet werden muß, weil er, bevor er in diese hinein gerieth, ein ganz Anderer gewesen ist. Eine Darstellung aber, die uns zeigt, daß selbst der mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattete Sohn des Volks, der Herodes war, in der Region der Götter mit Nothwendigkeit das Maaß verliert, ist gewiß schlagender, als das Gemälde eines Fürsten, dem Laune und Willkür schon angeboren wurden. Mögte bald ein Kritiker diese Seite der Tragödie entwickeln!

Monats-Korrespondenzen.

† Frankfurt, Ende Juli.

Rückwärts! rückwärts, Don Rodrigo!

Cid von Herder.

Als wir unsern letzten Bericht entwarfen, fürchteten wir nicht (von frommen Wünschen sind wir längst abgekommen), daß die nächsten Ereignisse uns etwa Lügen strafen möchten; höchstens mochten wir glauben, es könne allenfalls einigen Kurzsichtigen und Blinden gestattet sein, noch etwas länger blind zu sein; allein auch dieß nicht. Es werden daher diese Zeilen fast nur als Nachtrag und bestätigender Zusatz zu unseren früheren erscheinen.

Das deutsche Drama nähert sich wenigstens unter der jetzigen Direktion seinem

Schlusse; nur daß hier der Vorhang am Ende nicht fällt und die Zuhörer nach Hause gehen, sondern daß er hier erst recht weit aufgeht, um uns die ganze Bühne überschauen zu lassen, uns festgebannt zu halten und selbst mit in die tragische Entwicklung zu reißen. Wir wissen nicht, ob es wirklich Leute gegeben, die, nachdem man einmal den Weg von 1848 verläugnet und verlassen hatte, im Ernste geglaubt, es könne anders werden und der rollende Stein, von nichts gehindert, in der Mitte seiner Bahn von selbst innehalten oder gar zu dem Ausgangspunkte zurückkehren; wir gehörten wenigstens nicht zu ihnen, und darum steht uns auch nicht die Sprache getäuschter Hoffnung, gekränkter Eitelkeit und geplatzter Seifenblasen zu Gebote. Die Gesetze des politischen Lebens sind dieselben, wie die physicalischen. Wenn Stillstand schon Rückschritt ist, so ist der Lauf der Reaction, einmal auf der geneigten Ebene angekommen, von Grad zu Grad ein mehr beschleunigter. Warschau, Friede mit Dänemark, Verständigung der beiden Großmächte in Wien, vollständige Restauration des Bundestags in Frankfurt — sind so nothwendige Glieder in der Kette der neuen politischen Vorsehung, daß wir zwar die Entrüstung, nicht aber die Verwunderung darüber begreifen. Nur das letzte Glied wird bedeutend modificirt werden. Im Allgemeinen aber ist Restauration, und zwar — man merke wohl! — vollständige, die Devise der Regierungen für die nächste Zeit; die Bewegung des J. 1848 mit ihren staatlichen und socialen Forderungen ist eine wissenschaftliche Frage geworden; als solche kann sie behandelt werden; wie lange? wissen die Götter, obgleich wir nicht so unbedingt uns der Ansicht Ihres Fragmentisten hingeben möchten, wenn er sagt: „Noch kann Niemand sagen, ist das, was jetzt in Europa nahe scheint und zum Theil bereits begonnen hat, Gigantomachie, ein Kampf der hundertarmigen Riesen gegen die Bewohner des Olymp, oder ist es nur eine „umbecula cito transitura", wie St. Athanasius den übelberathenen Versuch des kaiserlichen Apostaten nennt?" Wir haben noch immer mehr Vertrauen zu dem freilich alten Europa und seiner Wiedergeburt, wenn nicht seiner Verjüngung.

Während in Wien die Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen betrieben wurde, ließ man die Bevollmächtigten der mittleren und kleinen Staaten (auch Lichtenstein hat sich eingefunden), welche den Embro des „Bundestagsplenums" bildeten, sich in ihren Mußestunden mit unschuldigen Entwürfen über die künftige Eintheilung Deutschlands beschäftigen. Mehr oder weniger sinnreiche Gruppirungen wurden erfunden, wie man etwa mit den Steinen eines Damenbrettes sich amüsirt, und Graf Thun, der österreichische Bevollmächtigte, scheint ganz der Mann zu sein, der den Herren solche nichtssagende Spielereien gerne gestattete und in der Presse die publicistische Verarbeitung derselben nicht unlieb sah. Um so ungestörter konnten die Hauptverhandlungen in Wien und Berlin selbst ihren Fortgang nehmen, und gegen das fait accompli war dann auch von den etwa enttäuschten Kleinen kein ernstlicher Widerstand zu erwarten. Der Friede mit Dänemark, die Vermeidung eines nationalen Krieges, der die kaum gebannten Geister der Bewegung wieder wach und herbeirufen könne, war wohl eine der Hauptbedingungen für die Einigung Preußens und Oesterreichs. Preußen hat sie erfüllt, und wir sehen dann eben so rasch dasselbe die nun freie Hand seinem alten Rivalen bieten. Der Friede stellt vollkommen den alten Zustand wieder her; den Absichten des „offenen Briefes" ist wieder Spielraum gegeben; und wie innig beides — der Friede mit Dänemark und mit Oestereich — zusammenhängt, geht schon daraus hervor, daß letzterer ganz so abgeschlossen worden sein soll, wie ersterer, „unter gegenseitiger Rechtsverwahrung und mit Anknüpfung an die durch die Revolutionsjahre unterbrochenen geordneten Verhältnisse des deutschen Bundes." Nachdem

Preußen die ganze Revolution mit ihren unbedeutendsten Consequenzen zurückgewiesen hatte, blieb ihm nur dieser eine Weg übrig, im Einvernehmen mit Oesterreich wenigstens einen Theil dessen zu erreichen, was seit 1815 als Entwurf in seinem Kabinete geruht: die Vergrößerung bis an den Main, längst näher bekannt aus der „geheimen diplomatischen Denkschrift vom J. 1822." Auf diesen Weg wurde es von selbst gedrängt, während die ganze Unionsgeschichte, wenn sie je etwas mehr als eine Scheinbewegung gewesen sein sollte, nichts als der mißliche Versuch war, mit Benützung eines kleinen Theiles revolutionärer Elemente selbständig dasselbe, kaum ein weitergehendes, Ziel zu erreichen. Die Halbheit mußte nothwendig der schlauen, consequenten Traditionspolitik Oesterreichs gegenüber den Kürzeren ziehen, und wird es sicherlich auch in Zukunft; denn dieß ist der Fluch jeder Unentschiedenheit. Man wird nicht bezweifeln wollen, daß der Grundgedanke der Union immerhin ein besserer gewesen, als Alles, was Oesterrich geboten und voraussichtlich bieten konnte; aber selbst jenen machte sich Preußen nicht zum vollen Eigenthum und zur sichern Waffe, mit der es seinem Gegner hätte Schach bieten können; und so sehen wir Oesterreich, mit seinem bespöttelten und verlachten „Plenum" unbekümmert und ohne große Phrasen seinen Weg verfolgend, es über Preußen davontragen und in aller Gemüthlichkeit wieder hier ankommen. Oesterreich und Preußen werden nun die deutschen Verhältnisse ordnen; aber wie letzteres offenbar als halber Besiegter in die Verbindung tritt, so wird voraussichtlich seine Position bei diesem Ordnungsakte dem entsprechend sich gestalten. Der Dualismus wird in der That nur ein Sieg jener zähen Habsburger Politik sein, die auch der „gemüthliche Schütze aus den steyrischen Bergen" hier nie verläugnete. Welchen Antheil man dabei den kleineren Mächten gestatten werde, mag noch zweifelhaft sein; keinem Zweifel aber kann es unterliegen, daß derselbe nicht über die bescheidensten Gränzen hinausgehen werde. Mag die Diplomatie es für gut finden, vor dem Ganzen noch eine Zeitlang den verhüllenden Vorhang zu lassen, mag man der beiderseitigen Presse noch eine Zeitlang das Vergnügen gönnen, sich in unfruchtbaren Kämpfen abzumühen, — in der Hauptsache werden wir uns dadurch nicht irre machen lassen und wahrscheinlich auch nicht irren.

Was unsere engern Verhältnisse betrifft, so könnte es scheinen, als verblieben dieselben in dem Stadium ruhigen Zuharrens, bis das allgemeine Arrangement über die deutschen Angelegenheiten stattgefunden, drängen nicht doch zuweilen nicht eben besondere Hoffnungen erweckende Gerüchte in die Oeffentlichkeit. So heißt es, man habe auch hier ein Preßgesetz vorbereitet, halte es aber noch strenge geheim, was eben nicht sehr zu dessen Empfehlung sprechen würde. Auch über dem neuen Verfassungsentwurf schwebt ein mystisches Dunkel, das ihn der Prüfung und Beurtheilung entzieht. Die Thätigkeit des gesetzgebenden Körpers äußert sich fast nur in Bewilligung von Geld, hauptsächlich für die Bedürfnisse der Bundestruppen, für die Frankfurt in liberalster Bereitwilligkeit noch immer aushilft. Das Einzige zeichnet uns vor den übrigen deutschen Staaten aus, daß es hier keines Regiments- und Ministerwechsels bedarf, wie in jenen, um ganz geräuschlos und in aller Stille zu den vormärzlichen Zuständen zurückzukehren. Das alte Regiment mit den alten Persönlichkeiten ist noch da; so macht sich denn die Sache von selbst. — Der dänische Frieden hat hier allerdings einige Aufregung der Gemüther hervorgebracht, wir möchten aber sagen, eine deutsche, den allgemeinen Verhältnissen angemessene. Den wehmüthigsten Eindruck macht es nur bei den häufigen militärischen Schauspielen und Kraftentwicklungen, wozu das bunte Gemisch der hiesigen Garnison so oft Gelegenheit gibt, sich zu denken, daß wir trotz dieses kriegerischen Aufwandes, der die letzten Hülfsmittel des Volkes erschöpfen muß,

den Bruderstamm im Norden seinem Schicksale überlassen, für ihn und seinen bevorstehenden Kampf nichts haben, als einige Freiwillige „mit guten Zeugnissen“, spärliche Gaben, vielleicht Charpie und fromme Wünsche, während Rußland auch von jener Seite uns umgarnt und namenlos demüthigt. Armes Deutschland! Während wir unsere Heller und Groschen spenden (auch hier hat sich ein Hülfsverein für Schleswig-Holstein gebildet), zeugt von der Theilnahme der deutschen Regierungen für die abermals in Frage gestellte deutsche Sache der Umstand, daß sie mit ihren Millionen für Verpflegung der Bundestruppen in den Herzogthümern gegen diese noch in Rückstand sind, ja Preußen die Statthalterschaft an die deutsche Bundesgewalt gewiesen habe. Wir haben nichts gelernt, als uns selbst zu zerfleischen; der Hauptjammer dabei aber ist, daß wir dieß kaum mehr fühlen, obgleich uns Deutschen Victor Hugo großmüthig „die Freiheit des Gefühls“ beilegt, und den Franzosen bescheiden nur die „Freiheit des Gedankens.“

Hamburg, Mitte Juli.

Die auswärtige Politik unseres Senats während des vergangenen Monats ist in der kürzlich veröffentlichten Antwort an das hannöversche Ministerium enthalten. Der Senat, dessen einzige Stütze in Preußen zu finden ist, und der, sobald er das freundschaftliche Verhältniß zu dessen Regierung aufhöbe, die Occupation der Stadt durch die preußischen Truppen dennoch müßte fortdauern lassen und wohl gar verschärfte Maßregeln zu erwarten hätte, mag wohl Ursache haben, an der Union festzuhalten, so lange dieselbe noch irgend eine Existenz hat; und es kann ihm nur erwünscht sein, für solches Festhalten das Motiv der Treue gegen übernommene Verpflichtungen und der Ehrenhaftigkeit hervorstellen zu können. Zudem gehört eben nicht viel Scharfblick zu der Voraussicht, daß der Plan Hannovers, eine Vereinigung der norddeutschen Staaten zu begründen, eben so wenig zur Verwirklichung kommen würde, wie die Union; und mußte es daher klüger scheinen, sich einmal zu blamiren als zweimal, namentlich da die zweite Beschämung, wie schon bemerkt, für den Senat von großen Gefahren begleitet gewesen wäre. Es kann daher der letztere wohl zufrieden damit sein, daß er durch seine am 23. Februar gestellten, von Lübeck, Bremen und Oldenburg acceptirten und von den übrigen Verbündeten der Union anerkannten Vorbehalte, sich vorläufig die selbstständige Gesetzgebung in Zoll-, Handels- und Verkehrsangelegenheiten, die völkerrechtliche Vertretung und das Recht der Verträge erhalten hat; mittelst derselben hat er sich gegen die Nachtheile, welche der Handelsgröße Hamburgs aus dem Bündniß vom 26. Mai erwachsen könnten, sicher gestellt, ohne die Vortheile des Bündnisses oder vielmehr der näheren Verbindung mit Preußen zu verlieren. Uebrigens erfahren wir aus der hamburgischen Note, daß gerade die ursprüngliche Theilnahme Hannovers an dem Bündnisse vom 26. Mai und die von Seiten desselben ergangene dringende Einladung „ein wesentliches Motiv des hamburgischen Anschlusses gewesen ist“, indem bei der örtlichen Lage und der vielfach sich darstellenden Gleichheit der materiellen Interessen ein gemeinsames Vorgehen in der hauptsächlich auch die Verkehrsfragen betreffenden Verfassungsgestaltung Deutschlands zu jeder Zeit nur erwünscht sein könne, so wie die in den Augen hamburgischer Patrioten gewiß sehr richtige Thatsache, daß Hamburg noch bis zum gegenwärtigen Augenblicke die k. hannöversche Regierung als rechtlich an den Vertrag vom 26. Mai gebunden erachtet.

In der inneren Politik erregt der Gesetzentwurf über die jüdisch-christlichen Misch-Ehen großes Aufsehen und lebhafte Opposition. Er gehört zu den halben Maßregeln, welche nach keiner Seite befriedigen und nur gerechten Widerspruch hervorzurufen geeignet sind. Es ist keine Möglichkeit vorhanden, die jüdisch-christliche Mischehe in die Einrichtungen des christlichen Staats als etwas dazu Passendes einzufügen; die Trennung des Staats von der Kirche mußte den gesetzlichen Bestimmungen über jene wenigstens insofern vorangehen, als die Einrichtung von Civilregistern eine Vorbedingung aller vernünftigen Festsetzungen darüber ausmacht. Aber vor jener Trennung hat der christliche Senat sammt dem christlichen Ministerium eine außerordentliche Furcht; er verschiebt deßhalb auch die Civilregister so lange, als es nur irgend möglich ist, namentlich da von geistlicher Seite her die größere Wohlfeilheit der bisherigen kirchlichen Registerführung behauptet wird. Wie nun aber jüdisch-christliche Mischehen den bestehenden Einrichtungen anpassen, ohne beide Religionsparteien zu verletzen? Der Senat hat sich, da dieß nicht anging, zu einer Maßregel entschlossen, welche durchaus vom christlichen Partei-Interesse diktirt ist. Zwar die religiöse Einsegnung der jüdisch-christlichen Ehen ist aufgegeben, da solche weder den christlichen Priestern noch den jüdischen Rabbinen zur Pflicht gemacht werden konnte. Die Kinder aber, die aus solchen Ehen entspringen, sollen entweder in die christlichen oder in die jüdischen Geburtsregister verzeichnet werden, je nachdem die Eltern dieselben als Christen oder als Juden erziehen wollen; und zwar soll zur Aufnahme in die christlichen Register die Taufe, zur Aufnahme in die jüdischen dagegen keine Ceremonie erforderlich sein. Zwar hat das Vorsteherkollegium der deutsch-israelitischen Gemeinde, (ein Mitglied desselben ist Dr. Rießer,) dem der Entwurf zur Begutachtung übersendet worden, demselben trotz dieser Bestimmung seine Genehmigung ertheilt; aber der orthodoxe Theil der 10 bis 12,000 Seelen betragenden hiesigen Judengemeinde, dem nicht nur die Mischehe selbst als etwas gänzlich Unstatthaftes und Ungesetzliches gilt, sondern der auch Knaben, die nicht von einer jüdischen Mutter geboren sind, nur dann als Juden betrachtet, wenn dieselben durch die Beschneidung gewissermaßen als Juden naturalisirt, und das sonst zur Aufnahme eines Nicht-Juden in's Judenthum Erforderliche, an ihnen zur Anwendung gekommen ist, hat natürlicher Weise in der in dem Gesetzentwurf von der jüdischen Gemeinde verlangten einfachen Einschreibung in das jüdische Geburtsregister eine grobe Beeinträchtigung seiner Religionsvorschriften, also seiner Religions- und Gewissensfreiheit erkennen müssen. Mit ihm haben sich Andere, denen zwar an der Ceremonie nichts liegt, denen aber die Parteilichkeit des Senats für das Christenthum zum Anstoß gereicht, zu Suppliken an den Senat vereinigt, in denen gegen die geforderte einfache Aufnahme in die jüdische Geburtsliste protestirt, und auf Civilregister, als auf das einzige Auskunftsmittel für die bei der jüdisch-christlichen Mischehe entstehenden Schwierigkeiten, hingewiesen wird. Auf diese Suppliken ist vom Senat abschlägig beschieden worden. Derselbe glaubt, die christliche Religion zu fördern, wenn er für die Aufnahme in das christliche Register die Taufe verlangt; er führt aber, da er auf der anderen Seite für diejenigen Elternpaare, welche ihre Kinder nicht zu Christen erziehen wollen, die cerimonielose Einzeichnung derselben in das jüdische Geburtsregister offen gelassen hat, die Abnormität herbei, daß dieses Register ein Sammelpunkt für Solche wird, die in gar keiner der bestehenden Religionen erzogen werden; und kann er also doch nicht verhindern, daß nicht Kinder aufwachsen, welche in der That weder als Christen noch als Juden zu betrachten sind. Das jüdische Geburtsregister kommt dadurch zu einer ähnlichen

Rolle der Förderung der Emancipation vom Christenthum, wie mehrfach die jüdischen Synagogen, welche freien Gemeinden zum Mitgebrauch eingeräumt worden sind, „weil es dem Geiste der mosaischen Religion nicht entspreche, einem solchen Gesuche entgegen zu sein". (So der Vorstand der jüdischen Gemeinde in Erfurt in seiner Anzeige an den dortigen Magistrat.) Das Judenthum trägt so seinen Theil bei zur Befreiung der gebildeten Welt von den christlichen Fesseln.

An das Bestreben des Senats für Erhaltung der christlichen Taufe schließt sich seiner Tendenz nach sehr passend das Wirken des Vereins für innere Mission und mehrerer christlicher Sektenhäuptlinge an. Wenn der erstere von der gedruckten Ansprache, die er vor zwei Monaten Behufs der Anschaffung neuer Vereinshelfer in alle Häuser der Stadt schickte, (vergleiche unsere Korrespondenz im Juniheft,) so gut wie gar keinen Erfolg gesehen hat, so ist dagegen sein erstes Bemühen für Gründung eines Fonds zur Errichtung eines „Matrosenasyls" ein sehr glückliches gewesen. Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im Saale des „patriotischen Gebäudes", welche zu dem Behuf von einigen frommen Hamburger und Altonaer Damen unternommen wurde, hat eine Einnahme von 2000 Rthlr. gebracht. Die Errichtung eines Seemannshauses ist von dem Kandidat Wichern, dem Begründer und Leiter des Rauhen Hauses und der damit verbundenen Brüderanstalt, so wie neuerdings des innern Missionsvereines angeregt worden; er hat dabei, wie fast bei Allem, was er im Namen der inneren Mission unternimmt, englische Muster vor sich. In London zuerst ward ein asylum for seamen durch Kapitän Elliot begründet und 1835 eröffnet. Es befindet sich darin eine Kirche, worin ein eigends dafür angestellter Prediger für die einkehrenden Matrosen Morgen- und Abendandachten hält, eine Schule für Schiffsjungen, eine Lesebibliothek und eine Einrichtung für Vorlesungen an den Winterabenden. Eine ähnliche Anstalt (Sailors home) ist 1841 ebenfalls in London für Ostindienfahrer errichtet worden; dann folgte 1842 ein Sailors institute in Hull und 1849 ein Sailors home in Liverpool. Auch in New-York ist ein Seemannshaus von einer christlichen Gesellschaft errichtet worden. Das nach diesen Mustern in Hamburg zu gründende, für welches nach Ansicht des Unternehmers ein Anlagekapital von 6000 Rthlr. erforderlich ist, soll „einheimischen und fremden Matrosen die Herberge bieten, wo sie billige Wohnung und Kost, Pflege in Krankheiten, freundliche Ansprache, gute Lektüre, belehrende Unterhaltung, tägliche Erbauung, wenn sie wollen auch passende Arbeit und eine Sparkasse zum Einlegen ihres Soldes finden". Bis jetzt ist für die in Hamburg sich aufhaltenden Matrosen nur durch einen sonntäglichen, fast gar nicht besuchten Gottesdienst gesorgt, der auf einem alten abgetakelten Schiffe von einem Kandidaten versehen wird; von den Franzosen 1811, nach der Einverleibung Hamburgs in das Kaiserreich, abgeschafft, ist er im Jahre 1832 auf Grund eines Legats wieder eingerichtet worden. Das rohe, ausschweifende, nur dem augenblicklichen Genuß ergebene Treiben der Matrosen muß allerdings das tiefe Bedauern eines Jeden erregen, der einen höheren Begriff des Menschen in sich trägt; das Asylum wird aber leider durchaus im Sinne des himmelwärts strebenden Christenthums jenem Treiben entgegen zu wirken suchen, und deßhalb, wenn es überhaupt zu Stande kommt, gerade in Hamburg seines Erfolgs verfehlen; schon jetzt ergießt sich darüber der Spott der Volksblätter. — Ich sprach oben von den englischen Vorbildern des Vereins für innere Mission und seines Anhangs. Ein solches hat derselbe auch in den Straßenpredigten gefunden, die schon in der Wichern'schen Schrift, „die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" nachdrücklichst empfohlen werden. Wirklich begab sich nicht lange vor Pfingsten ein englischer Predi-

ger, Herr Graham, eines Sonntags Nachmittags vor eines der verrufensten Lokale in der Vorstadt St. Pauli und fing eine Bekehrungspredigt an. Der Diener des Heiligen hätte es sich vorhersagen können, daß er nichts weiter damit hervorbringen werde, als eine tüchtige Prügelei. Hamburg ist trotz der weitgreifenden Verwandtschaft mit England, und trotz der Anglomanie seiner Noblesse doch viel zu wenig mehr christlich, als daß es Straßenprediger des Evangeliums anders denn als komische Figuren behandeln könnte. Daher werden dergleichen, falls ein weiteres Auftreten gewagt werden sollte, bald genug mit der Polizei in Konflikt gerathen. Am zweiten Pfingstfeiertag trat noch ein solcher Prediger, wahrscheinlich derselbe, mit einem großen Gebetbuche vor eine Schenkwirthschaft in einem benachbarten Dorfe, erregte aber nur das Gelächter der Anwesenden. Seitdem ist die Straßenpredigt verstummt. Der Verein für innere Mission hat neuerdings bei dem hochwürdigen Ministerium um die Erlaubniß nachgesucht, sonntägliche Abendgottesdienste einzurichten; nachdem er sie mit Mühe erhalten, fabelt man bereits von dem Vorhaben, in jeder Straße der Stadt ein Betstübchen herzustellen, wie deren bis jetzt die wenigen Vereinshelfer an einzelnen Punkten der Stadt unterhalten. Viel wichtiger als diese Don Quixotischen Pläne zur Rechristianisirung des Volks ist die energische Propaganda, welche einerseits die Baptisten unter Onken, andererseits ein englischer Judenmissionär von der schottischen freien Kirche, Namens Samuel Craig, betreiben. Erstere wirken seit der Publikation der „Grundrechte“ mit größerem Aufsehen als jemals; sie begehen sogar allsonntäglich nach ihrem Gottesdienste eine Wallfahrt nach einem Hügel vor dem Dammthor, und gewinnen durch Ueberredungskünste, so wie durch schlimmere Mittel, deren Wahrheit ich nicht verbürgen will, namentlich aus dem weiblichen Geschlecht, immer mehr Personen, so daß die Gemeinde jetzt bereits gegen 8000 Mitglieder zählen mag; letzterer sammelt eine „evangelische Gemeinde“ mit englischem Bekenntniß durch eine Predigtweise, deren Zerknirschungs-, Buß- und Begnadigungseifer dem methodistischen gewiß wenig nachgibt. Beide Sekten rekrutiren sich aus den Lutheranern Hamburgs, welche bald bis auf die wenigen Altlutheraner in der „Kirche zum Kripplein Christi“ und die Freunde der inneren Mission zusammengeschmolzen sein werden. Diese letzteren haben neuerdings den Einfall gehabt, mit der großen Gewerbeausstellung in London einen „christlichen Kongreß“ zu verbinden, der freilich nach genauerer Inbetrachtnahme der Idee zu einer Besprechung verschiedener „Freunde des Christenthums“ hat zusammenschrumpfen müssen, und für den namentlich auch zwei preußische Professoren der Theologie ihre Theilnahme zugesagt haben. London gilt den gegenwärtigen evangelischen Christen nicht bloß als das Eldorado, sondern sogar als die einzige Zuflucht des evangelischen Christenthums in Europa.

Nach der Betrachtung so vieler, dem Geiste der Finsterniß entsprossenen Bestrebungen möge zum Schluß eines Vereins gedacht werden, dessen Quelle die Aufklärung und die Intelligenz ist. Der Verein für Handelsfreiheit ward im Sommer des Jahres 1848, ursprünglich zu dem Zwecke, um den Schutzzöllnern in der deutschen Nationalversammlung entgegen zu wirken, begründet; und er ist in der reaktionären Epoche nicht nur nicht untergegangen, sondern wesentlich konsolidirt und befestigt worden. Der Verein für Handelsfreiheit hat das Verdienst, von Anfang an Gegner des preußischen Dreikönigsbündnisses gewesen zu sein, wodurch er alsbald die reaktionären, der Handelsfreiheit lediglich aus selbstsüchtigem Interesse ergebenen Elemente von sich ausschied; er beantragte, nachdem trotz seiner Gegenbemühungen der unbedingte Anschluß Hamburgs an das Bündniß vom 26. Mai erfolgt, und un-

terdessen Hannover und Sachsen von demselben wieder zurückgetreten waren, wenigstens das Wahlgesetz für den Erfurter Reichstag nur unter dem Zusatz anzunehmen, „daß Hamburg an die Bestimmung des §. 33 des Verfassungsentwurfs und an die Beschlüsse des Erfurter Reichstags im Gebiete der Handels- und Zollfrage nur dann gebunden sei, wenn Sachsen und Hannover sich denselben unterwerfen". Da auch dieser „kommercielle Vorbehalt" von den Mitgliedern des Vereins, welche der erbgesessenen Bürgerschaft angehören, (am 24. Dezember) vergeblich empfohlen wurde, vielmehr die unbedingte Annahme auch des Wahlgesetzes Seitens der Bürgerschaft erfolgte, so hielt es der Verein für seine Pflicht, den nach Erfurt gesandten vier Vertretern Hamburgs seine Ansichten über die Sachlage und über das in Bezug auf dieselbe dort zu beobachtende Verfahren in einer besonderen Denkschrift (vom 30. März) ausführlich darzulegen, die, auch dem Lübecker Freihandelsverein mitgetheilt, von diesem adoptirt und den Lübecker Deputirten in Erfurt, unter der Aufforderung zu gemeinschaftlichem Handeln mit den Hamburger Abgeordneten in Abschrift zugefertigt wurde. Unterdessen hatte aber auch der Hamburger Bevollmächtigte bei'm Verwaltungsrath (Syndikus Banks) in Verbindung mit den Abgeordneten Bremens, Lübecks und Oldenburgs einen ähnlichen, wie den vom Hamburger Freihandelsverein bevorworteten Vorbehalt zu Protokoll gegeben, nach welchem, so lange die Unionsverfassung nicht in Hannover und Sachsen zur Ausführung gelangt, auch die Bestimmungen über die Zoll- und Handelsgesetzgebung, so wie über den völkerrechtlichen Verkehr und die Verträge, in den genannten Staaten nicht in Anwendung kommen sollen; und diese Erklärung war von den übrigen verbündeten Regierungen als in den Verhältnissen begründet anerkannt worden. Hiedurch und durch die entsprechenden Beschlüsse des Staaten- und Volkshauses ist die Gefahr, welche der Handelsfreiheit und der kommerciellen Selbstständigkeit der drei Hansestädte aus dem Bündniß vom 26. Mai gedroht hatte, abgewendet. Die weitere Entwickelung der Union hat gezeigt, daß jene angestrengten Bemühungen nicht einmal nothwendig gewesen wären, weil die Existenz, die man fürchtete, zu gar keiner Lebenskraft gelangt ist. Der hiesige Freihandelsverein hat nach allen Richtungen hin, wo der Handelsfreiheit irgend welche Beeinträchtigung bevorsteht, oder ein neues Terrain für sie zu gewinnen ist, seine Aufmerksamkeit gelenkt und seine Vorsichts- und Unterstützungsmaßregeln in Anwendung gebracht. So namentlich in den letzten Wochen bei Gelegenheit der Kasseler Zollkonferenz. Der Vorstand deputirte zu der Berliner Vorversammlung von Sachverständigen, welche die von der preußischen Regierung vorzuschlagenden Tarifveränderungen begutachten sollten, die Herren Alexander und Hargreaves, um an Ort und Stelle den Verhandlungen zu folgen und mit den in der Versammlung anwesenden Anhängern der Handelsfreiheit sich in Vernehmen zu setzen. Dieser Anhänger waren nur 8 gegen 22 Schutzzöllner; und diese letzteren nehmen die über alles Maß der Erwartung noch hinausgehenden Beschränkungsvorschläge, welche in der Denkschrift des Herrn von der Heydt gemacht worden sind, nicht nur an, sondern beantragten sogar für einzelne Artikel noch höhere Sätze. Wenn sonach auch das Resultat der Abstimmung für die Handelsfreiheit sehr ungünstig ausfiel, so ist doch nicht zu übersehen, daß im Jahr 1845 die damaligen Sachverständigen wie ein Mann für die Schutzmaßregeln sprachen und stimmten, während in der dießmaligen Konferenz die vernünftigen Prinzipien der liberalen Handelspolitik von einer Minorität mit Talent und Ausdauer verfochten, und den Schutzzöllnern das Terrain Schritt für Schritt mit freihändlerischen Beweisgründen streitig gemacht wurde. Ueberhaupt hat die Einsicht in die Nothwendigkeit und in

das Wesen der Handelsfreiheit, namentlich durch die Bemühungen des hamburgischen Vereins, sehr merkbar in Deutschland zugenommen. Die Organe der Handelsfreiheit haben sich vermehrt und befestigt — namentlich ist Leipzig durch seine beiden größeren Zeitungen in den Vordergrund getreten, und der „deutsche Volkswirth" in Frankfurt gewinnt jetzt täglich an Abonnenten — während die schutzzöllnerische Presse eben so sehr von der früheren Sicherheit ihres Auftretens zurückkommt als in der Zahl ihrer Organe sich vermindert; überhaupt werden die Prinzipien der Handelsfreiheit überall mit weit mehr Gediegenheit und Konsequenz als früher in der deutschen Presse verfochten. Die Handelsfreiheit ist in neuester Zeit von einem viel höheren Standpunkt aus gefaßt worden als ehedem, wo sie eben so gut nur in dem rein-egoistischen Interesse der Kaufleute zu liegen schien, wie die Handelsbeschränkung in dem egoistischen Interesse der Fabrikanten. Die Handelsfreiheit ist als Konsequenz der allgemeinen Freiheit der menschlichen Entwicklung und Selbstbestimmung, und eben so als nothwendiges Postulat der wissenschaftlichen Nationalökonomie erkannt. In diesem Sinne hat neuerdings der hiesige Freihandelsverein Preisaufgaben für die besten Abhandlungen gestellt, welche das Prinzip der Handelsfreiheit und deren heilsame Folgen für Jedermann in klarer, populärer Sprache darlegen, und ein Programm dazu vorgezeichnet, welches die Handelsfreiheit als eine Sache des allgemeinen Interesses, der allgemeinen Bildung und Wohlfahrt hinstellt. Es sind bereits mehrere Preisschriften zur Konkurrenz eingelaufen, und ist Hoffnung vorhanden, durch ein besonders anziehendes Produkt eine schnellere Aufklärung des Publikums zu befördern.

Berlin, Ende August.

Wenn man will, gibt es in ganz Deutschland jetzt nur noch einen einzigen Ort, der in politischer Beziehung wichtig ist, und das ist Berlin. In allerneuester Zeit freilich hat sich das ganze Interesse wieder auf einen Punkt zusammengedrängt, auf den Kampf der Herzogthümer gegen ihren Usurpator in Kopenhagen; das ganze übrige politische Leben aber ist in Berlin koncentrirt, und sobald auf den Gefilden Schleswig-Holsteins der Kanonendonner schweigt, lauschen alle Ohren wieder nach Berlin hinüber, richten sich alle Blicke wieder nach den Ufern der Spree und nach den Gärten von Sanssouci. Und das ist auch natürlich. Revolutionen gibt es nicht mehr, nicht einmal mehr Krawalle; Karlsruhe, Dresden, Stuttgart haben nur noch ein sekundäres Interesse, das Volk, als es dort waltete, war mächtig, die Kabinette sind schwach. Wenn auch in diesem Augenblick ein unglücklicher Versuch gemacht wird, die Geltung Baierns, Sachsens und Württembergs wieder zu Ehren zu bringen, so weiß doch alle Welt, daß er zu nichts führen wird. Es handelt sich in diesem Augenblick nur noch um Oesterreich und Preußen, und da Oesterreichs Absichten genugsam bekannt sind, eigentlich nur noch um Preußen. Das Schicksal Deutschlands, die Unabhängigkeit der Herzogthümer, die Stellung Deutschlands gegenüber dem Auslande — Alles hängt von dem Verhalten Preußens ab. Oesterreich, das sich zu Frankfurt auf den renovirten Stuhl des alten Bundestags setzt, gewinnt erst dann ein halbweg ehrwürdiges Aussehen, wenn Preußen es mit dem Mantel der Autorität umkleidet, Oesterreichs immer neue und doch so alte bekannte Pläne erhalten erst dadurch ein allgemeines Interesse, daß Preußen ihnen mehr und mehr seine Zustimmung gibt; außerdem ist das Verhalten der norddeutschen Regierungen ab-

hängig von dem Verfahren des preußischen Kabinetts, und jeder Schlag, der in Berlin auf das Volk herniederfällt, hallt nach, so weit die schwarzweißen Grenzpfähle um das Mährchenland der Union gesteckt sind, und noch drüber hinaus. Ob man im hiesigen Kabinette die Wichtigkeit dieser Stellung fühlt, ist freilich sehr die Frage; nach den immer wieder und ängstlicher wiederholten Apostrophen der „Konstitutionellen" muß der Schlummer des träumenden Manteuffel ein sehr tiefer sein. Die Demokratie ihrerseits hat darauf verzichtet, jemals eine Regierung aus dem Traume erwachen zu sehen; sie weiß, daß unser Epimenides nicht einmal nach vierzig Jahren, daß er erst erwachen wird, wenn die Höhle über ihm zusammenstürzt.

Die Phasen unseres politischen Lebens scheinen mit denen des Mondes gleichen Schritt zu halten. In der ersten Woche des Juni ging das düstere Gestirn der Preßordonnanz auf, und mit dem Scheine des Mondes verschwand auch der letzte Schimmer unserer Preßfreiheit; nach vier Wochen, als der Mond glücklicheren Gefilden zu scheinen ging, nahm er den Traum eines selbstständigen Schleswig-Holsteins mit sich; jetzt, nachdem wieder vier Wochen düster über die Erde geschlichen, geht auch die letzte Hoffnung auf das einige Deutschland verloren, und im Kalender steht eine unsichtbare Sonnenfinsterniß — o sichtbar genug für uns, denn längst hat sich die schwarze Wolke der Willkür vor die Sonne der Freiheit gelegt!

So leicht vergißt man jetzt das vergangene Unglück, weil immer neue Wetter sich zusammenziehen, daß von dem Schlage, der die Presse durch jene Juniordonnanz getroffen, jetzt kaum noch gesprochen wird. Und doch fallen seine Wirkungen erst in die neueste Zeit, wird erst jetzt der Verlust, den wir erlitten, ganz klar. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf die Liste der demokratischen Zeitungen zu werfen, um zu sehen, wie Recht die „Deutsche Reform" hatte, wenn sie meinte, daß der Erfolg der Ordonnanz vollkommen den ministeriellen Absichten entsprochen habe. Hier in Berlin freilich ist nur die „Abendpost" ganz verstummt und der kleine „Hahn" hat aufgehört, sein „Wacht auf!" zu rufen; desto nachhaltiger aber ist der Verlust in den Provinzen, namentlich in den kleinen Städten, die fast sämmtlich ihre demokratischen Organe verloren haben. Verschmerzen ließe sich der Verlust noch, wenn die demokratischen Blätter der großen Provinzialstädte in alter Rüstigkeit fortbeständen. Aber auch sie führen nur ein sieches Leben fort und schleppen sich unter der Last der Postdebitsentziehung mühsam dahin, wie die „Neue Oder-", die „Magdeburger-", die „Trier'sche-" und „Westphälische Zeitung". Doch wozu die alten Wunden aufreißen! Ist doch der Wehruf gegen die Gewalt der Unterdrückung theils verklungen und hat dem muthigen Wächterrufe, der das Schiff der Demokratie auch durch die Nacht zum Siege führen will, Platz gemacht; theils ist er durch den Waffenlärm in Nordalbingien überdröhnt worden, durch den Donner dieses Streites, der, wie er die Revolution eröffnet hat, so sie auch wieder schließen zu wollen scheint.

Es ist so viel von allen Seiten über den Frieden von Berlin debattirt worden, daß es überflüssig ist, noch einmal des Langen und Breiten auf ihn zurückzukommen. In einer Hinsicht sind wir denen, die ihn unterzeichnet, zu großem Danke verpflichtet: es ist durch diesen Frieden wenigstens das Provisorium, die schleppende Ungewißheit, unter der die Herzogthümer seufzten, beendet worden. Für jeden entscheidenden Schritt, den die Reaktion unternimmt, müssen wir ihr dankbar sein; mit jedem dieser Schritte enthüllt sie mehr ihre nackte Theilnahmlosigkeit nicht bloß für die Freiheit — darüber sind wir hinaus! — sondern auch für die simple Ehre und Selbstständigkeit der deutschen Nation; mit jedem dieser Schritte nähert sie sich mehr

jener steilen Höhe, auf der sie einsam und verlassen dasteht, nur noch umgeben von ihren Reisigen, die doch selbst nach dem „Heil Dir im Siegerkranz“ nicht im Stande sind, die „steile Fürstenhöhe“ zu schützen. Dieß negative Verdienst ist aber auch das einzige, das wir bei jenem Friedensschluß anzuerkennen haben. Im Uebrigen zeigt er nichts, als düstere Nachtseiten. Kein Wort hier mehr von seinem speziellen Inhalt; das Eine zu wissen, ist genug: daß Preußen, das deutsche Land, die deutschen Herzogthümer der dänischen Willkür nackt und bloß überliefert. Erst durch die Art und Weise, wie dieser Frieden abgeschlossen und wie seine Ratifizirung betrieben worden, wird das Benehmen Preußens in dieser Angelegenheit in's rechte Licht gestellt. Preußen hatte den Auftrag, Namens des deutschen Bundes den Frieden abzuschließen; aber es war vorauszusehen, daß bei der jetzigen Spaltung der Kabinette — ob scheinbar, ob wirklich, kommt hier nicht in Betracht — die Vollmacht Preußens nicht anerkannt werden würde. In dieser Voraussetzung ratifizirten Dänemark und Preußen gegenseitig den Frieden so schnell als möglich, Dänemark, um freie Hand gegen die Herzogthümer zu haben, Preußen, um der lästigen Verpflichtung gegen die Herzogthümer ledig zu sein. Trotzdem nun, daß Preußen vorausgesehen hatte, eine Ratifikation von Seiten Oesterreichs und der anderen südlichen Mächte sei nicht zu erwarten, acceptirte es dennoch die Ratifikation als gewiß, hob den Waffenstillstand auf und zog seine Truppen zurück, so daß Dänemark durch nichts mehr verhindert ist, nicht bloß Schleswig zu okkupiren, sondern auch in Holstein einzurücken und sein Quartier in Altona aufzuschlagen. Diese Wendung der Dinge wäre wenigstens für den Augenblick noch nicht möglich gewesen, wenn die übrigen deutschen Staaten ratifizirt hätten; dann war wenigstens Holstein vor dem ersten Anlauf gesichert. Um so lächerlicher klingt es deßhalb, wenn die süddeutschen Staaten sich den Anschein geben, für die Herzogthümer auftreten zu wollen; das Beste, was sie thun konnten, war die Ratifikation (?) des Friedens, die dem Heere der Schleswig-Holsteiner eine sichere Position vor der Eider verschafft und dasselbe nicht wie jetzt in Gefahr gebracht hätte, zum zweiten Male von den Dänen umgangen und geschlagen zu werden. Aber das ist eben die Bedeutung dieses Friedens, daß er nicht der Herzogthümer wegen, sondern der inneren deutschen Kalamität halber geschlossen, oder wie man will, nicht geschlossen wurde. Man mußte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: man mußte den Herzogthümern die Unterstützung entziehen dadurch, daß Preußen ratifizirt, und man mußte für Preußen durch die Nichtratifikation der anderen Mächte einen Weg schaffen, auf dem es auch seinerseits mit möglichst wenigem Aufsehen an den österreichischen Plänen für den Aufbau eines neuen einigen Deutschlands Theil nehmen konnte. Ueberlieferung der Herzogthümer an die Dänen und Darbieten einer guten Gelegenheit zur Betheiligung Preußens am Bundestag — das sind die beiden Punkte, um die es sich bei dem Frieden mit Dänemark dreht; alle übrigen sind untergeordneter Art.

Wie sehr die Ratifikationsangelegenheit bei dem ganzen Friedensschlusse in den Vordergrund trat, konnte man sogleich aus den Unterhandlungen über das Organ ersehen, das diesen Frieden ratifiziren sollte. Oesterreich schlug sogleich das Plenum vor, und Preußen, worauf es hauptsächlich ankommt, fiel sogleich aus seiner früheren gut eingelernten Rolle und bequemte sich, der Bundes-Centralkommission die Ratifizirung zu überweisen. Damit konnte sich Oesterreich natürlich nicht begnügen, es mußte auf seinen Forderungen bestehen und das Plenum als die einzig berechtigte Behörde, in der jeder einzelne Staat vertreten wäre, hinstellen. Welche Gesichter man hier schnitt oder vielmehr offiziell schneiden mußte, beweist die „Ministerkrisis“,

unter welchem Titel man hier in diesen Tagen die schönste politische Komödie von der Welt aufgeführt hat. Der dänische Frieden, die Ratifikationsangelegenheit, die Restituirung des Bundestags und die Ministerkrisis hängen eng zusammen; sie bilden die vier ersten Akte zu der höheren Komödie, deren fünfter Akt, d. h. dessen Katastrophe sich vor einigen Tagen entladen hat. Es wäre ein unverzeihlicher Irrthum, zu glauben, daß wirklich eine wesentliche Meinungsverschiedenheit zwischen den Mitgliedern des Ministeriums, oder den Ministern und dem Hofe existirt habe. Es ist nicht unmöglich, daß in einzelnen Nebensachen die Herren von Radowitz und von Manteuffel verschiedener Ansicht gewesen seien. Bis zu einem Entlassungsgesuch aber ist es weder von Seiten Manteuffels noch des Kriegsministers Stockhausen gekommen. Im Grunde existirte die „Krisis“ nur in den Köpfen der Gothaer, der „Konstitutionellen.“ Sie hatten gehört, daß im Ministerium wichtige Dinge vorgingen, daß mit Oesterreich unterhandelt werden solle; sie mußten sich also, da sie doch unmöglich an die Einwilligung des „Unionisten“ Manteuffel zu dergleichen Dingen glauben konnten, eine Art „Konflikt“ erfinden, in dem Manteuffel wie gewöhnlich die Rolle des liberalen Ministers übernahm. Wie dieser Konflikt eigentlich beschaffen gewesen sei, darin haben sich die konservativen Blätter so gründlich widersprochen, daß es unmöglich ist, Einklang in die verschiedenen, halbwahren oder erfundenen, Versionen zu bringen. Bald sollte Manteuffel, bald Radowitz für das Provisorium, für das Definitivum oder für die Ausgleichung mit Oesterreich aufgetreten sein, bis endlich die ministeriellen Blätter, nachdem sie so lange absichtlich geschwiegen, mit der Erklärung hervortraten: es herrsche die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen dem Ministerium, Herrn von Radowitz und dem Hofe in allen Dingen, welche die „Wahrung der preußischen Ehre“ beträfen. Damit war also das neue Stichwort gegeben, ohne daß man dadurch einer anderen, als der streng ministeriellen Partei, Genüge geleistet hätte. Die preußische Ehre wollten Alle gewahrt wissen, die Schwarzweißen, die Gothaer, die Demokraten des „Urwählers“ sogar; nur verstanden die Ersten darunter die Wiederherstellung des spezifischen Preußenthums, oder was dasselbe ist, des Bundestags, die Zweiten das Aufrechthalten der „Union“, die Dritten endlich das Eingehen Preußens auf die — deutsche Reichsverfassung, eine Forderung, die selbst die „Nationalzeitung“ zu stellen naiv genug war. Allen diesen Forderungen gegenüber schweigt das Ministerium; es läßt nur tagtäglich die Versicherung geben, daß man die preußische Ehre wahren wolle, und daß auf dem „Gebiete der Thaten“ die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Gliedern des Kabinettes obwalte. Nur aus dem stillen Gang der Ereignisse sieht man, wie es mit der „Wahrung der preußischen Ehre“ gemeint ist. Man weiß jetzt, daß mit Oesterreich über den Bundestag unterhandelt wird; man weiß, daß die badische Truppenfrage in Kürze ihre Erledigung finden wird; man weiß, daß Rußland in zwei Noten nach Berlin und Wien der Einigung seine feierliche Sanktion ertheilt hat. Die Krisis ist demnach vorbei; Manteuffel, derselbe Manteuffel, der sich zum Träger der Unionspolitik aufwarf, gibt seine Pläne ohne Widerstand auf, und Radowitz, derselbe Radowitz, der mit Vielen und mit Wenigen, ja mit gar Keinem die Union aufbauen wollte, zeigt dem Minister des Innern, dem designirten Unionsminister, den Weg, den er zu wandeln hat, um glücklich bei der entente cordiale wieder anzulangen. Es ist entweder Unkenntniß, oder absichtliches Nichtwissen, wenn die Partei der „Neuen Preußischen“ die „verderbliche“ Politik des „Schwärmers“ Radowitz bald schärfer, bald gelinder angreift; kein Mensch hat der unionsfeindlichen Partei größere Dienste geleistet, als Herr v. Radowitz, eben weil er es meisterhaft

verstanden hat, die Gothaer Unionspartei erst in der Schwebe zu halten und dann mit Eklat zu düpiren.

Dieser letztere Gedanke leitet mich unwillkürlich von dem Bilde der Intriguen, das ich Ihnen so eben entrollt, ab auf ein anderes Feld, das man wenigstens mit dem Schimmer einer Hoffnung noch zu betreten vermag. Ich sagte, und darüber ist wohl kein Zweifel, daß die Gothaer durch Radowitz meisterhaft düpirt worden. Ich muß hinzufügen, daß sie einzusehen anfangen, wie man mit ihnen gespielt, und daß sie entschlossen scheinen, ihre alten Fehler wieder gut zu machen. Sie scheinen, sage ich; und die Konstitutionellen am allerwenigsten können es Jemand verargen, wenn er von ihrer Bekehrung anders als zweifelnd spricht. Es liegen zu viele Beweise von dem Wankelmuth und der Taktlosigkeit dieser Partei vor, als daß die Demokratie ihr nicht mißtrauisch das Timeo Danaos zurufen sollte. Aber der Moment ist allerdings günstig, in dem, wenn auch nicht eine prinzipielle, so doch eine faktische Vereinigung der beiden Parteien Statt finden könnte. Dieselbe Frage, die vor dem März 1848 die ganze Opposition einte, scheint jetzt von neuem und zwar in blutiger Nachahmung aufzutauchen, um Alles, was Herz und Gefühl hat, zu gemeinsamem Handeln aufzufordern. Die schleswig-holstein'sche Frage ist keine Parteifrage, wenigstens nicht in dem Sinne, wie diejenigen, die zu Frankfurt und in den anderen Parlamenten verfochten wurden. Der Kampf der Herzogthümer ist eine nationale, oder noch besser eine Angelegenheit der Humanität; zufällig stehen in ihm das menschliche und das historische Recht zusammen. Für Ersteres kämpft die Demokratie, wenn sie ihre Theilnahme für die Herzogthümer ausspricht, für Letzteres die konstitutionelle Partei. Wenn sie ihren ganzen Eifer für diese Angelegenheit entfaltet, so gibt sie dadurch nur einen geringen Ersatz für all' das Elend, das sie durch ihre frühere Abtrünnigkeit über das deutsche Land gebracht. Es ist jetzt an ihr, zu zeigen, ob ihre Opposition stichhaltig sein, oder bei der geringsten Gelegenheit sich wieder einfangen lassen wird. Darum bin ich auch nicht der Meinung, daß man von vornherein die Konstitutionellen zurückweisen müsse; ist doch mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte! Sind wir sonst fest in unseren Prinzipien, so können wir auch, so lange es uns gutdünkt, mit den Konstitutionellen zusammengehen. Und wie sehr thut uns eine Einigung noth, eine Verständigung über irgend eine gemeinsame Wirksamkeit! Gerade in dem Augenblick, in welchem die Reaktion den Mantel der Intrigue von sich wirft und in ihrer ganzen brutalen Blöße sich zeigt, bietet sich in dem allgemeinen Strudel der Zerfahrenheit ein Punkt dar, der wenigstens noch so viel Festigkeit zu besitzen scheint, daß man von ihm aus weiter operiren könnte. Sollten wir ihn fahren lassen? Glaube Niemand, daß wir dadurch auf den Boden von vor 1848 zurückgedrängt wären; wir haben eine reiche Schule von Erfahrung durchgemacht, es gilt nur sie anzuwenden. Gar zu viel zu erwarten von dem jetzigen Augenblick wäre freilich auch thöricht; aber das läßt sich nicht läugnen, daß, nachdem er lange gefesselt gewesen, jetzt doch wieder ein neuer Geist durch das deutsche Volk geht. Ihn zu unterstützen und zu läutern muß unsere Aufgabe sein; weder allzu leichtsinnig dürfen wir Genossen bei dieser Aufgabe annehmen, noch allzu wählerisch Leute, die es gut meinen, zurückweisen. Wir lassen uns nicht herab, wir heben Andere zu uns hinauf.

Ich schließe diesen kurzen Bericht. Wenn ich den nächsten beginne, glaube ich, werden alle die Fragen, die ich den obigen Zeilen noch als unerledigt behandelt, zur Reife gediehen sein. Es wird dann über das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen, über unsere innere Politik, über das Schicksal der Herzogthümer kein Zweifel mehr

obwalten. Vier Wochen sind ein kurzer Zeitraum für das Reich der Mitte, für die Unterthanen des himmlischen Kaisers; für ein Volk, das vorwärts will, eine lange Frist. Möge sich innerhalb der nächsten vier Wochen die Widerstandskraft des deutschen Volkes an dem Beispiele der Herzogthümer so stark entflammt haben, daß sie die schnell wie Unkraut emporschießende Giftpflanze der deutscheinigen Reaktion noch zur rechten Zeit niedertreten kann!

Paris, Ende Juli 1850.

Das Wahlgesetz vom 31. Mai hatte den Arbeitern ihr Bürgerrecht, das allgemeine Stimmrecht genommen, vor dem Gesetze gibt es wieder eine officielle Canaille. Aber damit waren die März- und April-Wahlen noch nicht hinlänglich gebüßt. Man mußte dem vorlauten Volke nicht nur an seine rechtliche, sondern auch physische Existenz gehen. Es soll nicht nur nicht mehr wählen, sondern es soll auch nicht mehr essen. Wenn die „Störenfriede", welche auch Ansprüche an das Leben zu haben glauben, erst verhungert sind, braucht man sie nicht mehr im Zaum zu halten. Das ist jedenfalls billiger und bequemer. Es war im Monate August 1848, wo die Donner der Junischlacht noch nicht so ganz verklungen waren, und bei so Manchen bittere Reue sich bereits einstellte, als die Constituante einen Gesetzentwurf annahm, welcher den Arbeiterassociationen die Ausführung gewisser öffentlichen Arbeiten möglich machen sollte. Bis zum Belaufe von 20,000 Franken konnte das Ministerium der Arbeiten direkt den Contrakt abschließen, bei größeren Summen wurde im Wege der Concurrenz vorgegangen, und zur Verhütung einer Entwerthung der Arbeit wurde ein Maximum des Rabatts festgesetzt. Bei gleichen Anboten sollten die Associationen den Vorzug vor Einzelunternehmern haben. Wer die Macht des Kapitals und die unverhältnißmäßige Ohnmacht der bloßen Arbeitskraft nur flüchtig in Betracht gezogen, wird zugeben müssen, daß diese Bedingungen durchaus nicht übertrieben waren. Ein Jahr später brachte Nadaud, Morellet u. A. einen Ergänzungsvorschlag ein. Dessen Berathung wurde fort und fort verzögert, der bekanntlich wegen Fälschung von Nachrichten entlassene Minister Faucher nannte damals die Existenz der Arbeiterassociationen und ihre Betheiligung an öffentlichen Arbeiten eine Gefahr für die Gesellschaft. Sechs Monate vergehen zwischen der ersten und zweiten Berathung, da verwirft die Majorität selbst die unscheinbaren Zugeständnisse, welche Faucher als Berichterstatter der betreffenden Commission bewilligen wollte. Ja noch mehr, der Arbeitsminister Rineau, von der verunglückten Paris-Avignoner Eisenbahnaffaire als zärtlicher Liebhaber der Kapitalisten bekannt, kündigte kurzweg an, es werde ehestens auch das Gesetz der Constituante außer Wirksamkeit gesetzt werden. Denn das ausschweifende Privilegium würde zu Gunsten der Arbeiter den Staat ruiniren. Es scheint, daß der Minister schlecht unterrichtet ist, sonst müßte er wissen, daß die vereinigten Arbeiter bei Limoges eine Maurer- und Erdarbeit, welche im officiellen Voranschlag um 2,039,790 Franken taxirt war, um 1,276,000 Franken solid und schön zur vollsten Zufriedenheit herstellten. Sonst müßte er ja wissen, daß unter seinen Augen die vereinigten Straßenpflasterer von Paris bei einer vollkommen gut ausgeführten Pflasterungsarbeit im Werthe von 200,000 Franken bedeutend ihren Taglohn vermehren, 178 Franken Dividende per Kopf vertheilen konnten, und demnach in Folge ihres Anbotes die bisherigen Unternehmer genöthigt waren, ihre Preise um 19% herabzusetzen. Oder sollten wohl dieselben Pflasterungsarbeiter es auf Berau-

bung des Staates abgesehen haben, wenn sie bei erhöhtem Taglohne eine Dividende von 178 Franken noch für eine ungebührliche Forderung ansehen und noch unter dem Minimum des Voranschlages submissioniren? Es scheint so, denn sie wurden sofort vom Concurse ausgeschlossen und die Arbeit einem Unternehmer übertragen, welcher genau das Maximum des Voranschlages verlangte.

Dagegen wurde aber gleich darauf ein Antrag Adelswärd's, die Interessen und Dividenden der Bank- und Industriegesellschafts-Kapitalien zu besteuern, verworfen.

An die Reihe kam nun die Trinkgeldfrage, oder, in die parlamentarische Sprache übersetzt: das Dotationsprojekt. Die Majorität hatte Fould's hyperbolische Motivirung desselben auffallend kühl aufgenommen, alles Mögliche versucht, um es rückgängig zu machen. Da dieß mißglückte, wählte sie eine Kommission, welche dem Projekte feindlich war, und diese Kommission wählte einen Republikaner des tiers-parti zum Berichterstatter. Und in der That, Louis Bonaparte hat wohl viele Schmeichler, aber selbst in seiner eigenen Partei hat er keinen Freund. Die Geldfrage des verschuldeten Louis Napoleon's war eine Parteifrage für die monarchischen Fractionen. Daher kam es auch, daß Flandins erster Bericht verworfen wurde, weil er zu republikanisch abgefaßt war. Der zweite hielt sich streng an die Konstitution und die darin bezeichneten Schranken der Präsidentschaft. Denn am Ende ist der Boden der Republik der einzige, auf dem die feindlichen Kräfte, ohne sich gegenseitig anzufallen, zusammentreffen können. Daß aber der republikanische Berichterstatter für eine royalistische Kommission sprach, ergab sich am Klarsten aus dem im Berichte ebenfalls aufgeführten Minoritätsgutachten, welches dem Präsidenten das Geforderte zu Füßen legt. Die Majorität will keine monarchische, die Minorität keine republikanische Präsidentschaft. Die Majorität erschrickt aber vor der Consequenz und will 1,600,000 Franken Installationskosten bewilligen. Aber auch diese Bewilligung macht sie wieder scheu, und zu ihrer Entschuldigung flüchtet sie sich hinter das Grab im Invalidenhotel, hinter Glanz und Ruhm des Kaiserreiches. Nicht dem Präsidenten der Republik, sondern dem Neffen seines Onkels bewilligt sie das Aequivalent seiner Schulden. Der Bericht war bei aller Gemessenheit eine Prangerstrafe für den ersten Beamten der Republik. Die Bewilligung ist ein zweischneidiges Schwert. Sie erniedrigt den Präsidenten, welcher an die erschöpften Finanzen solche ungerechte, übertriebene Ansprüche stellt, sie erniedrigt die Majorität, welche den Schweiß des Volkes leichtsinnig für einen Prasser vergeudet.

Naiv ist die Bemerkung des Constitutionnel, man müsse dem Präsidenten das Geld bewilligen, damit ihm mehr Mittel zu Gebote stünden, sich Einfluß zu verschaffen. Ekelhaft aber sind die Drohungen der dem Elysée freundlichen Blätter für den Fall einer Verweigerung. Der National nennt diese Straßenräubertaktik bei ihrem wahren Namen: „Die Börse, oder das Leben."

Unwillkürlich erinnert man sich an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der bis jetzt mit 135,000 Franken sein anständiges Auskommen gefunden, Feste gegeben und Gastfreundschaft geübt hat. Freilich macht dieser keine kostspieligen Reisen, hat keinen Haushalt von 183 Personen, und läßt sich endlich nicht die unsaubere Rechnung seiner menus plaisirs aus dem Staatsschatze bezahlen.

Die Zänkereien der Parteien, welche bei einer Versammlung der Majorität im Staatsrathsgebäude beinahe eine eindringlichere Form angenommen hätten, liefen alle auf Verweigerung der Dotation und Bezahlung der Schulden hinaus. Umsonst versuchte das Ministerium das verzweifelte Mittel einer Kabinetsfrage, umsonst überboten sich die ministeriellen Journale in den brutalsten Drohungen. Am verhängniß-

vollsten Tage der Debatte erklärte sich das unbeugsame Ministerium sogar zu Concessionen nicht in Ziffern, sondern in Ausdrücken bereit. Umsonst. Bei der Reihenfolge der Fragestellung ward das Ministerium geschlagen, die Schlacht war verloren. Da sprang die letzte Mine in der Komödie. Changarnier stürzt auf die Tribüne und hält nicht eine Rede, sondern diktirt einen Tagsbefehl, es müsse die Dotation in der vom Ministerium angenommenen Zifferngruppirung bewilligt werden. Dieser Knalleffekt wirkte, und mit einer demüthigenden Majorität von 26 Stimmen ward das Trinkgeld für die Unterzeichnung des Wahlgesetzes bewilligt. Die Hand seines bittersten Feindes warf dem Präsidenten den Sündenlohn hin. Louis Bonaparte hat die Millionen, aber Changarnier hat die Gewalt.

Damit aber war noch nicht genug geschehen. Hinterher kommen erst die hinkenden Boten. In der Sitzung vom 26. Juni zeigte es sich bei der Debatte über geforderte Supplementarcredite, daß die Mildthätigkeit der „zweiten Vorsehung", wie H. Fould den Präsidenten zu nennen beliebte, aus den Fonds des Ministeriums des Innern liquidirt worden, während sie doch des Präsidenten Privatvermögen angegriffen haben sollte. Es zeigte sich, daß die Kosten der ersten Einrichtung des Elysée weitaus überschritten worden waren. Und wie rechtfertigte der damalige Finanzminister Passy diesen Mißbrauch? Man habe an den vier Ecken des Elysée neue Wachstuben bauen müssen, damit es nicht mit Sturm genommen werden könne.

Die Wiederaufnahme der abgebrochenen diplomatischen Verbindung mit England ging unter dem einheimischen Jammer fast spurlos vorüber.

Das Ereigniß des Monats war aber das Preßgesetz. Vor vier Monaten wählten die Pariser, und zwar hauptsächlich die Bourgeois, einen erst vor wenig Wochen zurückgekehrten Juniinsurgenten zum Volksvertreter. Es war dieß der erste Versöhnungsakt des Bourgeois und des Proletariers, der Absagebrief an die Regierungsgewalt. Man sollte nach den täglichen Versicherungen der Regierenden glauben müssen, die Regierung werde diese Lehre nutzen und den Wünschen des Volkes sich eben so schnell zu nähern suchen, als sie sich früher davon entfernt hatte. Es bewies sich aber hier wie immer, daß Regierung und Volk nie zwei Glieder eines Ganzen, sondern zwei Gegner seien, welche ein einseitiger Vortheil stets mehr erbittert. Baroche, der Clubbist, der sich kaum würdig erklärt hatte, nach dem Februar die Schuhriemen des souverainen Volkes aufzulösen, vermißt sich nun, ihm die Kehle zuzuschnüren, und schleudert sein Preßgesetz durch Rouher's Hand gegen die Sünder.

Sie haben nichts gelernt, und das Wenige, was sie wußten, stets vergessen, die Männer des Volkes, welche um die Gunst des Volkes bettelten, sobald dessen Arm sie auf den Gipfel der Gewalt gehoben. Sie treten mit Wollust ihre Vergangenheit mit Füßen, die Staatsmänner, die „besten Männer", wenn sie ihre unerschütterliche Ueberzeugung gegen ein Portefeuille, oft nur gegen ein fata morgana eines solchen austauschen können.

Für solche Leute existiren die letzten 30 Jahre nicht. Sie wissen nicht, daß die Juliordonnanzen den alten Stamm der Bourbonen gänzlich entwurzelt haben, sie wissen nicht, daß mit den berüchtigten Septembergesetzen Louis Philipp seine Verbannung unterzeichnete. Sie wissen nicht, daß der Gedanke weder in den Käfig von Zeit noch Raum sich bannen läßt, und haben doch täglich elektrische Telegraphen, Eisenbahnen und Dampfboote vor Augen.

Cautionen, Stempel, Strafen, das sind die mächtigen Zauberer, welche den ungelegenen Geist bannen sollen. Es ist nicht uninteressant, was Guizot, in dieser Sache gewiß keine der Ueberstürzung verdächtige Persönlichkeit, vor 20 Jahren

darüber bemerkte. „Die Caution", so ließ sich der nachmalige Exminister Louis Philipps vernehmen, „sichert nur die Herausgabe von Journalen durch Leute, welche den höheren Ständen angehören. Das ist ihr wahrer Charakter. Wollen Sie aber Gerechtigkeit üben, so schaffen Sie Stempel und Postaufschlag ab. Diese Maßregel wird allen Vortheil bringen, sie wird durchgreifend sein, und ich habe nicht das Mindeste dagegen einzuwenden." Und General Lafayette, damals ein Mann mit weißem Haare, nannte die Caution nur eine „tröstliche Entschuldigung für Abschaffung der Censur". Er begriff wohl, daß Despoten und Camarillen deren bedürfen, aber mit einer ehrlichen, constitutionnellen Regierung sind sie ihm gänzlich unvereinbar. Der gute Greis glaubte noch an die Ehrlichkeit einer Regierung. Und um seine Ansicht auf dem so berühmten praktischen Boden zu beweisen, wies er auf die englische Presse, die, ohne Caution bestehend, noch immer nicht Mord und Brand in die Welt gebracht. Er wies auf die Vereinigten Staaten, wo jedes Journal das Recht hat, ein Exemplar sämmtlicher in denselben erscheinenden Journale portofrei zu beziehen, damit die geistige Verbindung Aller möglichst befördert werde, und verwarf die Ansicht, „der Gedanke könne ein steuerbarer Gegenstand sein." Damals ward auch ein solches Verfahren von O. Barrot, Baroche, Berryer und Larcy gebrandmarkt, die es heute als das einzige, unfehlbare Mittel zur berühmten „Rettung der Gesellschaft" anpreisen. Charlatans!

Der Charakter des Gesetzes: lächerliche Wuth, geht am schlagendsten aus einer Berechnung hervor, welche das Journal des Debats nach den darin enthaltenen Strafnormen aufstellt. Ein Verleger kann für eine nicht gestempelte Broschüre von fünf Bogen nach der erleuchteten Weisheit der Stützen unserer Zeit zu einer Geldstrafe von 2,752,000 Frs., sage Zwei Millionen siebenmalhundert zwei und fünfzig tausend Franken Strafe verurtheilt werden, wenn diese Broschüre in 10,000 Exemplaren gedruckt ist, deren Erzeugungspreis höchstens 600 Franken beträgt.

Die geachtetsten Buchhändler von Paris machten dem Justizminister Rouher, dem schlechten Advokaten einer kleinen Landstadt, einem Emporkömmling der Revolution, die eindringlichsten Vorstellungen, wie dieses wahnsinnige Gesetz nicht nur die Interessen des Buchhandels, sondern der Papierfabrikation und Buchbinderei sammt allen dahin einschlagenden Gewerben empfindlich beeinträchtige. Der Mann der Gerechtigkeit „schien" einzusehen, was für ein arger Sünder die Regierung sei, er versprach goldene Berge. Die Herren empfahlen sich im Vertrauen auf die Regierung, und als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, blieb Alles beim Alten. Was braucht es auch einen Minister zu kümmern, ob der französische Buchhandel dem belgischen Nachdrucke nun gänzlich unterliegen müsse, ob eine Industrie, in welcher ein Kapital von fünfzig Millionen steckt, zu Grunde gehe. Die Gesellschaft, d. h. speciell die Regierungsgesellschaft, muß gerettet werden, das ist die einzige Devise. Die Vandalen, welche die Kunstschätze des Alterthums zertrümmerten, die Barbaren, welche die Bibliothek von Alexandrien in Brand steckten, sie gleichen den rettenden Ministern von 1850 auf ein Haar.

So saßen nun die Herren Broglio, Molé, Piscatory, Chasseloup-Laubat rc. vier lange Monate zusammen, schnitten und beschnitten, banden und knebelten, bis endlich auch kein Platz mehr für eine einzige kleine Fessel überblieb, ohne zu bedenken, daß die Regierung stürmisch die Dringlichkeit zur Rettung der sonst unausbleiblich ruinirten Gesellschaft gefordert, und die Nationalversammlung in gleicher Ueberzeugung dieselbe bewilligt hatte. Man würde bei einem gewöhnlichen Menschenverstande glauben, was vier Monate lang liegen bleiben konnte, ohne daß man sich darum küm-

merke, könne wohl ohne allzugroße Gefahr der bedrängten Gesellschaft den gewöhnlichen Gang der dreimaligen Berathung gehen. Hier zeigt sich aber der tiefe Unterschied zwischen gesundem Menschenverstand und der staatsmännischen Einsicht in höherer Politik. Der 8. Juli war einer von den Tagen, an welchem dieser Unterschied den beschränkten Regierenden in schlagender Weise dargethan wurde. An diesem Tage begann nämlich die Eröffnung der Debatte über das neue Gesetz gegen die Presse. Emil Girardin eröffnete den Reigen der Redner, und stützte sich auf ein sehr Positives, um die Dringlichkeit zu bekämpfen. Er bewies nämlich der Versammlung, Paragraph für Paragraph, daß sie nach ihrer eigenen, selbstverfertigten Geschäftsordnung gar kein Recht mehr gehabt habe, an die Dringlichkeit auch nur zu denken, er erinnerte daran, wie, abgesehen vom Buchstaben der Geschäftsordnungsartikel, deren Geist bei der Berathung des Art. 41 der Constitution vom Präsidenten Dupin gerade dahin gedeutet worden, daß ja beim Einkammersystem die dreimalige Lesung das einzige Mittel sei, unüberlegte und unkluge Geseze zu vermeiden. Er erinnerte, daß die nach derselben Geschäftsordnung nothwendige Motivirung der Dringlichkeit gar nicht vorliege, und beantragte deßwegen Verwerfung der Dringlichkeit.

Der Präsident Dupin entgegnet ihm unter mehreren schlechten Witzen, was die Versammlung thun wolle und gethan habe, sei wohlgethan, man brauche sich um des ehrenwerthen Girardin Bedenklichkeiten nicht zu quälen, und es sei jedenfalls das Bequemste, zur Tagesordnung überzugehen. Es dürfte vielleicht hier am Platze sein, zu erinnern, daß dieser Mann, welcher mit beispielloser Unverschämtheit nicht nur das Gesetz, sondern auch seine eigene Ansicht, seine heiligsten Betheuerungen mit Füßen tritt, wenn sie ihm lästig werden, daß dieser Mann Mitglied des Cassationshofes, der obersten Gerichtsbehörde in Frankreich ist, daß dieser Mann an der Entscheidung über Recht und Unrecht in Angelegenheiten von sechsunddreißig Millionen einen überwiegenden Einfluß übt. Und dieser Mann ist eine der Hauptstützen der bestehenden Ordnung, der bestehenden Gesellschaft. Welche Ordnung! Welche Gesellschaft!

Die Dringlichkeit des beinahe schon schlafen gegangenen Gesetzes ist also angenommen, denn daß man noch zwei Redner, Mathieu und Jules Favre dagegen sprechen läßt, ist nur ein gnädiger Spaß, den sich die Versammlung erlaubt. Vergebens wirft ihr Mathieu vor, wie sie schon durch das Wahlgesetz die Republik verhunzt und das Volk gereizt habe, vergebens, wie sie nach und nach die Presse immer mehr und mehr verfolgt habe, bis diese endlich nun unter der wirklich türkischen Willkür des Pascha Carlier stehe, vergebens ruft er ihr zu, daß dieser Weg sie nothwendig zur Vernichtung des Geschwornengerichtes führe, vergebens erinnert er sie an den Ruin einer bedeutenden, ohnehin schwer gedrückten Industrie, vergebens beweist er ihr den rein communistischen Anstrich des Gesetzes, vergebens stützt er sich auf die Petition der conservativen Buchhändler, Drucker und Papierfabrikanten. Umsonst stellt er ihnen die Alternative, Freiheit oder Despotismus, Gedanken- oder Säbelherrschaft, umsonst appellirt er an die mächtigste Triebfeder der Franzosen, den Nationalstolz, und ruft: „Söhne der Bastillestürmer, trefft nun eure Wahl." Die Kraft ihrer Lenden ist versiegen gegangen, und nur die Hefe der schmutzigsten Leidenschaft pflanzt diese Menschen fort. — Der Justizminister weiß nichts Anderes zu entgegnen, als daß ja eben die Rede des Montagnards den vollgültigsten Beweis für die Dringlichkeit liefere. Und diese Bemerkung ist bei aller Unschuld, in welcher der Riomer Advokat sie machte, eine gewichtige, eine entscheidende. So lange noch das Wort Freiheit aus Eines Menschen Munde geht, so lange es nicht aus der Sprache gestrichen ist, so lange bleibt der

Despotismus nicht gesichert, oder, um honette und moderirte Ausdrücke zu gebrauchen, so lange kann nicht regiert, so lange die Gesellschaft nicht gerettet werden?

Ist denn aber das Regieren, ist denn aber diese Gesellschaft so unendlich viel werth, daß Zwang, Schmach, Grausamkeit und Blutvergießen durch ihren mühselig noch eine Spanne Zeit gefristeten Bestand aufgewogen werden? Werft doch den Plunder über Bord, wenn er die Pest in sich trägt, und habt einmal den Muth, gesund zu sein.

J. Favre verschwendet seine Mühe an die Sisyphusarbeit, den bankerotten Verstand der Majorität wieder auf eine erträgliche Stufe zu bringen. Er weist ihnen umsonst nach, wie der neue Entwurf alle bestehenden Gesetze in diesem Fache, mit deren Erhaltung sich doch die Freunde der Ordnung so sehr brüsten, verletze, wie er 50,000 Arbeiter auf die Straße setze. Umsonst, wie es vorauszusehen war. Habent sua fata libelli. Das Repräsentativsystem spricht mit 368 gegen 251 Stimmen sein: Tel est mon plaisir, und die Dringlichkeit ist erklärt.

Weil die Väter des Vaterlandes eben an der Arbeit sind, nehmen sie auch noch schnell die Dringlichkeit des transatlantischen Belagerungszustandes von Guadeloupe, welchen die Regierung vorschlägt, in Betracht. Es ist bezeichnend für die französischen Gewalthaber, daß sie zur successiven Herabsetzung des Zuckerzolls auf Colonialproducte sich eine Frist von 9 Jahren ausbedungen, dagegen den Belagerungszustand über die Colonie mit Sturmeseile verlangen. Leben ist Nichts, Regieren Alles. Das ist ja immer die Devise des Staates.

Ein mächtiger Redner betritt nun die Tribüne, Madier de Montjau. Er ist der gefürchtete Widersacher der Justizmänner im Justizpallaste, der ihre Anmaßungen in Bestimmung des Ganges der Gerichtsverhandlung, ja der Vertheidigung, welche sich namentlich jüngeren Advokaten gegenüber so gern in empörend brutaler Weise geltend macht, so energisch zurückweist, daß sie sich beinahe keine Willkür mehr erlauben, so lange er auf der Bank der Vertheidiger sitzt. Er hat sein bedeutendes rednerisches und juristisches Talent aufopfernd der Presse zur Verfügung gestellt, und vor einem halben Jahre vertheidigte er oft binnen 14 Tagen angeklagte Journale in allen vier Ecken von Frankreich. Mit seinem gewaltigen Organe donnert er ihnen zu, wie dieselbe provisorische Regierung, welche ihr Berichterstatter in seinem Berichte schmähe, mitten im Sturme der Revolution, ohne verläßliche Beamte und Soldaten, mitten in der drückendsten Finanzverlegenheit der ihr feindlichen Presse alle Fesseln gelöst und volle Freiheit gegeben habe. Er weist nach, wie dieß Gesetz ein Act der Rache für den 10. März sei, welches nur das berühmte Wahlgesetz ergänzen solle. Er hält ihnen vor, wie das Land durch die Jury diesem Verfahren gegenüber durch Freisprechung des National, Evénement, feuille de village und des Erzfeindes und Antichrists, der Voix du Peuple geantwortet habe. Seiner Bemerkung, daß der Stempel die Journale der Art vertheuern werde, daß es einem Arbeiter unmöglich sein werde, ein Blatt zu lesen, entgegnete die Rechte ein höhnisches: Desto besser! Dummheit, finstere, stockblinde Dummheit, vor deinem Bilde wälzen sie sich im Staube, ihm küssen sie die Füße, dir singen sie Hossianna, denn Du bist ja der Gott, dem sie dienen, den sie anbeten. — Die Revolution ist nicht zum Profite einiger Portefeuillejäger gemacht worden. Ihr usurpirt den Platz auf euren Bänken, tretet ihn euren Vorgängern ab. — Der Legitimist Laborde hat schon öfters, und namentlich aus Madier's Rede entnommen, daß eigentlich eine gerade Erklärung gewünscht werde, was man denn eigentlich wolle. Bis zum gesetzlichen Zeitpunkte einer Revision der Constitution will er die Republik, dann aber wird er die Panacee der allein-

seligmachenden Legitimität an den Mann zu bringen suchen. — Ihm folgt wieder Frankreichs ungeschicktester, jedenfalls aber schamlosester Wortverdreher, Justizminister Rouher. Seine erste Phrase ist wieder, daß mit all' den gegebenen Repressivgesetzen ja gar nichts für die Regierung geschehen, sondern nur die Ordnung und die Gesellschaft gerettet worden sei. Uebrigens seien sie auch jetzt ungenügend, denn die Jury beweise, daß mit ihr nicht zu regieren sei. Man sehe dieser Einrichtung in ihrer gegenwärtigen Gestalt ihren Ursprung zu deutlich an — die traurige Februarkatastrophe. — Dieses Wort erregt einen furchtbaren Sturm. Die Linke will den Minister zur Ordnung gerufen haben, was der Bürger-Präsident der republikanischen Volksvertreter standhaft verweigert. Mitten im Lärmen stürzt Girardin auf die Tribüne und fordert die Opposition auf, den Saal zu verlassen. Dupin ruft ihn zur Ordnung. Er betritt nochmals die Tribüne und verlangt, daß der Justizminister zur Ordnung gerufen werde, oder die ganze Opposition müsse aufhören, in diesem Saale zu sitzen. Die Rechte antwortet mit Gelächter. Der Justizminister will sprechen. Der Präsident fürchtet eine neue „Unbesonnenheit", greift nach seinem Hute und läuft aus dem Saal. Diese ebenso geistreiche, als staatsmännische Wendung verfehlt ihre Wirkung nicht. Wo der Hirt fehlt, zerstreut sich die Heerde. Die Sitzung ist aufgehoben.

Nach der Sitzung kam die gesammte Opposition in den Salons von Lemardelay, rue Richelieu zusammen, um über ihr Verhalten sich zu berathen. Girardin schlug den Austritt vor, was ihm bittere Bemerkungen nicht eben der manierlichsten Art in Masse eintrug und verworfen wurde. Auch eine Anklage der Minister ging wegen vorauszusehender Erfolglosigkeit nicht durch. Es war wieder wie in der Fabel Fiesco, die Schwachen wimmerten: Friede! und eine magere Protestation war die Mausgeburt des Berges.

Dieser ganze Handel war unstreitig für alle dabei Betheiligten nicht der ehrenvollste. Da aber an der Regierung und Majorität mit dem besten Willen nichts mehr zu verderben ist, so hat unstreitig die Opposition, besonders der Berg, am meisten gelitten. Mit Recht fragt la Presse: „Warum so viel Lärmen um ein solches Ende"? Es gibt für die Opposition nur zwei Möglichkeiten: Handeln oder Dulden. Will sie handeln, so möge sie unterbrechen, lärmen, die Minister anklagen, kurz, ringen, aber offen und nicht ausschließlich durch Unterbrechungen, sie möge auch, wenn es Noth thut, einer entscheidenden Handlung fähig sein, und eher Alles dulden, als Erniedrigung. Will sie dulden, so möge sie hübsch fromm und ruhig sich in ihr Schicksal ergeben, und bloß von der Tribüne ihre Ansichten vertheidigen. Sonst werde wenig mehr, als Spott und Erniedrigung herauskommen. Und So traf es auch ein. In der nächsten Sitzung wollte Cremieux die Protestation überreichen, der Präsident verweigerte aber die „Annahme des „Papiers", und so mußte es Cremieux ruhig in die Tasche stecken und zur unverholenen Belustigung der Majorität abziehen. — Der Berg hatte bereits beim Wahlgesetze durch seinen Mangel an Takt und Energie sein Ansehen bedeutend geschmälert, jetzt hat ihm die Lächerlichkeit den Todesstoß gegeben, und er existirt nicht mehr, wenn er auch einige als Redner bedeutende Persönlichkeiten zählt.

Nach Beseitigung des „Papiers" gehen die Vertreter des Volkes wieder an ihr Tagewerk, das Gesetzmachen. Bis zum Art. 1 des Preßgesetzes ist man glücklich schon gekommen. Victor Hugo will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, der Majorität wieder einmal den Spiegel vorzuhalten, und man hörte eine seiner besten Reden. Ihm ist die Republik: Volkssouveränität, allgemeines Stimmrecht, Preßfrei-

heit. Leider möchte er manchmal an Revolutionen zweifeln, wenn so große Ideen so kleine Menschen hervorbringen, wie jetzt. Er müsse Revolutionen Wohlthaten nennen, wenn er ihre Grundsätze, aber wahrhaftige Katastrophen, wenn er ihre Minister sehe. Der Preßgesetzgebung habe bis jetzt wirklich noch gar nichts mehr gefehlt, als das nützliche Schauspiel, auf öffentlichem Platze und orthodoxen Scheiterhaufen lebendig verbrannte Schriftsteller. Und in der That fassen sich die Plackereien der gegenwärtigen Preß-Gesetzgebung in den geistreichen Satz: „Die Feder gehört dem Schriftsteller, das Schreibzeug aber der Polizei.“ Es entrüstet ihn, daß dieses Gesetz die schmutzige Klaue des Fiscus mit dem Stempel auf die Meisterwerke menschlichen Geistes drücke, da doch der Henker früherer Jahrhunderte immer noch Anstandsgefühl genug gehabt habe, die Bücher, welche er verbrannte, nicht zu besudeln. Die Jesuiten, diese eigentlichen Urheber der Unterdrückung des Gedankens unter mehr oder weniger gleißnerischen Formen, stellt er mit den Würgern der Cevennen und der Bartholomäusnacht, mit den Henkern Ungarns, Siziliens und der Lombardei zusammen. Montalembert plagt das böse Gewissen, und er erklärt, diese ganz ausdrücklich gegen ihn gerichtete Tirade verletze ihn nicht, was aber V. Hugo ganz erwünscht kommt, um Hrn. Montalembert noch eine alte Schuld vom Wahlgesetze her zu bezahlen. Am Schlusse seiner Rede bemerkt er: Die Partei der Furcht in Europa antwortet auf die Frage: woher kommt die Gefahr? — von Frankreich, jene in Frankreich — von Paris, die in Paris — von der Presse. Der kalte Denker aber antwortet: Die Gefahr kommt weder von der Presse, noch von Frankreich, oder Paris, sie kommt allein vom Menschengeiste. Darum hätte die Partei der Furcht noch gar nichts gethan, wenn sie die Presse auf das letzte Journal, Paris auf den letzten Pflasterstein, Frankreich auf den letzten Weiler zerstört hätte, wenn sie den Menschengeist nicht umbringen. — Nun geht's wieder lustig vorwärts durch Dick und Dünn, sämmtliche Amendements werden verworfen, dagegen der Art. 1 der Commission mit Kautionen von 3600 bis 24,000 Frs. angenommen, von der Linken wird, als Minister Rouher von der Tribüne sprechen will, viel unnützer und unwürdiger Skandal gemacht, und nach so schön vollbrachtem Tagewerke die zweite Sitzung aufgehoben. — Rouher soll wirklich seinen Katastrophenausdruck haben mäßigen wollen und davon den Präsidenten Dupin bereits in Kenntniß gesetzt haben, als er plötzlich vom Präsidenten Louis Bonaparte Weisung erhielt, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Die dritte Sitzung brachte ein wichtiges und unerwartetes Amendement des Legitimisten Tinguy, das Unterzeichnung jedes politischen, sozialen, oder religiösen Artikels im Journale durch den Verfasser beantragt. Man wirft dem Amendement vor, es zerstöre die Collectivwirkung der Presse, welche ja in den Journalen nicht einen Mann, sondern eine Partei darstelle. Es lasse der Regierung gegenüber nur mehr Individualitäten auftreten. Den größten Lärm schlagen darüber aber die ministeriellen Blätter und überhaupt die Ordnungsjournale. Es wird nun nicht mehr so leicht möglich sein, einen boshaften Leitartikel, ein niederträchtiges Entrefilet, eine infame Verläumdung in Vertrieb zu bringen, und dabei die eigene Person in den Schatten zu stellen.

Da man die eigene Persönlichkeit aus dem Gedränge halten will, muß ein Strohmann vorgeschoben werden, und da sich Namen von Klang dazu doch nicht leicht hergeben werden, wird diese Rolle nur ganz untergeordneten Individuen zufallen, was die Tragkraft der fraglichen Artikel, wenn nicht ganz aufhebt, so doch bedeutend verringert. Alle die Stoßseufzer der Minister, welche trotz der gründlichen Verachtung der Presse sich öfters herablassen, in diesem Fache zu dilettantiren, der Thiers, Mon-

talembert ꝛc. und derlei bis jetzt im Finstern schleichenden Schlangen werden sich um ein Bedeutendes reduciren. Der Präsident kann von Glück sagen, daß Le Napoleon bereits eingegangen ist, das Lesepublikum ist aber dadurch jedenfalls um manches blaue Wunder gebracht worden. Auf der Bank der Commission war große Bestürzung, als Simson Tinguy so gewaltig an dem Staatstempel der Ordnung rüttelte, und die Philister suchten dem Einsturze durch ein Amendement Charancey's zuvor zu kommen, welches das angenommene Tinguy's paralysiren sollte. Obgleich dieses mit einer Majorität von 68 Stimmen durchgegangen war, schlug nämlich Charancey vor, der betreffende Artikel sollte allerdings unterzeichnet werden — auf dem Manuscript, dessen Vorweisung vom Staatsanwalt aber erst in Monatsfrist nach der Drucklegung verlangt werden könne. Ohne sich lange um den offenbaren Widerspruch und die klare Hinterlist zu bekümmern, nahm die Versammlung auch dieses Amendement in Betracht, votirte noch mehrere Artikel, darunter den draconischen, daß die kleinere Strafe nicht in die größere, wie sonst, gerechnet werden könne, dankte Gott, daß er sie geschaffen, lachte das Volk aus, daß es sie zu Repräsentanten gewählt hatte und schloß die dritte Sitzung.

Die vierte Sitzung beginnen die Väter des Volkes damit, daß sie die Kultur nach Westen tragen. Sie octroyiren nämlich der schönen Insel Guadeloupe einen regelrechten, ordnungsmäßigen Belagerungszustand sammt allem Zubehör. Wie muß sich der edle Gagern über diesen Fortschritt herzlich freuen! Welche Befriedigung muß Herr Schmerling empfinden, daß die von ihm in Deutschland acclimatisirte zarte Pflanze so herrlich vom schwarzen Meer bis zum mexikanischen Golf gedeiht! — Hierauf wird in der Cultivirung Frankreichs fortgefahren, d. h. das Preßgesetz weiter debattirt. Charancey's Amendement kommt an die Reihe, und die Commission muß den Schmerz erleben, daß ihre Kinder in ihrem eigenen Fleische wühlen. Ein Mitglied der Rechten übernimmt es, der Commission ihre wenig ehrenhafte Zweideutigkeit, ihr verächtliches Hinterthürensystem derb vorzuhalten und sie mit vielem Geist und nicht geringerer Energie abzukanzeln. Er griff die Presse heftig an, nannte sie den Urquell aller Revolutionen, aber er war ehrlich genug, ohne Umschweife zu reden und seine Meinung gerade heraus zu sagen. Das Amendement Tinguy schwäche die Presse, aber das wolle er eben, darum vertheidige er es. Wie war dieser Mann bei all' seiner freiheitsfeindlichen Gesinnung in seiner unumwundenen Aufrichtigkeit groß neben der heimtückischen, giftigen Preßgesetzcommission. Wenn gestern das Amendement Tinguy mit 313 gegen 281 Stimmen angenommen wurde, so ward heute jenes Charencay's mit 378 gegen 255 verworfen. Solche Kleinigkeiten schrecken aber eine ordnungsliebende Commission noch lange nicht ab. Flugs hatte sie ein neues Amendement Périer zur Hand, welches auch Unterzeichnung von Artikeln über private oder industrielle Interessen verlangt. Sie rechnete nämlich darauf, daß dieß Amendement bei der Gesammtabstimmung die bereits angenommenen werfen würde, und dann war ja das Spiel gewonnen. Hilft es nicht, so schadet es doch nicht, höchstens an der Ehre, und der Zweck heiligt ja das Mittel. Die sehr erleuchtete Versammlung nimmt aber mit großer Ruhe auch dieses Amendement in Betracht und vertagt die Discussion auf morgen. Ueber Art. 3, der noch nicht erledigt, wird viel gestritten, nichts entschieden, und die Sitzung mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht aufgehoben.

In der fünften Sitzung wurde auch das Amendement Casimir Périer's, und mit ihm die letzte Hoffnung der Commission, über Bord geworfen. Wenn ihr aber auch dieser Schmerz bereitet wurde, so wird sie doch dafür entschädigt durch die Annahme des drakonischen Artikels 3, der perfidesten Erfindung seit Gutenberg. Dieser Artikel

lautet: „Wenn der bereits angeklagte Gerant eines Journals vor Fällung des ersten Urtheils abermals wegen Preßvergehen angeklagt wird, so ist binnen 3 Tagen von Zustellung der Anklage der Betrag des halben Maximums der möglicher Weise diktirt werdenden Strafe zu hinterlegen, gleichgültig, ob Kassation nachgesucht worden, oder nicht. Die Ziffer dieser vorläufigen Depositen darf den Cautionsbetrag nicht übersteigen." — Den in der Gesetzgebung unbestrittenen Grundsatz, daß eine Strafe erst nach gesprochenem Urtheile vollzogen werden könne, wirft dieser Artikel um, und setzt an seine Stelle die brutale Gewalt einer Majorität. Die Nothwendigkeit dieser Maßregel begründet die Commission in ihrem Berichte mit folgender Inquisitionstheorie: Wir sind der Ansicht, daß die Entscheidungen der Anklagekammern in Preßvergehen um so gewichtiger sein müssen, als gerade bei diesen Gegenständen selbst die Beurtheilung der Schuld bis zu einem gewissen Punkte vom Zeugenverhöre und den öffentlichen Debatten unabhängig sein kann." Einer der berühmtesten Advokaten von Paris, Jules Favre, weist aber der Commission schlagend nach, wie sie durch ihre Motivirung beweise, daß ihr auch die rohesten Elemente französischen Rechtes eine terra incognita sind, daß solche Lehren allenfalls in's alte Venedig, aber nie in's heutige Frankreich passen. Sonderbar erscheint es ihm, daß, so oft politische oder Ausnahms-Gesetze verlangt würden, stets das Bedürfniß moralischer Besserung vorgeschoben würde. Ob wohl der letzte Aderlaß von 3,600,000 Franken für den Präsidenten der Republik auch im Interesse der Moral geschehen sei? Man möge doch rund heraus sagen, was man eigentlich im Schilde führe. Der Feind, den man bekämpfe, sei nicht der Gedanke, sondern das Kapital der Presse, und dem Justizminister sei es nicht um Gefängniß, sondern einfach um den Beutel zu thun. Der Schuldige sei für die Commission nicht jener Bürger, welcher den Interessen seiner Mitbürger entgegentrete, sondern das Kapital, welches wahnsinnig genug war, sich in eine Journalunternehmung zu wagen. Eine Kreuzzugpredigt gegen das Kapital sei die Ansicht des Ministers der Justiz. Damit man aber doch wisse, wie es mit dem Ministerium stehe, das hier den irrenden Ritter der beleidigten Tugend spiele, liest er einen Artikel des einst von der Herzogin von Berry gegründeten legitimistischen Journals La Mode, nachdem die Versammlung ihm die vom Präsidenten verweigerte Erlaubniß hiezu ertheilt hat. Er lautet: „Der Bürgerkrieg ist der vernünftigste und heiligste aller Kriege. Der Bürgerkrieg muß als ein heiliger Krieg angesehen werden. Wir müssen mit aller Kraft dazu drängen. Es ist dieß ein geheiligtes Recht. Wir scheuen uns nicht, es offen auszusprechen: Der Bürgerkrieg, welchen kurzsichtige Vernünftler einen fluchwürdigen nennen, ist der edelste der Kriege, das anbetungswürdigste Geschenk der Vorsehung. Er kostet beiden Parteien grausame Opfer. Das aber ist eben seine Schönheit, sein sittlicher Werth. Hüten wir uns, den Bürgerkrieg anzutasten. Er ist das letzte Rettungsmittel einer verlorenen Gesellschaft. Die Scheu davor ist ein modernes Gefühl, eine weichherzige Empfindelei, von der unsere Vorfahren nichts wußten. Man lese nur aufmerksam die Geschichte. Alle starken Nationen mit tief gewurzelten Ueberzeugungen kannten das Schaudern nicht, welches uns durchrieselt und bannt, wenn es sich darum handelt, das Blut derjenigen zu vergießen, welche man unsere Mitbürger nennt." Und solche Dinge werden geschrieben und nicht verfolgt, solche Dinge erhalten eine ungeheure Verbreitung und die Justiz schläft, weil es ihr ein Cabinetsbefehl einschärft. Man kann wohl sagen, daß die gegenwärtige Ausnahmspolitik Recht und Gesetz schamlos mit Füßen tritt. Und solchen Journalen gegenüber will man die republikanische Presse durch einen sozialen Diebstahl unterdrücken. Aber nicht nur die Presse greift man an, sondern auch die Jury. Der Minister selbst hat den Regie-

rungsjournalen das Beispiel gegeben, indem er die Jury beschuldigte, erstens, daß ihre Minorität Recht spreche, zweitens, daß sie unverantwortlich sei. Auf das Erste antworte er, daß in Frankreich auch auf einfache Majorität oft in Criminalsachen Verurtheilung erfolge, während in England Einstimmigkeit der Geschworenen zum Schuldig nothwendig sei. Die Pairskammer brauchte drei Berathungen und zwei Drittel Majorität. So achteten Männer, welche wohl das gegenwärtige Ministerium aufwiegen, die Gerechtigkeit. Er verlange vom Justizminister zu wissen, ob er das Schuldig vom Richter aussprechen lassen wolle, ob er mit einer Jury nicht zufrieden sei, von welcher der Staatsanwalt jedes auch nur entfernt des Republikanismus anrüchige Mitglied ausstoße. Er beschwört die Versammlung, den Boden des gemeinsamen Rechts nicht zu verlassen, dann bleibe nur jener der Gewalt mehr übrig, und diese werde allein entscheiden.

Und die ganze Antwort des Justizministers beschränkt sich darauf, daß der Artikel angenommen werden müsse, weil im verflossenen Jahre 127,691 Frs. Geldstrafen wegen unzureichender Caution uneinbringlich waren.

Die Freiheit der Presse ist also geopfert, und die Stempelbestimmungen können diesem Opfer nur noch eine größere oder geringere Ausdehnung geben.

In der nächsten Sitzung wird daher ein Stempel von 6 und 2 Cent. für Pariser- und Lyoner- und Departementsblätter angenommen. Dagegen wird die Stempelung nicht periodischer Drucksachen, welche Voltaire, Rousseau, Cicero, Aristoteles, Gebetbücher, die Bibel der Stempelung unterworfen hätte, abgelehnt.

Dieß hindert aber die ehrenwerthen Gesetzgeber nicht, gleich in der nächsten Sitzung ihrem Preßbabel eine neue Zierrath aufzukleben, indem die nicht periodischen Drucksachen, welche gestern nicht gestempelt werden sollten, heute nun doch gestempelt werden müssen. Um nämlich der Verbreitung des sozialistischen Giftes in kleinen Broschüren, deren gegenwärtig eilf Millionen in Umlauf sind, entgegen zu treten, hat die Commission ein neues Amendement ausgeheckt, und selbes dem Strohmann Dabeaux in die Hand gesteckt, damit er es fein säuberlich der Versammlung präsentire. Dasselbe unterwirft alle Drucksachen unter 6 Bogen einem Bogenstempel von 5 Centimes und wird trotz Girardins Bemerkung, das sei ganz unnöthig, weil man doch drucken werde, was man wolle, angenommen. Nun sind nur noch die Strafbestimmungen übrig, die keineswegs verworfen werden, und das Ministerium reibt sich vergnügt die Hände über seinen Erfolg.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück des Ministeriums, Herr Baze, ein Getreuer von der Majorität, schreitet schnell die Stufen der Tribüne hinauf. — In seiner Hand hält er eine Nummer des Blattes: Le Pouvoir, Journal au Dix Décembre. Er schlägt der Versammlung vor, von ihrem constitutionellen Rechte Gebrauch zu machen und den Geranten des Blattes vor ihre Schranken zu laden, denn es handle sich um Erhaltung einer Macht, welche die Nation ihr verliehen. Das Journal ist nämlich das Hauptorgan des Elysée, seine Inspirationen kommen vom Präsidenten oder dessen nächster Umgebung, und das Kaiserthum wird von dem bekannten Granier de Cassagnac in eben dem Maße gepriesen, als die Versammlung schlecht gemacht wird. Nachdem der Artikel der Nationalversammlung ihren beim Preßgesetz bewiesenen Wankelmuth, ihre ewigen Zänkereien und Parteiintriguen vorgeworfen, zeigt er an, daß diese Wirthschaft ihre Früchte zu tragen anfange. Frankreich sei müde, und Wehe der Versammlung!, welche, statt zu löschen, anfeuern und schüren würde. Zum Schlusse heißt es: „Man hatte geglaubt, die Constituante hätte die Grenze des Mißcredits erreicht, in welchen eine berathende

Versammlung kommen kann. Die gegenwärtige Versammlung wird es noch über die Grenze hinausbringen. An ihr erleidet das sich selbst überlassene, von keinem erhabenen und festen Gedanken geleitete, in Zaum gehaltene und unschädlich gemachte Repräsentativsystem eine feierliche und beachtenswerthe Prüfung. Alles kündige ihr nahes Ende an, denn all' ihre Handlungen sind fast eben so viele Demissionen." Der Redner wiederholt fast ohne Commentar zu dem von ihm eben vorgelesenen Artikel seinen Antrag, welchen Girardin und Charras im Namen der Freiheit und des Grundsatzes: Niemand kann Richter in eigener Sache sein — lebhaft bekämpfen. Der Schlag war überhaupt nicht gegen die Preßfreiheit bestimmt, denn in diesem Artikel hatte die Legislative bereits zur Genüge gemacht, sondern gegen die Executivgewalt. Auf der Ministerbank sah man wahre Jammergestalten. Rouher betheuert bei allen irdischen, himmlischen und höllischen Göttern, wenn er nur ein Sterbenswörtchen von dem ganzen Artikel nicht gewußt, sondern nur geahnt hätte, wäre es seine allerheiligste Pflicht gewesen, daß er sofort die Versammlung um Erlaubniß zur gerichtlichen Verfolgung des Blattes gebeten haben würde. Es sei ja ganz augenscheinlich, daß die Regierung Grundsätze, wie die oben gelesenen, von Grund der Seele verabscheue, denn Regierung und Legislative seien ja solidarisch. Die Regierung leide schmerzlich bei solchen Angriffen auf die Versammlung. Sie würde glücklich sein, wenn ihr Erlaubniß gegeben würde, den Geranten gerichtlich zu verfolgen. Wenn aber die Nationalversammlung durchaus darauf bestehe, die Missethäter selbst abzuthun, so schließe sich das Ministerium dem Antrage des Hrn. Baze an.

Herr Rouher hat dadurch bewiesen, daß er, wenn auch ein schlechter Justizminister, doch jedenfalls einen ganz vortrefflichen Diplomaten abgegeben hätte, denn von Allem, was er mit den heftigsten Eiden betheuerte, war gerade das Gegentheil wahr. Zeuge dessen die zärtliche Sorgfalt, mit welcher er den Angeklagten der Nationalversammlung zu entziehen und der Jury zu überweisen trachtete. Diese Frage hatte eine politische sowohl, als eine ökonomische Seite. Die Verweisung vor die Jury nahm der Sache das Aufsehen, entzog der Versammlung die Möglichkeit, dem Präsidenten eine Lection zu geben, gab Gelegenheit, die Sache hinauszuschieben, und wer weiß, was in der Zeiten Schooße schlummert? Aber auch die ökonomische Seite war nicht zu verachten. Die Nationalversammlung war gereizt, würde also jedenfalls das höchste Strafmaß verhängen, während man vor einer erträglichen Jury, die dieses Mal doch Dienste leisten könnte, wahrscheinlich billiger weggekommen wäre. Und da die Geldbüchse offenbar aus der Tasche des Präsidenten genommen werden muß, so ist dieser Umstand wohl zu berücksichtigen, denn eine von der zweiten bereits zur ersten avancirte Vorsehung wird natürlich so sehr in Anspruch genommen, daß sie mit ihren Mitteln haushälterisch sein muß. Die Nationalversammlung war aber dießmal sehr widerspenstig, und beschloß, den Geranten vor ihre Barre zu laden.

Man erfuhr nun, daß Herr Lamartinière, der Vorgeladene, ein Hausfreund des Elysée und dessen Leibhistoriograph sei, ihn auch gerade, als der Artikel erschien, auf seiner Reise nach Compiègne begleitet habe. Man erfuhr, daß der Artikel aus der beißenden Feder des talentvollen Granier de Cassagnac geflossen sei, daß der Gerant sich stellen wolle und den berühmten Advokaten Chaine d'Est-A-ge zum Vertheidiger gewählt habe.

Daß dieser Artikel unter vielen anderen, weit heftigeren, z. B des Constitutionnel, zum Sündenbocke ausgewählt wurde, bewies, daß die Versammlung doch endlich durch die immer wieder auftauchenden Gerüchte von Staatsstreichen beunruhigt wurde, denen die Popularitätstendenzen des Präsidenten, das Lager bei Versailles, die impe-

rialistischen, mit unverholenem Beifall aufgenommenen Decorationen der Stadt Compiègne; die Bildung eines militärischen Haushaltes, in den allein drei Generale als Adjutanten berufen werden sollen, endlich die offenen, seit der Preßgesetzdebatte immer mehr hervortretenden Angriffe auf die Repräsentativgewalt zu Gunsten einer Verlängerung der Präsidentschaftsdauer eine an Gewißheit streifende Wahrscheinlichkeit gaben. Möglich, daß sie einfach, wie alle Repressivgesetze nur dazu dienten, sie immer verhaßter zu machen, dagegen dem Ehrgeize der Regierung neue Waffen zu bieten, die im günstigen Augenblicke gegen sie gekehrt würden. Hat ja doch Larochejacquelin von der Tribüne erklärt, viele seiner Freunde bereuten, für das neue Wahlgesetz gestimmt zu haben und würden dessen Aufhebung beantragen. Dazu stand die Vertagung vor der Thüre, und bei aller Eifersucht auf ihre Macht haben die Repräsentanten noch immer Raum zu einer sehr starken Neigung für die Ferien.

Vom Standpunkte der Freiheit ist die Vorladung unbedingt zu verdammen, weil jedes Repressivverfahren gegen die Presse, als solches eine Ungerechtigkeit ist, und weil ein Richterspruch durch den Ankläger auch dem verknöchertsten Juristen als eine Monstrosität erscheinen muß. Die Pariser Presse hat dieß nicht durchgehends begriffen, und es ist ihr Benehmen in dieser Principienfrage einer der größten Vorwürfe, die ihr gemacht werden müssen.

Die Nationalversammlung aber begriff ihre Aufgabe eben so wenig. Die schlagendste Antwort auf die unausgesetzten Angriffe der letzten Zeit wäre eine Verwerfung des Preßgesetzes gewesen. Wie aber der blinden Parteileidenschaft der gesunde Menschenverstand stets unterliegen muß, so auch hier. Heute ladet die Versammlung Le Pouvoir, d. h. die Executivgewalt vor die Schranken, morgen gibt sie ihr die gefährlichste Todeswaffe in die Hand, indem sie mit 392 gegen 260 Stimmen das monströseste aller Preßgesetze annimmt. Und doch hatte ihr General Lamoricière in derselben Sitzung das warnende Wort zugerufen: „Bewahren Sie sich die Zuneigung des Landes, indem Sie ihm seine Freiheit bewahren und nicht der Polizeiwillkür überliefern. Sonst arbeiten Sie zum Nutzen einer Partei, die weder Denker, noch Redner, noch Schriftsteller dulden will, die Ihnen ein Kaiserthum, aber ein Kaiserthum ohne Genie, Größe und Ruhm aufdringen will. Unklug und überstürzt geben Sie ihr mit jedem neuen Gesetze eine neue Waffe in die Hand. Möge Gott verhüten, daß Sie es nicht noch einmal bitter bereuen." Umsonst beschwor der von afrikanischer Glut gebräunte Soldat die Männer des Friedens, die Freiheit nicht so schmachvoll hinzuopfern. Sie mußten ihr Schicksal erfüllen und erwürgten ihren kräftigsten Freund!

Um einen Beweis von dem Eindrucke des Votums auf die Pariser Presse zu geben, mögen hier einige Urtheile derselben folgen: „Dieß ist ein Gesetz des Hasses" (Débats). „Wolle Gott, daß die Männer, welche uns zu knebeln suchen, nicht binnen kurzer Frist ihre festeste Stütze gerade in denjenigen suchen müssen, welche sie eben als Feinde behandelten" (Union). „Die Majorität wird keine lange Erfahrung brauchen, um dieses Gesetz zu bereuen" (L'Ordre). „Der Staatsstreich gegen die Presse ist vollendet, und dieser Belagerungszustand wird nicht so bald aufgehoben werden" (Assemblée nationale).

Auf den Bericht Montalembert's, daß die Nationalversammlung bereits 228 Gesetze fabricirt und damit gegründete Ansprüche auf den Ruhestand erhalten habe, beschloß dieselbe noch, sich auf drei Monate, vom 11. August bis 11. November zu vertagen. Für die permanente Commission während dieser Zeit sind 9 Legitimisten, 11 Orleanisten, 5 von der Linken als Kandidaten von der Majorität aufgestellt. Sie

will den Ereignissen mit allen Parteien die Spitze bieten, darum hat dieses Mal die Linke Gnade vor ihren Augen gefunden.

Bezeichnend ist es, daß die Bonapartisten auffallend aus der Kandidatenliste ausgeschlossen sind, und in derselben 4 Generale (darunter Changarnier und Lamoricière) und 1 Oberst sich befinden.

Der Prozeß des Pouvoir ist unter aller Erwartung geblieben. Chaine d'Est-A-ge hielt eine reine Assisenrede in einem Preßprozesse. Keine Spur von imperialistischer Farbe. Es mangelte der sogenannten Kaiserpartei der Muth, mit ihrem Glaubensbekenntnisse so offen herauszutreten, wie 1833 Marrast im Prozesse der Tribune vor der Deputirtenkammer. Die Versammlung urtheilte halb und ungeschickt. Sie erkannte die Anklage auf Beleidigung der Versammlung, verneinte aber jene auf Angriff der Rechte und des Ansehens derselben, welche doch eben die hauptsächliche war. Sie beseitigte in geheimer Sitzung die Gefängnißstrafe und diktirte dagegen auf Batismenil's Antrag das Maximum der Geldstrafe mit 5000 Frs., weil sie nicht den Geranten, sondern das Journal, d. h. seinen Protector treffen wollte.

Es war ein feiger Ausweg, richterliche Gewalt zu usurpiren, wo es sich um einen politischen Act gegen die Executivgewalt handelte. Wie wenig er dem Ansehen der Nationalversammlung förderlich war, beweist das verurtheilte Journal, welches in derselben Nummer, worin das Urtheil der Legislative mitgetheilt wird, dieselbe wegen ihrer „Ignoranz“ verhöhnt.

Die Linke hatte so viel Tact, gegen das Princip eines Gerichtes der Legislative zu protestiren und sich der Abstimmung gänzlich zu enthalten.

Aber auch die Kaiserpartei hat sich mehr als bloßgestellt, sie hat sich aufgegeben. Treffend bemerkt La Presse: „Nun können wir ruhig sein. Die Kaiserpartei hatte heute eine schöne Gelegenheit, ihr Banner zu entfalten. Aber ihr Banner ziert im Invalidenhotel ein Grab, dessen Trophäe es ist. Wohl spiegelt sich der Ruhm der Vergangenheit auf seinen edlen Farben, doch will der Hauch der Zukunft sich nicht in seinen Falten verfangen. Und dennoch gibt es eine Kaiserpartei. Aber wo ist sie? Sie ist nicht in der Versammlung. Sie ist nicht im Ministerium. Sie ist nicht im Lande. Kaum existirt sie in zwei oder drei Journalen, die nach dem Kaiserreiche schleichen, wie zweideutige Frauen nach dem Opernballe, nämlich unter der Maske. Sie spricht nicht, sie handelt nicht und sie denkt vielleicht noch weniger. Nur von Zeit zu Zeit schwebt in weiter Ferne ein Schatten an uns vorüber mit des Kaisers kleinem Hute, mit Träumen von Dictatur und 18. Brumaire. Streckt man aber die Hand nach dem Schatten aus, so zerfließt er, es bleibt Nichts von dem Schattenspiele, das einen flüchtigen Augenblick die Schaulust anregt und den Kopf beunruhigt.“

London, 20. Juli.

Das sind nun die praktischen, die nüchternen, die gesunden Engländer! Ich sage es ja immer. Wir daheim sind gar nicht so viel thörichter oder ungeschickter, als die Menschen anderer Länder, wir sind nur so viel unglücklicher. Wo wenig zu thun ist, wird viel geschwätzt, und wir haben uns nicht sowohl durch Rednerei hülflos gemacht, als die Hülflosigkeit verdeckt. Da hat man nun hier vier lange Nächte hindurch perorirt, das Land und die halbe Welt in Aufregung gebracht, und worüber? Ueber die auswärtige Politik des Whigh-Cabinets. Als wenn es bei den arbeitenden,

rechnenden und spinnenden Nationen noch eine auswärtige Politik gäbe! Aber gerade weil Nichts dahintersteckt, weil die ganze Diplomatie des foreign office auch uns ein glänzendes Elend ist, schließt sich jeder der stillschweigenden Uebereinkunft dieses pompösen Spektakels an. Was ist denn die auswärtige Politik eines Landes, das an der Stelle des Herzens eine Wüste trägt? Was ist alle diplomatische Intervention, wenn als letztes Argument nicht die Kanone im Hintergrund dräut? Freilich England hat die pecuniären Mittel, einen Krieg zu führen, heute noch so gut und besser, wie vor 40 und vor 100 Jahren. Aber die bloße physische Macht, Geld und Menschen aufzubringen, ist das Wenigste. Hat nicht Oesterreich wieder zwei Jahre lang ungeheure Feldzüge bestritten? Hat nicht das zehnfach bankrotte Spanien aus purem Luxus 10,000 Mann nach Italien geschickt? Von der moralischen Möglichkeit, zu dem Entschluß eines Kriegs zu kommen, hängt Alles ab, und diese steht, genau betrachtet, gerade im umgekehrten Verhältniß zu der finanziellen Fähigkeit eines Staates. Das ruinirte Oesterreich, dessen Minister es triumphirend ausposaunen, wenn ein Zentner Kupfer in die Münze kommt, und das in Proportion zu seiner Ausdehnung arme Rußland sind kriegsgewaltiger als Großbritannien und Frankreich. Denn sie haben weniger Wohlstand zu schonen, und den brutalen Willen, das Bischen Vermögen ihrer Bürger in die Schanze zu schlagen. Der Soldat und Cavalier denkt für sie, und dessen Gedanken gehen bekanntlich nicht weit. Aber die Länder, welche von Börsen- und Fabrikherren regiert werden, und deren ganzes Dichten und Trachten sich um die Werkstätte dreht, die sind schwach und einflußlos, weil sie mit dem ersten Schuß das ganze System ihrer Existenz von oben nach unten kehren müßten. Das ist kein Unglück, ebenso wie die Friedens-Propaganda kein Wahnsinn ist. Die Tollheit liegt nur darin, daß dieselben Menschen Staatswirthschaft und Friedensbekehrung einerseits und Reaktion andererseits predigen. Als wenn es noch Waffenträger und Kriegsmacht wo anders gäbe, als in den Reihen der conservativen Gewalten! Eigentlich gibt es nur noch eine Regierung, welche von sich sagen kann, daß sie eine auswärtige Politik habe, das ist Rußland mit seinen Proconsuln in Deutschland. Es nimmt dieselbe Stellung gegen die übrigen Nationen ein, welche die armen verwegenen Raubritter dem Bürgerthum des Mittelalters gegenüber eine Zeitlang behaupteten. Dahingegen ist die Diplomatie Englands nicht minder eine Windbeutelei, als es z. B. ihrer Zeit die Sendung des H. v. Raumer in Paris war. Nehmen Sie die ganze Kette der einzelnen Verwicklungen aus dem letzten Dezennium, von der Oregonfrage durch den mexikanischen Krieg, die spanische Heirath, die Sonderbundsgeschichte, Neapel, Piemont und Ungarn, und fragen Sie: was hat England durch das bloße Gewicht seiner Autorität ausgeführt? Nichts, absolut Nichts! Nur wo es mit allen übrigen Mächten gegen einen von vornherein widerstandslosen Feind verbunden war, feierte es eine Art Triumph, wie in der syrischen Angelegenheit und dem Aufstand in Portugal. Das ist so natürlich, daß man eigentlich kein Wort darüber zu verlieren brauchte. Aber es gehört nun einmal zu den Kunststückchen, womit die absterbende Staatskunst und die um sie her geschaarten Parlamente den rasch entweichenden Nimbus auf ihrem Haupte festzuhalten suchen, daß von Zeit zu Zeit solche große und feierliche Disputatorien über die Dogmen des Völkerrechts, der Intervention, des auswärtigen Einflusses und anderer Controverspunkte der politischen Theologie abgehalten werden. So geschah es regelmäßig in Frankreich unter der Julimonarchie, so geschah es sogar zu Frankfurt unter dem Herrn v. Schmerling, und nach demselben Rezepte, wonach in dem Palais Bourbon der Mondschein des orientalischen Einflusses, und in der Paulskirche das Flohpulver des Kultur-nach-

Osten-Tragens, wurde in Westminster Palmerston's griechisches Feuer präparirt. Das war ein Combiniren und Verwirren aller möglichen Gegenstände, es wurde herüber und hinüber geredet, und wenn ich sagen soll, was die Welt dabei Neues erfuhr, oder wer Recht und wer Unrecht hat, so weiß ich's wahrhaftig nicht. So viel nur ist gewiß, daß der alte Graukopf keinen Triumph der Gerechtigkeit oder der Geschicklichkeit feierte. Die griechische Demonstration hat der englischen Regierung weder Ehre, noch Geld, noch Macht eingebracht, und man kann, ohne vorschnell zu sein, in Summa behaupten, daß die Expedition, verglichen mit ihren Resultaten, ein dummer Streich war. Auch ließen sich alle diejenigen, welche irgend ein Aergerniß an dem Cabinet haben, nicht zweimal bitten, diese Blöße auszubeuten. In der Discussion, welche im Unterhause herbeigeführt wurde, um die von den Lords ergangene Verurtheilung kassiren zu lassen, koalisirten sich die Oppositionen aller Farben gegen das Ministerium; die Tories, weil sie die Whigs stürzen wollten, die Peeliten, weil sie, um nicht zu ministeriell zu sein, auch zur Abwechslung wieder einmal mit den Tories halten wollten, die Manchester-Leute, weil ihnen Palmerston persönlich zu willkürlich und subjektiv für ihre nüchternen Wirthschaftsinteressen ist. Die Führer aller Parteien ergriffen nach einander das Wort, Graham, Disraeli, Peel und Cobden. Palmerston selbst sprach fünf Stunden in einem Athem, für ihn am bedeutendsten Roebuck und der Advokat Cockburn, welcher mit seiner Rede sich um eine hohe Charge in der Justiz bewarb, und dieselbe auch richtig nach einigen Tagen erhielt. Das Ergebniß der langen Debatte war eine Majorität von 46 Stimmen, gerade genug, daß das Cabinet nicht abzudanken brauchte. Wahrscheinlich wäre es noch besser weggekommen, wenn nicht in allen Schichten der politischen Bevölkerung jede Spur von Parteiorganisation fehlte. In einer französischen oder deutschen Kammer hätte eine solche Fraktion, welche ihr Ministerium retten wollte, voraus Alles auf's Sorgfältigste conzentrirt und eingefädelt. Hier springt Mr. Roebuck in der Sitzung auf und formulirt einen Antrag, so plump und gefährlich wie möglich, denn mit gutem Gewissen, oder in allem Ernste konnte doch gewiß kein Mensch dem Satze beistimmen, daß die Palmerston'sche Diplomatie das Vollkommenste geleistet habe, was Menschenkräfte leisten konnten; einen Augenblick, nachdem sie von den Franzosen in aller Form Rechtens gedemüthigt worden war. Nimmt man Alles zusammen, die Stimmen der Presse, des Oberhauses und die große Minorität bei den Gemeinen, so ist dem Ministerium ein gehöriger Denkzettel angehängt worden, ein Schlag, von dem es sich weder dem Land, noch der fremden Diplomatie gegenüber erholen wird. Trotzdem jedoch kann ich mich nicht der vielfach gehegten Meinung anschließen, daß ein Cabinetswechsel nahe sei. Schon vor Robert Peels Tod war eigentlich keine Combination denkbar, welche mit einiger Dauer und Consequenz das gegenwärtige Whigministerium hätte ersetzen können. Seit dieser Catastrophe ist vollends hinter John Russell die Welt mit Brettern zugenagelt. Die Tories sind ein für allemal so sehr mit dem Protektionssystem verwachsen, sie haben durch ihre zähe und laute Agitation gegen die neuen Korngesetze sich so rückhaltlos verpflichtet, daß sie gar nicht mehr revoziren können und das alte System restauriren müssen, sobald sie an's Ruder kommen. Und demnach ist auf der andern Seite eine solche Restauration eine reine Unmöglichkeit. Ich halte dieß für so ausgemacht, daß ich es sehr bezweifle, ob ein Tory-Ministerium es wirklich auf das Experiment ankommen ließe. Zwischen zwei so entsetzlichen Unmöglichkeiten müßte ein solches Cabinet entweder in der Geburt erdrückt werden, oder ein großes Experiment wagen. Dieses Experiment bestünde in der Einführung eines Surrogats für den Getreidezoll, nämlich einer höchst be-

trächtlichen Reduktion der auf der Agricultur lastenden Steuern. Die Folge eines solchen Unternehmens wäre dann wieder nothwendig: entweder eine gewaltige Verringerung des Ausgaben-Budgets, oder eine Ueberwälzung der Bodensteuern auf die Industrie; das Letztere gehört auch zu den undenkbaren Auskunftsmitteln, und so bliebe nichts, als eine radikale Veränderung des Staatshaushaltes. Aber wenn schon heute ein hart bedrängtes Whig-Ministerium so schüchtern, wie wir es täglich sehen, an die kleinsten Reduktionen geht, woher sollen die Freunde von Staat und Kirche par excellence den Muth und die Einsicht zu solch' einer Riesenoperation nehmen? Wie ist es überhaupt möglich, daß eine conservative Partei den Stoff zu irgend einer energischen Reform in sich finde? Aus dieser einfachen Rechnung ergibt sich auf das Bestimmteste, daß mit dem Sturz der gegenwärtigen Verwaltung der Anfang großer Verwicklungen eintreten muß, sei es, daß die Tories daran kommen, oder daß — wofür noch weniger Aussicht — ein Cabinet mit Manchester-Männern versucht werde. Im Angesicht dieser Conjunkturen wird man sich wohl besinnen, Lord John zu stürzen. Außerdem ist die Session ihrem Ende nahe und schon dadurch auf mechanische Weise der Bestand der Regierung bis zum nächsten Winter gesichert. Man erwartet den Schluß des Parlaments Mitte August; die zahlreichen Gesetzentwürfe werden rasch zu Ende gebracht. Ich behalte mir deßhalb vor, Ihnen in einigen Wochen, wenn das Schicksal der einzelnen, noch in Verhandlung begriffenen Motionen definitiv entschieden sein wird, einen Schlußbericht über die legislativen Resultate dieser Session zu geben, und dispensire mich, darauf verweisend, für heute von allen Details über die Debatten des abgelaufenen Monats.

Die Aussichten in Schleswig-Holstein.

Altona, Mitte August.

Die Sache der Herzogthümer schien den Händen der Diplomatie entwunden und ganz auf ihre eigene Kraft und Produktionsfähigkeit gestellt zu sein; der Kampf gegen Dänemark erschien endlich als wahre Volkssache der Holsteiner, nachdem er nur von diesem Volke, wenigstens allein in dessen Auftrage und Namen geführt wurde, und es schien voller Ernst zu werden mit dem, was bisher nur ein Gegenstand fremder Nebenabsichten und eigennütziger Spiegelfechterei gewesen war.

Die gesteigerte Theilnahme, welche dießmal die deutschen Stämme dem Kampfe des Brudervolkes zuwendeten, ist in dieser rein und klar gewordenen Stellung des letzteren begründet. In dem Augenblicke, wo die deutschen Regierungen sich von der Unterstützung desselben und von der Oberleitung des Kriegs zurückzogen und die Schleswig-Holsteiner sich selbst überließen, traten diese in das Stadium des wahren Freiheitskampfes und erhielten dadurch die stärkeren Sympathieen des deutschen Volkes, welches um so freudiger solch' einen Kampf begrüßte, als es darin den Anfang einer neuen Gesammterhebung aus der drückendsten Reaktion und ein Mittel zur Tilgung der Schmach erblickte, von welcher es sich betroffen fühlt. Sogar außerhalb Deutschlands wurden für die Scheswig-Holsteiner Sympathieen rege. Italien stellte ein Kontingent von Freiwilligen; die Hauptstadt der Kroaten sandte Geldunterstützungen. Wider Willen mußte die Statthalter-

schaft die verschiedenartige Hülfe von Männern derjenigen Partei annehmen, von der sie immer mit großer Aengstlichkeit sich fern zu halten gesucht hatte, und die gerade jetzt in dem eigenen Lande heftiger als früher von ihr verfolgt wird. Sie kann es nicht hindern, daß in das schleswig-holsteinische Volk, dessen Freiheitssinn bisher in dem Hasse gegen die Dänen aufging, durch eben diese Männer ein neues starkes Ferment derjenigen Gesinnung eingeht, welche entfernt von Nationalitätsrücksichten und Staatskünsteleien die volle und ganze Freiheit des Individuums anstrebt.

Leider stellt es sich aber täglich mehr heraus, daß die Begeisterung, welche der Kampf der Schleswig-Holsteiner nach der Niederlage bei Idstedt noch mehr als vorher entwickelt hat, in einem sehr unadäquaten Verhältnisse steht zu den Aussichten, welche die Lage der Dinge für den Alles unbefangen in Betracht Ziehenden eröffnet. Diese Lage ist sehr verwickelt. Sehen wir, um uns besser in ihr zu orientiren, vorerst von der Stellung ab, welche die auswärtigen Mächte Behufs der gleich jetzt zu bewirkenden Erledigung der Streitsache genommen haben, und fassen wir die möglichen Folgen der etwaigen Wiederaufnahme, des separaten Kampfes zwischen der dänischen und der schleswig-holsteinischen Armee in's Auge.

Die Aufgabe des erwarteten neuen Angriffes auf die Dänen und des dann wahrscheinlich sich noch lange hinziehenden Krieges ist die Wiedereroberung des Festlandes von Schleswig. Nachdem die Dänen zuerst in Folge geheimer Verabredungen mit dem Kommandanten der schwedisch-norwegischen Truppen den nördlichen Theil dieses Herzogthumes, dann in Folge des Sieges bei Idstedt fast den ganzen südlichen Theil besetzt haben, und die faktische Einverleibung Schleswigs in das Königreich Dänemark mit Hülfe des Belagerungszustandes durch den Regierungskommissär Tillisch bewerkstelligt wird, hat die schleswig-holsteinische Armee die schnell gewonnene Beute dem „Landesfeind" wieder zu entreißen. Es kann dieses ganz, es kann nur zum Theil, es kann auch gar nicht gelingen. Den letzten Fall angenommen, so würden die Dänen das Herzogthum Schleswig als ein erobertes Land betrachten und, wie die österreichische Regierung in Ungarn, unter Beiseitsetzung der sogenannten historischen Rechte, die Zustände desselben ihren dermaligen Staatsideen gemäß, allenfalls mit Berücksichtigung der Edikte des gegenwärtigen Königs über die einzuräumende provinzielle Selbstständigkeit, ordnen; und was dann das Schicksal Holsteins sein würde, ließe sich — unter der Annahme, daß nicht andere Ereignisse von europäischer Wichtigkeit dazwischen träten — leicht voraussagen. Der König von Dänemark würde dann gewiß dem, wenn auch noch nicht von allen deutschen Regierungen ratifizirten Friedensvertrage, und gemäß der von dem österreichischen Gesandten in Kopenhagen übergebenen Note, welche die Pacificirung Holsteins ausdrücklich dem Bunde reservirt, die Beihülfe dieses letzteren zum Behuf der Herstellung seiner legitimen Autorität in Holstein anrufen, und dieser Bund würde sich dann um so gewisser ein neues ihn vertretendes Organ schaffen, da alle deutsche und außerdeutsche Mächte bereit sein würden, die Eroberung Schleswigs durch die Dänen als fait accompli anzuerkennen und damit die letzte Partie der europäischen Revolution, die zugleich wegen des ihr anhängenden Legitimitätsscheines sich am schwierigsten gezeigt hatte, zu beseitigen. Dieser Bund würde also, unter Oesterreichs Vorantritt, Anstalten treffen, um Hol-

stein unter gewissen Garantieen für dessen Regierungsform dem König von Dänemark als Herzog und deutschem Bundesfürsten wieder zu unterwerfen, und die Statthalterschaft, welche ja immer eine so rührende Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland und einen so treuen Gehorsam gegen dessen oberste Autoritäten gezeigt hat, die Statthalterschaft, deren Mitglieder früher offen bekannt haben, daß sie lieber bei Deutschland, auch wenn es unfrei, halten, als Dänemark, auch wenn es die freiesten Institutionen böte, sich anschließen wollen, würde natürlich nach Vorschrift des Bundesorgans den ferneren Widerstand gegen Dänemark aufgeben und nur gewisse Garantieen für sich und die übrigen hervorragenderen Männer der Oppositionspartei durch Verhandlungen mit dem Bunde zu erreichen suchen; das holsteinische Volk aber, gewohnt, der Statthalterschaft zu folgen, und müde des Kriegs, bei dem es nichts Wesentliches gewonnen hat, würde die Entlassung seines Heeres und die unter Garantieen des Bundes erfolgende Wiedereinsetzung des Königs von Dänemark in seine Rechte ruhig geschehen lassen, sobald nur eine Proklamation der Statthalterschaft es dazu anmahnte.

Angenommen den ersten Fall, obgleich er, je länger die gegenwärtige Waffenruhe dauert, desto unwahrscheinlicher wird, die völlige Zurücktreibung der Dänen aus dem Herzogthum Schleswig, so könnte allerdings die Statthalterschaft als Siegerin über Dänemark eine stolzere Sprache gegen die unterdeß etwa wiederhergestellte Bundesversammlung sprechen. Was aber würde dann das Ziel ihres Bestrebens ausmachen? Und was würde dann das Ziel der gesammten Partei sein, in deren Sinn die Statthalterschaft handelt! Die Befestigung der konstitutionellen Monarchie Schleswig-Holstein mit der bereits angenommenen Verfassung; denn die herrschende Partei in den Herzogthümern ist wesentlich monarchisch gesinnt; sie lebt in den intimsten Beziehungen zu den sogenannten Gothaern und verfolgt die Demokraten nicht bloß aus Rücksichten der Politik, um bei den Regierungen nicht anzustoßen, sondern aus Grundsatz in derselben kleinlichen Weise, wie es in dem übrigen Deutschland geschieht. Nun ist zwar die völlige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark gleich im Anfange der Bewegung von eben dieser Partei angestrebt worden; damals gab es aber für sie ein lebendiges Subjekt, für welches die Aufhebung der Personalunion, unter der Hoffnung, durch eben dasselbe eine konstitutionelle Verfassung zu erhalten, beabsichtigt wurde. Unsere Leser erinnern sich, daß der Herzog von Augustenburg es war, der in der denkwürdigen schleswig'schen Provinzialständeversammlung vom Herbst 1846 den Antrag stellte, den König-Herzog um Verleihung einer konstitutionellen Verfassung für die vereinigten Herzogthümer zu ersuchen. Jedermann wußte damals, weßhalb gerade der Herzog, ein sonst als Aristokrat bekannter Mann, und auch jetzt noch Mitglied der Rechten, diesen Antrag stellte. Damals waren also die Gegner der ferneren Verbindung mit Dänemark darüber eins, wen sie an die Spitze einer konstitutionellen Monarchie Schleswig-Holsteins berufen wollten. Seitdem hat nun aber der Herzog von Augustenburg sammt seinem Bruder, dem Prinzen, dermaßen allen Rest von Popularität verloren, daß er auch von denen, die früher am eifrigsten für ihn gewirkt haben, als aufgegeben zu betrachten ist. Um die Trennung von Dänemark zugleich mit der konstitutionellen Verfassungsform zu erreichen, bliebe also der herrschenden Partei nichts übrig, als etwa die Thronbestei-

gung eines oldenburgischen Fürsten zu bewerkstelligen. Hiebei würde sie sich der Unterstützung der auswärtigen Mächte deßhalb nicht zu erfreuen haben, weil es diesen um die Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem früheren Umfange und um Verhinderung einer abgerundeten und kompakten deutschen Staatsmacht zu thun ist, (man vergleiche das Londoner Protokoll,) und es ist sehr zu bezweifeln, ob irgend ein deutscher Prinz sich dazu hergeben würde, im Widerspruch mit den Großmächten den unsicheren und mit revolutionären Flecken behafteten schleswig-holsteinischen Thron zu besteigen. Ein Fürst aus dem Volke aber widerstrebt den Ansichten der Konstitutionellen von der geheiligten Person des Monarchen. Es ist daher gewiß, daß, wenn nicht bis zu der Eventualität, die wir bei dem jetzt in Rede stehenden Falle vorausgesetzt haben, (der Vertreibung der Dänen aus ganz Schleswig) die Thronfolgeordnung für Dänemark und die Herzogthümer von den Großmächten bereits festgestellt sein sollte, die Statthalterschaft bei dem Könige von Dänemark anfragen wird, ob er nunmehr, unter eidlicher Anerkennung der im September 1848 beschlossenen Staatsverfassung, die rechtlich ihm niemals streitig gemachte Herzogswürde auch faktisch auszuüben geneigt sei. Erfolgte dann die Annahme von Seiten Friedrichs VII., so wäre die Trennung der Herzogthümer von Dänemark nach Ansicht der schleswig-holsteinischen Politiker nur um einige Jahre verschoben, da man nach dem kinderlosen Absterben des jetzigen Königs die von Dänemark verschiedene Erbfolge für die Herzogthümer geltend zu machen gedenkt. Das staatsrechtlich-administrative Beisammenbleiben der Herzogthümer unter monarchisch-konstitutioneller Verfassung und zeitweiliger Personalunion mit Dänemark würde also das Ende der schleswig-holsteinischen Erhebung sein; und man glaube ja nicht, daß das Volk, obgleich ein solches Ende kaum würdig erscheint der ungeheuren Opfer, welche der Bewegung gebracht sind, irgendwo einen energischen und erfolgreichen Widerstand dagegen beginnen würde; denn einerseits ist der „gesetzliche" Sinn bei den Bewohnern der Herzogthümer so fest, daß sie sowohl der Stimme der Statthalterschaft als dem Buchstaben der einmal zu Recht bestehenden Verfassung, welche die Personalunion vorläufig festgehalten hat, Gehör geben und allen Widerspruch dagegen als Krakehlerei unterdrücken würden; andererseits sind der wirklichen Republikaner unter ihnen so wenige, daß die große Mehrzahl sich in dem Gedanken, daß ein Fürst doch einmal sein müsse, mit dem Resultat der Statthalterschaftspolitik zufrieden geben würde. Der deutsche Bund würde dann nachträglich die Verfassung des Herzogthums Holstein und mittelbar zugleich die des Herzogthums Schleswig garantiren, und die für keine tiefere Volksinteressen künstlich hervorgebrachte Bewegung hätte einen ihr angemessenen Ausgang genommen *).

Der zweite Fall, die Behauptung eines (etwa des dänisch-redenden) Theiles von Schleswig durch die dänische Armee und des anderen durch die deutsche, würde nur entweder bei gänzlicher Ermüdung beider kriegführenden Mächte oder bei einer von außen kommenden gewaltsamen Unterbrechung des

*) Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit auf das so eben für die holsteinischen Kirchen empfohlene Kirchengebet hinzuweisen, welches diese sogenannte legitime Bewegung mehr als irgend ein anderes Dokument charakterisirt. Wahrscheinlich von dem Departementschef des Kultus, früherem Probst Rehhoff, verfaßt, hat es bis jetzt unseres Wissens noch nirgends Widerspruch gefunden.

Kampfes eintreten und zu ähnlichen Transaktionen führen, wie der eben betrachtete, mit dem Unterschiede, daß der in Personalunion mit Dänemark zu verbindende Staat Schleswig-Holstein sich auf das letztgenannte Herzogthum und den südlichen Theil von Schleswig beschränken, und das nördliche Schleswig der dänischen Provinz Jütland angehängt werden würde.

Für die drei jetzt in ihren Folgen angenommenen Fälle galt die Voraussetzung, daß die schleswig-holsteinische Armee wirklich in neuem Kampfe bis zu neuer Entscheidung sich mit den Dänen messe. Immer mehr aber tritt aus dem Schatten der Dunkelheit die Möglichkeit hervor, daß entweder noch vor dem Wiederbeginn eines neuen größeren Kampfes oder mitten in demselben ein Verbot dritter Mächte den beiden Armeen jede fernere Operation untersage. Zwar will das Londoner Protokoll, das am 2. d. von den Bevollmächtigten Rußlands, Englands, Frankreichs, Dänemarks und Schweden-Norwegens unterzeichnet worden ist, noch nicht eine „peremtorische Entscheidung aussprechen über das künftige Schicksal Dänemarks und seiner Provinzen, die mit Waffengewalt durchzusetzen wäre;“ sondern es soll dasselbe nur erst „die vereinte Anhänglichkeit der übrigen Mächte an die Grundsätze erklären, nach welchen Dänemark sich bemüht, seine Verbindung mit diesen Provinzen wieder herzustellen und in ihnen eine gemeinsame Erbfolge einzurichten“ — also offenes Bekenntniß der vier Mächte zu dem Inhalt des „offenen Briefs“ von 1846 — und „eine eventuelle Sanktion von Seiten jener Mächte für den Fall in Aussicht stellen, daß diese Zwecke erfüllt sein sollten.“ Es liegt also in diesem Protokoll noch nicht die Ankündigung eines bewaffneten Einschreitens zu Gunsten Dänemarks, sondern nur die ausdrückliche Billigung der Politik des dänischen Kabinets. Aber es ist offenbar, daß die Initiative des thatsächlichen Einschreitens dem im Namen des deutschen Bundes auftretenden Oesterreich vorbehalten ist, welches für seinen förmlichen Beitritt zu dem Protokoll nur noch einerseits die am meisten schickliche Klausel sucht, andererseits das Zustandekommen des „engeren Rathes“ erwartet, um in dessen Namen sogleich bestimmte Schritte zur Herstellung der Waffenruhe im Sinne des unterzeichneten Protokolls zu thun. Wie bekannt, sind auf die vorläufige Wiedererrichtung des Bundestages die angestrengtesten Bemühungen Oesterreichs im Vereine mit den Königreichen Baiern, Württemberg und Hannover gerichtet, und daß man den etwa nothdürftig zu Stande gebrachten engeren Rath allsogleich zur „Hemmung des Blutvergießens“ benutzen will, zeigt die, wie es scheint, wirklich schon beschlossene Aufstellung eines Armeekorps an der unteren Elbe, das den Beschlüssen des Bundes über den holsteinischen Krieg, mögen dieselben nun ausfallen, wie sie wollen, eventuell durch Einrücken in das holsteinische Gebiet Nachdruck verschaffen soll. Es ist eben so sehr das Interesse an der durch den holsteinischen Krieg wegen der starken Sympathieen, die er in und außerhalb Deutschlands erregt, gefährdeten Ruhe als das Bestreben, Preußen in den Augen Europa's zu demüthigen, welches diese gegen die Union stehenden Regierungen dazu veranlaßt, im Namen des deutschen Bundes zur endlichen Herstellung eines solchen Friedens mit Dänemark zu wirken, welcher zugleich das Herzogthum Holstein bindet, da der von Preußen abgeschlossene Friede nur den Zweck hatte, Preußen und, wenn es anging, auch das übrige Deutschland aus dem Handel mit Dänemark herauszuziehen, während Holstein

gerade durch diesen Frieden freie Hand zum Kriege erhielt. Dieses halbe Werk, nicht würdig des deutschen Bundes, welcher für alle seine Glieder einstehen, und nicht würdig einer Großmacht, welche vielmehr ordnend auftreten als mittelbar ein in seinen Folgen nicht abzusehendes Aufeinandertreffen feindlicher Elemente befördern soll, will Oesterreich mit den zu ihm haltenden treuen Bundesmitgliedern ergänzen, nicht indem es den abgeschlossenen Frieden für den Bund in Frage stellt, — es wird ihn ratifiziren — sondern indem es die Obergewalt des Bundes über Holstein geltend macht. Dänemark ward daher bereits, obwohl es schon durch den Frieden vom 2. Juli von der vorzeitigen Betretung des holsteinischen Gebiets abgehalten wird, von dem österreichischen Gesandten noch ausdrücklich hievor gewarnt, weil eben der Bund selbst die legitime Autorität in den Herzogthümern wieder herzustellen habe, (in dem preußischen Frieden wird bloß die Hoffnung ausgesprochen, daß dieß gelingen werde,) und nach Holstein wird ehestens, sobald einer solchen Mission der Charakter einer Bundesautorität mit einigem Scheine beigelegt werden kann, ein Kommissär gesandt werden, welcher im Namen des Bundes und mit Hindeutung auf den damit übereinstimmenden Willen der außerdeutschen Mächte von der Statthalterschaft die Herstellung der Waffenruhe verlangt. Wird die Statthalterschaft dieser Forderung entgegentreten? Wird Willisen, wenn der Befehl zum Waffenstillstand an ihn ergeht, widerstehen? Aber die Statthalterschaft regiert nur im Auftrag der „Reichsgewalt", und wer möchte ihr ein illegitimes, revolutionäres Beginnen zutrauen? und auf wen wollte sie sich bei einem zu versuchenden Widerstande stützen, als etwa auf eine höchst problematische deutsche Revolution? Sie kann außerdem sich in den Mantel der Hoffnung hüllen, daß die Rechte der Herzogthümer in dem Frieden gewahrt werden. Und Willisen — hat bereits in einer seiner vielen Proklamationen (der vom 1. August) gesagt, daß der Feind es nicht wagen werde, ihn hinter seinen Verschanzungen (in Rendsburg) aufzusuchen; ihm wird bei diesem Vertheidigungszustand die gebotene Waffenruhe nicht ungelegen kommen. Eine Militärrevolution aber zum Zweck des fortzusetzenden Krieges können nach Allem, was sich in den letzten zwei Jahren begeben hat, und bei dem Vorherrschen des gesetzlichen Sinnes nur Phantasten erwarten. Sie würde ohnedem den bequemen Vorwand geben zu den schärfsten Gewaltmaßregeln der Mächte.

Die Schlacht bei Idstedt hat in den Augen der außerdeutschen Kabinette für Dänemarks Recht auf Schleswig entschieden. Wie an ein Gottesurtheil hatte man von holsteinischer Seite, nachdem alle Versuche zur Verständigung mit Dänemark fehlgeschlagen waren, an den Ausfall des Schlachtenglücks appellirt. Durch den Kampf bei Idstedt und durch den ihm gefolgten Stillstand des schleswig-holsteinischen Heeres ist Dänemark in den fast vollständigen Besitz des Herzogthums Schleswig gekommen. Dieser Erfolg gilt den außerdeutschen Mächten für die thatsächliche Entscheidung des auf andere Weise als unlösbar erschienenen Streites. Sie ziehen Oesterreich durch die allbewältigende Idee des Widerstands gegen revolutionäre Bestrebungen auf ihre Seite; und Preußen, welches dasselbe Ziel vor Augen, aber nicht den Muth hat, nunmehr offen den Irrthum zu bekennen und dasjenige zu verfolgen, wofür es ehemals in der Noth Partei nahm, erläßt höchstens eine unfruchtbare Protestation. So wird Dänemark in dem Besitz von Schleswig

geschützt werden, und ein übrigens unwahrscheinlicher Angriff von Seiten der schleswig-holsteinischen Armee würde, falls er zum Nachtheil der Dänen ausfiele, vielleicht nur das Signal sein, um desto eher zu Gunsten der letzteren entweder die unmittelbare Intervention der vereinigten Mächte, oder, falls eine Bundesgewalt bis dahin errichtet wäre, das Stillstandsgebot dieser letzteren herbeizuführen. Der Friede auf Grund der wenigstens faktischen Inkorporation Schleswigs in Dänemark ist nun erleichtert; die Bewohner von Schleswig sind entwaffnet; das Beamtenthum ist im dänischen Sinne umgewandelt; der Belagerungszustand kann auf unbestimmte Zeit fortdauern; man gibt Schleswig eine gewisse provinziale Selbstständigkeit unter allgemeiner Theilnahme an der dänischen Reichsverfassung, wozu auch das Wählen für den dänischen Reichstag gehört; wenn Anfangs nur Minoritäten wählen, so erkennt man die Deputirten dieser Minoritäten an: endlich bricht sich im Volke der Widerwille an dem Bewußtsein der Unmöglichkeit des früher Beabsichtigten. So bleibt für die Vollständigkeit des Friedens nur die Ordnung der Erbfolge noch übrig, welche nach der Katastrophe in Schleswig, mit Uebergehung sonstiger Ansprüche, nur das eine Prinzip festhalten wird, daß die Integrität der dänischen Monarchie mit Einschluß des Bundesstaats Holstein für alle Zukunft gesichert werde.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Dr. L. Tafel in Stuttgart.

Die Gegenwart im Lichte der menschheitlichen Entwickelungsgesetze.

Von K. Nauwerk.

I.

Zweifel und Gewißheit.

Schon vor der Völkererhebung des Jahres 1848 und noch häufiger seit den heftigen Erschütterungen der letzten Jahre, hat man die Meinung aufstellen hören, Europa sei ein erschöpfter, verbrauchter, im Verfaulen begriffener Erdtheil, höchstens noch tauglich und bestimmt, wie einst Griechenland und Rom, eine neue Zeit zu düngen, seine Künste und Wissenschaften als Lehrstoff an frische, junge Horden der Weltgeschichte abzuliefern. Insbesondere habe das deutsche Volk keine Zukunft mehr, es sei abgelebt, versinke in die ganze Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit entarteter Völker, und werde eine leichte, willkommne Beute für slavische Eroberer und Blutverjünger. Schon erhebt sich eine eigene Untergangsliteratur, und eine förmliche Schule von Todtengräbern und Leichenpredigern. Ihr gemeinsames Thema läutet: Europa ist todt, Deutschland in Verwesung!

So sprechen verzweifelnde, schwarzsehende Menschenfreunde, welche wohl größtentheils eine thatsächliche Widerlegung als ihr höchstes Glück annehmen würden. Die meisten von ihnen sind vermuthlich solche, welche in der Revolution von 1848 den Sieg der Freiheit und Menschlichkeit für immer gesichert glaubten. Sie irren sich aber jetzt, wie sie sich früher irrten. Damals hofften, jetzt fürchten sie zu viel; damals war es Licht, heute ist es Schatten, was sie zu stark auftragen. Sie hängen jetzt an dem entgegengesetzten Pole des Irrthums, indem sie durch die gegenwärtige Reaktion und Restauration die Revolution für immer besiegt, und die gewaltsame Unterdrückung der Völker auf ewig befestigt wähnen.

Am wenigsten gerechtfertigt ist die Vorstellung, Deutschland habe bereits seinen Blutumlauf eingestellt. Man blicke doch auf die langjährigen Verfassungs- und Freiheitskämpfe der Engländer, Franzosen, Spanier, Polen, Ungarn, und sogar Italiener. Man erwäge, wie viel Umwälzungen vornehmlich die Franzosen gebrauchten, um zu einer noch heute nicht befestigten Demokratie zu gelangen. Was hat das politisch träge deutsche Volk dem allen an die Seite zu stellen? Erst eine einzige Erhebung, und eine, im Beginne wie im Verlaufe, so erstaunlich zahme, gutmüthige und schonende, wie die vom März! Diese Revolution mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung, dieß Vertrauensvotum mit Barrikaden

sollte die Herabwürdigung und Schlaffheit von Jahrhunderten sühnen? Wie kämen die demüthigen und bescheidenen Deutschen zu dem unbescheidenen Verlangen, sie dürften sich nach der maßlosen Märzmäßigung schon ruhiger und geordneter Rechtszustände erfreuen, sich behaglich in den Schatten des Freiheitsbaumes strecken? Es wäre ein weltgeschichtliches Wunder, hätte die Haltung des deutschen Volkes seit 1848 ihm süße Früchte getragen.

Aber auch die bitteren Früchte haben ihren Werth; ja sie sind unentbehrlich. Sie führen das Volk auf die sichere Spur der süßen, und es wird nicht ruhen, bis es erlangt, was es gewollt hat, — und weit mehr als dieß.

Das Prophezeien ist ein mißliches Geschäft, heutzutage aber sehr erleichtert. Die Zukunft ist schon dagewesen; was geschehen wird, ist schon mehrmals geschehen. Nur der Inhalt wechselt; die Formen bleiben. In dem Spiegel der Geschichte schauen wir die vergangene Zukunft. Nicht sowohl die Gegenwart als vielmehr die Vergangenheit ist die Prophetin. Sie ist es, welche der Knechtschaft und Barbarei ihr gewisses Ende, der Monarchie und ihrem sämmtlichen Anhang ihren sichern Untergang weissagt. Alle Schlauheit und Schurkerei, alle Gewalt und Blutthat ist vergebens; die Ehrlichen und Wortgetreuen, die Friedlichen und Rechtsverehrer sind doch die Universalerben ihrer Feinde.

II.

Unveränderlichkeit der Gegensätze der Entwickelung.

So weit die Erinnerung des Menschengeschlechts zurückreicht, trifft sie überall auf denselbigen Widerstreit rastlos arbeitender Gegensätze. Die menschliche Natur war immer eine und dieselbe, und wie weit auch die Streitgegenstände und Kampfpreise der Vorzeit vor den Augen der Späterlebenden auseinander laufen, immer bleibt ihr innerstes Wesen ein und dasselbe. Allerdings schreitet die Menschheit fort, aber nicht in der Art, sondern nur im Maße. Wie der Keim die Pflanze, so enthält die niedere Stufe der Entwickelung schon die Ansätze der höheren in sich. Die Gegensätze und kämpfenden Kräfte bleiben ihrem Wesen nach dieselben, wenn gleich sie sich im Laufe der Jahrhunderte mildern und verfeinern. Was heute für empörend gilt, wurde ehemals ganz in der Ordnung befunden; was man heute noch mit Gleichgültigkeit betrachtet, wird einst uns zur Schande angerechnet werden. Läßt man indeß den Grad und das Maß bei Seite, so hat von Alters her der gleiche unaufhörliche Streit gewaltet, zwischen Finsterniß und Licht, Unwissenheit und Erkenntniß, Rohheit und Bildung, Barbarei und Gesittung, Elend und Wohlbehagen, Laster und Tugend, Gewaltthat und Frieden, Willkür und Recht, Knechtschaft und Freiheit.

Trotz aller Zwischenherrschaft und Einzelsiege des bösen Prinzips, hat im großen Ganzen das gute unwandelbar die Oberhand behalten. Es ist Vernunft und Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit und der Völker. Die ganze Geschichte verspricht uns die Fortsetzung ihres bisherigen Ganges, auf der Erde, in Europa, in Deutschland.

III.

Geist der drei Zeitalter.

Die Bestimmung des Menschen ist die höchstmögliche Steigerung seines eigenthümlichen Lebens im Schooße der Gesellschaft, oder die Erzielung des allgemeinen Wohles in dem Wohle aller Einzelnen. Die Gesellschaft kann nicht glücklich sein, so lange ein einziges ihrer Mitglieder leidet. Freiheit und Selbstbezweckung jedes Einzelnen ist nothwendiger Bestandtheil des allgemeinen Wohles. Der Entwickelungsgang des Menschengeschlechts schreitet vom Allgemeinen zum Besondern, vom Volke zum Menschen, vom Staate zum Bürger, von der Masse zum Einzelnen vor. Aus der rohen ununterschiedenen Masse erheben sich zur Bildung und zum höheren Lebensgenusse anfänglich Einzelne, dann eine größere Zahl, bis zuletzt das Vorrecht im gemeinen Rechte Aller verschwindet. Die Sonne der Freiheit erleuchtet zuerst die höchsten Spitzen, allmälig sendet sie ihr Licht immer weiter herab, und wird zuletzt allem Volke strahlen. Die Beherrschung und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen soll abnehmen und aufhören, der Mensch soll Selbstzweck sein: — das ist der Sinn und das Ziel der Weltgeschichte.

In den ältesten Zeiten war der Mensch bloßer Bestandtheil der Natur und in ihrer unmittelbaren Herrschaft befangen. Das Alterthum, in edelster Weise das klassische griechisch-römische, vergötterte die Natur und vergeistigte die Materie. Der reine Naturmensch bekam mit der zunehmenden Befreiung aus sinnlichen Banden einen höhern Zweck, wurde aber von diesem völlig aufgebraucht. Der Mensch wurde nicht in seiner Besonderheit, sondern nur als Gattungswesen geachtet. Er war dem wirklichen Gemeinwesen, dem Staate geweiht. Der Mensch ging im Bürger unter, oder vielmehr er war noch nicht durchgebrochen. Das allein wahre Individuum war der Staat. Gleichgültig gegen das Einzelwohl benutzte der Staat die große Menge als Sklaven, damit Wenige als freie Vollbürger leben könnten. Der antike Staat erkannte keine Menschen, nur Bürger an; die Ungleichheit der Menschen war seine Voraussetzung.

Das germanisch-christliche Mittelalter riß Welt und Gott auseinander; es erklärte die Natur für Teufelswerk und materialisirte den Geist. Nur das Geistliche wurde als etwas Geistiges anerkannt, und der Staat selbst zu einem untergeordneten, dienenden Wesen herabgewürdigt. Der Mensch galt zwar schon in seiner Individualität, aber nicht für die Erde, sondern für den Himmel. Hienieden umschloß das Joch der Leibeigenschaft die große Masse. Im eingebildeten Jenseits sollte Gleichheit und Würde bestehen; alle Menschen sollten gleiches Recht auf das Himmelreich haben. Die Kirche war das wahre Gesammtindividuum, innerhalb dessen die einzelnen Individuen nur zum Schein berechtigt waren. Durch und für die Religion und Kirche allein sollte der Mensch eine Bedeutung haben. Die mittelalterliche Kirche erkannte gleichfalls noch keine Menschen, nur Gläubige, Christen an.

Die Neuzeit hat begonnen, das Gleichgewicht zwischen Natur und Gedanken, die harmonische Durchdringung des Körperlichen und Geistigen

herzustellen. Mit der Reformation wird der Kampf der Glaubens- und Gewissensfreiheit um gesetzliche und öffentliche Anerkennung eingeleitet, wobei aber die Selbstständigkeit und Gleichberechtigung der Menschen auf die Zwecke eines jenseitigen Himmels beschränkt bleibt. Erst die französische Philosophie und Revolution stellt mit Bestimmtheit die Forderung gleichen Rechts für Alle im gegenwärtigen Leben; sie will die Zeitlichkeit der Ewigkeit einverleiben und den Himmel auf die Erde verpflanzen. Das Alterthum suchte sein Paradies in der Vergangenheit, das Mittelalter in der Zukunft, die Neuzeit in der Gegenwart. Während im Alterthum und Mittelalter das Individuum dem Moloch äußerlicher Zwecke geopfert wurde, erhebt die Neuzeit den Menschen zum Selbstzweck. Der Mensch ist erst vor 60 bis 70 Jahren entdeckt worden. Bis jetzt aber hat die Neuzeit das Individuum erst in seiner Abgezogenheit und Besonderheit zu fassen und hervorzutreiben vermocht; daher sie noch die Sklaverei des Alterthums und die Leibeigenschaft des Mittelalters in der Form des Proletariats mit sich schleppt. Unsere Proletarier sind freie Sklaven, selbstständige Leibeigene. Die abgesonderten Individuen als Selbstzwecke bringen es nur zum starren Rechtsstaate mit freien Bürgern. Das Ziel der Neuzeit ist aber der freie Gesellschaftsstaat, die sociale Demokratie, die Gesellschaft mit wirklichen Menschen gleichen Rechts und gleichen Wohls. Der vollkommne Mensch ist das gesellschaftliche Individuum.

Kaum hat die Herausarbeitung des gesellschaftlichen Individuums begonnen, kaum die erhabenste Aufgabe menschlicher Kräfte einen bewußten und energischen Anfang genommen, — und schon sollte sie ohne Zukunft und Hoffnung in sich zusammensinken? Europa zum Tode verurtheilen, hieße dem frischesten und jugendlichsten Streben Fleisch und Blut abstreiten, einer gesunden üppigen Wurzel Saft- und Kraftlosigkeit andichten. Nein, der Socialismus, wie er schon in tausend und aber tausend Gemüthern wurzelt, ist heute das wiedergebärende Prinzip, er ist der Geist, der über den Wassern schwebt. Wir am wenigsten verkennen die allenthalben vorhandenen Spuren des politischen Verfalls und der menschlichen Herabwürdigung; wir sind wohl bekannt mit den ekelhaften Verwüstungen, welche menschheitschänderische Brutalität und barbarische Gewissenlosigkeit seit zwei Jahren, so arg wie je, angerichtet hat. Aber aus dem Abgrunde der Verworfenheit führt der Geist der Menschheit sicher auf die rettenden Pfade. Aus der Tiefe schließen wir auf die Höhe. Trat nicht das Christenthum in einer verwesenden Welt auf? Und fand es nicht gesunde Theile im Volke, um seine mächtige Weltaufgabe zu erfüllen? Folgte nicht auf die Fäulniß, das christliche Heidenthum und die sittliche Auflösung Deutschlands im 15. Jahrhundert — der erfrischende Reformationssturm, vorbereitet durch die Oppositionsgedanken eben jenes Jahrhunderts? In ähnlicher Weise betrachten wir unsere Gegenwart. Der Socialismus wird sie verjüngen, indeß mit geringerer Arbeit als das Christenthum, und in vergleichungslos kürzerer Zeit; denn die Menschheit nimmt heute einen weit höheren Standpunkt ein als damals, und die geistig-sittliche Fäulniß hat wohl die höhe-

ren Klassen, aber nicht das eigentliche Volk ergriffen. Der socialen Demokratie gehört die Zukunft.

IV.

Die Entwickelung im Raume.

Im Alterthum und Mittelalter rückte die Bildung von Osten aus vor, und entfaltete die höchsten Blüthen, deren sie fähig war, im Westen. Damals stand den Menschen die Erde still, und die Sonne bewegte sich von Ost nach West. Umgekehrt folgt die Bewegung der neuzeitlichen Bildung dem Gesetze der Erdbewegung: sie schreitet von West nach Ost. In Amerika, dem äußersten Westen, ist die mittelalterliche Barbarei auf ihre ersten praktischen Besieger gestoßen; dort sind gesunde Schößlinge, die aus dem verdorbenen Europa sich hinüber gerettet hatten, selbstständig zur Freiheit und Menschenwürde aufgewachsen, und werden durch die neueren massenhaften Auswanderungen verstärkt. Durch Nordamerika nun wird Europa geistig und staatlich erobert. Dieser Kampf in Europa zwischen geschichtlichem Moder und lebendigem Jugendrechte, zwischen Knechtschaft und Freiheit, zwischen Unsinn und Vernunft hat 1789 offen begonnen. Wir stehen noch in dem großen Kampfe, aber näher seinem Ende als seinem Anfange. Sechs Jahrzehente lang hat er nunmehr schon hin und her gewogt. Das Siegsgebiet der westlichen Bildung ist bald erweitert, bald verengert worden; aber vorgerückt ist es ganz entschieden. Im Jahre 1848 stand die amerikanische Freiheit bereits an Rußlands Gränzen, in West und Ost umschloß sie den großen Alp Europa's; aber Deutschland ist ihr bis auf Weiteres wieder verloren gegangen. Von der großen Völkererhebung 1848 sind in Deutschland, Italien u. s. w. nur einige dürftige, heuchlerische Worte geblieben, nachdem rohe, barbarische Thaten halb Europa geschändet haben. Die Nemesis schreitet aber rasch; in naher Zukunft wird der westliche Freiheitsspeer tief in das Herz des östlichen Barbarenthums dringen.

V.

Die Entwickelung in der Zeit.

Nach demselben Gesetze, wie der Fortschritt des Menschengeschlechts im Raume hin und her wandern muß, und doch immer mehr Boden gewinnt, bewegt er sich auch vor- und rückwärts in der Zeit. Die Gesittung und Befreiung schreitet niemals in gerader Linie, sondern in einer Spirallinie fort. Die Geschichte ist voll Schlangenwindungen und bereitet uns häufige Ueberraschungen, den Gebirgsländern vergleichbar. Auf jede Kraftanstrengung der Menschen folgt eine Erschlaffung, jede Erhebung wird durch ein Zurücksinken abgelöst. Aber die Menschheitsbildung, dem fallenden Körper gleich, erkräftigt sich im Wachsen und schreitet rascher vor. Die Zeiträume zwischen den Entwickelungsknoten werden kürzer, die Ringe der Spirallinie verengern sich, und streben der geraden Linie zu. Der Menschheitsgeist, obwohl er nach jedem errungenen Siege Niederlagen erleidet, nach jedem Aufschwunge in eine rückläufige Bewe-

gung gedrängt wird, weicht doch nur scheinbar. Am äußersten Punkte seiner Sonnenferne tritt die Wendung ein, und seine Bahn führt ihn auf's neue, weiter voran als je, in die Sonnennähe. Jeder neue Gewinn ist ein höherer, jeder scheinbar verlorne Sieg kehrt reicher zurück, auf jedem frischen Standpunkte findet sich der menschliche Geist edler und mächtiger wieder. In allen Zeiträumen der Geschichte begegnen wir dem Gesetze der Wiederholung, des doppelten oder mehrfachen Anlaufes. Die Menschheit oder ein einzelnes Volk erringt eine neue Stufe nicht im ersten Angriff, sowohl weil die ersten Versuche von der Minderheit ausgehen, als weil die bestehenden Gewalten und verjährten Einrichtungen den hartnäckigsten Widerstand fortsetzen. Erst mehrmaliger Kampf und Sieg sichert dauernd die neue Errungenschaft. Die Zwischenzeiten, welche die Siege und Standorte der Menschheit oder eines Volkes trennen, dienen der Sammlung und Vertiefung der Menschen, der stillen Fortentwickelung und Kräftigung des neuen Prinzips in den Geistern und Gemüthern, bis es zur Durchsetzung im Leben erstarkt ist, bis die innere Ueberzeugung auch die äußere Anerkennung erzwingt, bis der Geist sich mit der Macht vermählt. So gibt es nach wie vor dem März ein doppeltes Deutschland: ein äußeres, geknechtetes, beschimpftes, und ein inneres, freies, unentweihbares. Dieß augenblicklich verbotene, innere Deutschland wird über ein Kurzes zum äußern werden, und an's Licht hervorbrechend seine trugvollen und gewaltthätigen Feinde in die Nacht des oft verdienten Verderbens zurückjagen.

Wegen der uralten, tröstlichen Erfahrung, daß das Böse unbewußt für das Gute wirkt, daß die Lüge gegen ihren Willen der Wahrheit dient, genügt es hier an einer Andeutung. Gerade in unsern Tagen bewährt sich diese Erfahrung auf breitester Grundlage, und nirgends vollständiger als in Deutschland. Gibt es Propagandisten einer monarchischen Anarchie, aus welcher eine geordnete Fürstenlosigkeit hervorgehen wird, so sind es sicherlich die Fürsten und ihre gewissenlosen Helfershelfer. Die Monarchie macht die Republik, besser und rascher als alle Republikaner.

VI.

Aeußerste Schärfung der Gegensätze.

Der Kampf zwischen Wahrheit und Lüge, Recht und Willkür, Freiheit und Knechtschaft ist niemals so allgemein und tief, so riesig und erbittert gewesen, als in der neueren Zeit. Die kochende Leidenschaft der Menschen in Entscheidungszeiten hat von jeher den Weg der Geschichte mit Blutströmen und Leichenhügeln bezeichnet; auch die letzten Jahre zählen zu den blutigsten Europa's. Die Anstrengungen auf beiden Seiten sind dem Gesetze der Pendelschwingung gemäß immer großartiger und gewaltsamer geworden. Mit jedem neuen Siege der Volkskraft, der Demokratie, ist die Macht der Volkspeiniger schwächer geworden, aber auch mit jeder Niederlage des Volkes die Heftigkeit, Grausamkeit, Blutgier und Verfolgungswuth seiner Zwingherren gewachsen. Die ganze neuere Geschichte liefert den weltkundigen Beweis, daß fortschrei-

tend die Revolution menschlicher, die Reaktion unmenschlicher geworden ist. Das Bewußtsein des Volkes, daß es mit jeder neuen Umwälzung an innerer wahrhafter Macht gewinnt, macht es edler und großmüthiger; das Bewußtsein der Fürsten und Fürstendiener, daß ihnen mehr und mehr der Boden unter den Füßen weicht, daß ihr Dasein immer verhaßter und gefährdeter wird, macht sie immer wüthender nnd blutdürstiger. Seit zwei Jahren sind ungeheure Ereignisse über Deutschland und Europa hingeschritten. Wohl denen, die ein ruhiges Gewissen hindurch getragen haben! Wehe denen, welche amtlich und im Großen gemordet, gebrannt und geplündert haben! Die Nemesis wacht und wandert auf ihrer Ferse. Die amtliche Unmenschlichkeit, welche den Namen des Gesetzes und der Ordnung mißbraucht und entehrt, ist unendlich verabscheuenswerther und strafbarer, als die Verbrechen der Einzelnen oder die Ausbrüche einer über Betrug und Verrath empörten Volksmasse. Die Vernichtung des Glückes von Millionen und die standrechtlichen Schandthaten in Italien, Deutschland, Ungarn — diese widerliche Drachensaat ist nicht zu ersticken. Wer kann sich wundern oder beschweren, wenn die Blut- und Gräuelthaten seiner Gegner auch in dem Verfahren des Volkes einst eine furchtbare Reaktion zu Wege bringen, trotz aller seiner natürlichen Hinneigung zum Verzeihen und zur Hochherzigkeit? Einmal wieder Sieger, wird das verzweifelnde Volk vielleicht den Vertilgungskrieg seiner heimtückischen Dränger nachahmen, damit es jeden neuen Treubruch, jedes künftige Hervorrasen der brutalen Gewalt unmöglich mache. Das allmächtige Volk wird die Länderverderber und Blutvergießer ausrotten, ihre Burgen umstürzen und ihre Würgerschaaren abschaffen. „Wir wollen endlich,“ so wird es sprechen, „vor Schandthaten und Blutbädern gesichert sein, wir wollen in Frieden unsre Freiheit genießen, wir wollen unter dem milden Himmel der Demokratie die Menschenliebe zur Wahrheit machen!“

Die Völker machen keine Revolutionen zum Spaß. Wo ein menschliches Gesetz herrscht, da ist die Revolution ohnmächtig; sie zieht lediglich ihre Nahrung aus Druck und Ungerechtigkeit. Die bevorstehende große Revolution wird die letzte sein, wenn es ihr gelingt, wie in Nordamerika, die Gesetzlichkeit, die Heiligkeit des vernünftigen Gesetzes zu erringen und zu sichern. Die Revolution will nichts als die menschenwürdige Ordnung erobern. In ihr kämpft die Gewalt des gesetzesdurstigen Volks mit der Gewalt der gesetzverachtenden Willkür; das Volk ergreift die Waffen gegen das Unrecht für das Recht. Die Revolution ist die Freiheit, Vernunft und Ordnung, welche in Gestalt erzürnter Volksmassen einherschreitet.

Zu einer neuen, gründlichen, entscheidenen Revolution ist alles angethan. Dinge und Menschen sind in der vollkommensten Spannung und Verfeindung. Der kleinen Minderheit derer, welche mit Hülfe mißbrauchter Heere das Alte und ihre Vorrechte vertheidigen, steht gegenüber die große Mehrheit des Volkes, welches die Hand nach seinem ewigen Rechte ausstreckt. Wachsende Verdorbenheit dort, fortschreitende Läuterung hier.

Jedesmal, wenn ein altes System zu Grunde geht, wenn es die

letzten krampfhaften Anstrengungen macht, leistet es in der Niederträchtigkeit das Unglaubliche. Auch wir haben es erlebt und erleben es täglich. Unsere Gesellschaft steht auf dem Kopf: die Hefe ist überall oben. Viele nichtswürdige, verächtliche Menschen stehen in Aemtern und Würden. In der sogenannten vornehmen, gebildeten und reichen Klasse ist die meiste Unsittlichkeit, Gewissenlosigkeit und Gemeinheit: arge Selbstsucht, Gefühllosigkeit für die Leiden des Volkes, Herrschwuth nach unten, kriechende Unterwürfigkeit nach oben, Anwedelung und Beleckung jeder Macht, heute des Barrikadenvolkes, morgen der Standrechts-Camarilla, kurz ein ehrloser Materialismus, ein übermüthig-feiges Lakaienthum. Und wodurch sind die meisten Wünsche der Nation vereitelt worden? Durch Faustrecht und Gaunerei. Die herrschenden Gewalten halten sich bloß noch durch brutalen Despotismus und schamlosen Rechtsbruch, auf den Spitzen einfältiger oder furchtsamer Bajonette getragen. Je aussichtsloser die Reaktion, desto gewaltthätiger und abgefeimter.

Macht, Reichthum und Bildung liegen größtentheils im Verwesungsprozeß. Eine tiefe Kluft scheidet sie von dem lebensfähigen Theil des Volks, dem sogenannten vierten Stande, einem Theil der Mittelklasse und wenigen Einzelnen aus jenem Pestlager. Die sogenannten arbeitenden Klassen, der Handwerker, der Arbeiter, der Bauer, sind die Meister der Zukunft. Diese Massen, nicht etwa die Russen, sind die Schaaren, deren der Weltgeist für seine jugendlichen Schöpfungen bedarf. Sie haben in den letzten Jahren Proben von Hoheit, Aufopferungsfähigkeit und Todesmuth abgelegt, welche sich würdig den herrlichsten Volksthaten aller Zeiten gesellen. Nationen und einzelne Bevölkerungen, welche sich zu Freiheitskämpfen, wie seit 1848, erheben konnten, haben eine sichere Zukunft. Ob auch einstweilen unterlegen, das Volk in Ungarn, Italien und verschiedenen Theilen Deutschlands hat wahrlich nicht vergebens gestritten und gelitten; aus seinem Blute werden die vollen Rosen der Freiheit erblühen.

VII.

Bürgschaft für den nahen Sieg der socialen Demokratie.

Das anschaulichste Gemälde des Fortschritts in der Spirallinie, und zugleich die untrüglichste Bürgschaft des ferneren Fortschritts liefert die neueste Zeit seit 1789. Beständig wechseln seitdem ab: Revolution, Demüthigung und Zugeständnisse der Machthaber, endlich Treulosigkeit, Meineid und gewalthätige Reaktion derselben, bis der Kreislauf mit der Revolution, aber in gesteigerter Stärke und Ausdehnung, von neuem beginnt. Das war bis heute die Form der Entwickelung, und wird es auch bleiben, bis ihr Ziel erreicht ist. Der Inhalt der Entwickelung liegt scharf abgezeichnet vor uns. Im vorigen Jahrhundert hatte sich die absolute Monarchie sammt ihrem feudalen Inhalte zu Grunde gerichtet, und die französische Revolution handhabte das Richterschwert. Die konstitutionelle Monarchie mit ihrer Geldherrschaft und den feudalen Ueberresten erfüllte den darauf folgenden Zeitraum, aber nur, um sich gleichfalls zu Grunde zu richten. Das große Provisorium der Gegenwart

wird durch die allein noch mögliche Republik geschlossen werden, welche nicht Königslosigkeit sein, sondern die sociale Demokratie: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, verwirklichen soll. Der alte Staat, der tyrannische Allesregierer und Volksaussauger, ist im Untergange begriffen; ihn löst auf und ab die emporsteigende neue Gesellschaft, in welcher die Menschen durch Selbstregierung und Gesammtverbindlichkeit frei und glücklich leben.

Die Entwickelungskämpfe des französischen Volkes haben vorbildliche Bedeutung für Europa. Seit 1789 üben die Franzosen die politische Führerschaft aus. Zweimal zur Republik vorgedrungen, können sie unmöglich der Ohnmacht und Unfähigkeit geziehen werden. Ihre Errungenschaft wird vielmehr gedeihen, wie in Frankreich selbst, so in ganz Europa. Frankreich ist Europa im Kleinen und die französische Revolutionszeit ist Musterbild und Maßstab der ganzen spätern europäischen Völkergeschichte. Was die Ungeduld und das Feuer der Franzosen schon zweimal durchgemacht, ist bei den meisten übrigen Völkern erst einmal in stärkerem oder schwächerem Grade abgespielt worden. Von der absoluten Monarchie durch die konstitutionelle zur Republik: das ist der erste französische Kreislauf binnen einigen Jahren. Nachdem die Republik sich geraume Zeit gehalten, findet sie ihren Untergang im kaiserlichen Absolutismus, und der zweite Kreislauf beginnt. Wiederum führt er vom Absolutismus durch den Schein-Constitutionalismus, erst den legitimen, dann den bürgerlichen, — zur Republik. Die absoluten wie die konstitutionellen Throne sind gestürzt, wiederholt gestürzt; die Republik hat sowohl früher als jetzt weit härtere Proben bestanden, und sie allein besitzt die Stärke, den Platz zu behaupten. Die furchtbare Junischlacht konnte eine Handvoll Monarchien umreißen; die Republik ist aufrecht geblieben, und das Volk hat ihr den selbstzerfleischenden Sieg verziehen. Drei monarchische Prätendenten wühlen und rütteln an ihr, in Ohnmacht und Lächerlichkeit wetteifernd. Die schamloseste Reaktion, die empörendsten Verfassungsbrüche, das unwürdigste Treiben mächtiger Schufte und Wichte, — alles schüttelt die Republik verachtungsvoll ab. Getragen von einem edlen Volke, überragt sie stolz die höchsten Spitzen des vornehmen Gesindels, welches Tag und Nacht auf ihren Untergang sinnt und losarbeitet.

Wenn jemals die Hoffnungslosigkeit ungerechtfertigt war, so ist es heute. Europa darf kühner hoffen als je. Hat die ganze Weltgeschichte einen Zeitraum aufzuweisen, wie seit 1789? Hat jemals eine neue Lebensanschauung, ein allesdurchdringendes Reformstreben in so wenigen Jahrzehnten so gewaltige Siege erkämpft, so tief die Massen elektrisirt? Ueberall hin sind die Grundsätze der französischen Revolution gedrungen; wo sie noch nicht in anerkannter Herrschaft stehen, da sind wenigstens die Gemüther von ihnen erfüllt. Selbst die Feinde der Revolution haben ihr huldigen und Verträge mit ihr schließen müssen, nicht allein mit der siegreichen, sondern auch mit der unterliegenden. Aus ihren Niederlagen hat sie stets neue Kraft geschöpft; im Beginn mit der konstitutionellen Monarchie zufrieden, fordert sie heute schon die demokratisch-sociale Republik. Je weniger ehrlich ihre in Selbstsucht erstarrten Feinde gehandelt, je rücksichtsloser und empörender sie den gerechtesten Ansprüchen der Völker Widerstand geleistet haben, desto ausgedehnter, tiefgreifender

und unerbittlicher sind die Forderungen der Revolution geworden. Auf keine Reaktion ist die Revolution ihre Antwort schuldig geblieben. Jede spätere Reaktion hat an Raserei und Ohnmacht, jede Revolution an Vernunft und Kraft zugenommen.

Der großen französischen Revolution stellten die europäischen Mächte ihre Koalitionen und Heere entgegen, ohne daß sie dem neuen Geiste irgend ein Zugeständniß machten. Statt ihn zu vertilgen, wurden sie selbst, namentlich Oesterreich und Preußen, geschlagen und gedemüthigt. Die Revolution triumphirte außerhalb der Gränzen ihrer Heimath. Und nicht sie selbst war es, welche dem vereinigten Europa erlag, sondern vielmehr ihr selbstsüchtiger Träger. Frankreich wäre aber nicht besiegt worden, hätten nicht die feindlichen Mächte seine eigenen Freiheitslehren benutzt, um die Völker gegen das fremde Joch zu begeistern. Der Wiener Kongreß sah sich genöthigt, die Grundwahrheiten der Revolution wenigstens auf dem Papiere anzuerkennen. Binnen ein paar Jahren war die große Lehre der Geschichte wieder in den Wind geschlagen; überall steuerte die Restauration in die alten verdorbenen Zustände zurück. Für Deutschland war der Bundestag die Verkörperung aller Schmach und alles Elends. Wiederum erhob im Namen aller Völker das französische seinen starken Arm: aus der konstitutionellen Verfassung sollte eine Wahrheit werden. Aber die Lüge des Bürgerkönigthums wurde ekelhafter und unerträglicher als irgend eine zuvor. In Deutschland führte die Nachwirkung der Julirevolution gleichfalls zum Bankbruch des hohlen betrügerischen Konstitutionalismus der kleineren Fürsten, welche mit dieser Redensart absolut regierten; Oesterreich's und Preußen's Herrscher fanden selbst die Redensart überflüssig. Der Bundestag schwelgte in Ausnahmemaßregeln, und handhabte die hohe Polizei unter verschärfter russischer Aufsicht. Da stürzte durch die „Revolution der Verachtung" der morsche französische Thron und ein Revolutionssturm, wie Europa ihn noch nicht gesehen, brauste in wenigen Wochen über Europa hin. Die Könige und Fürsten versprachen Alles, Alles; die Völker waren „großmüthig". Heute, schon nach zwei Jahren, sind die Völker für ihre Gutmüthigkeit wieder gründlich betrogen; man hat ihnen zugeherrscht: Niemals, Niemals, Niemals; überall hat die Reaktion ihre „konstitutionelle" Blut- und Schreckensherrschaft aufgeschlagen. Kann man, im Besitz seiner fünf Sinne, ernstlich glauben, die Revolution habe ihr letztes Wort gesprochen?

Dießmal ist die Reaktion wirklich am letzten Ende ihrer Hülfsmittel und Kunstgriffe angekommen. Treue und Glaube hat sie bis auf die letzte Fahne verscherzt und verloren. Steuern preßt sie aus bis auf's Blut. Soldaten richtet sie ab, bis sie keine mehr bezahlen und aus der Stelle bringen kann. An der finanziell-militärischen Anarchie wird die Reaktion den Hals brechen. Augenblicklich erschöpft sie ihre letzten Widerstandskräfte, und durch kein Mittel mehr wird sie die nächste Anstrengung des Volkes überwältigen können.

Die letzte Hoffnung der Reaktion ruht noch auf Rußland. Aber am Herzen Rußland's nagt auch der Wurm; diese Stütze der deutschen Staatseigenthümer kann täglich zusammenbrechen. Jedenfalls sind Mächte, die keinen inneren Halt mehr besitzen, dem Untergange geweiht. Die

italienischen Despoten haben sich schon seit einem Menschenalter nur dadurch gegen ihre Völker halten oder wiederaufraffen können, daß Oesterreich ihnen seine Bajonette und Kanonen lieh. Im vorigen Jahre hat Oesterreich die schreckliche Entdeckung machen müssen, daß es durch und durch zerfressen ist; mit einem aufständischen Viertel seines Gebietes konnte es nicht allein fertig werden, es mußte sich durch Rußland vom Untergange retten lassen. Der Kaiser von Oesterreich ist jetzt der vornehmste Unterthan des Kaisers von Rußland, wie der König von Preußen dessen gehorsamster Statthalter ist. Wer aber wird einst den Kaiser von Rußland retten, wenn die Revolution nach dieser ersehntesten Beute die eisernen Fänge ausstreckt?

Der frühere große Kreuzzug des Ostens gegen den Westen hat seinen Zweck, die Ausrottung der Revolution, nicht erreicht. Bei aller Begierde, ihn zu wiederholen, hat eine zweite Ueberschwemmung des Herdes der Revolution geringe Aussicht des Zustandekommens, noch geringere des Gelingens. Seit der Februarrevolution hat Rußland sich begnügen müssen, gegen Ungarn einzuschreiten. Es hat noch nicht gewagt, gegen Frankreich seinen diplomatischen Einfluß in bewaffnete Einmischung umzugestalten, gegen die fruchtbare Mutter alles modernen Uebels seine Noten zu Kanonenkugeln zu ballen. Vielleicht steht Deutschland noch eine Zeit der tiefsten Erniedrigung und Schande bevor: unmittelbare Knechtung durch die Russen, welche uns mittelbar schon lange beherrschen. Aber so sicher auf die Abwerfung des französischen Joches die Knechtung durch die inneren Feinde folgte, würde aus dem moskowitischen Joche die Freiheit Deutschlands hervorgehen. Einstweilen trägt es schwer genug an seinen einheimischen Russen.

Schon ist es ein vielfach bestraftes Verbrechen, für die Freiheit und Einheit Deutschlands gewirkt zu haben. Beide werden zu ihrem Gedeihen einer gründlichen Operation bedürfen. Preußen und Oesterreich sind die Fettgeschwülste, welche dem deutschen Volkskörper Saft und Kraft entzogen haben. Aus unsrer Freiheit und Einheit wird nichts, so lange nicht Oesterreich und Preußen aufgehoben sind. Und richten sie sich nicht glänzend, gründlich zu Grunde, materiell und moralisch? Erst mit ihrer Auflösung in die natürlichen Bestandtheile wird Deutschland aufhören, aus großen und kleinen Familienrittergütern zu bestehen, deren Einwohner als Erbschaftsmassen ausgebeutet werden.

Das ceterum censo ist von redlichen und verständigen Männern schon längst ausgesprochen oder angedeutet worden. So sagte der alte tieferfahrene Graf Schlabrendorf im Jahre 1815: „Da ist kein Fürst, kein Minister, kein Mann von erheblichem und bleibendem Einfluß im ganzen weiten Reiche, das wir, idealisch träumend, unser Vaterland schelten, der die wahre Lage sähe und das Rechte mit Entschlossenheit wollte. Die Hauptursache, die den nun vorhandenen tollen Zustand herbeiführte, geht immer den angewöhnten Weg fort. Dieses Ungeheuer betitle ich noch viel zu schonend — Genußgier. Alles lebt für heute! — Alles, was seit drei Jahren geschah, beweist bloß, daß der Zeitgeist, den die behaglich Gebetteten lieber wegläugnen möchten, keineswegs nachgeben werde; allein das erbost die Gewaltigen, und welche Gewaltigen!

Solche Verblendung und Verstocktheit weicht nur einer offenen Uebermacht; aber auch dießmal wie sonst werden Vorurtheile und erdrückende Vorrechte nur durch die Faust überwunden. Wann der Kampf losbreche, hängt von äußeren Ereignissen ab, und vorzüglich von der ferneren Anhäufung schändlicher Albernheiten" 2c.

Heute wieder sind die feindlichen Gegensätze in solche Spannung gerathen, daß über kurz oder lang ein Kampf auf Leben und Tod daraus folgen muß. An Gegenständen des Kampfes ist Ueberfluß; es wird auch an Kämpfern nicht mangeln.

Bräche Deutschland, Europa jetzt seine zweitausendjährige Geschichte ab, so würde sie mit der unbegreiflichsten Lächerlichkeit schließen, mit einer Fülle von Ursachen ohne Wirkungen, mit einem majestätischen Strome der Entwickelung, welcher plötzlich versiegte.

Nein, Europa hat eine Zukunft. Wer da sagt: Europa ist alt, es stirbt, der hat Recht. Aber noch weit mehr Recht hat, wer da sagt: Europa ist jung, es wächst. Das Todesreife, Volksfeindliche sinkt dahin; das Lebensfähige, das Volk kommt empor. Europa ist nur oben in der Krone alt, aber unten in der Wurzel jung. Also: Europa ist noch nicht verloren!

Zur vergleichenden Staatskunde.

Von Karl Hagen.

Dritter Artikel.

Europäische Völkerstämme und Völkermischungen.

I.

Völkerstämme.

So bedeutend auch der unmittelbare Einfluß der Natur auf Volk und Staat sein mag, so dürfen wir doch auch nicht die ursprüngliche Eigenthümlichkeit der Völker vergessen, welche eine so gewaltige Lebenskraft innen hat, daß sie niemals ganz verschwindet, selbst wenn die Völker in ganz neue Umgebungen, und in völlig veränderte Beziehungen zu der Natur gerathen. Ich mache hier nur auf das allgemein bekannte Beispiel der Juden aufmerksam, welche, obschon ihrem ursprünglichen natürlichen Boden seit fast 2000 Jahren entrückt, dennoch in den verschiedensten Ländern ihre Eigenthümlichkeit auf eine auffallende Weise bewährt haben. Auch der Unterschied der verschiedenen Menschenraçen ist hier anzuführen. Die übrigen Raçen werden es der kaukasischen niemals gleich thun können; die letztere wird immer die vorzüglichste, gebildetste, daher geistig überwiegende sein, während jene sich mit einer untergeordneten Stelle begnügen müssen, und mit Recht wirft Klemm in seiner Kulturgeschichte, fußend auf diesen Hauptunterschied der geistigen

Befähigung, die bisherige Eintheilung in drei oder fünf oder noch mehr Raçen bei Seite, um nur zwei anzunehmen, nämlich eine aktive, welche mit der kaukasischen zusammen fällt, und eine passive, zu welcher alle anderen gehören. Die aktive ist die handelnde, entwicklungsfähige, kulturbringende; die passive ist die unentwickelte, zum Theil auch entwicklungsunfähige, wenigstens nicht fähig, sich selbstständig aus sich selber ohne fremde Hülfe zu entwickeln. Bei jener ist das männliche, bei dieser das weibliche Princip vorherrschend.

Europa wird ausschließlich von Stämmen der aktiven oder kaukasischen Raçe bewohnt. Die Hauptstämme dieses Erdtheils sind folgende:

1) Die Celten, welche ehedem sich über den ganzen Westen und theilweise auch über den Süden von Europa verbreitet hatten, nämlich über die Alpengegenden bis an die Donau, Oberitalien, Frankreich, Spanien, Großbritannien. Sie verschwanden aber als selbstständiger Stamm, theils durch die Unterwerfung unter die Römer, theils durch die unter die Germanen. Doch haben sich Elemente des Stammes in allen angeführten Ländern erhalten.

2) Die Germanen. Sie waren ehedem über den nördlichen und mittleren Theil von Europa verbreitet, erstreckten sich von Scandinavien bis gegen die Donau im Süden, im Westen bis über den Rhein hinüber, im Osten bis an die Oder, zu Zeiten bis an die Weichsel und den Dnieper. Später drangen sie bis an die Alpen vor und machten durch die Eroberung Britanniens auch diese Insel germanisch.

3) Die Slaven, welche den Osten von Europa einnehmen, und sich wiederum in Ostslaven (Russen), Südslaven (Illyrier, Bulgaren, Bosnier, Serbier, Croaten, Slavonier, Dalmatier u. s. w.) und in Westslaven (Polen, Böhmen und Letten) theilen.

Man kann diesen drei Hauptstämmen noch die Reste der Romanen hinzusetzen, welche jedoch außer in Italien und theilweise in Griechenland nirgends als selbstständiger Stamm auftreten, sondern deren Stamm, meistens nur als Gegensatz zu Germanen und Slaven und in Verbindung mit dem celtischen gebraucht wird; ferner die ugrische Völkerfamilie, zu welcher die Finnen, Lappen, Liven, und Esthen und endlich die Ungarn gehören.

Die Celto-Romanen nehmen den Westen und den Süden von Europa ein, die Slaven den Osten und zum Theil den Norden, die Germanen die Mitte. Die Celto-Romanen besitzen die Halbinseln, Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich, sind vielfach vom Meere umspült, die Slaven haben die kontinentale Seite inne, die Germanen theilen sich gleichmäßig in das Festland und das Meer, (Deutschland, Scandinavien, Niederlande, England). Die Celto-Romanen sind im Besitze des herrlichsten, fruchtbarsten Bodens, die Slaven müssen sich mit dem unfruchtbarsten begnügen, während auch hier die Germanen die Mitte zwischen beiden Aeußersten einnehmen. Die Celto-Romanen nehmen Länder ein, wobei der Gebirgscharakter überwiegt, mit Ausnahme Frankreichs; auch bei den Germanen überwiegt der Gebirgscharakter. Nur bei den Slaven ist weitaus die Ebene vorherrschend (Rußland, Polen);

nur die Südslaven und die Böhmen machen davon eine Ausnahme. Die Slaven nehmen einen Flächenraum von 100,000 Quadratmeilen ein; die Celto-Romanen, wie die Germanen von 32,000 jeder Stamm. Die Slaven sind dagegen nur 72 Millionen stark, die Romano-Celten 89, die Germanen 73 Millionen. Die lettischen Völker betragen nur 2, die ugrischen nur 9 Millionen, darunter die Ungarn ohngefähr 6.

Die Celto-Romanen, durch ihre südliche Natur, durch die Nähe der See, durch das überwiegende Gebirge bestimmt, haben einen aktiven, lebendigen, freiheitsliebenden, vorwärtstreibenden Charakter. In ihnen ist das Moment der Bewegung, des Wechsels, des Fortschritts, der Unstetigkeit. In den Slaven tritt dagegen mehr das Moment der Ruhe, der Passivität hervor. Es ist so zu sagen der weibliche Charakter, der ihnen besonders inne wohnt, das Princip der Unterordnung, theils unter den einheimischen Herrscher, theils unter die benachbarten Völker, von welchen sie, geistig wenigstens, mehr aufnehmen, als daß sie auf sie Einfluß übten. In den Germanen endlich ist eine Mischung von beiden: sie haben das Moment der Ruhe, der Stetigkeit und zugleich das der Bewegung, der Freiheit, des Fortschritts, der Selbstthätigkeit. Bei den Celto-Romanen nimmt die Thätigkeit den Charakter der Unruhe, der Leidenschaft, der Regellosigkeit an; bei den Slaven den des Zwangs, weßhalb sie, wenn dieser wegfällt, sich der Unthätigkeit hingeben. Die Germanen hingegen sind thätig aus innerem Triebe, mit Gemessenheit und nach einem bestimmten Plan, weßhalb bei ihnen geordnetes Hauswesen, Reinlichkeit, Sparsamkeit zu eigenthümlichen Charakterzügen gehört, während der Romano-Celte, wie der Slave, sich der Unreinlichkeit, der Unordnung, der Sorglosigkeit, dem Nichtsthun leichter ergibt. Schöpferische, geistige Kraft ist am Meisten bei den Germanen anzutreffen, sowohl an Tiefe als an Umfang: sie haben auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit sich versucht und hier das Größte geleistet. Bei den Romano-Celten sind besonders jene geistigen Kräfte ausgebildet worden, welche sich auf die Phantasie beziehen, daher vor Allem Poesie und Kunst. Die Slaven stehen in diesem Punkte den beiden anderen Stämmen bedeutend nach. Sie haben ihre Bildung meist von ihnen und sind noch wenig schöpferisch aufgetreten. Was die Nationalität anbetrifft, so ist diese bei den Romano-Celten ausgeprägt; sie sind auf ihre Volksthümlichkeit stolz, wie Spanier, Franzosen, Italiener, wollen sich nicht leicht unterordnen, gehen daher viel schwerer auf die Eigenthümlichkeit anderer Stämme ein, weßhalb diese Stämme im Ganzen wenig Sprachtalent besitzen. Die slavischen Stämme dagegen schmiegen sich leichter an fremde Nationalitäten an, nehmen Momente derselben in sich auf, treten überhaupt im Ganzen mit ihrer Nationalität nicht so schroff und abstoßend auf; wo dieß der Fall ist, ist es mehr ein künstliches Erzeugniß oder die nothwendige Folge von der Zugehörigkeit zu einem größeren Reiche, wie z. B. bei den Russen, als das Ergebniß des ursprünglichen Charakters. Die slavischen Nationen besitzen daher unter allen das größte Sprachtalent, in so ferne als es ihnen am leichtesten wird, sich in fremden Sprachen auszudrücken, so weit zum Umgange erforderlich ist. Die Germanen stehen auch hier in der Mitte. Auf der einen Seite haben

sie wohl eine entschiedene Nationalität, aber sie tritt nicht gerade schroff hervor, weil sie das Talent besitzen, die Eigenthümlichkeit anderer Stämme zu verstehen und zu begreifen, sie in ihrem eigentlichen Wesen aufzufassen, mit Einem Worte, sie objektiv zu betrachten. Durch dieses Talent sind sie vorzugsweise der universelle Stamm, derjenige, der dazu berufen ist, auf der Warte der Weltgeschichte zu stehen. Dieser Eigenthümlichkeit entsprechend ist auch ihr Sprachtalent. Dieß ist bei den Germanen ohnstreitig am bedeutendsten, noch bedeutender als bei den Slaven. Aber es tritt mehr als wissenschaftliche Kenntniß, als Kenntniß von dem Geiste der fremden Sprachen hervor; dagegen stehen sie bezüglich der Geläufigkeit in der Umgangssprache hinter den Slaven zurück. Die Germanen sprechen verhältnißmäßig fremde Sprachen schlecht.

Der celtische Stamm theilte sich in drei große Völkermassen: 1) Die Celtiberer in Spanien. 2) Die Gallier in Frankreich und den Alpengegenden. 3) Die Cymren in Britannien und der heutigen Bretagne. In Reinheit hat er sich heute noch erhalten bei den Irländern, den Gälen in Schottland, den Wallisern in England, den Armorikanern in der Bretagne, den Basken in den Pyrenäen, zum Theil auch noch in Tyrol. Von der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen den Tyrolern und den Wallisern erzählt uns Kohl. Auch reisende Engländer, die nach Tyrol kommen, sind davon überrascht. Selbst in der Kleidung, wie überhaupt in den Sitten, ist diese Aehnlichkeit zu bemerken. Auch in ganz Süddeutschland finden sich noch bedeutende Spuren des Celtenthums. Offenbar bedingten die Reste des celtischen Charakters jene ganz besondere Eigenthümlichkeit der süddeutschen Stämme, wodurch sie sich so wesentlich von den norddeutschen unterscheiden. Daher in Süddeutschland mehr Bewegung, daher von frühen Zeiten her hier viel mehr Sympathieen für die Franzosen zu den Zeiten der Franken, der Bourbons, Napoleons, der Restauration, der Julirevolution u. s. w.

Der germanische Stamm theilt sich ebenfalls in drei Völkermassen: 1) in die Scandinaven, 2) in die Deutschen, 3) in die Engländer. Die Scandinaven theilen sich wieder in 1) Schweden, 2) Norwegen, 3) Dänen. Die Deutschen theilen sich 1) in Niederdeutsche, wozu die Holländer und Belgier zu rechnen; 2) in Oberdeutsche, wozu die Elsäßer und Schweizer gehören.

Der slavische Stamm theilt sich, wie schon bemerkt, nicht minder in drei Völkermassen, in die Russen, Südslaven und Westslaven. Die Russen bestehen aus 1) Großrussen, 2) Kleinrussen, die Kosaken in der Ukraine, am Don und am asowischen Meer umfassend. Die Südslaven trennen sich in 1) Slovenzen in Steyermark, Kärnthen, Krain, Illyrien; 2) Kroaten; 3) Serbier (Serbier, Bosniaken, Montenegriner); 4) Bulgaren. Die Westslaven theilen sich in 1) Slowaken oder Czechen in Böhmen und Mähren; 2) Ljächen in Polen; 3) Letten in Preußen, Curland und Lithauen.

II.

Völkermischungen.

Diese Völkerstämme haben sich jedoch nicht ganz rein und abgesondert erhalten, sondern es sind mit ihnen verschiedene Mischungen vorgegangen, meistens jedoch mit Vorwiegen des germanischen Elements. Die Reiche und Völker, welche sich daraus gebildet, sind folgende:

I. Im Süden. 1) Oberitalien, Savoyen, Piemont und Lombardei. Ursprüngliche Einwohner Celten und Lateiner, dann Römer, hierauf deutsche Völker, insbesondere Gothen und Longobarden, später Franken, Schwaben, Oestreicher. 2) Unteritalien (Neapel). Ursprüngliche Einwohner Lateiner, dann Griechen, Karthager, Römer, Gothen, Byzantiner, Saracenen, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier.

II. Im Westen. Hier sind auf ursprünglich celtischem, später von den Römern eingenommenem Boden durch die Germanen folgende Reiche gegründet worden:

1) Frankreich: durch die Franken, Burgunder, Gothen. Später kamen noch Normannen hinzu.
2) Spanien: durch die Gothen, Vandalen und Sueven. Später kam durch die Eroberung der Araber im 8. Jahrhundert ein maurisches Element dazu.
3) Portugal: aus denselben Elementen, wie Spanien, bestehend; nur kamen seit dem Ende des 11. Jahrhunderts einige französische Elemente hinzu.
4) England: durch Sachsen, Norweger, Dänen; später, im 11. Jahrhundert, kamen die französischen Normannen hinzu.

III. Im Osten. Hier haben sich die alten Romanen vielfach mit den Slaven vermischt, namentlich in dem türkischen Reiche. Ferner sind auf slavischem Boden von den Deutschen folgende Reiche errichtet worden:

1) die östreichische Monarchie, die größtentheils aus slavischen Elementen besteht. Hieher gehören die beiden Herzogthümer Oestreich, Böhmen, Mähren, Gallizien, Ungarn, Siebenbürgen, Steyermark, Kärnthen, Krain, Kroatien, Slavonien, Dalmatien.
2) die preußische Monarchie. Hieher gehört Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern, Brandenburg und Schlesien.
3) Mecklenburg.
4) Holstein und Lauenburg.
5) Hannover.
6) Sachsen.

Man sieht schon aus dieser Uebersicht: Die Germanen, als in der Mitte stehend, geographisch, wie geistig, sind das vermittelnde und vermischende Element, und zwar nach allen Richtungen hin, gegen den Westen, den Süden, den Osten und den Norden. Es ist jedoch merkwürdig, in welch' ganz anderem Verhältniß sie zu den Celto-Romanen stehen, als zu den Slaven. Wenn sie mit jenen zusammenstoßen, so vermischen sie sich und es entsteht früher oder später aus dieser Mischung eine neue Volksthümlichkeit, während, wenn sie mit Slaven zusammenkommen, sie diesen gegenüber ein viel schrofferes Verhältniß eintreten

lassen. Die Mischung tritt in der Regel nicht ein, sondern die Germanen behaupten gegen die Slaven die Stellung eines in jeder Beziehung vorzüglicheren, ihnen überlegenen Stammes. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu finden. Die Celto-Romanen waren den Germanen an Kultur voraus; die letzteren, obzwar Sieger, mußten doch die geistige Ueberlegenheit der Besiegten eingestehen, daher leichter eine Annäherung und selbst Vermischung, abgesehen davon, daß selbst die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten dieser Stämme sehr vieles mit einander gemein hatten. Es war aber von vorn herein eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem celtischen und dem germanischen Stamm vorhanden. Die slavischen Völker hingegen standen in Kultur hinter den Germanen weit zurück; sie wurden nicht nur physisch, sondern auch geistig von ihnen überwunden; sehr natürlich, daß die Germanen sie in jedem Betracht als untergeordnet zu betrachten pflegten und, als Beherrscher, sie als Sklaven behandelten, mit denen sich zu vermischen ihr Stolz nicht erlaubte. Es ist bezeichnend, daß selbst deutsche Fürsten zu stolz waren, sich mit slavischen Prinzessinnen zu verbinden. Lambert von Aschaffenburg erzählt uns, wie im Jahre **1043** der russische Czar es sich habe beigehen lassen, an den Kaiser Heinrich **III.** eine Gesandtschaft zu schicken, um ihm seine Tochter als Gemahlin anzubieten, daß aber dieser Antrag mit Abscheu vom deutschen Kaiser zurückgewiesen worden sei*).

Obschon sich nun aus der Vermischung der Germanen und der Celto-Romanen neue Volksthümlichkeiten bilden, so ist doch nicht zu verkennen, daß gewisse Abwechslungen des Nationalcharakters in jenen Ländern immer noch vorkommen, und man kann deutlich wahrnehmen, welcher Stamm, ob der celtische, oder romanische, oder germanische, überwiegt. So ist in Spanien der Norden (Gallizien) am Meisten germanisch; hier haben sich Sueven und Vandalen niedergelassen; dagegen der Süden (Andalusien, Algarbien) vorwiegend saracenisch; hier haben die Araber sich zuerst niedergelassen und sich auch am Längsten behauptet. In Biscaja, Navarra vorwiegend celtischer Stamm, nämlich die Basken. Derselbe Stamm überwiegt in der französischen Gascogne, Guyenne, jedoch mit Gothen vermischt. Languedoc, Burgund, die nördlichen Gegenden Frankreichs, tragen mehr den germanischen Charakter, durch die Franken, Burgunder, Normannen, welche diese Gegenden in Besitz genommen. Die Provence ist durchaus romanisch. Endlich die Mitte, die Gegend um Paris, romano-celtisch. Diese Volksthümlichkeit bedingt den ganzen Charakter der Nation. In Italien ist unter den nördlichen Einwohnern, bei den Lombarden z. B. das Germanische vorherrschend, bei den Piemontesen das Celtisch-Germanische. Bei den Savoyarden vorwiegend das Celtische, bei den Sarden das Alt-Lateinische, zu welchem später arabische Elemente hinzukommen. In Neapel durchaus morgenländisches Wesen, durch Griechen und Saracenen hineingebracht, weniger deutsche Elemente. Das italienische Wesen, das eigentlich Römische, hat sich am Reinsten in Mittelitalien, in Rom selber, erhalten.

*) Vergleiche meinen Aufsatz: „Der Wendepunkt der deutschen Reichsverfassung unter Heinrich III. und Heinrich IV. in meinen Schriften zur politischen Geschichte Deutschlands," Stuttgart bei Franckh 1842. S. 24.

Unter allen am schärfsten treten wohl die Gegensätze der verschiedenen Volksthümlichkeiten in Großbritannien hervor. Zuerst in der römischen Zeit der Gegensatz von den Ureinwohnern, den Celten und den Romanen. Dann in der Zeit der Völkerwanderung der Gegensatz zwischen Celten und Sachsen. Die Ersteren werden in England von den Sachsen in das Gebirge von Wales zurückgedrängt, auch halten sie sich im schottischen Hochland und in Irland. Dort aber lassen sich seit dem 9. Jahrhundert Scandinaven nieder. Dann seit dem Ende des 11. Jahrhunderts kommt der Gegensatz zwischen den Sachsen und den Normannen, welcher lange fortdauert. Hierauf der Gegensatz einestheils zwischen den Engländern, die aus der Mischung der Sachsen und der Normannen hervorgegangen sind, und zwischen den Schotten, anderntheils zwischen den Engländern und den Iren. Jener Gegensatz hat sich ausgeglichen, dieser aber ist noch vorhanden.

Trotzdem also, daß Gegensätze der Volksthümlichkeiten in diesen westlichen und südlichen Staaten lange vorhanden gewesen und Spuren derselben sich auch heute noch zeigen, haben sich daselbst doch neue organische Entwicklungen gebildet, neue Nationalitäten, welche in sich geschlossene Ganze ausmachen und sich als solche anderen Völkern gegenüber fühlen. Die spanische, französische, brittische, italienische Nationalität ist so scharf ausgeprägt, wie nur irgend Nationalitäten sein können; das Wesen jeder dieser Nationalitäten hat einen inneren Zusammenhang, deßhalb eine innere Wahrheit, daher eine Berechtigung zur Existenz, und es würde Niemanden einfallen, diese Volksthümlichkeiten, wie sie sich im Laufe der Zeiten herausgebildet haben, aus einander reißen zu wollen.

Ganz anders jedoch ist das Verhältniß im Orient. Hier treten uns viel schwankendere Zustände entgegen. Die Beziehungen der Völker sind durchaus nicht so rein, natürlich, in sich abgeschlossen, wie im Westen; die Dinge sind noch nicht fertig. Das Hauptmoment, welches wir hier in's Auge fassen müssen, ist die Beziehung des germanischen und des slavischen Stammes zu einander.

In den Zeiten der Völkerwanderung verließen die deutschen Völker die östlichen Gebiete, um gegen den Süden und Westen vorzurücken. Die nachrückenden slavischen Völker nahmen nun die von den Germanen verlassenen Sitze ein. Im 7. und 8. Jahrhundert war die Stellung beider Stämme folgende. Vom Rhein bis an die Elbe und von den Alpen bis an die Nordsee wohnten deutsche Völker. An der Mündung der Elbe schritten sie über diesen Fluß hinaus, im mittleren Laufe desselben treten sie nicht überall an ihn hinan, und von seinem Quellengebiet sind sie ganz ausgeschlossen. Von der Elbe ostwärts an der ganzen Küste der Ostsee, im Oder- und Weichselgebiete, überhaupt in allen Flußgebieten zwischen dem schwarzen und dem baltischen Meere, in dem ganzen unteren Donaugebiete bis zu den Alpen aufwärts und in der ganzen griechischen Halbinsel bis zu dem alten Hellas hinab wohnen slavische Stämme. Mit dem 9. Jahrhundert ohngefähr, als die Deutschen mit ihren Eroberungen im Westen fertig waren, und sich ein neues deutsches Reich zu gestalten begann, fühlten die Deutschen das Bedürfniß, sich wiederum gegen den Osten hin auszudehnen und die ehedem innegehabten Sitze zurück zu erobern;

von nun an fangen die Kämpfe zwischen den Germanen und den Slaven an, die durch das ganze Mittelalter sich fortsetzen und bis auf die Gegenwart noch fortbestehen. Die historischen Momente in diesem Kampfe sind folgende.

Zuerst suchen die Deutschen das Elbegebiet wieder zu erobern und die mit demselben gleich liegenden südlichen Gegenden an der Donau. Oestreich und die daran liegenden Landstriche werden bereits unter Karl dem Großen erobert, unter seinen Nachfolgern weiter ausgedehnt. Unter den sächsischen Kaisern werden die nördlichen Marken erobert, nämlich Meißen, Brandenburg, Mecklenburg, Holstein, oder mit anderen Worten: Die Oder wird erreicht. Unter den fränkischen Kaisern, im 11. Jahrhundert, kommt Böhmen, mit dem bisher schon Verhältnisse angeknüpft worden waren, hinzu; daran reihte sich später Mähren und Schlesien. Unter den Hohenstaufen, im 13. Jahrhundert, wird Pommern erworben; ferner beginnt nun der Kampf der deutschen Ordensritter gegen Preußen und der Schwertritter gegen die Kuren und Liven in den Ostseeprovinzen, welchen von der Hanse bereits tüchtig vorgearbeitet war; alle diese Provinzen werden von den Germanen unterworfen. Das war die größte Ausdehnung des Deutschthums, wenigstens gegen den Norden hin.

Nun beginnt eine Rückwirkung Seitens der Slaven. Den Anfang machen die Böhmen im 15. Jahrhundert mit dem Hussitenkrieg. Dieser Krieg trägt nicht bloß einen religiösen, sondern wesentlich auch einen nationalen Charakter. Ich brauche nicht erst daran zu erinnern, daß in Hussens Anfängen die Opposition der slavischen Czechen gegen die bevorrechteten Deutschen an der Universität Prag eine bedeutende Rolle spielt. Es ist übrigens bedeutsam, wie die unterdrückten Slaven gegen die unterdrückenden Deutschen damals das Princip des Fortschritts zu ihrer Fahne erkoren, religiös, wie politisch. Religiös, indem sie die reformatorische Idee gegen die römisch-katholische Kirche verfochten; politisch, indem sie die neue Kriegskunst in Anwendung brachten, welche dem plebejischen Fußvolk das Uebergewicht über die aristokratische geharnischte Reiterei anwies. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gewinnen die Slaven noch an einer anderen Seite Erfolge gegen das Deutschthum. Die Polen siegen in dem Kampf wider die deutschen Ordensritter in Preußen; durch den Frieden zu Thorn im Jahr 1466 gewinnen sie Pomerellen, ja der Großmeister des deutschen Ordens wird ihr Vasall. Im 16. Jahrhundert gewinnen sie auch Livland, welches von dem deutschen Reiche im Stiche gelassen, endlich den Polen sich in die Arme werfen muß.

Bald darauf aber neigt sich die Schale wieder zu Gunsten der Germanen. Die östreichische Monarchie dehnt sich immer weiter aus, gewinnt Ungarn, Böhmen und Mähren und entzieht, je mehr sie sich vergrößert, den unter ihr sich befindenden Slaven immer mehr die Möglichkeit, sich wieder zu befreien. Der Versuch, den die Czechen beim Beginn des dreißigjährigen Krieges machen, scheitert gänzlich und endet mit ihrer völligen Unterdrückung. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts verlieren denn auch die Polen wieder von ihrer politischen Bedeutsamkeit. Im Jahr 1657 müssen sie sich zum Vertrage von Welau entschließen, wodurch

Preußen unabhängig von ihnen erklärt wird. Ebenso verlieren sie an Schweden die Ostseeprovinzen. Im folgenden Jahrhundert wird nun Polen vollends getheilt, und zwar sind zwei der theilenden Mächte deutsche Staaten, Oestreich und Preußen. Die Theilung Polens war übrigens der letzte Akt germanischen Uebergewichts über das slavische Element; ja in diesem Akte selbst tritt bereits die Reaktion des slavischen Princips gegen das deutsche hervor, und von dieser Zeit an ist die slavische Reaktion gegen das deutsche Element in immer steigender Ausdehnung begriffen.

Fassen wir, ehe wir diese betrachten, das Verhältniß des Germanenthums zu dem Slaventhum näher in's Auge, so ergibt sich Folgendes. Wo es dem ersteren möglich war, das letztere gänzlich zu erdrücken, da ist es geschehen. So in Hannover, Holstein, Mecklenburg, wo keine Spur slavischer Elemente sich mehr vorfindet. In anderen Ländern sind einige Ueberreste und Trümmer von Slaven geblieben, jedoch ohne irgend eine politische oder nationale Bedeutsamkeit, wie in Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Westpreußen, Oestreich. Wieder in anderen Ländern aber blieben neben den Deutschen die Slaven in großen Massen stehen, wie in Böhmen, Mähren, Steyermark, Kärnthen, Krain, den russischen Ostseeprovinzen. Und endlich gibt es ganze slavische Völker, welche vollständig den Deutschen unterworfen sind, wie die Polen in Posen und Gallizien, die Kroaten, die Serbier. Bei allen diesen vier Kategorien ist von eigentlicher Vermischung zwischen Germanenthum und Slaventhum und der Bildung einer neuen Volksthümlichkeit keine Rede. In den beiden ersten ist das Slaventhum vor dem siegenden Deutschthum untergegangen; in den beiden letzten stehen beide unvermittelt neben einander. Wie gesagt, in frühen Zeiten war der Deutsche zu stolz, um sich mit den Slaven zu vermischen; so hat er diese Volksthümlichkeit gewähren lassen, hoffend, sie durch seine geistige Ueberlegenheit im Zaume halten zu können. Auch ist nicht zu verkennen, daß durch die Deutschen in materieller wie in geistiger Hinsicht eine Fülle von Bildung zu den slavischen Stämmen gekommen ist. Was sie daran besitzen, haben sie durch die Germanen erhalten. Und auch in politischer Beziehung wurden sie in frühen Zeiten nicht schlecht behandelt. Die freien Einrichtungen, deren sich die Deutschen erfreuten, wie z. B. ihre Städteverfassungen und dergleichen, wurden ehedem den Slaven ebenso mitgetheilt, wie heut zu Tage die Engländer ihre freien Institutionen ihren Colonien mittheilen. Aber später wollte das Unglück, daß gerade diejenigen deutschen Mächte, welche allein mit den Slaven in Beziehungen standen, d. h. über sie herrschten, nämlich Oestreich und Preußen, den Absolutismus in Aufnahme brachten und nach diesem Systeme alle ihre Länder, also auch die slavischen, regierten, so daß daher die von ihnen beherrschten Slaven das Deutschthum nur unter der Form des Despotismus kennen lernten. Es ist begreiflich, daß sich dadurch der Haß gegen die Deutschen verdoppeln mußte; sie erblickten in ihnen nicht nur fremde Beherrscher, sondern auch gewaltthätige und tyrannische. Und es ist sicher, daß der Absolutismus der östreichischen und preußischen Herrscher wesentlich dazu beigetragen hat, das Nationalgefühl der ihnen unterworfenen slavischen

Stämme von Neuem zu beleben und ihm die deutsch-feindliche Richtung zu geben, in welcher es sich heute offenbart. Der Kampf zwischen dem Germanenthum und Slaventhum ist dadurch in ein neues Stadium getreten, und wir dürfen uns nicht ableugnen, daß die Würfel im Augenblicke keineswegs günstig für uns liegen. Denn die Slaven haben in ihrem Kampfe gegen die Germanen etwas vor uns voraus, was sie früher fast niemals gehabt, nämlich einen einheitlichen Mittelpunkt, das heißt Rußland.

Nur dadurch, nur durch die Vereinigung aller seiner Kräfte unter eine gemeinsame Leitung kann das Slaventhum den Germanen gefährlich werden. Rußland hat das schon früher gefühlt und arbeitete schon von Peter dem Großen an mit Bewußtsein auf dieses große Ziel hin. Peter hat den Kampf gegen das Germanenthum eröffnet durch den Krieg mit Karl **XII.** von Schweden, dem er die Ostseeprovinzen entriß. Von dieser Zeit an hat die äußere Politik Rußlands wesentlich Deutschland zum Ziele gewählt. Die Theilung Polens, obzwar scheinbar eine Niederlage des slavischen Elements vor dem deutschen, wußte Rußland vortrefflich zum Nachtheile der Deutschen und zur Stärkung seiner eigenen Macht auszubeuten. Seitdem ist es Rußland gelungen, das Germanenthum vollständig zu unterhöhlen, dadurch, daß es das deutsche Fürstenthum vermocht hat, seine Principien der inneren Politik anzunehmen, welche eine freie nationale Entwicklung unmöglich machen, und nur dadurch kann das Germanenthum sich vor dem Slaventhum behaupten, daß es alle seine Kräfte zur freiesten Entfaltung bringt.

In dem gegenwärtigen Augenblicke besonders steht unsere Sache gegenüber den Slaven schlechter, wie je. Unsere beiden großen Mächte sind abhängiger von Rußland, als sie jemals in den letzten dreißig Jahren gewesen. Oestreich hat nur durch russische Hülfe seine Gesammtmonarchie erhalten können; es hat also dargethan, daß es ohne Rußland nicht ferner existiren könne. Daß Rußland dieses im geeigneten Augenblicke benutzt, versteht sich von selbst; ebenso, daß die der östreichischen Monarchie unterworfenen Slaven den eigentlichen Herrn nicht im östreichischen, sondern im russischen Kaiser erblicken, wie sie denn schon seit geraumer Zeit mit dem Namen Kaiser nur den russischen Czar zu bezeichnen gewohnt sind. Preußen hat zwar die russische Hülfe vorderhand nicht nöthig gehabt, aber es buhlt um seine diplomatische Gunst bei der Lösung der deutschen Frage; und es ist ein äußerst trauriges Zeichen von unserer Schwäche, daß die sich vorzugsweise deutsch nennende Partei, nämlich die Gothaer, ein Freudengeschrei darüber aufschlägt, wenn verlautet, daß der russische Kaiser die Unionspolitik gut heiße. Während nun die beiden deutschen Großmächte nicht daran denken, gegen Rußland Front zu machen und eine ächt deutsche Politik zu befolgen, greift der Panslavismus unter den slavischen Stämmen immer weiter um sich, und schon machen sie sich mit dem Gedanken vertraut, unter Rußland, selbst unter der Form des Absolutismus sich sammt und sonders zu vereinigen, um ihre Nationalität zu erhalten, weiter auszubilden und das Germanenthum zurückzudrängen. Gestehen wir es nur: wenn bei uns die Dinge in den trostlosen Zuständen beharren, in welchen

sie sich jetzt befinden, wenn nicht bald die deutsche Frage eine erfreuliche Lösung findet, so werden wir dem vereinigt andringenden Slaventhum unterliegen müssen. Das letztere wird sich rächen für das Jahrhunderte lange Uebergewicht, welches die Deutschen über es ausgeübt, und zwar wird es sich auf eine schauderhafte Weise rächen. Denn es bringt uns nicht die Kultur, sondern die Barbarei; nicht die Freiheit, sondern die Knechtschaft; nicht das Ferment eines neuen Lebens, sondern den Tod.

In Kurzem wird es zur Entscheidung kommen, wie der Kampf zwischen den beiden Stämmen sich enden wird. Gelingt es uns, eine nationale Wiedergeburt durchzuführen, so sind wir gerettet. Aber dann müssen auch die Erfahrungen, welche wir in der letzten Zeit gemacht, uns an die Hand geben, wie wir unser Verhältniß zu den Slaven ordnen wollen. Es kann und darf keine Rede mehr davon sein, diese Völker zu unterdrücken. Wir müssen vielmehr ihre Berechtigung zu einem selbstständigen nationalen Dasein ebenso anerkennen, wie wir verlangen, daß man unsere neue volksthümliche Entwicklung anerkenne. Auch im Osten müssen die staatlichen Verhältnisse auf die natürlichen Grundlagen zurückgeführt werden; nur dann wird er freundliche Beziehungen zu uns pflegen, und wir werden die dortigen Völker durch die Bande der Dankbarkeit fester an uns knüpfen, als alle Fesseln des Despotismus zu thun vermöchten.

Der Socialismus in Frankreich seit der Februar-Revolution.

Von S. Engländer.

P. J. Proudhon.

IV.

Die Menschheit ist seit dem Wendepunkte der neueren Geschichte auf dem Wege, den Symbolen zu entsagen, und der Wirklichkeit des Gedankens sich zuzuwenden. In Aegypten war es die Hieroglyphe, in Griechenland die Sculptur, im Mittelalter die Baukunst, die ihr als Sinnbild dienten. Das mystische Halbdunkel der Geschichte ist nun verändert worden; Regierung und Kirche sind die letzten Symbole, die der Mensch noch nicht los werden kann. Autorität und Religion repräsentiren noch den Ideeninhalt der Menschheit, weil sie in deren Reinheit noch nicht athmen kann. Regierung und Gott hängen innig zusammen; es ist nicht umsonst, daß sich die Könige von „Gottes Gnaden“ nennen; ohne Gott gibt es keinen König, ohne König keinen Gott. Der Mensch schmückt diese letzten Ueberreste seiner mystischen Unreife mit allen möglichen Farben. Er hat eine Staatskunst erfunden, durch welche das Symbol der Regierung in eine geistige Realität verwandelt werden soll, und die Hieroglyphe der Religion beleuchtet er mit der ewigen Flamme der

Philosophie, ohne zu wissen, daß sie dadurch vernichtet werden muß. Hieroglyphen müssen geglaubt werden, oder sie hören auf zu existiren. Der Mensch will jedoch die gouvernementale und religiöse Symbolik sich durch den Verstand zurichten, um sie zu conserviren, und erfüllt dadurch, ohne es zu wollen, die Aufgabe des Jahrhunderts, den symbolisirenden Weg ganz zu verlassen, und zur Realität vorzudringen. Nur derjenige ist ein Christ, welcher an das Symbol der Welterlösung durch Christus Tod auf dem Kreuze glaubt, so wie nur derjenige ein wahrer Staatsbürger genannt werden kann, welchem der König in patriarchalischer Weise den ganzen Staat darstellt und symbolisirt. Sobald an dem mystischen Inhalte der Religion gemäckelt wird, oder man im Könige nicht mehr den echten symbolischen Ausdruck der Gesammtheit erblickt, ihm eine Nationalvertretung als Ergänzung beigibt, sich Garantieen schafft, betritt man den Uebergangsweg zur klassischen Reinheit des Ideals, dem die Menschheit sowohl in philosophischer, als bürgerlicher Hinsicht nachstrebt. Bisher haben die meisten Menschen ihre Stellung zum All sich nicht anders enträthseln können, als durch die Vorstellung eines außerweltlichen Gottes und eines irdischen Kultus. Die Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Gliederung und Vereinigung konnte sich ihrem Bewußtsein bloß sinnbildlich durch die Einrichtung einer Regierung darstellen. Je klarer sich die Selbstberechtigung des Individuums darthut, je mächtiger der Drang wird, die volle Reinheit zu erringen und zu befriedigen, desto ungenügender werden die Symbole. Eher noch kann eine Sache mein Symbol sein, als ein Mensch; Niemand kann mich repräsentiren. Es gibt also keine anderen Regierungen mehr, als Usurpationen. Die Auflehnung gegen den Staat ist einer der tiefen Grundzüge unserer Zeit; sie allein gibt den Revolutionen Sinn und Bedeutung.

Eine Revolution ist in der That nur dadurch bedeutsam, daß sich in ihr das Streben der Geschichte ausspricht, den Krankheitsstoff der Regierung abzulagern, den Staat los zu werden. Während des Sieges einer Revolution ist ein Volk einen Augenblick frei, und zehrt dann lange Zeit an diesem Momente. Unmittelbar nach dem Siege schleicht sich bereits ein bestimmtes Mißtrauen und Unzufriedenheit in die Reihen des Volkes. Ohne den Grund zu kennen, fühlt Jedermann, daß dieser wilde fanatische Zustand, dieser krankhaft gesteigerte Uebermuth, diese gegenseitige Anfeindung eben so wenig die Freiheit bilden, als der Wiederbeginn der Regiererei, die Stellenjägerei, das Dekretiren und Organisiren irgend eine wirkliche Veränderung herbeiführen können. Man ist unzufrieden, getäuscht und betäubt sich durch die wilden Revolutionslärme. Glücklicherweise läßt die ungestüme Woge des Lebens, welche aufgeworfen wird, uns nicht zur Besinnung kommen, ob denn all' der Kampf Etwas genutzt habe, ob die Leichen, welche er gefordert, einer edlen Sache geopfert seien. Allein, wenn die Ernüchterung eintritt, fühlt man die alten Fesseln wieder, klagt über Betrug, und spricht den festen Vorsatz aus, es besser zu machen, da man Etwas gelernt habe. Als wenn die Kette nicht schon den ersten Tag nach der Revolution wieder gerasselt, und man den Lärm nicht bloß überhört hätte. Als wenn man nicht gleich den ersten Tag nach dem Sturze der Regierung wieder Politik betrieben

und sich von den Demokraten, ärger als ein Einfältiger durch den Becherwechsel eines Taschenspielers, mittelst der Mystification des Wahlrechtes um seine Freiheit hätte betrügen lassen. Nimmt die Revolution einen Namen an, wird sie personificirt, ob in Robespierre oder Lamartine, so schrumpft sie zusammen und geht verloren. Philanthropen und Politiker sind das Unglück der Revolutionen: erstere, weil sie das Volk nicht sich selbst überlassen, sondern Etwas für dasselbe thun wollen, letztere, weil sie Parteien und damit den Ehrgeiz nach der Macht schaffen. Die größte Revolution wird daher darin bestehen, daß man gar nicht mehr revoltiren, sondern bloß beschließen wird. Der wahre Wille des Volkes ist mächtiger als jede Revolution. Alle revolutionären Bewegungen stürzen nur eine Regierung, um eine andere an ihre Stelle zu setzen. Dabei wollen wir aber den erhabenen Irrthum, welchen eine Revolution bildet, nicht in seiner einseitigen Berechtigung verkennen. Jeder Rebell ist ein Genie. Rebelliren heißt seinem Zeitalter vorauseilen, einen Sprung aus dem Staate machen, der Regierung entfliehen. Eine Rebellion ist eine Art Geburt, eine Mündigwerdung, eine mystische Ahnung der Freiheit. Jede Barrikade ist ein Altar der Freiheit, eine Verneinung der polizeilichen Fahrordnung, eine humoristische Kritik des Staates, ein Fußunterschlagen, worüber derselbe straucheln muß. Dessenungeachtet führt die Rebellion nicht zum Ziele, weil sie stets betrogen wird, und während sie der Hyder Regierung einen Kopf abschlägt, ein anderer Rachen sich wieder öffnet. Gelang es z. B. wirklich Frankreich, dem Könige Ludwig dem Sechzehnten zu entrinnen, so fiel es Robespierre zu, dann kam man zum Frankreich Napoleons, Ludwigs XVIII., Carls des X., Ludwig Philipps, Lamartines, Cavaignacs, Louis Napoleon's. Aber das Frankreich, welches Niemanden und also jedem Franzosen angehört, ist noch nicht erreicht. Die Regierung ist das Instrument, nach welchem Habsucht und Ehrgeiz strebt, sie ist das Schwert, mit welchem bald Dieser, bald Jener schlägt, unaufhörlich schlägt und trifft, und dieß Regieren nennt. Wir werden stets getroffen und verwundet werden, wer auch immer das Schwert führen sollte, bis wir die Waffe selbst vernichtet haben. Bisher hat man nur die Volkssouveränität aufgestellt, man muß aber zur Souveränität eines Jeden im Volke gelangen. Die Volkssouveränität ist ein abstrakter, leerer Begriff, zu nichts gut, als höchstens zur Fiction der Uebertragung der Volkssouveränität an einen König. Die Uniform ist das wahre Symbol des Staates. Je weniger Lücken die Staatsform hat, desto eifriger wird in ihr die Uniformität der Individuen durchgeführt. Der Despotismus läßt gar kein Individuum gelten, der Konstitutionalismus schenkt ihm nur ein Bischen Schminke, die Republik spielt mit ihrer Beute; doch bei jeder Verfassungsform sind wir Opfer des Staates. Wir werden von ihm verstümmelt, wir müssen mit der Muttermilch den Unterthänigkeitssaft einsaugen, der uns ihm dienstbar machen soll. Nur einzelne Denker entschlüpften bisher dem Staate, und während sie erschreckt auf das Ungeheuer zurückblickten, und das Räthsel verrathen wollen, werden sie von demselben verschlungen.

Es gibt kein Land mehr, sobald eine Regierung constituirt ist, es gibt nichts als den Platz, auf dem das Regierungsgebäude steht. So-

bald ein Parlament und eine Regierung besteht, können dieselben mit uns machen was sie wollen. Sie können uns verbannen, einen Theil unseres Gebietes abtreten, uns in einen Krieg stürzen — und wenn sie es nicht wirklich thun, so haben sie doch wenigstens die Macht dazu. Die Regierung ist der Paralysirungspunkt der einzelnen Kraft der Menschheit. Sie wurde nur erfunden, um das Denken zu verhindern, und die Gluth des Lebens zu ersticken. — Wir wollen nun die Weltgeschichte von Neuem anfangen, über alles Bisherige wird ein Strich gezogen. Selbst das Paradies langweilt uns, wir wollen gar nichts mehr von der Vergangenheit wissen, wir sind mehr als Columbus, weil wir nicht eine neue Welt finden, sondern aus der alten eine neue machen. Wir wollen uns selbst machen, es gibt nichts als das Selbstbewußtsein. Oder sollten die Menschen sich nicht helfen können, sollten wir verflucht sein, aus der alten Haut nicht herauszukommen, Staat und politische Parteiung ertragen zu müssen?

Ein blutiger Strich geht durch die Geschichte jedes Volkes und aller Zeiten. Er trennt die Menschen in feindliche Lager, und auf seinen beiden Seiten gruppirt sich blinder Haß und Verfolgungssucht. Dieser Strich ist die Linie, welche die Parteien scheidet, wo sie sich berühren, da entsteht Vorurtheil, Haß, Verfolgung, Mord. Millionen Leichen, Ströme Blutes hat diese Parteiung bereits gefordert, und je älter die Menschheit wird, desto weiter spaltet sich die Kluft. Wir taumeln neben ihr, ein sinnverwirrender Schwindel ergreift uns, wir stürzen in dieselbe hinab. Welchen Sinn haben alle diese Opfer der Partei, welche Bedeutung liegt in diesen zahllosen Leichen, was lesen wir in ihren starren, bleichen Zügen? Warum kann der erhabene Friede des Humanitätsgedankens diese barbarische Fiebergluth nicht stillen, weßhalb geht man sogar so weit, die Bildung einer Nation nach der Vollkommenheit ihrer Parteiung zu bemessen, welches unheimliche Feuer brennt und glüht in uns, läßt uns vor der Nüchternheit und dem Eigennutz dr Parteilosigkeit zurückschrecken, und warum begreifen wir es dennoch, daß der Künstler, welcher in der Welt des Schönen lebt, sich keiner Partei anzuschließen braucht, um seinen hohen Menschheitsberuf zu erfüllen? Ist der Parteikampf den Gesetzen des Lebens und der Geschäfte entsprechend, kann nur Haß und Mord die Welt erhalten, muß die Erde Blut trinken, um zu dauern? Ist Leben gleichbedeutend mit Kämpfen, die Rückkehr der Harmonie und Liebe mit dem Nichts und seiner Vernichtung? Hat uns die Natur den Reiz der Farben nur geschickt, um damit die Kenner der Partei zu zeichnen? Gibt es keine Rettung vor der Parteiung, können wir das Gesetz der Geschichte, den Fortschritt durch den Gegensatz, nicht in Liebe erfüllen? Ist die Partei nothwendig, und ist es nur zufällig, ob selbe durch Geburt und Stand, Sprache und Nationalität, Arbeit und Kapital in Wirklichkeit herbeigeführt werde? Kann die Gegenwart nicht friedlich zwischen Vergangenheit und Zukunft vermitteln, oder muß die Vergangenheit gemordet werden, und die Zukunft die Bluttaufe erhalten? Gibt es keine friedliche Lösung für die Streiter der Menschheit? Schreckliche Frage! Und dennoch ist selbst der Zwiespalt der politischen Parteien ein Beweis gegen den Staat. Par-

teiung ist Abscheu vor den Regierungen. Man sträubt sich, auf eine gewisse Art regiert zu werden, verfällt jedoch in den Irrthum, auf seine Art regieren zu wollen. Jede Partei steht nur so weit der Wahrheit nahe, als sie die andern verhindern will, zur Macht zu gelangen, zu regieren. Alle Parteien müssen einander auffressen, bis gar keine mehr übrig bleibt. Die Polemik der Parteien untereinander dient dem Fortschritte und der Wahrheit. Die Entwicklung der Menschheit wird nie eine andere sein, als die durch Parteiung herbeigeführte Gestaltung. Allein das Nachtheilige, Hemmende der Parteiung kann beseitigt werden, der Schrecken und das Blut des Parteikampfes wird aufhören, und bloß der Segen, welcher aus ihrem Widerspruche entsprießt, bleiben, wenn es keine Regierung mehr gibt, oder was dasselbe ist, keine Partei, welche über die andere herrschen will. Jeder Mensch lebt nur in dem andern, und wird durch einen mächtigen Trieb gedrängt, für ihn zu sorgen. Alle Parteiung geht nur aus diesem mächtigen Instinkte hervor, für das Wohl Aller thätig zu sein. Die Menschheit kann sich daher nicht verlieren, sie kann nicht zerfallen und zerfließen. Dieser Trieb hält sie stärker zusammen, als der Staat. Der Haß des Bürgerkrieges wurzelt nur im Staate, alle Liebe wird nur durch die Regierung ausgesogen.

Proudhon ist der größte Rebell in diesem Sinne. Für ihn ist die Republik bloß dem Namen nach vorhanden. Er wirft allen unseren Staatseinrichtungen vor, daß sie von Feudalität und Monarchie geschwängert seien. Unser Verwaltungssystem in seiner pyramidalen Form ist ihm wesentlich monarchisch. Die ganze Macht der Nation erscheint in ihm in einer Nationalversammlung, wie in einem Dynasten, concentrirt. Die Wahlformen dieser Versammlung sind ihm Mystik und Glücksspiel. Alle unsere Gewohnheiten und Gebräuche, das heißt unser ganzer Ideenbesitz, gehört nach seiner Entwicklung der Monarchie und bloß unsere Bestrebungen, oder was sich in uns als Instinkt zeigt, gehören der Republik an. In diesem Augenblicke, bemerkt er, befinden wir uns in einer Reinigungskrisis, die Demokratie schwitzt durch alle Poren ihre monarchischen Säfte aus. Proudhon schafft aber den Staat nicht durch eine abstrakte Entwicklung ab, sondern er unterwühlt ihn dadurch, daß er neben ihm ein Bild der Staatenlosigkeit, eines Zustandes ohne Regierung hinstellt. Er macht uns dadurch frei, daß er uns die Freiheit zeigt. In der That ist dieser Weg der beste. Der Mensch hält es nämlich für unmöglich, dem Staate zu entwischen, ein Schritt aus seinem Kreise scheint ihm eine Reise in das Nichts. Proudhon erfindet daher, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, einen Erfahrungsweg. Der Staat gehört der Empirie an, er macht also auch dessen Abschaffung zu einer empirischen Thatsache. Ein solcher Drang, den Staat abzuschütteln, bemächtigt sich seiner Seele, daß er sich gar nicht die Zeit läßt, abstrakte Gründe dafür zu finden, sondern uns nur einzelne Beispiele der Staatslosigkeit wie eine Wirklichkeit vorführt. Diese Verneinung des Staates, welche nicht bloß zerstört, sondern auch zugleich schafft, ist die einzig vernünftige. Bei jeder anderen rennt man mit dem Kopfe gegen eine Gefängnißmauer, und glaubt sich dadurch zu befreien. Während den meisten Personen die Abschaffung des Staates gleichbedeutend mit dem Nichts ist,

sieht Proudhon das farbenglühende Lebensbild einer Gesellschaft ohne Staatsform so klar vor sich, daß er klagt, nicht ein Maler oder Mechaniker zu sein, um es in seiner Gesammtheit darstellen zu können. Bei ihm ist die Anarchie nicht die rohe Verzweiflung am Staate oder der süße, mystische Reiz, in ein geheimnißvolles Nichts zu stürzen, während Viele, die ihm das Wort nachreden, dessen tiefen Sinn nicht erfassen und entzückt sind, für ihren dumpfen Trieb nach Selbstmord den sprachlichen Ausdruck gefunden zu haben, ihr Verfaulen und Zerfließen ideell übersetzen zu können. Die Lehre von der Abschaffung des Staates enthält für nüchterne, praktische, thätige Männer, welche Regel und Ordnung lieben, etwas Entsetzliches, das dem Wahnsinn gleich kommt, für Menschen aber, die sich selbst verloren haben, ohne Wunsch und Ziel leben und die Form hassen, etwas Entzückendes. Während Jene keine Möglichkeit finden, ihrem tüchtigen, gesunden Triebe nach Thaten in der Staatenlosigkeit nachzukommen, ist Diesen das allgemeine Zerrinnen und Vergehen gerade willkommen. Sie fühlen die eigene Agonie, und freuen sich, diese Welt voll pochender, herrlicher Kraft mit sich zu nehmen. Das Sterben scheint ihnen nur Lebens- und Weltberuf, sie jubeln in ihrem trägen, egoistischen Nichts dem neuen Propheten der Anarchie und Abschaffung des Staates gerade so zu, wie einst die rohen, urkräftigen Naturen die Lehrer der Güter- und Weibergemeinschaft aufnahmen. Proudhon wird aber weder von diesen Freunden, noch von jenen Gegnern verstanden. Er bleibt auch in diesem Zweige seiner Kritik der kalte, ruhige Buchhalter, er rechnet den Staat zu Tode, so wie er das Kapital mit Ziffern erstickt hat. Seine Leser, die er sich ungläubig vorstellt, spricht er, bevor er an den Beweis einer Möglichkeit der Aufhebung des Staates geht, also an: „Meine Entwicklung kann die Dinge nur auf einander folgen lassen und nicht auf einmal vorstellen. Wie werden wir also die Gesammtheit ergreifen können? Welche Bürgschaft werden wir für unsere Auffassung haben? Diese Bürgschaft, ich will sie nennen. Sie ist so einfach, daß Jedermann die Genauigkeit nachweisen kann; sie besteht in dem Satze der Mathematik: Die Summe der Theile ist gleich dem Ganzen. Glauben Sie, Leser, an die Mathematik? In diesem Falle können Sie sich ganz meiner Leitung überlassen, ich werde Ihnen die interessantesten Dinge zeigen, und Sie laufen dabei nicht in Gefahr, sich zu verlieren. Mit Hülfe dieses Satzes hoffe ich, Ihnen das wahrhaft unerhörte Schauspiel zu zeigen, daß die Regierung durch den Fortschritt der Reformen in der Gesellschaft nothwendiger Weise zu Grunde gehe, und nach dem Maße, als sie zu Grunde geht, die Ordnung an ihre Stelle trete.“ Indem er also seine Art aufhebt, um den Staat zu zerschmettern, ruft er dem Leser zu, ihm die zerschlagenen Stücke zählen zu helfen, und aus der Summe derselben zu schließen: daß das Ganze doch in der Summe seiner Theile fortbesteht. Während des jüngsten Tages berechnet er geometrisch den Untergang der Welt. Diese kalte, nüchterne Henkergewohnheit des Zerstörens läßt ihn die Auflösung des Staates ohne Aufregung durchführen, und man ist daher beruhigt, durch den Verlust des Staates nichts zu verlieren, weil dieser ewige Rechner gewiß nicht zu kurz kommen will. Proudhon ist seiner Sache so gewiß,

daß er die Frage aufwirft: Was werden wir am Tage nach der Revolution thun? Er ist so gewiß, daß er die socialistischen Schriftsteller mit ihren Quacksalbermittelchen und die Montagne mit ihren Conventsgedanken verspottet und darthut, daß „das Volk, der Ausgangspunkt aller Regierung, nur noch ein letztes Mal die Regierung auszuüben habe, um die Revolution durch Dekrete in 24 Stunden zu beendigen." Er will also den Staat mit dessen eigenen Händen, mit Gesetzen erwürgen, und das Reich der Anarchie mit ruhig ersonnenen Dekreten beginnen. Sein Austritt aus dem Staate ist daher kein Akt des Fiebers oder der Uebereilung, der Sättigung oder Bizarrerie, der Ziel- und Formlosigkeit, sondern es ist eine nüchterne, überlegte Folge der Ueberzeugung, daß wir noch nicht die Revolution beendigt haben, jede Revolution Etwas verneinen und wegräumen müsse, nunmehr zwei Dinge zu verneinen und wegzuräumen seien: Die Ausbeutung durch das Kapital, die Unterdrückung durch den Staat, — mithin nur durch diese doppelte Verneinung die Wiedergeburt der Gesellschaft bedingt sei.

Wir sind dermaßen an Regierungen und Staaten gewöhnt, daß wir die menschliche Gesellschaft als Staat auffassen und die Verneinung des Staates mit gänzlicher Vereinzelung, Vereinsamung gleichbedeutend nehmen. Mancher mag daher Proudhon's Gedanken einer Abschaffung des Staates so deuten, daß Jedermann für sich und bei sich sein, und Niemand sich um den Anderen kümmern solle. Der Mensch ist jedoch nur frei in dem Anderen, er liebt sich bloß im Anderen, er ist bloß glücklich an Andern. Dieß ist das mystische Erhaltungsgesetz der Menschheit, durch diesen mächtigen Trieb stirbt Leonidas bei Thermopylä, stürmt das Volk die Bastille. Proudhon unterscheidet daher mit Recht eine einfache und eine zusammengesetzte Freiheit. Die erstere ist bei dem Barbaren und auch selbst bei dem Civilisirten vorhanden, sobald sich derselbe bloß frei fühlt, wenn er allein ist. Derjenige ist auf diese Art am freiesten, dessen Thätigkeit durch die anderen Menschen am wenigsten gehemmt ist. Die Existenz eines einzigen Individuums auf der ganzen Erde gäbe die Vorstellung des höchsten Grades dieser Freiheit. Allein dieser zeugungsunfähigen Freiheit gegenüber betritt Proudhon den sozialen Standpunkt, und findet auf demselben Freiheit und Solidarität so gleichbedeutend, daß die Freiheit des Einen nicht mehr in der Freiheit des Andern, wie die Erklärung der Menschenrechte von 1793 sich aussprach, eine Grenze, sondern eine Bundesgenossin findet, und Jener der freieste Mann wird, welcher die meisten Beziehungen mit seines Gleichen hat. Er führt das Beispiel zweier Völker an, die durch einen Meeresarm oder eine Gebirgskette von einander getrennt sind. Diese Völker sind beziehungsweise frei, so lange sie nicht miteinander in Verbindung treten, aber sie sind arm, es ist dieß bloß die einfache Freiheit. Sie werden weit freier und reicher werden, wenn sie ihre Produkte austauschen. Dieß nennt er zusammengesetzte Freiheit. Die besondere Thätigkeit jeder dieser beiden Nationen nimmt nämlich um so mehr an Ausdehnung zu, als sie sich gegenseitig mehr Gegenstände der Konsumtion und der Arbeit liefern. Ihre Freiheit wird auch dadurch viel größer, denn Freiheit ist Thätigkeit, und wächst, wie die Kraft, durch die Einigung.

„Diese einfache Thatsache," schließt Proudhon sein Beispiel, „enthüllt uns ein ganzes System neuer Entwicklungen der Freiheit, ein System, in welchem der Austausch der Produkte nur der erste Schritt ist." Mit diesen Worten spielt er auf seine Volksbank an, die wir in einem der späteren Artikel besprechen werden. Proudhon verzweifelt daher nicht an der Bildung, er betrachtet dieselbe nicht als das Unglück der Menschen, und will die Staatsbürger nicht in die Wälder zurückkriechen lassen. Er stellt sich die Abschaffung des Staates nicht als feindselige Vereinsamung des Menschen dar. Was er will, das ist der Staat ohne die Regierung und Bevormundung, die vollständige, freie Berechtigung jedes Einzelnen, der in jedem Anderen seine Ergänzung und Förderung findet, die Selbstverwaltung und Selbstregierung aller Mitglieder der Gesellschaft. Er will nicht, daß jeder Bissen uns durch den Mund der Beamtenwirthschaft vorgekaut werde. All' die zahllosen Geländer, welche der Staat errichtet hat, um uns vor dem Fallen zu bewahren, die sich aber dann zu einem Gefängnißgitter vereinigen, sollen abgeschafft werden, aller Schutz des Staates, der nur feig und schläfrig macht, aufhören, und der Selbstschutz an dessen Stelle treten, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit soll eine Wahrheit werden. Proudhon unterscheidet in jeder Gesellschaft zwei Arten von Konstitutionen, die soziale und die politische. Das Aufheben der letzteren ist ihm mit Aufhebung des Staates gleichbedeutend. Als ein Beispiel einer sozialen Konstitution führt Proudhon die zehn Gebote an, welche Moses seinem Volke gegeben. Sowohl diese, als die nachfolgenden Gesetze, welche die religiösen Feierlichkeiten regeln, Polizei- und Gesundheitsvorschriften angeben, bilden keine politische Konstitution. Die theoretische Form, welche der Nationalverband annahm, welche aber erst unter Samuel zur Einsetzung des Königthums führte, begründete Anfangs gar keinen politischen Herrschaftscharakter, weil Religion und Gesellschaft gleichbedeutend waren. Das wesentlichste Merkmal einer politischen Konstitution besteht in der Trennung der Gewalten, das heißt in der Unterscheidung von zwei Naturen in der Regierung, einer gesetzgebenden und einer vollziehenden, welche Unterscheidung zur Folge hat, daß die Regierung, welche Werkzeug des Volkes werden sollte, dessen Herr wird. Proudhon entwickelt nun geschichtlich an dem Beispiele der jetzt bestehenden republikanischen Verfassung Frankreichs den Ursprung dieser Trennung der Gewalten. „Wozu brauchen wir eine Konstitution? sagten einige achtungswerthe Mitglieder der konstituirenden Versammlung. Was kann der Nutzen dieser Theilung der Gewalten mit ihrem Ehrgeiz und ihren Gefahren sein? Genügt es nicht, daß eine Versammlung, die den Ausdruck des Landes bildet, Gesetze mache und sie durch Minister aus ihrer Mitte vollziehen lasse? Darauf erwiderten die Freunde des konstitutionellen Systems nach Rousseau: Die Theilung der Gewalten hat ihren Grund in der Centralisation selbst. Sie ist unvermeidlich in einem Staate von mehreren Millionen Menschen, welche nicht selbst täglich in den öffentlichen Angelegenheiten interveniren können. Sie ist aber auch eine Garantie der Freiheit. Denn die Herrschaft einer Versammlung ist eben so schrecklich, wie die eines Fürsten, und es mangelt noch dazu die Verantwortlichkeit, ja der Despotismus der Versammlung

ist hundertmal schlimmer, als die Autokratie eines Einzelnen." Diese Einwendungen sind für Proudhon so gewichtig, daß er die Herrschaft eines Konventes für die schlimmste Form der Regierung hält. Er sucht die zu lösende politische Aufgabe in einem Einklange der Freiheit mit der Centralisation. Die Trennung der Staatsgewalten, die man als einen Versuch zur Sicherung der Freiheit durchführen wollte, hat sich als ungenügend erwiesen. Ohne Theilung der Gewalten entsteht jedoch der Despotismus der gesetzgebenden Versammlungen. Beseitigt man jeden Mittelpunkt, und gibt die Centralisation, in welcher Form sie auch erscheine, auf, so verfällt man in bedeutungslosen Föderalismus, der Staat zerbröckelt sich in ein Nichts, die Republik verliert ihre Einheit. Was daher zu erstreben ist, liegt nur in der Uebereinstimmung der Freiheit mit der Centralisation. Indem Proudhon sich diese Aufgabe stellt, trennt er sich von jener anarchischen Partei, welche an die Stelle des Staates lauter einzelne Gemeinden ohne engeren Verband, ja lauter einzelne Individuen setzen will, und in jeder gemeinsamen Verfolgung eines Zweckes bereits eine Rückkehr zum Staate erblickt. Er weist an der jetzigen französischen Verfassung nach, daß keine Konstitution ihre Versprechungen halten könne, je nach dem Belieben der Regierungen bald zur Reaktion, bald zum Fortschritte benutzt werde, in der einen Hälfte ihrer Artikel im Widerspruch mit der andern Hälfte stehe, und stets eine lügenhafte, corrumpirte Grundlage der Gesellschaft bilden müsse. Schon vor ihm hatten Jeremias Bentham, Elias Regnault u. A., auf welche wir noch zurückkommen werden, die ganze Sophistik und den Trug parlamentarischer Einrichtungen entwickelt, sie waren aber über die leere Klage und unfruchtbare Verneinung nicht hinaus gekommen. Proudhon läßt uns erst verzweifeln, um uns dann zu retten, er verspottet das Werk der Verfassung, die aus drei Revolutionen hervorgegangen, und zeigt, wie die blutbespritzte Tochter der Revolution eine leblose Holzfigur sei. Er steht auf die Leichen der Revolutionskämpfer, und lacht, er verhöhnt das, was sie errungen, jeden einzelnen Edelstein, der uns am Verfassungswerke freut, reißt er heraus, zerbricht ihn und zeigt, daß er falsch und trügerisch sei. Die Sozialisten klagen, daß das Recht auf Arbeit nicht in die Verfassung aufgenommen worden sei. Er jubelt, daß seine Aeußerung gegen Thiers: „Gebt mir das Recht auf Arbeit, und ich will Euch das Recht auf das Eigenthum lassen" diese Aufnahme, wie man behauptet, verhindert habe. Er hätte, bemerkt er, seine als Drohung gegen das Eigenthum betrachteten Worte erklären können, aber er habe es nicht gethan, um seinem Lande diese neue Verfassungslüge zu ersparen. Die Verfasser der Konstitution setzten hierauf an die Stelle des Rechts auf Arbeit das Recht auf Unterstützung in ihre Urkunde, „einen Unsinn an die Stelle einer Unmöglichkeit," wie Proudhon bemerkt. Als Schalk, der stets verneint, treibt er die Konstitution auch aus diesem letzten Verstecke, und ruft bitter: „Als wenn ich nicht auch hätte sagen können: Gebt mir das Recht auf Unterstützung, und ich überlasse euch das Recht auf Arbeit." Und nun erklärt er ganz kaltblütig, was das Recht auf Unterstützung sei. Er zeigt, daß dasjenige, was man als Almosen hingestellt, selbst als solches nicht durchzuführen sei, allein, zu einem

Rechte erhoben, einen Abgrund öffne und geraden Weges zum Bürgerkriege führe. Mit derselben Habsucht eines Betrügers, der nach abgeschlossenem Kontrakte dem Betrogenen entwickelt, worin er betrogen worden sei, zeigt er, daß gegen eine neue Ausflucht als Garantie, gegen das Recht der Unterstützung dieselbe Einwendung bis in's Unendliche wiederholt werden könne. Nach ihm ergänzen sich alle politischen und ökonomischen Elemente, auf denen die Gesellschaft beruht, gegenseitig, gehen in einander über, verschlingen sich wechselweise. Die Gesellschaft beruht ganz auf diesen Gegensätzen und Gleichdeutigkeiten, die alle in einander zurück kehren, deren System unendlich ist. Und die Lösung des sozialen Problems besteht darin, die verschiedenen Ausdrücke desselben nicht mehr als Gegensätze, wie in den ersten Epochen der Gesellschaftsbildung, auftreten zu lassen, sondern als Ableitungen darzustellen, so z. B., daß das Recht auf Arbeit, auf Kredit, auf Unterstützung, deren Erfüllung bei einer antagonistischen Gesetzgebung unmöglich oder gefährlich ist, auf einander folgend aus einem bereits bestehenden, erfüllten, zweifellosen Rechte, nehmen wir an, aus dem Rechte der freien Konkurrenz hervorgehen und sich gegenseitig verbürgen. Bloß unsere gänzliche Unkenntniß dieser Umbildungen macht uns über unsere Mittel blind und läßt uns ohne Unterlaß wünschen, in den Text unserer Verfassungen die Bürgschaft niederzulegen, welche keine Macht einer Regierung uns geben kann, die wir nur selbst zu erringen vermögen.

Auf diese Weise kann Proudhon jedes Recht, welches durch eine Verfassung begründet ist, als eine leere Hülse darstellen. Vom allgemeinen Stimmrechte bemerkt er: „Wie kann es wahr sein, wenn man ihm nur zweideutige Fragen unterbreitet? Wie kann der wahre Gedanke des Volkes sich äußern, wenn dieses Volk durch Ungleichheit des Vermögens in untergeordnete Klassen getheilt ist, die beim Abstimmen vom Knechtssinn oder Haß geleitet werden? Wenn dasselbe Volk von der Regierungsgewalt im Zaume gehalten, sich über Nichts äußern kann, wenn sich die Ausübung seiner Rechte darauf beschränkt, alle drei oder vier Jahre seine Führer und Charlatans zu wählen, wenn seine Vernunft, auf den Antagonismus der Interessen und Ideen gemodelt, nur von einem Gegensatze zum andern gehen kann, wenn es um des Zwiespalts der Parteien wegen eine Gefahr nur vermeiden kann, indem es sich in die andere stürzt? Die Gesellschaft unter dem 200 Fcs. Census war unbeweglich, seit dem allgemeinen Stimmrechte dreht sie sich aber stets auf demselben Platze. Ehemals verfaulte sie in ihrer Lethargie, jetzt hat sie den Schwindel. Sind wir deßhalb vorgeschritten, sind wir reicher und freier, wenn wir eine Million Drehrädchen geschaffen haben?“ Proudhon zeigt auf diese Art, daß die Konstitution von 1848 weder die Arbeit, noch den Kredit, noch die Unterstützung, noch den Unterricht, noch den Fortschritt, noch das allgemeine Stimmrecht, noch irgend Etwas, das den sozialen oder politischen Zustand begründe, verbürgen könne. Er fährt hierauf fort: „Nach meiner Ansicht ist der Fehler jeder Konstitution, welcher, sie möge politisch oder sozial sein, Konflikte herbeiführt und den Antagonismus in der Gesellschaft erzeugt, einerseits, um bei der im Augenblicke zu untersuchenden (französischen) Verfassung zu

bleiben, die schlecht vollzogene und unvollkommene Theilung der Gewalten, oder besser gesagt, der Funktionen — andererseits das Ungenügende der Centralisation. Daraus folgt, daß die Collektivmacht ohne Thatkraft und der Gedanke oder das allgemeine Stimmrecht ohne Ausübung ist. Man muß die kaum begonnene Trennung vollenden und noch mehr centralisiren, man muß dem allgemeinen Stimmrechte sein Recht, folglich dem Volke die ihm fehlende Energie und Thätigkeit wieder geben. Dieß ist das Prinzip. — Um es darzuthun, um den sozialen Mechanismus zu erklären, kann ich jetzt füglich auf Folgerungen verzichten, Beispiele werden genügen. Hier, wie in allen positiven Wissenschaften, ist die Praxis die Theorie, die genaue Beobachtung der Thatsache ist die Wissenschaft selbst. Seit so manchem Jahrhunderte ist die geistliche Gewalt von der weltlichen, nach der hergebrachten Formel, getrennt. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß das politische Prinzip der Trennung der Gewalten oder Funktionen mit dem ökonomischen Prinzipe von der Trennung der Industrien oder der Theilung der Arbeit ein's und dasselbe ist. Hier sehen wir also die Identität der politischen und sozialen Konstitution bereits durchbrechen. Nun behaupte ich aber, daß die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt niemals eine vollständige gewesen ist, daß folglich ihre Centralisation zum großen Nachtheile der Kirchenverwaltung und der Gläubigen, stets ungenügend gewesen. Die Trennung wäre eine vollständige, wenn die weltliche Gewalt nicht nur in die Feier der Mysterien, in die Verabreichung der Sakramente, in die Verwaltung der Pfarreien sich nicht einmischte, sondern auch nicht mehr an der Ernennung der Bischöfe Antheil nähme. Die Centralisation wäre dann größer, die Regierung weit regelmäßiger, wenn das Volk in jeder Pfarre das Recht hätte, selbst seine Pfarrer und Vikare zu wählen, oder auch gar keine zu nehmen, wenn die Priester jeder Diöcese ihren Bischof wählten, wenn die Versammlung der Bischöfe allein die religiösen Angelegenheiten, den theologischen Unterricht und den Kultus ordnete. Durch diese Trennung würde der Klerus aufhören, in der Hand der politischen Regierung ein Werkzeug der Tyrannei gegen das Volk zu sein. Durch diese Anwendung des allgemeinen Stimmrechtes würde das in sich centralisirte Kirchenregiment, da es seine Eingebungen vom Volke, und nicht von der Regierung oder dem Papste erhielte, in beständiger Harmonie mit den Bedürfnissen der Gesellschaft, mit dem moralischen und intellektuellen Zustande der Bürger bleiben. Was sehen wir aber an der Stelle dieses demokratischen und vernunftgemäßen Systems? Allerdings hat die Regierung mit Kultusangelegenheiten nichts zu schaffen, sie lehrt weder Katechismus, noch unterrichtet sie im Seminar. Aber sie wählt die Bischöfe, die Bischöfe wählen die Pfarrer und Vikare und schicken sie ohne alle Betheiligung der Volksstimme, oft gegen den Willen des Volkes, in die Pfarreien. So daß Kirche und Staat, mit einander innig verbunden, manchmal auch im Zwiste, eine Art von Schutz- und Trutzbündniß gegen die Freiheit und Selbstbestimmung des Volkes bilden. Anstatt daß ihre kumulirte Regierung dem Lande diente, drückt sie dasselbe. Es wäre unnütz, die Folgen eines solchen Zustandes der Dinge aufzuzählen, sie springen ja in die Augen. Um daher wieder

zur organischen, ökonomischen und sozialen Wahrheit zu gelangen, muß 1) der konstitutionelle Cumulus abgeschafft werden, indem man dem Staate die Ernennung der Bischöfe nimmt, und Geistliches bestimmt vom Weltlichen trennt; 2) die Kirche durch ein System stufenweiser Wahlen in sich selbst centralisirt werden; 3) die kirchliche Gewalt, wie alle andern im Staate, das allgemeine Stimmrecht zur Grundlage erhalten. Dieses System schafft die gegenwärtige Regierung zur bloßen Verwaltung um, ganz Frankreich wird, was die kirchlichen Funktionen anbetrifft, centralisirt. Durch die einzige Thatsache der Wahlinitiative regiert sich das Volk in heiligen, wie in profanen Dingen selbst, es wird nicht mehr regiert. Und man begreift bereits, daß, wenn eine Organisation des Weltlichen im ganzen Lande nach den für das Geistliche eben angeführten Grundlagen möglich wäre, die vollkommenste Ruhe, die kräftigste Centralisation existiren würde, ohne daß Etwas von dem, was wir heute eingesetzte Obrigkeit oder Regierung nennen, vorhanden wäre."

„Ein anderes Beispiel. Früher zählte man außer der gesetzgebenden und vollziehenden, noch eine dritte Gewalt, die richterliche. Es war dieß eine Abweichung vom Trennungsdualismus, ein erster Schritt zur vollkommenen Trennung der politischen Funktionen, wie der Industrien. Die Konstitution von 1848 spricht nach dem Muster der Chartes von 1814 und 1830 nur von einem richterlichen Stande. Stand, Gewalt oder Funktion, ich finde hier, wie in der Kirche und unter dem Vorwande der Centralisation ein neues Beispiel vom Cumulus des Staates und daher eine neue Beeinträchtigung der Volkssouveränität. Die richterlichen Funktionen zeigen durch ihre verschiedenen Specialitäten, ihre Hierarchie, ihre Unabsetzbarkeit, ihr Zusammentreffen in einem einzigen Ministerium deutlich von Unterscheidung und unzweideutigem Streben nach Centralisation. Aber sie stehen durchaus nicht unter den Gerichtszuständigen, sie sind ganz zur Verfügung der vollziehenden Gewalt, nicht dem Lande durch die Wahl, sondern der Regierung, dem Präsidenten oder Fürsten durch die Ernennung untergeordnet. Daher kommt es, daß die Gerichtszuständigen eben so ihren angeblich natürlichen Richtern überliefert werden, wie die Pfarrkinder ihren Pfarren, daß das Volk den Behörden als Erbtheil zufällt, daß der Kläger für den Richter, nicht der Richter für den Kläger da ist. Man wende das allgemeine Stimmrecht und die stufenweise Wahl auf die richterlichen, wie auf die kirchlichen Funktionen an, man hebe die Unabsetzbarkeit, dieses Aufgeben des Wahlrechtes, auf, man nehme dem Staate jede Gewalt, jeden Einfluß auf den Richterstand; dieser in sich selbst und abgeschlossen centralisirte Stand stehe nun mehr unter dem Volke, und man wird der Regierungsgewalt ihr mächtigstes Tyrannenwerkzeug entrissen haben. Aus der Gerechtigkeit wird ein Grnndsatz der Freiheit eben so, wie der Ordnung, geworden sein. Und wenn man nicht annimmt, daß das Volk, von dem durch das allgemeine Stimmrecht alle Gewalten ausgehen müssen, mit sich selbst im Widerspruche steht, daß es in der Justiz ein Anderes, als in der Religion wolle, und umgekehrt, so kann man versichert sein, daß die Trennung der Gewalten gar keinen Konflikt erzeugen wird.

Man kann kühn als Grundsatz aussprechen, daß dann Trennung und Gleichgewicht gleichbedeutend sein werden."

„Ich komme zu einer anderen Ideenreihe, dem Militärstande. Ist es nicht wahr, daß die Armee das hörige Ding der Regierung ist? daß sie, mit Erlaubniß der konstitutionellen Träumer, weit weniger dem Lande, als dem Staate gehört? Früher war der Generalstab der Armee eigentlich der militärische Hofstaat; unter dem Kaiserreiche hießen die vereinigten Elitecorps junge und alte Kaisergarde. Die Regierung nimmt, nicht das Land gibt jedes Jahr 80,000 Rekruten. Die Regierung ernennt im Interesse ihrer Politik und um ihrem Willen Geltung zu verschaffen, die Befehlshaber, ordnet die Bewegungen der Truppen an, und zwar zu gleicher Zeit mit der Entwaffnung der Nationalgarden. Der Nation, die für Freiheit und Ruhm rüstet, steht die Verfügung über die bewaffnete Macht, über ihr edelstes Blut nicht zu. Auch hier ist also nochmals die gesellschaftliche Ordnung gefährdet und zwar nicht aus Mangel an Centralisation, sondern wegen fehlerhafter Trennung."

„Das Volk hat eine verworrene Ahnung dieses unrichtigen Zustandes, wenn es bei jeder Revolution dringend die Entfernung der Truppen fordert, wenn es ein Rekrutirungsgesetz, Organisation der Nationalgarde und der Armee verlangt. Und die Schöpfer der Konstitution merkten wohl die Gefahr, als sie im Art. 50 festsetzten: Der Präsident der Republik verfügt über die bewaffnete Macht, ohne sie jemals in Person zu befehligen. In der That, kluge Gesetzgeber! Und was verschlägt es denn, daß er sie nicht selbst befehligt, wenn er darüber verfügt, wenn er sie nach seinem Gutdünken nach Rom oder Mogador schickt? Wenn er die Befehlshaberstellen besetzt, Beförderungen vornimmt, Orden und Pensionen ertheilt? wenn er Generale hat, die für ihn befehlen? Den Bürgern steht es zu, hierarchisch ihre militärischen Befehlshaber zu bestimmen, indem die Soldaten und Nationalgarden die unteren, die Officiere aber die oberen Stellen besetzen. So organisirt, bewahrt die Armee das Gefühl ihres Bürgerthums, so ist sie nicht mehr eine Nation in der Nation, ein Vaterland im Vaterlande, nicht mehr eine wandernde Kolonie, wo der zum Soldaten naturalisirte Bürger gegen sein eigenes Land sich zu schlagen lernt. Es ist die Nation selbst, centralisirt in ihrer Kraft und Jugend, unabhängig von der Regierung, welche, wie jeder richterliche Beamte oder Polizeiagent, im Namen des Gesetzes die bewaffnete Macht in Anspruch nehmen, nicht sie befehligen oder darüber verfügen kann. In Kriegszeiten schuldet die Armee nur der Nationalvertretung und den von dieser ihr bezeichneten Befehlshabern Gehorsam. Wenn die Humanitaren unter den Sozialisten diese Blätter zu Gesicht bekommen, werden sie vielleicht fragen, ob ich Kultus, Justiz und Krieg für ewige Einrichtungen halte, und ob es wirklich der Sprache eines Reformators anstehe, sich so viel um ihre Organisation zu kümmern? — Aber es ist ja doch klar, daß dieses Alles der Nothwendigkeit und Wesenheit dieser großen Aeußerungen des Gesellschaftsgedankens durchaus keinen Eintrag thut, und daß wir, wollen wir uns anders auf das über Unabhängigkeit und Dauer seiner Einrichtungen allein kompetente Urtheil des Volkes berufen, nichts

anderes zu thun haben, als denselben, wie ich eben gesagt habe, eine demokratische Verfassung zu geben. Religion und Justiz gehören zu den Dingen, welche ich organisch genannt habe, die zu stürzen oder aufrecht zu erhalten nur dem Volke allein zusteht. Jede andere Initiative in dieser Beziehung wäre Tyrannei oder Fälschung. Im Kriege endlich sieht Jedermann nur eine unglückliche Nothwendigkeit, welche der Fortschritt der Freiheit ohne Zweifel abschaffen wird. Wollt Ihr diese Abschaffung um einige Jahrhunderte beschleunigen? So beginnt, durch Trennung und Centralisirung der Funktionen, mit der Entwaffnung der Regierung. Ich fahre nun fort. Die Gesellschaften haben zu allen Zeiten das Bedürfniß gefühlt, ihren Handel und ihre Industrie gegen fremde Einfuhr zu schützen. Die Gewalt oder die Funktionen, welche in jedem Lande die einheimische Arbeit schützt und ihr den naturalen Markt sichert, ist die Zollbehörde. Ich will hier in keiner Weise über Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, Nutzen oder Nutzlosigkeit des Zollwesens ein Urtheil fällen, ich nehme es, wie es mir die Gesellschaft gibt, und beschränke mich auf seine Untersuchung vom Standpunkte der Verfassung der Gewalten. Später, wenn wir von der politischen und sozialen Frage zur rein ökonomischen kommen, werden wir für die Aufgabe des Handelsgleichgewichts eine ihm eigenthümliche Lösung suchen; wir werden sehen, ob die einheimische Produktion ohne Gebühren und Aufsicht geschützt werden kann, mit einem Wort, ob sie dazu die Zollbehörde entbehren kann. Durch die einzige Thatsache ihrer Existenz ist die Zollbehörde eine neutralisirte Funktion, ihr Ursprung, wie ihr Wirkungskreis, schließt jede Idee der Zerstückelung aus. Wie kommt es nun, daß diese Funktion, welche speziell in das Fach der Kaufleute und Industriellen gehört, welche ausschließlich unter den Handelskammern stehen sollte, abermals vom Staate abhängig ist? Frankreich unterhält zum Schutze seiner Industrie eine Armee von mehr als 40,000, sämmtlich mit Säbel und Schießgewehr bewaffneter Zöllner, welche dem Laude jährlich 26 Millionen kostet. Die Bestimmung dieser Armee ist gleichzeitig, Jagd auf die Schmuggler zu machen und von den ein- wie ausgeführten Waaren eine Taxe von 100 bis 110 Millionen zu erheben. Wer kann nun aber besser wissen, als die Industrie selbst, wo und wie viel sie Schutz bedarf, welche Ausgleichung sie zu erheben hat, welche Erzeugnisse Prämien und Aufmunterungen verdienen. Und was den Zolldienst selbst anbelangt, steht es nicht augenscheinlich den Interessenten zu, den Aufwand zu berechnen, nicht der Regierung, sich daraus eine Quelle zu Emolumenten für ihre Kreaturen zu machen, wie ihr der Differentialzoll ein Einkommen für ihre Verschwendungen gibt. So lange die Zollverwaltung in den Händen der Obrigkeit bleibt, wird das Schutzzollsystem, worüber als solches ich indeß kein Urtheil fälle, nothwendig mangelhaft sein, es wird der Ehrlichkeit und Billigkeit entbehren; die von der Zollbehörde auferlegten Tarife werden eine Erpressung, der Schmuggel, nach den Worten des ehrenwerthen H. Blanqui, ein Recht und eine Pflicht sein. Außer den Ministerien des Cultus, der Justiz, des Krieges, des internationalen Handels oder des Zollwesens, cumulirt die Regierung noch andere Funktionen: Das Ackerbau- und Handelsministerium, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, das

Ministerium des öffentlichen Unterrichts, endlich über diesem Allen und nur, dieß Alles zu bezahlen, das Ministerium der Finanzen! Unsere angebliche Trennung der Gewalten ist nur eine Cumulation sämmtlicher Gewalten, unsere Centralisation nur ein Aufgehen. Scheint es Euch nicht, daß die in ihren Gedanken und Landwirthschaftsgesellschaften bereits organisirten Ackerbauer sehr gut ihre Centralisation bewirken und ihre gemeinsamen Interessen verwalten könnten, ohne durch die Hände des Staates zu gehen? Daß die Handelsleute, Fabrikanten, Manufakturisten, Industriellen aller Art, die in den Handelskammern bereits bestehende Condres haben, gleichfalls ohne Zuthun der Regierung, ohne ihr Heil von deren Willkür, ohne ihren Ruin von deren Unerfahrenheit abzuwarten, selbst und auf ihre Kosten eine Centralverwaltung organisiren könnten, ihre Geschäfte in Generalversammlungen zu berathen, mit anderen Verwaltungen in Verbindung zu treten, alle nützlichen Beschlüsse zu fassen im Stande wären, ohne Visa der Präsidenten der Republik, und dann die Ausführung ihres Willens. Einem aus ihrer Mitte, einem von seines Gleichen Gewählten, der Minister wäre, übertragen könnten. Daß die öffentlichen Arbeiten, welche alle entweder Ackerbau, Industrie und Handel, oder Departements und Gemeinden betreffen, dann unter die betheiligten Lokal- und Centralverwaltungen vertheilt werden und nicht mehr wie Armee, Zollbehörde, Monopolsverwaltungen 2c. eine besondere Körperschaft bilden müßten, die außschließlich in die Hand des Staates gelegt ist, Hierarchie, Privilegium, Ministerium hat, Alles, damit der Staat Bergwerke, Kanäle, Eisenbahnen verschachern, an der Börse spielen, mit Aktien spekuliren, Gesellschaften guter Freunde Concessionen auf 99 Jahre ertheilen, die Arbeiter an Straßen, Brücken, Häfen, Teichen, Durchfuhren, Ausgrabungen, Schleussen, Baggerung 2c. an eine Legion von Unternehmern, Spekulanten, Börsenspielern, Bestechern und Betrügern vergeben kann, welche vom Volksvermögen, von der Ausbeutung der Handwerker und Tagelöhner, von den Dummheiten des Staates leben? Glaubt Ihr nicht, daß der öffentliche Unterricht eben so allgemein zugänglich, verwaltet, geleitet; die Wahl der Lehrer, Professoren, Rektoren und Inspektoren eine eben so glückliche, das Unterrichtssystem mit Interessen und Sitten eben so vollständig in Uebereinstimmung wäre, wenn die Gemeinde- und Generalräthe dazu berufen wären, den Unterricht an die Lehrer zu übertragen, während die Universität ihnen nur die Diplome zu ertheilen hätte, wenn im öffentlichen Unterricht, wie in der Militärlaufbahn, Dienstzeit in den unteren Graden Bedingung zur höhern Beförderung wäre, wenn jeder Großwürdenträger der Universität erst die Funktionen des Elementarlehrers und Studienmeisters durchmachen müßte? Glaubt Ihr, daß diese vollkommen demokratische Einrichtung der Disciplin der Schule, der Moralität der Erziehung, der Würde des Unterrichts, der Beruhigung der Familien Abbruch thun würde? — Und weil der Nerv jeder Verwaltung das Geld ist, weil das Budget für das Land, und nicht das Land für das Budget gemacht ist; weil die Steuern jährlich von den Volksvertretern freiwillig bewilligt werden müssen, weil dieses ein unveräußerliches Urrecht der Nation unter der Monarchie so gut wie unter der

Republik ist, weil Ausgaben, wie Einnahmen, von dem Lande zugestanden sein müssen, bevor die Regierung sie verordnen kann; findet Ihr nicht, daß die Folge dieser, den Bürgern von allen unsern Konstitutionen ausdrücklich zuerkannten finanziellen Initiative die wäre, daß das Finanzministerium, überhaupt die ganze fiskale Organisation dem Lande gehörte und nicht dem Fürsten? Daß sie direkt unter Jenen stehe, welche das Budget bezahlen, und nicht unter Jenen, welche es verzehren, — daß bei Verwaltung des Staatsschatzes weit weniger Mißbrauch, Verschleuderung und Deficit sich heraus stellte, wenn dem Staate eben so wenig die Verfügung über die öffentlichen Finanzen, wie über Kultus, Justiz, Armee, Zollwesen, öffentliche Arbeiten, öffentlichen Unterricht rc. bliebe? Ich will nicht noch mehr Beispiele anführen. Nach dem Vorangegangenen ist die Fortsetzung der Reihe leicht, und der Unterschied zwischen Centralisation und Cumulation, zwischen Trennung der gesetzlichen Funktionen und der Trennung der beiden Abstraktionen, welche man, lächerlich genug, gesetzgebende und vollziehende Gewalt nennt, ohne Schwierigkeit einzusehen, endlich den Abstand zwischen Verwaltung und Regierung zu begreifen. Glaubt Ihr, daß mit diesem wahrhaft demokratischen Einheitssysteme nicht mehr Genauigkeit in den Ausgaben, Pünktlichkeit im Dienste, Verantwortlichkeit der Beamten, mehr Höflichkeit, weniger Kriecherei, Streit, mit einem Worte, weniger Unordnung herrschen werde. Glaubt Ihr, daß Reformen dann auch noch so schwierig erscheinen werden? Daß der Einfluß der Obrigkeit die Entscheidung der Bürger fälschen könne, daß die Unsittlichkeit dann auch noch die Basis der Sittlichkeit bilden werde, daß wir dann hundertmal weniger regiert, aber tausendmal besser verwaltet sein werden? Man glaubte, zur Herstellung einer Nationaleinheit alle Staatsgewalten in die Hände einer einzigen Obrigkeit legen zu müssen. Da man aber bald zur Erkenntniß kam, daß dieß der Weg zum Despotismus sei, so glaubte man im Dualismus der Gewalten eine Abhülfe zu finden. Als ob es zur Verhinderung des Kampfes zwischen Volk und Regierung kein anderes Mittel gebe, als Kampf der Regierung gegen die Regierung. Zur Einheit einer Nation gehört ihre Centralisation in Religion, Justiz, Militärgewalt, Ackerbau, Industrie und Handel, Finanzen, mit einem Worte, in allen Verrichtungen und Aemtern; die Centralisation muß von unten nach oben, von außen nach dem Centrum gehen; alle Funktionen müssen unabhängig sein und jede sich selbst regieren. Stellt dann die Spitzen dieser verschiedenen Verwaltungen zusammen, so habt Ihr Euren Ministerrath, eure vollziehende Gewalt, die einen Staatsrath füglich wird entbehren können. Setzt über dieses Alles eine direkt vom ganzen Lande ernannte Großjury, Gesetzgebung oder Nationalversammlung, welche beauftragt ist, nicht etwa die Minister zu ernennen — diese hat ja das Land erwählt — sondern die Rechnungen zu prüfen, Gesetze zu machen, das Budget festzustellen, Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Verwaltungen zu schlichten, Alles nach Anhörung des Ministers des Innern, auf welchen sich die ganze Regierung reduzirt, und contradiktatorisch, so habt Ihr eine um so stärkere Centralisation, als sie mehr ausgedehnt, die Verantwortlichkeit strenger, die Trennung der Gewalten bestimmter

ist. Ihr habt zugleich eine politische und soziale Konstitution. Dann ist Regierung, Staat oder Gewalt, wie man es nennen will, auf ein billiges Maß zurückgeführt, nicht des Gesetzgebens, des Vollziehens, noch weniger des Bekämpfens und Entscheidens, sondern des Beiseins als Staatsanwalt bei den Debatten der Gerichtshöfe und des Parlamentes, zur Erinnerung an den Sinn der Gesetze und zur Hebung der Widersprüche, zur polizeilichen Ueberwachung ihrer Ausführung und Belangung ihrer Uebertretungen. Da ist die Regierung nichts mehr, als der Provisor der Gesellschaft, die Schildwache des Volkes. Oder es existirt vielmehr keine Regierung mehr, aus der Anarchie ist die Ordnung hervorgegangen. Dann habt Ihr Freiheit der Bürger, Wahrheit der Einrichtungen, Reinheit des allgemeinen Stimmrechtes, Unbescholtenheit der Verwaltung, Unparteilichkeit der Justiz, Patriotismns der Bajonette, Unterwerfung der Parteien, Ohnmacht der Seiten, einheitliches Streben des Gesammtwillens. Eure Gesellschaft ist organisirt, lebt, schreitet fort, denkt, spricht, handelt wie Ein Mann, und zwar gerade darum, weil sie nicht mehr von Einem Manne repräsentirt wird, weil in ihr, wie in jedem organisirten und lebenden Wesen, wie im Unendlichen des Pascal, der Mittelpunkt überall, der Umkreis nirgends ist. Unüberwindlich führen uns zu dieser antigouvernementalen Verfassung unserer demokratischen Ueberlieferungen, unsere revolutionären Tendenzen, unser Bedürfniß nach Centralisation und Einheit, unsere Liebe zur Freiheit und Gleichheit, und das rein ökonomische, wenn auch so schlecht angeordnete Prinzip aller unserer Verfassungen. Dieß hätte ich gern in wenig Worten der konstituirenden Versammlung begreiflich gemacht, wenn diese etwas Anderes, als Gemeinplätze zu hören im Stande gewesen wäre, wenn sie in blindem Vorurtheile gegen jede neue Idee, in ihren unehrlichen Provocationen der Sozialisten nicht immer ausdrücken wollte: Untersteht Euch, mich zu überzeugen. Es geht aber mit Versammlungen, wie mit Nationen. Sie lernen nur durch das Unglück. Für unsern monarchischen Knechtsinn und unsere Regierungswuth haben wir noch nicht genug gelitten, sind wir noch nicht genug gezüchtigt, als daß wir so bald Freiheit und Ordnung lieben sollten. Alles in uns ist noch Verschwörung zur Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, zur Regierung des Menschen durch den Menschen. Louis Blanc braucht eine starke Regierung, um durchzuführen, was er das G u t e nennt, d. h. sein System, und zu bekämpfen, was ihm das B ö s e, d. h. was n i c h t sein System ist. Léon Faucher braucht eine starke und unerbittliche Regierung, um die Republikaner zu zügeln und die Sozialisten auszurotten, Alles zur Ehre Malthus und der englischen politischen Oekonomie. Hr. Thiers und Hr. Guizot brauchen eine quasi-absolute Regierung, um ihre großen Talente als Equilibristen zu zeigen. Was ist das für eine Nation, aus welcher der geniale Mann sich verbannen mußte, weil er keine Leute zu regieren, keine Parlamente zu bekämpfen, keine Intriguen mit allen Regierungen fortzuspinnen fände. Die Herren Fallour und Montalembert brauchen eine göttliche Regierung, vor der jedes Knie sich beugt, jedes Haupt sich beugt, jedes Gewissen sich zerknirscht, damit die Könige nun mehr die Gensdarmen des Papstes, des Stellvertreters Gottes auf

Erden seien. Hr. Odilon Barrot braucht eine doppelte Regierung, eine gesetzgebende und eine vollziehende, damit der Widerspruch im Parlamente ewig daure und die Gesellschaft in diesem und jenem Leben keinen anderen Zweck habe, als den Zuschauer der konstitutionellen Repräsentation abzugeben."

„O aufgeblasene und knechtische Raçe! Die du die Narrheiten deiner Regierungen und deine eigene Schande jährlich mit 1800 Millionen bezahlst, die du eine halbe Million Soldaten unterhältst, um deine eigenen Kinder niederzukartätschen, die du deinen Herren Bastillen baust, damit sie dich ewig im Belagerungszustande halten, die du Nationen zur Unabhängigkeit aufforderst und sie dann ihren Tyrannen überläßst, die du heute um der Rachsucht eines Priesters, morgen um des Gelüstes einer Buhlerin willen mit deinen Nachbarn und Bundesgenossen Krieg beginnst, die du nur Achtung vor deinen Schmeichlern, Ehrfurcht vor deinen Schmarotzern, Liebe für deine Freudenmädchen, Haß für deine Arbeiter und deine Armen hast. Raçe einst von Helden, jetzt von Heuchlern und Scheinheiligen, wenn du nach deiner Behauptung nothwendig bist zur Freiheit der Welt, mögest du bald das Maß deiner Unbill erschöpfen oder, wenn du für immer aus der Zahl der freien Nationen gestrichen bist, unter dem Joche des Elends den Meineidigen und Feiglingen zum ewigen Beispiele dienen!"

Die Freiheit des Verkehres *).

I.

Man bewundert die Weisheit Gottes, welche unzähligen Geschöpfen ihre Speise gibt, ohne große Mühe von ihnen zu fordern, für einen Gang durch den Wald dem Reh, um den Preis eines Fluges dem Vogel in der Luft, um ein paar Flossenschläge dem Fisch im Meere!

Man fragt erstaunt: warum die Gesetze des Unbegriffenen gerade den Menschen verurtheilt haben, oft trotz aller Anstrengungen Mangel leiden, oft durch Mangel an Geist und Körper zu Grunde gehen zu müssen.

Ist diese Frage aber berechtigt? Sind es wirklich die Einrichtungen der Natur, welche dem Menschen für seine Arbeit Sorge und Elend bieten?

In Ungarn schütten sie den alten Wein in den Fluß, weil die eisernen Reife zu den neuen Fässern für die neue Ernte zu theuer sind, aus Mangel an Ackergeräthen bleiben Felder unbestellt. In Schottland fehlt es an Arbeitern, an Wein und zuweilen auch an Brod, welche die eisernen Reife und die Ackergeräthe billig liefern könnten. Die Kälte einer Nacht tödtet den halbnackten Fellah mitten im Segen egyptischer Reisfelder, und in Schlesien stirbt ein armer Weber durch Hunger, weil Niemand seines Gewebes begehrt.

*) Indem wir diesen Aufsatz aufnehmen, verweisen wir auf unsern Prospekt, wornach die Monatschrift in materiellen Fragen noch keinen Parteistandpunkt anerkennt. Die Red.

Jeder hat einen Ueberfluß, Jeder hat einen Mangel. Einer könnte dem Anderen helfen, Jedem dadurch geholfen werden.

Für eiserne Reife und Ackergeräthe würde der Ungar dem Schotten Wein und Brod, für die Gewebe der Fellah dem Schlesier seinen Reis geben können.

Dennoch geschieht dies nicht. Jeder seufzt unter seinem Leide und der Ueberfluß eines Jeden bleibt unbenützt.

Was ist die Ursache dieses schmerzensreichen Verhältnisses? War die Natur so grausam, die Reichthümer Ungarns und Englands, Egyptens und Schlesiens durch unüberwindliche Hindernisse von einander zu scheiden? Wurden nicht in Ungarn die Schlachten mit englischen Waffen geschlagen, trabt der Junker in Schlesien nicht auf egyptischem Pferde an den Hütten der Noth vorüber? Der Weg, auf welchem Kanonen und Pferde befördert werden, kann doch unmöglich für Eisengeräthe, Feldfrüchte und Gewebe verschlossen sein!

Wenn aber überall, wie in diesen Fällen, ein Ueberfluß vorhanden ist, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen und keine unüberwindlichen Hindernisse der Natur dem Menschen ihren Genuß verwehren, wer wollte da nicht dankbar anerkennen, daß auch er sich der Sorgfalt erfreue, welche Gott den anderen Geschöpfen zu Theil werden ließ?

II.

Die Ursache des Mangels ist nicht über den Sternen, sondern bei den Menschen selbst zu suchen. Nicht aus göttlichen, sondern aus menschlichen Einrichtungen geht die Verhinderung des Austausches hervor, welcher Alle befriedigen könnte.

Wenn des Ungarn Wein und Getreide aus dem Lande gehen, muß er an seine Regierung eine Abgabe bezahlen, und will er eiserne Geräthe dafür beziehen, so verbietet es ihm die Regierung. Die Zollwächter Oesterreichs weisen an den Grenzen die Zahlung zurück, welche der Ungar in Eisen für seine Früchte erhalten könnte! Von dem Centner Reis, welchen der Fellah gerne für einige Ellen Gewebe des Schlesiers geben würde, ein Centner, welcher den Weber einen Monat lang gegen Hunger schützen könnte, nimmt die egyptische Regierung einen guten Theil, und was übrig bleibt, geht in dem Zoll an der preußischen Grenze auf — der Weber hungert fort, der Fellah bleibt den Gefahren seines Klima ausgesetzt.

Die Zollsysteme gebieten da Noth und Mangel, wo die Natur die Mittel reichlich ausgestreut hat, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen.

III.

Man wird mit Recht fragen, wie die Regierungen, welche doch berufen sind, zum Wohle der Völker zu wirken, dazu kommen, Gesetze zu geben, welche eine Quelle des Unglücks sind?

Finanzielle oder ökonomische Gründe pflegen vorgeschützt zu werden, die Einnahmen des Staates oder die Industrie — in Deutschland die Fabriken — will man vermehren. Nun ist es aber wohl klar, daß eine

nothleidende Bevölkerung nicht so viel Steuern erschwingen kann, als eine wohlgenährte und wohlbekleidete. Es ist eben so klar, daß eine nothleidende Bevölkerung nicht so viel und so gut arbeiten kann, wie eine, die sich satt zu essen vermag. Schon der oberflächliche Blick läßt uns zögern, in Gesetzen, welche den Tausch und die Zufuhren verhindern, eine weise Finanz- oder volkswirthschaftliche Maßregel zu sehen.

Andere Gründe noch machen sich aber bei näherer Prüfung der Zollsysteme gegen dieselben geltend. Die Zölle, welche der Staatseinnahmen wegen erhoben werden und die man Finanz-Zölle zu nennen pflegt, wirken gerade so, als wenn der Staat anstatt einen Theil der Ernte oder anstatt Geldabgaben im Verhältniß zur Ernte, einen Theil des Grundstückes als Steuer begehren würde. Der Eigenthümer würde natürlich nach jeder Steuer-Erhebung ein geringeres Steuer-Objekt haben. Nicht anders ist es, wenn von dem Kapital in Waaren, welches die Grenze hereinkömmt, ein Theil oder, was gleich ist, dessen Geldeswerth vom Staate als Zoll weggenommen wird.

Man denke sich einen Arbeiter aus Reutlingen, der sich in ein paar Jahren in der Schweiz 100 Gulden erspart, für die Hälfte dieses Geldes sich und seine Familie mit Kleidern neu ausstatten will, und diese in der Schweiz kauft, weil sie da billig sind. Will er nun mit den neuen Kleidern zurückkehren, so hat er, gegenwärtig, wo Schutzzölle im Zollverein bestehen, gleich die andere Hälfte seines kleinen Vermögens drauf zu zahlen, um die Kleider mit herein bringen zu dürfen; nehmen wir aber an, es bestände nur ein Finanz-Zoll von 10 Prozent, so würde er doch immer 5 Gulden weniger Kapital mit nach Hause bringen. Der Arbeiter will sich vielleicht als Handwerksmeister niederlassen; man wird wissen, wie für einen Anfänger 5 Gulden weniger kein geringer Ausfall sind! oder er behält, wenn er auch nur als Arbeiter, in Berlin sich eingerichtet, von seiner Ersparniß außer den Kleidern und der Einrichtung nichts übrig, seine kleine Haushaltung zu betreiben, als den neuen täglichen Lohn. Wer kann da berechnen, wie viel ihm die 5 Gulden kosten, wenn er anstatt pfundweise den Zucker, den Kaffee, das Fleisch zu kaufen, lothweise dasselbe holen muß? Das Pfund Zucker, welches er um 6 Groschen kaufen könnte, wenn er so viel auf einmal auszulegen vermöchte, muß er lothweise mit 10 Groschen bezahlen; ähnlich ist es mit anderen Gegenständen. Wie lange wird es da brauchen, bis der Arbeiter wieder 5 Gulden erspart hat, und wie schwer wird ihm eine jährliche Klassensteuer von einigen Groschen werden, während er ohne die Zerstörung der 5 Gulden durch den Zoll alljährlich vielleicht mehrere Thaler Abgaben geben könnte.

Die 5 Gulden kosten dem Staate vielleicht 50 Thaler, welche der Arbeiter freilich nicht auf einmal, aber doch im Laufe seines Lebens bezahlt haben würde.

Als Verbrauchssteuer ist der Finanz-Zoll höchst ungerecht; warum soll z. B. der Mann in der Grenzstadt, der sein Tuch, welches er vom Auslande bezieht, weil es weniger Fracht als aus der Hauptstadt kostet, eine Verbrauchssteuer zahlen müssen, während der Mann in der Haupt-

stadt oder überall, wo Tuch gemacht wird, nicht nur jede Fracht erspart, sondern auch von jeder Verbrauchssteuer frei ist?

Wenn aber schon aus diesem Grunde die Ungerechtigkeit an der Verbrauchssteuer als Finanz-Zoll verwerflich ist, so ist es dieser, wie alle anderen Verbrauchssteuern, auch noch darum, weil sie ganz ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der Steuerzahlenden erhoben werden, oftmals da, wo sie das letzte Stückchen Brod des Armen zerschneiden, und weil sie oft den Ankauf des Materiales zur Arbeit hindern, durch welche neue Gegenstände des Werthes, neue Steuer-Objekte geschaffen worden wären. Wenn an 10 Groschen nur einer fehlt, den Hammer zu kaufen, so unterbleibt die Arbeit, welche mit dem Hammer gemacht worden wäre.

Der Finanzzoll kann aber auch darum nicht zu den weisen Steuerarten gerechnet werden, weil die Erhebungskosten unverhältnißmäßig groß sind, theils durch die Bezahlung der Beamten und Grenzwächter, welche Tag und Nacht an der Grenze stehen, theils durch den Verlust der ganzen Arbeitskraft dieser Leute, welche als Gewerbsleute oder Künstler nützliche Dinge schaffen und dem Staate vielleicht mehr Steuern zahlen könnten, als jetzt nach Abzug ihrer Gehalte von den Zolleinnahmen übrig bleibt.

IV.

Die Zölle, welche man aus volkswirthschaftlichen Gründen erhebt, nennt man Schutzzölle. Es gilt von denselben Alles, was wir von dem Finanzzoll gesagt haben. Es kommt dabei aber noch in Betracht, daß sie als wirksamer gelten, je weniger sie dem Staate Zolleinnahmen gewähren, daß sie also vom finanziellen Standpunkt gar nicht vertheidigt werden können.

Ihre Aufgabe ist nämlich, die Einfuhr fremder Waaren in's Land zu verhindern, eine Verhinderung, deren schmerzliche Folgen wir schon angedeutet haben.

Ihre Quelle ist der Irrthum, daß man den Vortheil des Handels nach den Quantitäten von Waaren schätzt, die fortgehen, und nicht nach den Ladungen, die dafür hereinkommen. Diesen Irrthum kann Jeder bei einem Vergleiche jener Ansicht mit dem Gange seiner eigenen Geschäfte erkennen.

Welcher Gewerbsmann es sei, wird er darin seinen Vortheil erblicken, wenn er viel Waare fortschickt und Nichts dafür an Zahlungen zurückempfängt? Gewiß nicht! Er wird es vortheilhafter finden, recht viel Waare für diejenige einzutauschen, die er selbst verfertigt hat.

Mit dem Staate kann es unmöglich anders sein, er ist ja nichts, als eine Vielheit von Einzelnen, welche Alle viel Waare für die ihrige einzutauschen begehren.

Ja, sagen die Schutzzöllner, wir wollen auch gegen unsere Produkte die fremden eintauschen, nur nicht die, welche wir selbst machen können; wir wollen vor Allem keine verarbeiteten fremden Produkte, weil wir im Inlande Arbeiter genug haben, die Bearbeitung vorzunehmen.

Warum zieht aber der Landwirth vor, die Haut des Stieres zu

verkaufen und sich die Schuhe vom Schuster machen zu lassen, anstatt selbst den Leisten in die Hand zu nehmen, anstatt selbst die „Arbeit“ zu verrichten oder durch die Knechte verrichten zu lassen, deren er nach Belieben haben kann, namentlich, wenn er den Lohn etwas erhöht? Es geschieht, weil der Landmann, so geschickt er in seiner Landwirthschaft sein mag, doch sehr ungeschickt im Schuhemachen sein kann, weil die Zeit, die er aufwendet, und das Leder, welches er zu viel verschneidet, ihm die Stiefel oder Schuhe theurer machen würden, als er sie dem Schuster bezahlt.

Die Theilung der Arbeit, die jedem zuweist, gerade nur das zu arbeiten, zu was er am meisten Fähigkeit hat, ist zwischen Völkern nicht weniger nützlich, als zwischen Individuen.

Das, was das Ausland besser und wohlfeiler arbeitet, als wir, können wir nur zu unserem Vortheile und in unserem eigenen Interesse von demselben beziehen; unsere Arbeiter aber werden, bei der geringeren Gewandtheit in jener Produktion, ungleich mehr erarbeiten und höheren Lohn erwerben, wenn sie ihre ganze Thätigkeit auf diejenige Produktion verwenden, zu welcher sie und unser Boden oder unser Kapital die meisten Fähigkeiten haben.

Es ist stets ein Fehler, anzunehmen, daß die veredelte Waare, welche wir aus dem Auslande empfangen, unseren Arbeitern weniger Verdienst und Arbeitsgelegenheit gibt, als die Waare, welche wir selbst anfertigen. Für Alles, was uns das Ausland gibt, fordert es wieder Etwas von uns. Dieses Etwas muß aber durch die Arbeit hervorgebracht werden, und selbst das Geld, welches wir für die fremde Waare geben, ist wieder nichts, als das Resultat, ein Erzeugniß und ein Vertreter der Arbeit.

Wenn wir das Eisen an den deutschen Hütten kaufen, so können wir allerdings berechnen, daß die Herstellung dieses Metalles einen Arbeiter auf je 150 Centner im Jahre beschäftiget hat. Hat aber das Eisen, welches wir aus England beziehen, weniger Mitbürgern Arbeit gegeben? Hat nicht der Weitzen, womit wir das Eisen in England bezahlt haben, auch Hände erfordert, welche das Weitzenfeld bebaut, welche gesäet und geerntet haben, Hände, welche das Schiff über das Meer und wieder zurück führten? Ja, gibt das Eisen, welches eingeführt wird, nicht wieder zahllosen Arbeitern ein Material zur Veredlung und zwar um so mehr Arbeitern, je wohlfeiler es ist, weil die Wohlfeilheit den Verbrauch vermehrt? Wohlfeiles Eisen auf dem Weitzenfelde erarbeitet, kann unmöglich geringer geschätzt werden, als theueres Eisen aus den Gruben geholt, im Gegentheile muß, wenn die Wohlfeilheit, wie anerkannt, — ein Vorzug ist, jenes dem letzteren vorgezogen und nicht dessen Produktion verhindert werden, wie es durch die Schutzzölle geschieht.

Schutzzölle, durch welche man die Arbeit zu vermehren vorgibt, bringen gerade das Gegentheil hervor. Sie vermindern die Arbeit, theils durch die Vertheuerung der Werkzeuge und durch Vertheuerung der Bedürfnisse des Arbeiters, theils durch die Verminderung des Verbrauches, welche eine Folge der Vertheuerung ist; sie vermindern die Arbeit auch

noch dadurch, daß sie den Lohn dafür oder ihr Produkt mit einer unerträglichen Steuer belegen.

Wenn dem Landwirthe die Ackergeräthe, der Pflug und die Schaufel, dem Handwerker der Hobel, die Feile, das ausländische Holz, das Eisen, dem Arbeiter sein Rock doppelt so viel durch den Zoll, als ohne denselben kosten, so ist es natürlich, daß sie alle ihre Leistungen auch theuerer verkaufen müssen. Sind diese Leistungen aber theuerer, so ist eben so natürlich Jedermann weniger im Stande, einen Gebrauch von diesen Leistungen zu machen. Wenn Kleider, Tischlerwaaren und dergleichen viel kosten, so kann Niemand sich deren so viel anschaffen, als wenn sie wenig kosten.

Außer der Schwierigkeit der größeren Auslagen haben daher jene Producenten auch noch den Nachtheil der geringeren Nachfrage nach ihren Produkten.

Sind dieses solche, welche sich auch für den Verkauf in's Ausland eignen, so macht die Vertheuerung den Verkauf auch natürlich dorthin schwieriger und seltener. Die Schutzzölle machen diesen sogar häufig unmöglich. Es mag ein ganz vortheilhaftes Geschäft sein, von Danzig ein Schiff mit 1000 Quarter Weitzen nach England zu schicken und 800 Tonnen Eisen dafür zurück zu empfangen. Es kann aber unmöglich sein, die tausend Quarter Weitzen für 400 Tonnen Eisen zu geben. Wenn nun der Zoll von 800 Tonnen Eisen 400 verschlingt, wird da nicht das ganze Geschäft unterbleiben? Werden nicht die 1000 Quarter, welche nicht an's Ausland abgesetzt werden konnten, als ein Ueberfluß im Getreidemarkt erscheinen, welcher durch verschiedene solche unterbliebene Geschäfte angeschwellt, die Preise so herabdrückt, daß der Landwirth dabei nicht bestehen kann, daß er, wie es in Preußen thatsächlich geschieht, manches Stück Land unangebaut läßt, weil der Verkauf der Ernte nicht die darauf verwendete Arbeit bezahlt?

Man meint freilich, durch die Zölle nicht die Ausfuhr zu verhindern, sondern zu veranlassen, daß Geld für dieselbe aus dem Auslande kömmt. Den Werth des Geldes werden wir an einer anderen Stelle untersuchen, das aber mag hier schon gesagt sein, daß das Geld weder den Fuhrwägen, noch den Eisenbahnen, noch den Schiffen hinlängliche Rückfracht gewährt, und daß daher die Unkosten für die Hin- und Rückreise auf den Ausfuhrartikel fallen, wenn die Fuhrleute, Eisenbahnen und Schiffer nicht eine andere Rückfracht, als Geld, erhalten können.

Es mag auch gesagt sein, daß, im Falle die Rückfracht auf Geld beschränkt ist, die Ausfuhr keinen anderen Markt hat, als den, wo eben Geld im Ueberflusse vorhanden ist.

Diese beiden Punkte wiegen schwer genug auf die Nützlichkeit und auf das Gewinnergebniß des auswärtigen Handels und würden in ihrer Wirkung auf die Produktion eben so nachtheilig sein, wie die Zollabgabe, welche das Drittel oder die Hälfte des im Auslande erworbenen Eigenthums oder erworbenen Lohnes verschlingt.

Für alle diese Opfer verheißen die Vertheidiger der Schutzzölle einen Ueberfluß an Arbeit durch die Fabriken, welche unter dem Schutze, d. h. dadurch entstehen, daß sie ohne Konkurrenz des Auslandes oder durch

die Erschwerung derselben das Monopol des einheimischen Marktes haben und den Konsumenten das Fabrikat zu beliebigen Preisen anrechnen.

Diese Spekulation beruht lediglich auf einer falschen Vorstellung von den Werkzeugen und Materialien der Industrie. Es wird dabei übersehen, daß deren wichtigster Theil das Genie und die Arbeit ist.

Genie und Arbeit, die Erfindungen und Anstrengungen werden niemals dadurch hervorgerufen, daß man sie überflüssig, sondern nnr dadurch, daß man sie nothwendig macht. Könnte nicht Jedermann diese Wahrheit aus seiner eigenen Lebensgeschichte entnehmen, die Handelsgeschichte Europa's würde es zur Genüge beweisen.

Spanien mit all' seinen natürlichen Reichthümern, den Goldgruben Mexiko's, ist durch ein Schutzzollsystem um alle bedeutende gewerbliche Industrie gekommen, weil der Fabrikant nicht für nöthig fand oder vielmehr nicht genöthigt war, Erfindungen zu benützen, besondere Anstrengungen in Anwendung zu bringen.

Im deutschen Zollverein erklären die Fabrikanten, jetzt höheren Schutz haben zu müssen, als vor 30 Jahren, sind also bereits weiter hinter der Fähigkeit ausländischer Fabriken, als damals.

In England blieb das Black-Land Eisenerz, blieben manche Verbesserungen der Eisenproduktion unbenützt, bis im Jahre 1825 die hohen Zölle auf eine Kleinigkeit herabgesetzt wurden. Erst von da an hob sich die dortige Eisenindustrie auf ihre gegenwärtige Bedeutung.

In der Schweiz sind die Baumwollspinnereien ohne allen Schutzzoll so weit gediehen, daß sie Garne nach dem Zollverein schicken, den Zoll darauf bezahlen und dennoch mit den Spinnern im Zollvereine konkurriren!

Diese aber bezahlen trotz des Schutzzolles auf Garne, der höher als der Spinnerlohn ist, ihre Arbeiter schlechter, als die Spinner in der Schweiz und in England, und weil ihnen der Schutzzoll jedenfalls Absatz sichert, unterlassen sie es, sich die neuen Maschinen anzuschaffen, welche die billigere Produktion möglich und vortheilhaft machen würden. Genie und Anstrengung sind für sie überflüssig. Der Zoll schützt sie dagegen!!

Bei der geringen Ausdehnung, welche zollbeschützte Industrien gewinnen, oder bei dem Rückgang, welchen sie sogar erfahren, kann daher die durch sie beschäftigte Zahl von Arbeitern gar nicht in Betracht kommen gegenüber der ungleich größeren, welche durch sie in ihrer natürlichen Industrie gestört oder ganz brodlos wird.

Es gibt in der That zollbeschützte Produktionszweige, bei welchen man nachweisen kann, daß jeder ihrer Arbeiter dreien anderen die Arbeit raubt. Bei der Eisenindustrie im Zollverein ist dieß noch zu gering geschätzt. Das Roheisen, welches ein Arbeiter jährlich in der Hütte erzeugt, liefert 5 Arbeitern das Material zur Veredlung. Anstatt der 150 Centner, welche jener Arbeiter produzirt, würden aber vom Auslande für gleiches Geld 300 Centner, also das Material für 10 Schlosser-, Maschinen-, Kurzwaarenarbeiter zu erhalten sein. Fünfen davon raubt also das Zollsystem die Arbeitsgelegenheit, welches das fremde Eisen um das Doppelte vertheuert!

Der Schutzzoll ist daher nicht allein für die Konsumenten im Allgemeinen, zu welchen ja die Arbeiter auch gehören, sondern für diese insbesondere noch die härteste und größte Steuer, eine Steuer, welche sie mit ihrer Noth, mit dem Verlust ihres Erwerbes bezahlen müssen, eine Steuer, die nicht dem Staate, sondern einzelnen wenigen Fabrikherrn zu gut kommt, weßhalb sie auch mit Recht die Fabrikantensteuer genannt wird.

Einige der zahllosen Rechnungsfehler, welche das Schutzzollsystem in sich trägt, hat man durch neue Fehler gut zu machen gesucht. An die Einfuhrzölle, welchen unsere bisherige Besprechung galt, hat man noch Ausfuhrprämien, Rückzölle, Ausfuhr- und Transitozölle angereiht.

Ausfuhrprämien sind Geschenke, welche der Staat denjenigen macht, welche gewisse Waaren ausführen. Entweder behalten die Ausführenden diese Geschenke für sich oder sie verkaufen ihre Waare um so viel billiger auf dem fremden Markte. In ersterem Falle ist die Frage natürlich, wie der Staat die Gelder, welche er doch aus den Steuern aller Bürger sammelt, Einzelnen derselben zu schenken berufen sein könne; im anderen Falle fragt man nach dem Vortheil, welcher darin zu suchen ist, daß das Inland dem Auslande die Güter unter dem Preise gebe, welchen sie für das Inland selbst werth sind. Wenn in einem Dorfe der Centner Heu allgemein zu einem Thaler zu verkaufen ist, so wird Niemand einen Gewinn darin sehen, daß die Dorfgemeinde den Leuten mit Heuvorräthen 10 Groschen für jeden Centner schenkt, welchen sie in das nächste Dorf führen, wo der Centner nur 20 Groschen gilt.

Rückzölle sollen den Eingangszoll ausgleichen, welcher auf das Material zu gewissen Fabrikaten bezahlt worden ist. Ist nun das Material ein solches, welches auch im Inland erzeugt wird, wie z. B. im deutschen Zollverein das Baumwollgarn, so wird der Rückzoll eine Ausfuhrprämie; ist das Material eines, welches nicht auch im Inlande erzeugt wird, so scheint selbst vom Standpunkte der Schutzzöllner ein Eingangszoll darauf eine höchst verkehrte Maßregel, in beiden Fällen aber geht jedenfalls die Arbeit der Zollbeamten, eben so, wie bei den Eingangszöllen, für die Volkswirthschaft verloren und ist überdieß für die Finanzkassa unfruchtbar! Als ein Beispiel der Folgen der Rückzölle mag dienen, daß im Zollverein vorgeschlagen ist, zur Rückerstattung des Zolles auf Baumwollgarne für jeden Centner Ausfuhr für Baumwollwaaren 3 Thaler zu vergüten, während der Spinnerlohn von einem Centner ordinärem Garne nur 2 Thaler beträgt, daher der Zollverein nicht nur umsonst spinnen, sondern auch noch drauf bezahlen würde, wenn solcher Rückzoll, wie unvermeidlich, auch Gewebe von inländischem Garne trifft.

Durch Transitozölle will man dem Verkehre des Auslandes Lasten aufbürden und übersieht dabei, daß man in der Regel durch solche Lasten dem Inlande die Industrie des Gütertransportes erschwert oder entzieht, eine Industrie, welche werthvoller als viele große Fabrikzweige und das beste Ausfuhrgeschäft ist, indem sie zahlreichen Fuhrleuten, Schiffern und dergleichen ihre Arbeit für das Ausland abkauft und bei dem Landtransport die ganze Heerstraße zu einem auswärtigen Markt für das Futter der Zugthiere oder für die Kohlen und Maschinen der Eisenbahn macht.

Den größten Widerspruch in den verschiedenen Quacksalbermitteln, durch welche man meint, Industrien schaffen zu können, bieten den Eingangszöllen gegenüber die Ausgangszölle.

Während man für die eine Waare eine Armee aufstellt, ihr unnatürlich hohe Preise zu sichern, verbietet man der anderen, den natürlichen Preis zu erstreben. In Deutschland hat man zum Beispiele, während auf Tücher und Leinewand Eingangszölle erhoben wurden, auf Wolle und Flachs Ausgangszölle gelegt, so daß der Landwirth nicht allein seine Bekleidungsstoffe theuerer bezahlen, sondern auch Wolle und Flachs im Inlande billiger verkaufen mußte, als dieß im Auslande möglich war. Den Landwirthen oder drei Vierteln der Bevölkerung wurde also von zwei Seiten her an ihrem Arbeitslohn ein willkürlicher Abzug gemacht, während einigen wenigen Fabrikherrn der Verlust der anderen als Gewinn auf ihre Industrie von Staatswegen geschenkt wird, welches Mißverhältniß, in einem kleineren Kreis anschaulich gemacht, etwa eine Gemeinde zu denken wäre, welche kein Fleisch außer der Gemeinde kaufen dürfte, aber alles Vieh an den Fleischer in der Gemeinde abgeben, auf der einen Seite nach des Fleischers Willkür von ihm kaufen, auf der anderen Seite nach derselben Willkür ihm verkaufen müßte. Es wird Niemand in solcher Einrichtung die Förderung des Gemeindewohls erblicken, wenn auch der Fleischer, wie die Fabrikanten von ihren Arbeitern, von seinen Fleischerknechten erzählt, daß das Schicksal dieser Menschen von jener Einrichtung abhänge.

V.

Sind aber den verschiedenen Zöllen des Schutzsystems in ihrer Wirkung Ungerechtigkeit, Belastung der arbeitenden Klassen und Verminderung der Arbeitsgelegenheit nachzuweisen, ist das Schutzsystem daher in volkswirthschaftlicher Beziehung ein großes, Wohlstand zerstörendes Unglück, so ist es nicht minder unheilvoll in Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung überhaupt, indem es den Begriff vom Eigenthum vernichtet und die Menschen gewöhnt, nicht von ihrer eigenen Anstrengung, sondern von der Staatsregierung, als einer Art zweiter Vorsehung, ihr Heil zu erwarten.

Ueber die Kommunisten wurde großer Lärm geschlagen, ihre Lehre, daß das Vermögen und der Erwerb der Einzelnen den Genüssen Aller dienen müsse, hat Europa mit Entsetzen erfüllt, und wer etwas in der Tasche hat, hält dieselbe zu, wenn er von Kommunismus reden hört. Wenn aber die Regierung Jedermann zwingt, von seinem Erwerbe jährlich ein Drittel oder die Hälfte dafür herzugeben, damit es einigen Fabrikherrn recht wohl gehe, so ist dieß doch ohne Zweifel der so gefürchtete Kommunismus, und zwar nicht mehr als ein Gespenst in weiter Ferne, sondern in seiner scheußlichsten Wirklichkeit mitten unter uns als Staatsprincip anerkannt. In seiner scheußlichsten Wirklichkeit, sagen wir, denn die Kommunisten haben wenigstens den Zweck, es Allen gleich gut oder gleich schlecht zu machen, während die Schutzzollsysteme den Einen Alles geben, was ihnen Anstrengung überflüssig macht, während sie von den Andern jede Anstrengung fordern, um ihnen den Lohn dafür

zu entziehen, dort Genüsse ohne Leistung, hier Leistung ohne Genüsse als das rettende Princip erklären.

Man hat sich über die Nationalwerkstätten zu Paris entrüstet; sie entzogen die Arbeiter der Privatindustrie durch einen Lohn, der nicht nach der Leistung abgemessen war und der aus der Staatskassa bezahlt wurde, welche doch immer von den Steuerpflichtigen gefüllt werden muß. Sie producirten Waare, welche weder gut, noch billig, noch den Bedürfnissen der Konsumenten angepaßt war. Während der Privatindustrie, der natürlichen, die Arbeitskraft fehlte, wurde sie den Nationalwerkstätten zugewendet, durch welche die Arbeiter eine öffentliche Last wurden, während sie ohne diese künstliche Anstalt dem Allgemeinen nützlich gewesen wären.

Ist dieß aber nicht gerade so, wie bei dem Schutzzollsysteme? Sind die Fabriken, welche nur dadurch bestehen, daß aus den Taschen aller Konsumenten mehr für die Fabrikate genommen wird, als sie werth sind, nicht auch Nationalwerkstätten, und werden die Arbeiter in solchen Fabriken nicht auch eine öffentliche Last, während sie in anderen Industrien oft schmerzlich entbehrt werden?

Im Zollvereine wird für jeden Arbeiter in der Roheisenproduktion 200 Thaler jährlich durch die erzwungene Preiserhöhung von den Eisenkonsumenten bezahlt; in der Roheisenfabrikation beträgt die Fabrikantensteuer auf jeden Arbeiter 500 Thaler! In beiden Fällen sind diese Opfer nicht etwa der Arbeitslohn, sondern der Mehrbetrag zwischen den Kosten des inländischen und des ausländischen Eisens. Nationalwerkstätten würden daher weniger kostspielig als diese Fabriken sein!

VI.

Die Schutzzölle bedrohen die gesellschaftliche Ordnung aber auch noch dadurch, daß sie die Völker unter sich in fortwährendem Kriegszustand halten und selbst die Hauptursache jener gegenseitigen Erregtheit sind, die noch heut' zu Tage die Grenzen der Länder bezeichnet, und die bestialische Neigung ganzer Stämme, auf einander mordend und plündernd loszustürzen, wach erhält.

Während die ganze Menschheit nur ein gemeinschaftliches Interesse hat, während jedes Volk an der Wohlfahrt des anderen betheiligt ist, lehren die Schutzzölle die Lüge von feindlichen Interessen und von der Bereicherung des Staates durch die Benachtheiligung des anderen.

Man hat nur diejenigen politischen Zeitungen zu lesen, welche von den deutschen Fabrikanten inspirirt sind. — Diese Fabrikanten, die beinahe nichts, beinahe keine Vervollkommnung der Fabrikation aus eigenem Genie erlangt, die sich sogar gegen die Fortschritte der neueren Industrie gewehrt haben und noch durch Schutzzölle wehren, die nur schlechte Nachahmer und Schüler der Engländer sind, sie säen Haß gegen dieses Volk und jubeln jeder Gefahr zu, die dasselbe zu bedrohen scheint. Es ist diese Erscheinung nicht neu, es war dieß bei allen barbarischen Nationen so, welche des größeren Wohlstandes, der höheren Entwicklung anderer gewahr wurden. Das Alter der Erscheinung macht dieselbe aber nicht weniger schmerzlich, es zwingt uns vielmehr, der Folgen zu

gedenken, welche solche Eifersucht, solcher Neid zwischen Nationen herbeigeführt hat.

Als diese Folgen sind jene blutigen Kriege zu nennen, welche einst Griechenland, welche Egypten, Rom und Spanien von der Blüthe der Civilisation wieder in den Stand der Barbarei zurückgeführt haben; es ist als solche der Kampf zu erwähnen, durch welchen zu Anfang dieses Jahrhunderts Napoleon die Bewohner Europa's decimirte und von den nützlichen Gewerben des Friedens zu den unfruchtbaren des soldatischen Lebens herabgebracht hat, dessen wilder Geist heute noch die Ehre des Menschen auf anderen Gebieten, als demjenigen des Schaffens und des Nützens suchen läßt, der heute noch die Arbeitskräfte von Hunderttausenden und viele Milliarden des Erwerbes der Völker verschlingt.

Und nicht nur der Krieg gegen Außen, auch der gegen Innen, der Bürgerkrieg, hat seine Quelle in den Zollsystemen. An der Grenze lernt der Proletarier, daß mit Gewalt das Eigenthum zu nehmen, gesetzlich sein könne; wie ist es zu wundern, daß seine Phantasie an jene Entwürfe einer gesellschaftlichen Ordnung glaubt, welche die Theilung des Eigenthums als Staatsprinzip voraussetzt; wie ist darüber zu klagen, daß diese Proletarier selbst die Gewalt für gerechtfertiget halten, jenen Glauben zum Gesetze der Welt zu erheben.

Der Arbeiter, welcher im Frühjahr über die Grenze auf Arbeit geht und im Herbste zurückkommt mit neuen Kleidern, die er dort für seine Familie von seinem Lohne angeschafft hat, der wird, wenn ihm an der Grenze so viel Zoll abgefordert wird, wie die Kleider gekostet haben, wenn er sie also noch einmal bezahlen muß, verwundert fragen: „Ist denn die Frucht meiner Arbeit nicht mein eigen?“ der wird, wenn er erfährt, daß er die Hälfte seines Eigenthumes dem Staat nur darum hergeben müsse, damit die Fabrikherren desto reicher werden, diese als seine Feinde betrachten. Der Arbeiter wird aber auch nimmermehr den Staat achten lernen, welcher der Bereicherungslust einzelner Individuen zum Werkzeuge dient.

In der That darf behauptet werden, daß, je mehr das sittliche Bewußtsein im Volke wächst und die christliche Idee der Gerechtigkeit und Nächstenliebe von der Menge erfaßt wird, desto lebhafter sich ihr Unwille und ihre Verachtung gegen den Staat richten werde, in welchem nach Außen einfältiger Neid, nach innen die Ungerechtigkeit unter der Fahne des Schutzzolles den Frieden der Erde rastlos bedrohen.

VII.

In einem anderen Abschnitte wurde schon gesagt, daß die Vertheidiger der Schutzzölle vorgeben, durch erzwungene Produktion aller Fabrikate im Inlande würde das Geld in demselben zurückbehalten, während bei offenen Grenzen dasselbe für die fremden Fabrikate hinausgehe, und es werde durch die Zollsysteme eine Güterausfuhr vermehrt, für welche das Ausland Geld uns zuschicke.

Daß diese Mittel, Geldvermehrung herbeizuführen, verfehlte sind, haben wir schon nachgewiesen.

Oesterreich hatte trotz seines Schutzsystemes in einem halben Jahr-

hundert dreimal kein Geld mehr, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen; Spanien ist trotz des Schutzsystemes in fortwährender Insolvenz; Frankreich und England mußten trotz des Schutzsystemes ihre Schulden maßlos vermehren! Würde aber die Erfahrung noch nicht solche schlagende Beweise dafür geben, daß Schutzsysteme kein Geld in's Land bringen, so wäre es doch wohl der Untersuchung werth, warum man gerade die Geldeinfuhr jeder anderen vorziehen zu müssen meint?

Des Stoffes wegen, aus welchem Geld gemacht zu sein pflegt, wird es nicht begehrt; Gold und Silber sind zwar sehr angenehmes, hübsches Material, nützlicher ist aber das Eisen, und Jedermann erinnert sich wohl, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel den Goldklumpen verächtlich auf die Seite stieß und ausrief: „Wärest du doch Eisen!"

Zwar sind die edlen Metalle vorzüglicher zu manchen technischen Zwecken, als die Mineralien, durch welche sie ersetzt werden können, und diese ihre Nützlichkeit würde ihnen einen Werth geben, wenn sie auch nicht als Geld verwendet würden; der Preis jenes Werthes wäre aber ein viel geringerer, er wäre ohne Geld wie der aller anderen Dinge immer von dem Zufalle abhängig, ob der Besitzer einer anderen Waare gerade für sich oder für seinen Verkehrkreis Gold und Silber zu jenen technischen Zwecken bedarf. Es würde dieses Bedürfniß häufig nicht vorhanden, häufig nicht groß genug sein, die bedeutenden Unkosten und Zeitverluste zu bezahlen, welche die Seltenheit der edlen Metalle dem Finder entgegenstellt.

Dadurch aber, daß das Geld aus edlen Metallen beinahe über die ganze Erde als ein bequemes Austauschmittel anerkannt wurde, hat es einen höheren Gebrauchswerth erlangt. Jene Anerkennung ändert nichts an der Eigenschaft als „Waare," welche das Geld hat, es macht das Geld nur zu einer Waare, welche vor anderen den Vorzug hat, daß sie nicht nur ein einzelnes Bedürfniß, sondern jedes Bedürfniß befriedigt, welches zu befriedigen der Erdball die Mittel trägt.

Das Land, welches einen Ueberfluß an Getraide hat, während in einem anderen Lande Mangel daran ist, würde diesem Mangel nicht abhelfen, wenn es nicht von hier irgend etwas in Austausch dagegen empfangen könnte, was es nicht selbst im Ueberfluß besitzt. Diese Vorfrage ist beseitigt, wenn dieses Land Geld hat, weil mit dem Gelde anderwärts dasjenige erkauft werden kann, was das getraidereiche Land für seinen Ueberfluß an Feldfrüchten am liebsten eintauscht.

Wenn mit Recht gesagt wird, daß die Dinge, welche im Handel erscheinen, den Tauschwerth derjenigen haben, welche dafür eingetauscht werden können, so hat das Geld schon dadurch einen hohen Tauschwerth, weil dafür das eben Nützlichste oder Wünschenswertheste eingetauscht werden kann.

Wenn aber dem Geld ein hoher Tauschwerth zugestanden wird, weil dafür das Nützlichste zu haben ist, so liegt hierin auch die Beschränkung, daß es nicht selbst stets das Nützlichste sei. Im Gegentheil hängt seine Nützlichkeit und daher sein Werth wie der aller Güter von dem Orte ab, wo, und von der Zeit, in welcher es sich dort befindet, von dem

Bedürfniß, welches an solchem Orte und in solcher Zeit in Dingen besteht, welche nur durch Geld herbeizuschaffen sind.

Sobald dem Eintausch des Nützlichsten ein Hinderniß in den Weg gelegt wird, vermindert sich auch der Werth des Geldes. So sind 15,000 Thaler, welche für 1000 Quarte deutsches Getraide in England gelöst werden, nur ein vortheilhafter Preis, weil 800 Tonnen Eisen dafür in England gekauft werden können, während dieselben 15,000 Thaler kein vortheilhafter Preis sein mögen, wenn sie nach Deutschland bezogen werden müssen, weil die Schutzzölle die Einfuhr des Eisens verwehren, von welchem in Deutschland nur 400 Tonnen für jene 15,000 Thaler zu haben sind.

Das Nützlichste ist stets das, was die meiste Arbeit erspart. Je leichter ein Ding zu haben ist, desto weniger gilt es. Es gibt Niemand etwas für die Dinge, welche er ohne Arbeit haben kann.

Für ein unbebautes Stückchen Land im Hochgebirge, das von allen Straßen so ferne ist, daß man nicht einmal Vieh hinaufzutreiben für vortheilhaft findet, zahlt man nichts, ist es näher an den Straßen, so zahlt man etwas dafür, liegt ein gleich großes Stückchen unbebautes Land an der Heerstraße, so hat es schon einen ansehnlichen Preis; die Arbeit, welche an den Straßen aufgewendet wurde, gibt also dem Lande den Werth, den man beim Kaufe in Geld ausdrückt. Noch höher ist der Preis, wenn das Land schon urbar gemacht ist, es ist dann um so mehr Arbeit daran.

Für eine seltene Perle, die im Meere liegt, gibt kein Mensch einen Heller; für eine Perle, welche aus der Tiefe geholt ist, wird der Finder reichlich bezahlt.

Zwischen dem rohen Flachs und der gewebten Leinwand ist ein gewaltiger Preisunterschied; der Käufer bezahlt die Feldarbeit, die Flachsbereitung, das Spinnen, das Weben, das Bleichen, das Appretiren, die Abnutzung der dazu verwendeten Maschinen, die Unkosten des Transportes und dergleichen, alles Dinge, deren Arbeitserforderniß ihm durch den Kauf erspart wird. Das gelöste Geld repräsentirt nichts als die Arbeit, welche an der Leinwand ist; selbst der Gewinn, welchen der Landwirth beim Flachsverkauf über die selbst bezahlten Arbeitslöhne als Ertrag seines Kapitales zieht, ist weiter nichts, als ein Arbeitslohn für die Arbeit vielleicht längst verstorbener Personen, welche das Feld urbar gemacht haben.

Die Menge der Arbeit, welche dem Käufer erspart wird, bestimmt allerdings nicht allein die Größe des Preises; Nützlichkeit, Annehmlichkeit, Seltenheit des Produktes, Zahl und Geschmack der Käufer üben Einfluß, d. h. sie veranlassen, daß die für den Käufer ersparte Arbeit höher oder niedriger bezahlt wird; der Preis, so hoch oder so niedrig er sein mag, ist aber der Repräsentant der Arbeit; Dinge, welche ohne Arbeit zu haben sind, wie Luft und Sonnenlicht, haben keinen Preis.

Es ist damit nicht gesagt, daß Dinge, welche ohne Arbeit zu haben sind, keinen W e r t h haben. Wer wollte behaupten, daß Luft und Sonnenlicht werthlos seien? Es ist auch nicht gesagt, daß der Preis der Dinge, welche durch Arbeit gewonnen werden, ihrem Nützlichkeitswerthe

entspreche, er drückt stets nur ihren Tauschwerth aus. Eine Hose ist nützlicher, als eine Weste; wer aber einen Ueberfluß an Hosen und keine Westen hat, wird von jenen eine für eine von diesen hingeben.

Wie viel man für den Preis, welcher in Geld für das bezahlt wird, was entbehrlich oder überflüssig ist, sich von dem verschaffen kann, was man nicht entbehren kann oder was doch wünschenswerth ist, bestimmt allein den Werth der Lösung.

Nun ist es klar, daß wenn für 1000 Quarter Dantziger Weitzen aus England 15,000 Thaler Geld, für dieß Geld aber in Deutschland nur 400 Tonnen Eisen zu erhalten sind, der Bezug des Geldes einen geringeren Werth hat, als der Bezug von Eisen, wenn für die 1000 Quarter Weitzen 800 Tonnen Eisen in England geboten werden. Es ist klar, daß wenn für den Eimer badischen Weins in der Schweiz der Stoff zu zwei Röcken eingetauscht werden kann, während für das Geld, welches dafür zu haben ist, in Baden nur ein Rock gekauft werden kann, der Bezug der Kleidungsstoffe mehr Werth hat, als der des Geldes.

Der Bezug des Geldes ist daher nicht vortheilhafter, als der des Eisens oder der Stoffe, sondern höchst nachtheilig im Vergleich zu diesem.

Wenn daher der Staat durch Zollgesetze zwingt, Geld anstatt Eisen zu beziehen, so zwingt er gewissermaßen fortwährend zu Verlusten. Und wer hätte je gehört, daß Verluste die Bereicherung zur Folge hätten?

Da die Menge der Produkte als Maß für die Menge der Arbeit gilt, so wird durch den Zwang des Geldbezuges, welcher nur 400 Tonnen Eisen verschafft, während für den Weitzen 800 Tonnen herzustellen sind, nur die Hälfte der Arbeitmenge gegeben, welche in dem Weitzen steckt, eine geringere Menge Arbeit für eine größere Menge von Arbeit.

Mögen es nun ungünstigere Verhältnisse oder weniger Geschicklichkeit der Menschen sein, welche in Deutschland die Ursache sind, daß der Eisenhütten-Arbeiter nur 3 Centner Eisen wöchentlich produzirt, während der englische deren 6 oder 9 hervorbringt; eine Ausgleichung findet dadurch nicht statt, daß der Arbeiter auf dem deutschen Weitzenfelde gezwungen wird, auch nur 3 zu produziren; nur wenn die Vermehrung der Produktion als das werthvolle Ziel der Schutzzölle bezeichnet wird, so ist es klar, daß der Geldbezug, welcher durch die Verminderung der Produktion gewonnen wird, kein Gewinn ist.

Wenn aber auch das Zollsystem weder den Exporthandel noch die Produktion stören, sondern die Einfuhr von Geld in dem geträumten Maße veranlassen würde, bei den doppelten Preisen inländischer Erzeugnisse wäre der doppelte des gegenwärtigen Geldumlaufes kein größerer Reichthum, als bei halben Preisen die einfache Menge des Geldes.

Je strenger ein Gebiet von anderen abgeschlossen ist, desto bestimmter repräsentirt Geld nur die Arbeit, welche in diesem Gebiete sich befindet. Reduzirt man alle vorhandene Arbeit z. B. auf Getreide, und nimmt man an, daß alle vorhandene Arbeit in einem Lande 10 Millionen Quarter Weitzen betrage, so ist es klar, daß wenn eine Million davon ausgeführt und dagegen Geld in's Land bezogen wird, das vermehrte Geld nicht mehr Güter repräsentirt, sondern weniger, als die geringere Summe, welche vorher vorhanden war. Durch die Ausfuhr von einer

Million Quarter ist die vorhandene Arbeitsmenge vermindert, durch die Einfuhr von Geld nicht vermehrt worden. Anders wäre dieß bei offenen Grenzen, weil dann das Geld nicht nur die in dem Lande vorhandene Arbeit repräsentirt, sondern auch jede andere des Auslandes, welche dafür zu haben ist.

Wenn der Leser in der eigenen Wirthschaft die Beobachtung anstellt, wird er bestätigt finden, was wir für den Staat sagen. Im Besitz eines Grundstückes wird er eine gewisse Menge Produkte alljährlich in den Scheunen sammeln, was sich aus diesen Produkten machen läßt, aus Getreide Brod, aus Flachs Leinen, aus Holz Möbel, vielleicht Alles selbst mit seinen Leuten anfertigen können. All' diese Gegenstände werden seine Bedürfnisse befriedigen, ihm Genüsse gewähren.

Nun nehme man an, daß dieser Grundbesitzer von diesen Arbeitsprodukten an seine Nachbarn verkauft und den närrischen Einfall hat, nur Geld und weder für sich noch für seine Leute irgend eine Arbeit oder ein Arbeitsprodukt der Nachbarn an Zahlung zu nehmen. Was nützt ihm dann das Geld? Wird nicht jeder Verkauf über die Grenze seines Besitzthumes auf diesem die Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen zur Gewährung von Genüssen verringern; das Geld, welches dafür eingeht, wird ihm nichts von den weggezogenen Gütern ersetzen; in der eigenen Wirthschaft, bei dem Verkehre der Hausleute ist kein Geld nöthig, ein Stück Papier reicht vollständig hin, die Verrechnung unter den Hausleuten zu ordnen, da sie ja immer wieder auf sich, nur auf gegenseitige Dienstleistung angewiesen sind, aber keine Arbeit außer der eigenen Wirthschaft kaufen dürfen.

Der Austausch der eigenen Produkte gegen Geld ist in diesem Falle — Verarmung.

Für das viele Geld, welches in der Wirthschaft wäre, würden doch nicht mehr, sondern weniger Arbeitsresultate vorhanden und zu haben sein.

Es würde hiedurch gänzlich der Anlaß zur Vermehrung der Anstrengungen in der eigenen Wirthschaft aufhören, denn bei aller Fruchtbarkeit würde dieselbe doch nicht Alles hervorbringen, bei aller Geschicklichkeit würden die Arbeiter nicht Alles anfertigen können, was auf fremdem Boden erzeugt und von fremden Handwerkern, Künstlern und Fabrikanten gemacht wird, und da sie die Gegenstände, welche sie nicht selbst anzufertigen vermögen, von diesen nicht eintauschen dürfen, so hat es auch kein Interesse für sie, den Ueberfluß der eigenen Produkte zu vergrößern.

Ja, um in noch engerem Kreise den Unwerth der Geldanhäufung nachzuweisen, erinnern wir an den Geizigen, welcher in einer Dachstube haust, auf einem Strohsacke schläft, in Lumpen sich kleidet, von Brod und Wasser lebt, selbst sich alle Dinge verrichtet, so gut oder schlecht es gehen mag, und noch die Straße kehrt, um Geld zu verdienen, während er in einigen alten Strümpfen hunderttausend Thaler in Gold verborgen hält.

Dieser Geizige thut nicht mehr und nicht weniger, als die Schutzzöllner in ihren glänzendsten Argumenten die Nation wollen thun lassen.

Der Geizige gewährt sich eben auch nur die Genüsse, die er aus einem alten Inventar mit eigener Arbeitskraft Alles selbst anfertigend, sich verschaffen kann, ohne Geld auszugeben, und selbst die eigene Arbeitskraft nicht ganz für sich verwendet, indem er für Andere die Straße kehrt.

Das aufgehäufte Geld des Geizigen hat keinen Werth, es erhält ihn erst, wenn er Gegenstände des Genusses sich dafür eintauscht.

Eben so ist der Goldüberfluß, so groß er sein mag, in einem Lande kein Werth, wenn er nicht verwendet wird, den Bewohnern Güter einzutauschen, welche sie nicht selbst sich in gleicher Menge, gleich gut, gleich billig anzufertigen die Mittel haben. Alles Gold Californiens wäre für die Bewohner dieses Landes nichts werth, wenn sie nicht andere Güter aus der Ferne dafür erhalten könnten!

VIII.

Sind die Zölle die Ursache der Noth, unter welchen bei allem Ueberfluß der Erde ein Theil der Menschen seufzt, sind sie die Ursache der Feindschaft, welche so oft schon den Untergang der Völker herbeigeführt hat, zerstören sie die Begriffe des Eigenthums und des Rechtes, das Gleichgewicht zwischen Anstrengung und Lohn, und führen sie materielles Elend und Entsittlichung herbei, so ist es klar, daß dagegen mit ihrem Aufhören jene schmerzliche Folgen verschwinden, welche das Glück der Individuen und der Nationen bedrohen.

Die Zustände in den wenigen Staaten, welche, gegenüber der Handelsbeschränkungen in den Nachbarländern, solche auf ihrem Gebiete nicht geduldet, die Verbesserung der Zustände, welche diejenigen Völker erfahren haben, die sich, wenn auch nur theilweise, von dem Beschränkungssysteme losgemacht, bestätigen, daß mit der Ursache auch das Uebel entfernt werde.

Wie überall, nach Beseitigung der Hindernisse, welche den Gang der Natur und die Herrschaft des ewig beglückenden Gesetzes der Weltordnung verkümmern, bleibt nach Aufhebung der Beschränkungen des Handels die — Freiheit.

Die Freiheit des Handels unterscheidet sich von anderen Freiheiten dadurch, daß für sie keine Uebermacht, daß für sie keine Abstufung, daß eben nur sie oder ihr Gegentheil besteht.

Sie unterscheidet sich aber auch noch dadurch, daß sie das Prinzip für alle anderen Freiheiten in sich trägt.

Der freie Austausch setzt die Freiwilligkeit der menschlichen Handlungen voraus, und diese Freiwilligkeit wird durch Nichts geleitet, als den eigenen Vortheil. Welch' ein größeres Maß von Freiheit gibt es überhaupt, als die Freiwilligkeit der Beziehungen der Menschen unter einander? Welch' ein besserer, mehr zuverlässiger, der menschlichen Natur mehr zusagender Impuls könnte angeführt werden, als derjenige des eigenen Vortheils?

Auch bei dem System der Handelsbeschränkung ist der Vortheil leitend, aber nur der Vortheil Einzelner, wie bei den sozialen und politischen Systemen der privilegirten Stände, der Feudalherrschaft, der Tyrannei.

Bei dem Systeme der Handelsbeschränkung ist, wie bei diesen sozialen und politischen Systemen, die Voraussetzung der Freiwilligkeit der Vortheilgewährenden den Vortheilgenießenden gegenüber nicht erfüllt; durch die physische Gewalt regiert die Tyrannei, durch die physische Gewalt werden die Zölle erhoben und für die Produkte Einzelner Zwangscurse gemacht. Weil der Vortheil der Einen der Nachtheil der Anderen ist, kann die Beziehung keine freiwillige sein!

Die Handelsfreiheit bedarf keines Zwanges, keines Gesetzes, keiner Armee, welche die Grenzen bewacht und Zölle erhebt. Der Vortheil ist bei der Handelsfreiheit nie einseitig; wer etwas kauft, kauft es, weil das, was er dafür gibt, ihm weniger werth ist, als das, was er kauft; wer etwas verkauft, thut es, weil er für die Lösung sich Dinge anzuschaffen weiß, welche ihm nothwendiger, angenehmer, nützlicher sind, als der Gegenstand, welchen er verkauft. Weil der Vortheil des Einen auch ein Vortheil des Anderen ist, ist die Beziehung eine freiwillige.

Diese Freiwilligkeit der Beziehungen erhebt das ganze Verhältniß zwischen den Menschen auf eine höhere Stufe und erhöht die Achtung der Menschen unter einander, indem sie bei Allen die Erkenntniß erweckt, daß Einer des Andern bedarf, Einer dem Anderen nützlich ist.

Wer könnte verkennen, daß in jener Erkenntniß, in jener Achtung die unerschütterliche Grundlage aller bürgerlichen Freiheit ruht! Welch' ein hervorragender Unterschied zwischen dieser Grundlage der gegenseitigen Nützlichkeit und jener anderen, die sich mit Bayonetten breit macht, und die Macht des einen Theiles, dem anderen zu schaden, als die Basis des Rechtes aufstellt!

Wie die Handelsfreiheit die freiwilligen, weil allseitig vortheilhaften Beziehungen zwischen Individuen, so begründet sie gleiche Beziehungen zwischen verschiedenen Nationen, wie durch die Handelsfreiheit die Menschen einander werth und sie zur gegenseitigen Achtung geführt werden, so auch die Völker.

Sie führen einander freiwillig zu und tauschen freiwillig unter einander die Güter aus, welche die Natur ihnen anvertraut und ihr Kunstfleiß nutzbar gemacht hat.

Sie werden sich gegenseitig nützlich und unentbehrlich, sie brauchen eines — das andere, die Existenz und der Wohlstand des einen Volkes wird ein Interesse des anderen.

Wie viel höher und edler ist die Bürgschaft der Unabhängigkeit, welche in jenen freiwilligen Beziehungen liegt, als diejenige, welche mit dem Schwerte in blutigen Kriegen ein Volk dem anderen abringt, wie viel sicherer und unfehlbarer als jene, welche dadurch erreicht werden will, daß man sich zum Hohne der Natur und zum Trotz der göttlichen Einrichtung gegenseitig entbehrlich zu machen strebt.

Zum Trotze der göttlichen Einrichtung, sagen wir, denn wer könnte übersehen, daß eben in der Vertheilung der Reichthümer der Erde die Weisheit Gottes die mächtige Triebkraft gelegt hat, welche die Menschen aller Zonen mit einander in Berührung bringt und die Fortschritte des einen Stammes zum Gemeingut aller anderen macht.

Was von Civilisation besteht, ist hervorgegangen aus dem Verkehre

der Menschen untereinander. Lange, ehe die Buchdruckerpresse erfunden war, haben die Völker sich gegenseitig unterrichtet, durch den Austausch ihrer Güter, Zeitungen ohne Buchstaben sandten sie sich die Früchte ihres Bodens und ihres Fleißes zu.

Würde die Geschichte uns die Macht des Verkehres und seines Einflusses auf die Hebung des menschlichen Geschlechtes nicht lehren, ein Blick auf die Gegenwart würde uns davon überzeugen, diejenigen Völker, welche den weitesten Verkehr haben, sind heut zu Tage wie sonst, diejenigen, deren Civilisation am höchsten steht, die Völker, deren Verkehr am beschränktesten ist, sind auch die wenigst civilisirten, die rohesten und ärmsten.

Das Geheimniß dieser wunderbaren Erscheinung wird uns dann klar, wenn wir uns erinnern, daß die Handelsfreiheit die freie Concurrenz wie zwischen Individuen so zwischen Völkern bedingt.

Die freie Concurrenz ist das Axiom der Freiheit. Sie gibt dem Menschen die Selbstständigkeit, welche ihm die Zollbegünstigungen, die Monopole entziehen. Auf sich alleine, auf seine eigene Kraft weist die freie Concurrenz ihn an, sie hebt seine Würde, indem sie ihn nur in sich und in seiner Arbeit, nicht in den Anderen, welche zufälligerweise die Gesetze machen, nicht in vergänglichen Privilegien sein Heil suchen läßt.

Sie stellt ihn aber auch in die Mitte so vieler Mitbewerbenden, daß sein Fleiß und sein Ehrgeiz zu Anstrengungen gedrängt wird, in demselben Maße als er Genüsse begehrt, Anstrengungen, zu welchen er nie sich herbeilassen wird, wenn ohne dieselben sein Schicksal dasselbe bleibt, wenn mit denselben seine Lage nicht gebessert werden kann. Jener Drang ist kein Zwang, er ist vielmehr eine Konsequenz der Freiheit, jener edlen Freiheit, von welcher ein großer Schriftsteller gesagt hat, daß sie gleichbedeutend sei mit Gerechtigkeit.

Was gibt es freieres, als sich das Werk der Anstrengungen selbst wählen zu können, was freieres, als das Maß der Lebensgenüsse sich selbst bestimmen zu können? Was gibt es gerechteres, als daß das Maß dieser Genüsse im Verhältniß stehe zu dem Maße jener Leistungen? Da nun der größtmöglichste Genuß das unveräußerliche Streben unserer menschlichen Natur ist, so wird die Freiheit, sein Maß durch die eigene Anstrengungen bestimmen zu können, diese fortwährend erhöhen. Die Erhöhung menschlicher Thätigkeit aber äußert sie sich nicht wohlthätig in der Entwicklung eines jeden Individuums, zeigt nicht jede Haushaltung, jede Werkstätte, in welcher Fleiß der Hände und des Geistes herrscht, ein edleres Bild als diejenigen, wo sie fehlen?

Da die Nationen nur aus einzelnen Menschen, die Staaten nur aus einer Menge solcher Werkstätten und Haushaltungen bestehen, so ist die Thätigkeit und ihre Wirkung für Völker ebenso groß als für ihre Atome, und in der Gesellschaft der Staaten äußern sie sich in demselben Maße wie in der Gesellschaft der Individuen. Daher die Civilisation, welche mit der Ausdehnung, mit der Vielfältigkeit des Verkehrs wächst, eine Ausdehnung und Vielfältigkeit, wie sie nur die Handelsfreiheit in vollem Maße gewährt.

Wann gesagt wird, daß die Civilisation der Völker mit ihrem Reichthume wächst, so ist es wieder die Handelsfreiheit, welche voraus jeder anderen Macht als Schöpferin der Civilisation erscheint.

Die gerechte Abhängigkeit der Wohlfahrt des Menschen von seiner Anstrengung, die freie Concurrenz, welche diese erhöht, sie sind ja die schaffenden Gewalten, welche die Gegenstände vermehren, die den Reichthum der Nationen bilden!

Die Feinde der Handelsfreiheit sagen, daß die größere Erzeugung, oder was man für die eigene Erzeugung einführt, zur Concurrenz für diese wird, die Preise der Dinge und damit den Lohn der Arbeit schmälern.

Wenn aber der Handwerker für die Arbeit von 12 Stunden nicht mehr Geldlohn erhält als für die von 10 Stunden, weil die größere Menge, welche er und Seines Gleichen produciren, die Preise drückt, so ist dieß zwar verderblich, wo nur der Handwerker allein seine Arbeit im Preise sinken sieht, wie dieß der Fall ist, wo Schutzzölle den Fabriken feste Preise sichern, es ist aber immer noch ein Gewinn, weil die Freiheit des Handels alle Dinge im Verhältniß billiger stellt. Wenn der Tischler den Tisch um 4 Thaler anstatt um 5 verkaufen muß, das Tuch zum Rocke aber nur 10 anstatt 12 Thaler kostet, so hat er nichts verloren. Es tritt aber noch der Umstand dazu, daß die Preisverminderung seines Produktes, auf Kosten seines Lohnes bei der Handelsbeschränkung stattfindend, bei der Handelsfreiheit zum größten Theile durch die Preis-Ermäßigung der Materialien und der Handwerkszeuge, durch Anwendung der Arbeit auf die natürlichen Vorzüge aller Zonen möglich wird, sein Gewinn also gleich bleibt, während die größere Wohlfeilheit der anderen Produkte doch seine Auslagen vermindert!

Wie diese größere Wohlfeilheit den Tischler in den Stand setzt, sich öfter einen Rock anzuschaffen, so vermehrt auch die größere Wohlfeilheit seiner Waare deren Verbrauch, und dem Zuwachs der Produktion tritt bald ein Zuwachs des Verbrauchs zur Seite.

In diesem Umstande liegt die Erklärung, wie die Handelsfreiheit jedesmal und überall einer größeren Zahl von Händen Arbeitsgelegenheit und dem Kapitale eine Verwendung bietet, zu welchem dieß um so mehr und ebenfalls wohlfeiler bereit ist, weil die größere Produktion und Consumtion den Umsatz beschleunigt, vervielfältigt und dadurch lohnender macht.

Wir haben an einer anderen Stelle gesagt, daß der Werth des Geldpreises in den Dingen sei, welche man dafür haben kann; mit anderen Worten heißt dieß, daß es nicht sowohl darauf ankomme wie viel Thaler oder Groschen man für eine Arbeit löst, als darauf, was man für diese Lösung haben könne. Wie wir dieß bei dem Tischler theilweise gesehen, so finden wir es in der Wirkung bestätigt, welche die Einführung der Handelsfreiheit auf ganze Länder üben würde. Der Landwirth in Deutschland würde für sein Getraide nämlich kaum mehr Geld lösen als jetzt, er würde aber für das Geld doppelt so viel lösen wie gegenwärtig, doppelt so viel Kleidungsstoffe und Werkzeuge kaufen können.

Wer alle Umstände in's Auge faßt, der wird auf diese Weise den Werth der Handelsfreiheit für jeden Stand, für jedes Geschäft erkennen, und dürfte nur noch besonders hervorzuheben sein, wie gerade die ärmeren Klassen dadurch einen größeren Antheil an den Segnungen der Han-

delsfreiheit haben, daß, während die Produkte und Kapitalien aller Zonen ihnen näher treten und die Arbeitsgelegenheit durch die Austausch- oder Verwerthungsgelegenheit sich vermehrt, die Arbeiterzahl selbst zunächst die gleiche ist, und die allgemeine menschliche Vermehrung die Proportion nicht nachtheiliger gestaltet.

Die arbeitenden Klassen sind es insbesondere auch, welche bei Ruhe und Frieden betheiligt sind: ihre wichtigste Steuer, diejenige, zu welcher sie trotz ihrer Armuth ebensoviel wie die Reichen beitragen müssen, ist die an Menschen zum Dienste des Heeres. Wie viel ersparen sie nicht, wie viel Tage, Monden und Jahre retten sie nicht für ihre Industrie, wenn die Gefahr der auswärtigen und der inneren Kriege durch das Interesse aller Völker und aller Individuen am Frieden beseitigt wird, wie dieß der freie Verkehr, die gegenseitige Nützlichkeit unfehlbar thut.

Wie groß sind aber auch die Ersparnisse, welche für jeden die Verminderung der Staatsausgaben herbeiführen, und wie groß diese Verminderung theils dadurch, daß die Armee von Soldaten nicht mehr so stark wie bisher zu sein braucht, theils dadurch, daß die Armee von Zollbeamten überflüssig wird, welche gegenwärtig den Austausch der Güter mit fremden Ländern verhindert, und die Noth in unsere Gränzen und unsere Werkstätten fesselt. Viel leichter werden aber auch die verminderten Steuern dadurch, daß sie sich auf eine größere Zahl von Steuerpflichtigen und Steuerfähigen vertheilen, wie sie dann ohne Zweifel entsteht, wenn die Privilegien der Fabrikanten aufhören, welche jetzt den Lohn der Arbeit schmälern, und dem Arbeiter durch Vertheurung der Werkzeuge und der Bekleidung die Groschen und Thaler wegnehmen, von welchen er die Steuer bezahlen könnte.

Wohlfeile Werkzeuge, wohlfeile Kleidung, geringere Steuern, Friede und Ordnung, größerer und sicherer Erwerb, Hebung des sittlichen Bewußtseins, der Wohlfahrt und der Civilisation, das sind die Folgen der Handelsfreiheit, und man will uns glauben machen, daß die Fabrikenzucht, daß die Zollsysteme, diese Feinde der Handelsfreiheit, zu unserem Wohle nöthig seien?

Nimmermehr! Die wachsende Auswanderung im Westen Deutschlands, und die periodischen Hungerseuchen in Schlesien, ihre Ursache ist an jedem Schlagbaume zu sehen! Und wir sollten von den Schlagbäumen das Heil der Gesellschaft erwarten?

Eben weil Gott bestimmt hat, daß es den Menschen wohl gehen und an nichts fehlen soll, wenn sie die Früchte ihrer Arbeit über die ganze Erde einander zutragen, so müssen die Menschen auch leiden, wenn sie diese Aufgabe nicht erfüllen! Weil Wohlstand, Sitte, Gerechtigkeit, Freiheit jeder Art, weil die Entwicklung der Menschheit ohne jenen freien Austausch über die ganze Erde gar nicht möglich ist, so wird jede Beschränkung desselben, so werden alle Zollsysteme eine Auflehnung gegen die Gesetze der Natur — Gesetze, welche beglückend wirken, und gegen welche die Auflehnung daher die Mutter des Unglücks ist.

Die Berliner Tagespresse.

„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“ — Der alte, vielgesungene Vers fällt mir unwillkürlich ein, während ich mich anschicke, Ihnen eine leichte Skizze der Berliner Zeitungen zu übersenden. „Eh' sie verblüht!“ — denn noch stehen die wenigen duftigen Blumen unter dem wuchernden Unkraut, freilich verwelkt und zerrissen, unter Glas gesetzt, an den Wurzeln gelockert, der Blätter beraubt; aber noch stehen sie ja, und man kann sie, wie der Botaniker sagt, untersuchen und spezifiziren. Weiter will ich nichts. Die Zeitungspresse ist zwar, und namentlich für uns, eine Macht geworden, der wir unsere ganze Beachtung zuwenden müssen, und Ihr Mitarbeiter, Herr S. Engländer, hat ihre Bedeutung wahrlich nicht überschätzt, wenn er schon im vorigen Jahre eine Geschichte der Wiener Zeitungen schrieb: ich für mein Theil aber verspüre wirklich wenig Lust, auf die Gefilde der Vergangenheit, welche die Götter gnädig mit Nacht und Grauen bedeckt haben, zurückzukehren und an den wahrhaft odysseischen Irrfahrten der Deutschen Reform und der Constitutionellen Zeitung zum zweiten Homer zu werden. Ich will mich, schon des Raumes halber, damit begnügen, die heutige Situation der Lebenden zu schildern, und will froh sein, daß es mir überhaupt noch vergönnt ist, von Lebenden zu sprechen und folglich noch das Recht der Kritik in Anspruch nehmen zu können, denn über vier Wochen müßte ich vielleicht mit der Trivialität beginnen: **de mortuis nil nisi bene!**

Die Berliner Zeitungspresse ist übrigens die einzige, die, wenn auch ein schwaches, doch überhaupt noch ein Bild des Lebens und der Mannigfaltigkeit zu liefern im Stande ist, in der alle Parteien noch vertreten sind. Ich spreche hier nur von den großen Städten, deren Organe eine allgemeinere Bedeutung haben; denn in den kleineren Residenzen, das weiß ich wohl, blickt man vielleicht mit Achselzucken auf die demokratische Presse Berlins, und die Blätter der Provinz führen sogar fortwährend Krieg mit derselben. Im Vergleich mit Wien aber und München dürfen wir uns wirklich noch gratuliren; bis zur gesinnungsvollen Opposition des „Wanderers“ und der „Presse“ haben wir es noch nicht gebracht. Freilich kann, was nicht ist, noch werden, — den Anschein hat es wenigstens.

Ich will gleich mit der Sache selbst beginnen. Es gibt in Berlin nicht zwei Blätter, welche dieselbe Richtung verfolgen. In zwei große Heerlager ist zwar die gesammte Presse gespalten, aber innerhalb der Parteien selbst ist jede Richtung scharf ausgeprägt. Auf der Seite der Reaktion stehen die „Neue Preußische Zeitung“, die „Deutsche Reform“ und die „Constitutionelle Zeitung“, die Demokratie wird durch die „Urwähler-Zeitung“, die „Nationalzeitung“ und die „Abend-Post“ *) vertreten. Aber wie verschieden ist die Stellung dieser Blätter zu einander! Ein Blatt der Mittelpartei gibt es nicht. Die „Constitutionelle Zeitung“, die es werden möchte, hängt zu sehr an ihren früheren Traditionen, als daß sie eine unparteiische Stellung einzunehmen vermöchte. Und das ist vielleicht recht gut. Denn Deutschland ist noch immer die Stätte des Kampfes, der keine Vermittelung dulden will.

*) Bereits „gepflückt“, seitdem dieß geschrieben worden.

Wenn ich die „Neue Preußische Zeitung“ zu den Organen der Konservativen gesellte, so habe ich dadurch nur die eine Seite ihrer Wirksamkeit bezeichnet. Wollte man die Berliner Presse nach ihrer Stellung zum Ministerium gruppiren, so müßte die „Neue Preußische“ den ersten Rang unter den Kämpfern der Opposition einnehmen. So scharf, so unerbittlich, wie sie die Waffen gegen den Büreaukraten Manteuffel und seinen Anhang schwingt, hat vielleicht nie ein demokratisches Blatt den „Retter des Vaterlandes“ anzugreifen gewagt. Diese Opposition der „Neuen Preußischen“ datirt zwar schon von längerer Zeit her, und machte sich namentlich bei den Januarpropositionen und der Einberufung des Erfurter Parlamentes geltend: in der neuesten Zeit jedoch ist sie mit einer kaum geahnten Heftigkeit aufgetreten, und so lange Manteuffel auch zögerte, den schweren Schlag gut zu heißen, so ungern Herr v. Hinckeldei, der trauteste Freund und Mäcen der Kreuzritterin, seine blauen Sendboten nach der Dessauer Straße schicken mochte — Manteuffel fühlte, daß seine Ohnmacht aller Welt offenbar werden würde, wenn er solche Angriffe ungeahndet hingehen ließe — er gebot die Konfiskation, und Herr v. Hinkeldei führte das Werk in eigener Person aus, „weil man, wie er sagte, es nicht länger dulden könne, daß die Neue Preußische Zeitung Spaltung in die Reihen der Konservativen werfe; weil es offenbar sei, daß die Partei das Heft in die Hand nehmen wolle, sich aber zu schwach dazu fühle“.

Der Polizeipräsident von Berlin, dessen letzte Stunde nach dieser Kollision bald geschlagen haben dürfte, hat in obigen Worten den Nagel so ziemlich auf den Kopf getroffen. Ja, die „Neue Preußische“ wirft Spaltung in die Reihen der Konservativen; ihre Partei trachtet darnach, das Heft in die Hand zu nehmen — ob sie aber zu schwach, das wird die Zukunft zeigen. So lange die „Neue Preußische“ es für nöthig hielt, ging auch sie den großen, breitgetretenen Weg der Reaktion, und machte höchstens eine schwarzweiße Opposition gegen das „liberale“ Novemberministerium. Jetzt aber glaubt sie den Zeitpunkt gekommen, in dem sie die Maske fortwerfen, und ohne Gefahr für die konservative Partei mit ihren wirklichen Forderungen hervortreten könne. Ja, selbst auf die Gefahr einer Spaltung hin kehrt sie statt der flachen Seite die Schärfe des Schwertes gegen das Ministerium; denn sie ist gereizt und im Innersten verwundet worden durch die Juniordonnanzen. Kein Blatt ist mit größerer Heftigkeit über dieses Machwerk Manteuffels hergefallen, nicht, weil ihr dieselben nicht weit genug gegangen, sondern weil sie der Willkür des modernen Büreaukratismus die Krone aufsetzten, und weil die Partei der „Neuen Preußischen“ lieber die Demokratie, als das „moderne Barbarenthum“ des Beamtendespotismus am Ruder sehen will.

Ich sage: die Partei der „Neuen Preußischen“; darin beruht der Grund der größeren Aufmerksamkeit, die ich diesem Blatte schenke. Weil eine Partei, eine mächtige Partei hinter der „Neuen Preußischen“ steht, ist dieselbe ein gefürchtetes, ein gelesenes, ein mit Aufmerksamkeit betrachtetes Blatt; gefürchtet von der ministeriellen und Gothaer Partei, gelesen von der Demokratie, die in ihren Worten die Meinungen der Nachfolger Manteuffels ausgeprägt findet, aufmerksam betrachtet von allen Parteien. Weil eine starke, eine lebendige, eine wirklich revolutionäre Reaktion aus den Spalten der „Neuen Preußischen“ spricht, eine Reaktion, die allein noch die

Hoffnung auf einen augenblicklichen Sieg über die Demokratie hoffen kann; deßhalb ist vielleicht kein Blatt Deutschlands von größerer Bedeutung für die nächste Zukunft, keines wird mehr erwähnt, angegriffen und — gefürchtet von den Schwachen und Feigherzigen. Revolutionär aber ist die „Neue Preußische" insofern, als sie, weit entfernt, bloß abwehrend und reprimirend gegen die Forderungen der Demokratie aufzutreten und ihre ganze Aufgabe in der Beseitigung der Märzerrungenschaften zu finden, vielmehr das Königthum auf den alten, jetzt wieder neu gewordenen Grundlagen des Feudalismus, des Patriarchenthums herstellen, eine organische Gliederung des Staatswesens, in der das Niedere sich immer „naturgemäß" an das Höhere anlehnt, erreichen, jeden Stand, Adel, Bürger, Bauern und Arbeiter in eine eigene, gesonderte, mit eigenthümlichen Rechten und Privilegien versehene Klasse umwandeln, und dergestalt eine Gesellschaft schaffen will, die nicht bloß für's Erste, sondern überhaupt gegen jede Revolution gesichert ist. Ueber diese Gesellschaft soll der König, als der von Gott Begnadete, herrschen und von dem Rathe der Getreuen unterstützt werden; nicht aber soll der nivellirende Despotismus der Büreaukratie Königthum, Adel, Bürger- und Arbeiterstand gleichmäßig unter seine Willkür beugen. Die „Neue Preußische" kämpft für das reine Königthum gegen die Herrschaft des „grünen Tisches", die sie in dem Doktrinarismus Manteuffels verkörpert findet; sie will bis zu einem gewissen Grade die Selbstregierung jedes einzelnen Standes, und tritt sogar für die Rechte der Arbeiter gegen die Willkür der Polizei auf; sie kämpft für den prinzipiellen Legitimismus, der allerdings für einen Augenblick wiederhergestellt werden wird, um dann für immer zu Grunde zu gehen.

Daß diese Grundprinzipien der neupreußischen Richtung auch auf die einzelnen politischen Fragen übertragen werden, versteht sich von selbst. Trotzdem, daß der König die Verfassung beschworen, ist die „Neue Preußische" dennoch ihre entschiedene Gegnerin, ist ihr Ideal stets noch die landständische Vertretung, die, wie C. W. von Lanzicolle beweist, durch die Revolution noch lange nicht aufgehoben worden. In der neuesten Zeit richtet sie ihre Angriffe namentlich auch gegen die „französische" Gemeindeordnung Manteuffels, die „Charte Waldeck", wie sie Gerlach genannt hat, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich hier die baldige Beseitigung dieser Gemeindeordnung voraussage. Die Sympathieen der Kreuzzeitung mit dem Hofe sind zu bekannt, und die Stellung des Grafen Arnim zur „Neuen Preußischen" ist eine so vertraute, daß wenig Divinationsgabe dazu gehört, in der Beauftragung des Grafen Arnim, die Gemeindeordnung einzuführen, den ersten Schritt zur Beseitigung derselben zu finden. In der deutschen Frage hat sie von jeher entschiedene Partei gegen Gotha und die Union ergriffen. Ich will nicht behaupten, daß sie den alten Bundestag wiederhergestellt wünsche, da sie von der Ohnmacht desselben wahrscheinlich selbst überzeugt genug ist; jedenfalls aber will sie nur einen Staatenbund, an dessen Spitze Preußen und Oesterreich eine kräftige Exekutive führen. Von dem (scheinbaren) Haß gegen Oesterreich, wie er in den ministeriellen und Gothaer Blättern tagtäglich zur Schau getragen wird, findet sich daher bei ihr keine Spur. Von Krieg und dergleichen Dingen spricht sie gar nicht, weil sie zu gut von der wirklichen Sachlage der Dinge unterrichtet ist und bei ihrer Richtung Phrasen nicht nöthig hat.

Als verantwortlicher Redakteur der Zeitung ist der Assessor Wagener genannt, und ich glaube auch annehmen zu dürfen, daß die eigentliche Leitung des Blattes ihm übertragen worden, obschon Manche ihn zum rein nominellen Werkführer machen möchten. Den Stoff liefern freilich bedeutendere Personen, wie Gerlach, Stahl, Leo, Huber, der Landrath von Manteuffel und der erwähnte Lanzicolle. Ihre ökonomischen Artikel rühren dem Vernehmen nach von einem sehr tüchtigen, jetzt hier befindlichen österreichischen Publizisten her. Wie überhaupt die Reaktion all' ihre Kraft sehr gut zu konzentriren weiß, so ist auch bei der „Neuen Preußischen Zeitung" die Theilnahme derer, die sich zu ihrer Richtung bekennen, eine sehr eifrige und unausgesetzt thätige, ein Umstand, der es möglich macht, daß sie aus allen Gegenden Deutschlands stets sehr gute Berichte in ihrem Sinne empfängt, und, was den Inhalt betrifft, von den hiesigen Zeitungen wohl die bestredigirte ist. Man kann das schon aus dem „Zuschauer", der bei ihr die Stelle des Feuilletons ersetzt, sehr leicht erkennen, denn er bringt täglich aus den verschiedensten Kreisen eine Menge pikanter Thatsachen, was ohne eine große Theilnahme der verschiedensten Personen nicht möglich wäre. Gewöhnlich befolgt der „Zuschauer" die Taktik, sein Wild einige Wochen lang zu Tode zu hetzen, und im Kampf gegen die Gothaer und den mattherzigen Liberalismus ist er wahrhaft unübertrefflich. Bei dem Suchen nach witzigen Einfällen läuft freilich gar manche Plattitüde mitunter, aber im Ganzen sind die Bonmots voll Geist, und die Parodien und Satyren verfehlen selten ihren Zweck. Von den Verläumdungen und Verdächtigungen, als unzertrennlich mit der ganzen Richtung der Partei, wollen wir hier absehen. In neuerer Zeit ist Herr Gödsche, der Redakteur des Zuschauers, etwas vorsichtiger geworden, wahrscheinlich in Folge der vielen verlorenen Prozesse und der damit verbundenen Geldstrafen.

Wie ich schon erwähnt habe, ist die „Neue Preußische Zeitung" eines der gelesensten und also auch verbreitetsten Blätter, ihre Abonnentenzahl mag sich auf 6—7000 belaufen. Man irrt sich jedoch, wenn man dieselbe unter dem Beamten= und Bauernstande zu finden glaubt, denn diese sind ihre entschiedenen Gegner. Dagegen findet man sie fast in allen, namentlich in demokratischen Bierhäusern u. s. w. und bei den Gutsbesitzern und Pensionären der kleinen Provinzialstädte. In Bauernhütten habe ich wohl die „Vossische" und die „Spenersche", nie aber die „Neue Preußische Zeitung" getroffen. In den Salons der Aristokratie fehlt sie selten, sie ist die Lieblingsspeise der Damenwelt in der haute volée, namentlich wegen des Zuschauers, für den — nebenbei gesagt — die Herren Adami und Langenschwarz (Zwengsche) am thätigsten sein sollen. Wer die Damen unserer Aristokratie kennt, denen die „Braunen Mährchen" des Herrn A. v. Sternberg, eines Mitarbeiters der „Neuen Preußischen", ein wahres Labsal sind, für den wird die obige Erscheinung nicht befremdend sein. Von der noblen Bourgeoisie wird die Kreuzzeitung, mit wenigen Ausnahmen, verabscheut. Wenn man einen Familienvater aus diesen Kreisen fragt, ob er die „Abend=Post" halte, so wird er einfach „Nein!" antworten; fragt man aber, ob er auf die „Neue Preußische" abonnirt habe, so wird er sich mit Ekel abwenden und in den Winkel speien.

Ursprünglich war die „Neue Preußische Zeitung" auf Aktien gegründet.

Wagener, erzählt man jetzt, habe dieselbe an sich gekauft, weil er fernerhin von Niemand abhängig sein wolle. Auch die Kaution soll er aus eigenen Mitteln beschaffen wollen und Anerbietungen der Grafen Arnim und Reder zurückgewiesen haben. Ich will die Wahrheit dieser Gerüchte nicht verbürgen. Thatsache ist jedoch, daß der „Deutschen Reform“ von der „Neuen Preußischen“ der Vorwurf der „Bedientenpresse“ gemacht worden ist, und daß diese der Kreuzzeitung keine ähnliche Schmeichelei hat zurücksagen können.

Glücklicher Weise ist diese Bedientenpresse nur durch ein Blatt, durch die „Deutsche Reform“ vertreten. Was läßt sich über ein ministerielles Blatt viel sagen? Es geht mit seinem Lohnherren durch Dick und Dünn, durch Schimpf und Schande, hat keine Ruh' bei Tag und Nacht, muß immer auf den Beinen sein und sich vergeblich abmühen, denn kein Mensch glaubt ihm, so wenig wie seinem Herren. Der „Deutschen Reform“ geht es nicht anders; nur hat sie bei der verzwickten Politik Manteuffels eine ausnahmsweise schwierige Stellung, und man kann gerade nicht sagen, daß sie sich mit vielem Geschick in den Wirrsalen der deutschen, auswärtigen und inneren Politik unseres Ministeriums zurechtzufinden wüßte. Bezahlte Federn suchen immer durch Phrasen zu ersetzen, was ihnen an Wärme des Gefühls abgeht; sind diese Phrasen noch dazu schwülstig und in horriblem Deutsch geschrieben, so ist das ministerielle Ragout ganz und gar nicht zu genießen, und Jeder ist froh, wenn er nur ahnt, was der langen gezwungenen Rede kurzer unerquicklicher Sinn ist. Wie die „Deutsche Reform“ ihr mühevolles Amt im Einzelnen erfüllt, das zu kritisiren erlassen Sie mir wohl; es hängt zu eng mit der Manteuffel'schen Politik selbst zusammen, und diese findet ja in den vorzugsweise politischen Artikeln Ihrer Monatsschrift genügende Erledigung. Abgesehen von den Leitartikeln ist die „Deutsche Reform“, wie man es bei einem gut subventionirten Blatte nicht anders erwarten kann, gut redigirt. Als Redakteur ist in der neuesten Zeit der Dr. Hahn aus Schlesien bezeichnet worden, eine sehr unbekannte Persönlichkeit, ohne jede Befähigung, nach den Leitartikeln zu schließen, die offenbar nicht aus rein ministeriellen Federn geflossen, also von ihm herrühren, ein sehr wirrer Kopf. Außerdem widmen ihr die Herren Ruthenberg, der bekannte Radikale der „Rheinischen Zeitung“, und Oldenberg (eine Zeitlang Redakteur) ihre Dienste. Das Feuilleton der „Deutschen Reform“ ist eines der schlechtesten, das man sich denken kann, so langweilig, daß selbst der politische Nachtwächter, Herr Hofrath Dingelstedt, sich darüber lustig macht. Jetzt bringt sie z. B. eine holländische Erzählung nach der Revue des deux mondes, die kein Mensch liest; früher begonnene Feuilletons sind im Sumpfe stecken geblieben, und die Leser warten vergebens auf den Schluß. Auch der Hofschauspieler, Herr Jermann, liefert ihr theils größere Compilationen, theils aus allerlei Blättern zusammengeraffte kleine Notizen. Die Kunstkritiken sind, soweit sie von Klein herrühren, gut; er schrieb für das Feuilleton die vielgelesenen Berichte über die letzte hiesige Kunstausstellung.

Natürlich wird die Zeitung, als offiziöses Organ, viel gelesen, aber nur von solchen Leuten, denen es um unmittelbaren Aufschluß über die Ansichten des Ministeriums zu thun ist. An öffentlichen Orten findet man sie überall; mit ihr allein kann man aber nicht fertig werden, und deßhalb wird sie selbst von solchen Leuten (Beamten u. s. w.) nur nebenbei gehalten,

die sich sonst streng zur ministeriellen Partei bekennen. Ich glaube nicht, daß ihre Abonnentenzahl über 5000 beträgt. Die Kosten des Blattes sind also bei weitem noch nicht gedeckt, und es war eine Zeitlang die Rede davon, das Blatt ganz eingehen zu lassen und die offiziösen Artikel einem andern bestehenden Blatte zu überweisen. Weder die „Vossische", noch die „Spenersche Zeitung" soll aber auf dieses Projekt, aus Furcht vor gänzlichem Ruin, eingegangen sein.

Die „Constitutionelle Zeitung" würde es sehr übel aufnehmen, wenn man sie ebenfalls zur „Bedientenpresse" rechnete; und man thäte auch unrecht daran. Sie ist allerdings abhängig von den Begüterten ihrer Partei und darf nur deren Meinung äußern; allein von einer Besoldung ist am Ende doch nicht die Rede. Das Blatt ist mit einem sehr bedeutenden Fond gegründet, durch die unverantwortliche Leitung seines Redakteurs, C. Weil, aber fast vollständig ruinirt und discreditirt worden. Da man die Antecedentien dieses theuer erkauften Mannes kannte, so mußte das Renommée, in dem er stand, nicht allzugünstig auf die von ihm geleitete Zeitschrift zurückwirken. Freilich war Weil gerade der rechte Mann, den eine „constitutionelle" Zeitung während des vergangenen Jahres brauchen konnte. Er hatte in der Louis Philippe'schen Schule meisterhaft gelernt, bei jeder Kleinigkeit den Mund voll Opposition zu nehmen und nachher demüthigst zum Kreuze zu kriechen, in welcher nobeln Beschäftigung bekanntlich die ganze hohe Politik der Gothaer während des letzten Jahres bestand. Es war seine zweite Natur, sich zu Allem herzugeben, heut' zu knurren wie ein gereizter, morgen zu winseln wie ein begossener Pudel. Erst nachdem die „Constitutionelle Zeitung" diesen Alp von sich abgeschüttelt, oder vielmehr losgekauft (er erhielt 11600 Thaler Abstandsgeld), ist ihre Richtung eine etwas erträglichere geworden; hiezu kommt freilich, daß den Gothaern die Augen aufzugehen anfangen, und daß sie sich ihres Vertrauens, ihrer Politik, ihrer Kriecherei schämen. Das Spiel, das mit der Union getrieben worden, die jüngste Erledigung der schleswig-holstein'schen Frage haben sie in die offene Opposition getrieben, und so sanguinisch sind diese Leute jetzt in ihrem Aerger, daß sie an die offene Rebellion appelliren, nachdem ihre Ansichten nicht in Erfüllung gegangen sind. Die Preßordonnanzen haben ihr gut Theil dazu beigetragen, sie über das eigentliche Wesen des Ministeriums Manteuffel aufzuklären, dessen getreuer Famulus, Herr v. Hinkeldei, sie zum Lohn für die früher geleisteten Dienste eines schönen Abends zur Verwunderung aller Welt mit Beschlag belegen ließ.

In diesem Augenblick ist also die Stellung der „Constitutionellen Zeitung" eine rein oppositionelle geworden; nur in einem Punkte laborirt sie noch an ihrem früheren Irrsinn: in der Vertheidigung der schutzzöllnerischen Grundsätze unseres Handelsministers, des Herrn v. d. Heydt. Das rührt aber einfach daher, daß sie von der Gnade des enragirten Schutzzöllners Harkort lebt, der in seiner bekannten Verbissenheit unermüdlich wirksam ist, das junge Pflänzchen unserer Industrie dadurch zu Leben und Gedeihen zu bringen, daß er es unter Glas setzt. Von diesem sehr wesentlichen Fehler wird sich die „Constitutionelle Zeitung" wohl aus dem angeführten Grunde schwerlich kuriren können, wenn es ihr nicht gelingt, sich von Herrn Harkort und seiner Sippschaft zu emanzipiren.

Zu Anfang war auch die „Constitutionelle Zeitung“ auf Aktien gegründet, die den sehr hohen Betrag von 90,000 Thalern erreichten, während der Wirthschaft eines Jahres jedoch auf 20,000 Thaler reduzirt waren. Jetzt soll Harkort die Zeitung übernommen haben, auch hat die konstitutionelle Partei, wie man hört, aus eigenen Mitteln zugesteuert. Seit Weil's Verabschiedung wurde die „Constitutionelle Zeitung“ unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung interimistisch redigirt, zu ihrem jetzigen Redakteur hat sie Herrn Haym aus Halle, früher Mitglied der rechten Seite des Frankfurter Parlaments, engagirt, freilich eine ziemlich unbedeutende Größe, wahrscheinlich aber einsichtig genug, zu begreifen, daß es mit dem alten Gothaerthum aus ist, und daß neue Wege eingeschlagen werden müssen, wenn die „konstitutionelle“ Partei wieder irgend eine Bedeutung erlangen will. Die übrigen Mitarbeiter der Zeitung sind wenig bekannt; ob Bodenstedt noch für dieselbe schreibt, weiß ich nicht. Sie ist nicht schlecht redigirt, ihre Korrespondenzverbindungen sind aber nicht ausgebreitet genug; dagegen besitzt sie einen sehr guten Feuilletonisten, E. Kossak. Das Berliner Genreleben wird von keiner Feder so gut gezeichnet, als von der seinigen; in diesem Fache hat er kleine Meisterwerke geschaffen. Ihn aber neben J. Janin zu stellen, wie Dingelstedt es gethan, ist nur der übertriebenen Vorliebe möglich; denn der Humor Kossak's bewegt sich nur innerhalb sehr bestimmter Gränzen, und wird bald einförmig werden, da ihm die tiefere ästhetische Durchbildung abgeht. Man konnte sein sehr oberflächliches Räsonnement leicht aus seinen Urtheilen über die letzte Kunstausstellung und aus seiner Apotheose der Mosenthal'schen „Deborah“ ersehen, die er für das beste der neueren Dramen erklärt, wie er sich überhaupt bei seinen Beurtheilungen über Kunstprodukte auf einem zu spießbürgerlichen Standpunkte befindet.

Die „Constitutionelle Zeitung“ zählte zu Anfang dieses Jahres nicht mehr als 8—900 Abonnenten, analog der „Deutschen Zeitung“. An freiwilligen Abonnements hat sie in der jüngsten Zeit sehr wenig zugenommen, da ihre Partei zum großen Glücke eine sehr kleine ist. Die Fraktion Beckerath-Beseler-Dahlmann u. s. w. soll für 1500 Abonnements zugesagt haben; ob es ihr aber gelungen, dieselbe abzusetzen, bezweifle ich sehr. Das Blatt befand sich aus diesem sehr leidigen Grunde auch immer auf dem Punkte, einzugehen. Unfehlbar würde es den ersten Juli nicht überlebt haben, wenn nicht die Preßordonnanzen ihm die Aussicht verschafft hätten, durch den Untergang der hiesigen demokratischen Blätter an Abonnenten zu gewinnen. Wäre dieser Fall eingetreten, so würde die „Constitutionelle Zeitung“ auch wohl ihren Zweck erreicht haben, namentlich wenn sie in der Opposition weiter ginge. So lange aber die demokratische Presse Berlins noch existirt, darf die „Constitutionelle Zeitung“ auf keinen Zuwachs ihrer Leserzahl rechnen.

Ich gehe nun zu dieser unterdrückten, gezüchtigten demokratischen Presse selbst über. Sie ist es, die ich mit der Blume meinte, die man pflücken muß, ehe sie verblüht. Gab es doch gleich nach dem Erscheinen der Juniordonnanzen Augenblicke, in denen man glaubte, keines der hiesigen Blätter würde das neue Quartal glücklich erreichen, und wenn das wirklich geschehen ist, so trägt wahrlich mehr die Ungeschicklichkeit, als der gute Wille des manteuffelschen konstitutionellen Gouvernements die Schuld daran. Die

„Constitutionelle Zeitung“ hatte ganz Recht, wenn sie sagte, daß bei der Verkehrtheit aller unserer Regierungsmaßregeln gerade das, was am verderblichsten für die Demokratie wirken solle, ihr zum Vortheil gereiche. Der Hauptschlag gegen die Presse sollte doch unbedingt die rein der Willkür des Regierungspräsidenten anheim gestellte Postdebitsentziehung sein. Die Maßregel war von so eklatant widersinniger Natur, daß alle Welt die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und im Ministerium bildete man sich gewiß nicht wenig darauf ein, den Kniff von der Berechtigung aber nicht der Verpflichtung der Post, die Zeitungen zu spediren, erfunden zu haben. So leichten Kaufs wollte indessen die mannhafte demokratische Presse dem Leben doch nicht entsagen. Nach kurzer Zeit begann die Organisation des Privatvertriebs aller derjenigen Zeitungen, denen der Postdebit voraussichtlich entzogen werden würde, eine Organisation, die gewiß noch viel bedeutender geworden wäre, wenn die „National-Zeitung“ den Postdebit nicht wieder erlangt und trotz früherer Versprechungen von demselben Gebrauch gemacht hätte. Vielleicht wäre sie sogar besser dabei gefahren; der „Abend-Post“ wenigstens hat die Postdebitsentziehung ansehnlichen Aufsprung gebracht, schon aus dem Grunde, weil eine Kontrole und Konfiskation der Zeitungen durch die Privatversendung bedeutend erschwert wird.

Die Urwähler-Zeitung ist eines von denjenigen Blättern, welche der Regierung der schärfste Dorn im Auge sind, weil sie ihre Leser unter den Arbeitern und Handwerkern zählen. Die „Urwähler-Zeitung“ ist ein kleines Blatt in einfachem Quart auf Löschpapier und kostet wöchentlich nur fünf Dreier; das wäre allein schon ein guter Grund, ihre Verbreitung unter den ärmeren Volksklassen zu befördern. Es reicht aber nicht aus, denn die Volksmasse denkt; sie will nicht bloß lesen, was billig, sondern auch was nach ihrem Geschmack ist. Und da trifft denn der kleine Urwähler den rechten Ton. Mit vielem Geschick weiß der Redakteur Bernstein, früher Vorredner bei der Synagoge, einzelne frappante Sujets herauszugreifen und in populärer Sprache zu verarbeiten. Ein Schlagwort genügt ihm zu einem kurzen kräftigen Artikel; oft liefert er ein kleines Meisterwerk populär-politischer Sprache. Die Aufsätze haben, wie der Arbeiter sagt, Hand und Fuß; sie wissen so richtig den rechten Fleck zu treffen und in die Anschauungsweise der Leser einzugehen, daß Lesen und Verstehen eins sind. Lange nachdenken über den richtigen Sinn wollen die Arbeitsleute, die Droschkenkutscher, die Maschinenbauer, die kleinen Handwerksleute auch nicht, die Speise muß ihnen mundrecht gereicht werden, weil sie nicht Zeit haben, große Zurüstungen zum Denken zu treffen. Das charakteristische Wort wird an die Spitze gestellt, und das Uebrige schließt sich folgerecht an; ich erinnere nur an die Artikel über Naunyn: „Wer war voran? — Der Mann mit der goldenen Kette!“ und über den Grafen Arnim, den „Mann von Wortbruch“, den ersten Pair des Reiches. So etwas zündet und bleibt dem Volke; mit dem einfachen Prädikate ist der Mann bezeichnet und für immer an den Pranger gestellt. Freilich ist der Stoff zu solchen Artikeln nicht immer vorhanden, und es gehört zu ihnen die nöthige Kraft des Ausdrucks, die mit der Zeit auch wird schwinden müssen. Deßhalb sollte der „Urwähler“ mehr auf Belehrung und Weiterbildung seines Publikums bedacht sein; das ist aber leider eine Seite, die er bis jetzt zu wenig ausgebildet hat, vielleicht weil das

publizistische Talent Bernsteins sich eben nur in jenen angegebenen Gränzen bewegt. Er zieht es vor, seinen Lesern höhere Politik vorzupredigen, und neigt sich dabei bedeutend zu einer optimistischen Auffassung der preußischen Politik hin; ja es ist ihm arrivirt, sich in der Streitfrage zwischen Preußen und Oesterreich auf die Seite der Gothaer zu stellen, weil er die wahren Absichten der Reaktion nicht gehörig durchschaut hat. Mit der „Constitutionellen“ liebäugelt der Urwähler sehr und druckt ihr oft lange Artikel nach. Sollte diese Richtung die vorherrschende des „Urwählers“ werden, so könnte er leicht einst eben so gefährlich sein, wie jetzt nützlich; denn nichts ist schlimmer, als die Leser mit politischen Phrasen abzufertigen und sie für die Spitzfindigkeiten der Diplomatie zugänglich zu machen. Wenn die Tagesfragen keinen Stoff geben und die Zuchtruthe der Polizei die Schärfe des Ausdrucks bewacht, dann ist es Zeit, das Publikum über die materiellen Fragen aufzuklären, die am tiefsten in das gesellschaftliche Leben eingreifen und von weit größerer Wichtigkeit sind, als alle diplomatischen Phrasen, ja von fast alleiniger Bedeutung. Sich in diesem Fache auszubilden, darauf muß der „Urwähler“ noch sehr bedacht sein.

Die Verbreitung des kleinen Blattes in den Provinzen ist nicht sehr stark, da es nur auf Berlin berechnet ist und von politischen Neuigkeiten nur das Nothdürftigste bringt. Aber in Berlin findet man es überall, in jedem Keller, in jeder Dachstube so gut, wie in den Zimmern der Begütertsten. Es mag hier allein 8 — 10,000 Abonnenten besitzen, und die Bewegung in Berlin ist fast allein in seinen Händen. Manteuffel und Hinkeldei werden deßhalb kein Mittel unversucht lassen, es zu Grunde zu richten. Zu bedauern wäre es nur, wenn Bernstein bei seinem ängstlichen Gemüthe sich allzusehr vor den Preßordonnanzen beugte. Lieber möchten wir das kleine Blatt untergehen, als in Unentschiedenheit und Schwäche dahinwelken sehen. Das Volk, wenn es keine freie Presse mehr besitzt, wird sich schon auf anderem Wege Rath zu schaffen wissen; sehr tief zu beklagen aber wäre es, wenn das freie Wort dadurch in Mißkredit geriethe, daß die Männer, denen das Volk zu vertrauen gewohnt ist, künftig anders sprächen, als bisher. Die Erinnerung an die volle Freiheit ist besser, als der Genuß der verkümmerten.

Ich muß gestehen, daß ich mit einer gewissen Bangigkeit an die Besprechung der „Nationalzeitung“ gehe, mit Bangigkeit deßhalb, weil ich fürchte, man könnte mich mißverstehen und mein Urtheil für ein nicht ganz unparteiisches halten. Vor allen Dingen muß die Demokratie auch unter sich selbst die heilende Sonde der Kritik anwenden und aufrichtig sein nicht nur gegen ihre Feinde, sondern auch gegen ihre liebsten Gesinnungsgenossen. Es ist wahr, die „Nationalzeitung“ hat von allen Organen der preußischen Hauptstadt den bedeutendsten Ruf erlangt und ist ein wirksames Einigungsmittel für die widerstrebenden Ansichten der demokratischen Fraktionen gewesen; sie hat die Sache der Demokratie stets vertreten und selten einen kleinen faux pas gemacht; sie ist niemals zu den Gothaern übergegangen (obgleich sie zur Zeit der Krisis im Erfurter Excellenzenparlament nicht übel Lust dazu bezeigte) und hat sich niemals zur excentrischen Fraktion bekannt; sie hat bei den Wahlen zur Kammer, zum Gewerbe- und zum Gemeinderath sich immer zum Ausdruck der herrschenden Stimmung gemacht —

das Alles, und noch viel mehr Gutes und Löbliches ist wahr und wird ihr Niemand bestreiten. Aber es thut mir leid, die schöne Illusion zerstören zu müssen, die vielleicht in weiten Kreisen über die „Nationalzeitung“ verbreitet ist. Man hält sie dort gewiß für ein Parteiblatt, das von kräftigen und entschiedenen Männern getragen wird; man glaubt gewiß, sie werde stets und ständig eine treue Verfechterin der Demokratie sein und ihre Ueberzeugung nöthigenfalls mit dem Tode besiegeln — man irrt sich. Die „Nationalzeitung“ ist ein reines Geschäftsblatt. Das kann freilich nur der wissen, dem manche schöne Illusion durch einen Blick hinter die Koulissen getrübt wird, weil ihm eben dieser Blick gestattet ist, und Viele werden es mir zum Vorwurf machen, „aus der Schule zu schwatzen“. Aber wozu sind wir Demokraten, wenn wir das alte Maschinenwerk der Regierungspresse noch nöthig haben, wenn wir überhaupt noch „Koulissen“ brauchen? Die „Nationalzeitung“ ist schon im Sommer 1848 von guten Spekulanten gegründet worden, und die Spekulation ist bei ihr die Hauptsache geblieben. Ihr Redakteur, ihre Mitarbeiter sind engagirt worden, um zu schreiben, nicht wie sie denken, sondern wie wohl ungefähr der größere Theil des Volkes denkt, nicht matter, nicht schärfer. Die „Nationalzeitung“ spekulirte auf die Majorität im Volke; diese Majorität ist demokratisch, folglich mußte sie selbst eine demokratische Richtung einschlagen, mußten ihre Leitartikel je nach der ungefähren Stimmung mehr oder weniger opponirend sein. Was einem Blatte den größten Reiz verleiht, daß einzelne, hervorragende Persönlichkeiten ihre Ansichten darin niederlegen und das Volk für dieselben zu gewinnen suchen, mögen sie auch im ersten Augenblick noch so sehr befremden und überraschen — das fehlt der Nationalzeitung ganz. Auf neue Ideen, auf ein Fortentwickeln kommt es ihr nicht an; sie müßte ja fürchten, auf Widerspruch zu stoßen und durch die Aufstellung irgend eines neuen Grundsatzes eine Anzahl Abonnenten zu verlieren. Ihre Leitartikel verarbeiten deßhalb immer nur schon vorhandenen Stoff, und sagen das noch einmal, was alle Welt schon gedacht hat. Spricht sie über nationalökonomische Fragen, in denen sie sehr unsicher ist, so lehnt sie sich gewöhnlich an irgend eine Autorität an, und wird sie deßhalb, wie es schon vorgekommen ist, angegriffen, so weiß sie sich vortrefflich dadurch zu entschuldigen, daß sie nicht ihre Ansicht, sondern die jener Autorität habe aussprechen wollen. Ihre Leitartikel leiden daher an einer ungemeinen Einförmigkeit, die noch dadurch vergrößert wird, daß sie fast sämmtlich von einem und demselben Manne, dem Assessor Paalzow, einem sonst sehr talentvollen Publizisten, geschrieben werden. Schon jetzt werden dieselben sehr wenig gelesen, und bald wird die „demokratische Tante Voß“, wie sie scherzweise genannt wird, auch das mit ihrer Namensschwester in joco gemein haben, daß man nur nach ihren Annonçen und Tagesneuigkeiten sieht, ihre Leitartikel aber ruhig überschlägt.

Redakteur des Blattes ist bekanntlich der Dr. Zabel; ihren Hauptmitarbeiter, den Assessor Paalzow, habe ich schon genannt. Daß sie gut redigirt sei, könnte ich gerade nicht sagen. Sie hat zwar in Paris einen guten Korrespondenten, ihre Nachrichten aus Preußen und dem übrigen Deutschland sind dagegen sehr langweilig und voller Meinungen und Hypothesen, ohne talentvolle Bearbeitung des Stoffes. Aus London hat ihr der frühere Ab-

geordnete und Steuerverweigerer Bucher einige Feuilletonbriefe geschrieben, Ad. Streckfuß lieferte ihr früher die Berichte über die Sitzungen der Volksvereine. Das Feuilleton selbst wird von dem Novellisten Theodor Mügge redigirt, und bringt jetzt, wie früher die „letzten Tage Jakobs“, eine längere Novelle von demselben Schriftsteller, „den Voigt von Silt“, die voller Spannung und Interesse ist, dagegen an Mängeln der sprachlichen Darstellung leidet. Auch Adolph Stahr hat ihr einige Briefe vom Rhein geschrieben.

Die „Nationalzeitung“ ist stark verbreitet und soll gegen 14000 Abonnenten zählen. Diese Verbreitung ist leicht zu erklären, da das Blatt mit nicht unbeträchtlichen Mitteln auf Aktien gegründet wurde und als das demokratische Organ par excellence der preußischen Hauptstadt betrachtet wird und vielen Absatz in den Provinzen gefunden hat. Eine Zeitlang brachte die „Nationalzeitung“ allein telegraphische Depeschen; jetzt ist von ihrem Expedienten, B. Wolff, das telegraphische Korrespondenzbüreau gegründet worden, aus dem alle hiesigen Blätter ihre Depeschen beziehen. Da dieselben aber immer eine Zeitlang zurückgehalten werden, um sie erst bei den auswärtigen (namentlich Breslauer und Stettiner) Blättern zu verwerthen, so ist die „Neue Preußische Zeitung“ auf den gescheidten Einfall gekommen, wieder Originaldepeschen, namentlich aus Paris, zu beziehen, was dem Korrespondenzbüreau bedeutenden Eintrag thun dürfte.

Ueber die Frage, ob der „Nationalzeitung“ der Postdebit gestattet werden solle oder nicht, ist bekanntlich viel debattirt worden, bis dieselbe durch eine Konferenz des Redakteurs Zabel mit dem Minister Manteuffel entschieden wurde. Es ist ihr der Postdebit auch ferner gestattet worden. Was in jener Konferenz abgemacht wurde, weiß ich nicht; aber die „Nationalzeitung“ ist in diesem Quartal fast nur noch ein Register für die politischen Begebenheiten; ihre Leitartikel drehen sich fast nur um auswärtige Fragen. Da hier die Rede von dem Postdebit ist, so will ich nicht unterlassen, Ihnen zur Charakterisirung des „geschäftlichen Betriebs“ der „Nationalzeitung“ noch folgenden Zug mitzutheilen. Es war natürlich, daß die bedrohten Zeitungen mit einander konferirten, wie man der Kalamität der Preßordonnanzen am besten entgegenwirken könne, und man kam überein, den Vertrieb auf Privatwegen durch die Nationalzeitung besorgen zu lassen, weil dieselbe die ausgezeichnetsten Verbindungen besaß. Die Expedition derselben schickte deßhalb auch ein Cirkular an die Buchhändler, in dem über die Bedingungen der Verhandlung das Nöthige stipulirt und besonders hinzugefügt war, daß, wenn auch der „Nationalzeitung“ der Postdebit wieder gestattet würde, dennoch der Vertrieb derselben auf Privatwegen erfolgen solle. „Urwähler-Zeitung“ und „Abend-Post“ hatten sich auf dieses Versprechen verlassen, da kam die Konferenz mit Manteuffel, die „Nationalzeitung“ bedankte sich für die gefälligen Anerbieten ihrer Freunde, wurde nach wie vor durch die Post versendet, und die beiden anderen Blätter hatten vollauf zu thun, um nur noch wenige Tage vor Schluß des Quartals einige Expedienten in den größeren Städten der Provinzen ausfindig zu machen. Aber Untreue schlägt ihren eigenen Mann; wie ich schon oben erwähnte, soll der „Nationalzeitung“ der Verbleib des Postdebits nicht viel genützt haben.

Ich habe über die Nationalzeitung gesagt, was ich zu sagen für durchaus nöthig hielt. Das Volk muß wissen, wem es vertrauen kann; eine

Sache bemänteln, hilft in jetzigen Tagen nichts. Lieber sprechen, was wehe thut, als durch Schweigen Nachtheil bringen. Vielleicht, wenn irgend einer der Mitarbeiter an der „Nationalzeitung“ die deutsche Monatsschrift liest, wird derselbe es für nöthig halten, einige Worte darauf zu erwidern; denn so wenig sie sich sonst um Angriffe bekümmert und sich gewöhnlich auf das hohe Pferd setzt (in ihrer „Zeitungsschau“ erwähnt sie, mit sehr seltenen Ausnahmen, nie der demokratischen Blätter Berlins!), so eilig ist sie mit einer Antwort bei der Hand, wenn irgendwo ihr Lebensnerv, ihr geschäftlicher Betrieb, in's Bereich der Besprechung gezogen wird. Mit scheinbar sittlicher Entrüstung über die „böswilligen Insinuationen“, wie sie die „Abend-Post“ abgefertigt, ist die Sache aber nicht abgethan. **Facta loquuntur.** —

Ich gehe über zur „Abend-Post“. Sie als Organ der äußersten Demokratie zu bezeichnen, wäre unrichtig, denn sie ist bereits über die Gränze der gewöhnlichen Demokratie hinausgegangen, so gut, wie in Ihrer Monatsschrift C. Vogt und L. Simon aus den Schranken der gewöhnlichen politischen Anschauungen herausgetreten sind. Die „Abend-Post“ ist ein Blatt, das schon vom Jahre 1848 her datirt und seit jener Zeit nur den Namen geändert hat. Sie ist hervorgegangen aus dem „Wächter an der Ostsee“, der zu Stettin erschien und von W. Lüders redigirt wurde. Während des Belagerungszustandes siedelte sie nach Berlin über und erschien hier als „Demokratische Zeitung“ unter der Redaktion des Dr. Eduard Meyen weiter. Das Blatt hatte viel Kampf und Plage zu bestehen. Terrain war neben der „National- und Urwähler-Zeitung“ sehr schwer zu erobern, und um demselben größeres Format und weitere Verbreitung zu geben, fehlten dem Dr. Meyen als Privatmann die Mittel. Doch erhielt sich das Blatt, wenn auch durch bedeutende Opfer des Redakteurs und durch das Aufgebot der ganzen geistigen Kraft desselben, die nur von wenigen jugendlichen Gesinnungsgenossen unterstützt wurde. Die Zeitung zählte damals nicht über 7—800 Abonnenten, weil sie für den Handwerker und Arbeiter zu reflektirend geschrieben, für den anspruchsvolleren Zeitungsleser an Mannigfaltigkeit des politischen Stoffes nicht ausreichend war. Ende Januar dieses Jahrs trat Meyen mit dem Assessor Bergenroth in Verbindung, um einen Aktienfond zu gründen, auf dem das Unternehmen weiter geführt werden sollte. Der Plan gelang indessen nur theilweise; dennoch ward das Format des Blattes in groß Folio umgeschaffen und der Titel in „Abend-Post“ verändert, was schon darauf hindeutete, daß man die frühere Richtung, die Wirksamkeit für das Wohl des Volkes, nicht verlassen, wohl aber einen besseren Weg, das Ziel zu erreichen, einschlagen wolle. Zwar trat Bergenroth bald von der Mitredaktion zurück, allein die radikale Freihandelspartei, vertreten durch J. Faucher und J. Prince-Smith, nahm seine Stelle ein, und von diesem Zeitpunkte an datirt der ununterbrochene Läuterungsprozeß, in welchem das Blatt begriffen ist. Die Auffassung der rein politischen Tagesfragen ward keine andere, die materiellen aber traten mehr in den Vordergrund, und die principielle Auffassung des gesellschaftlichen Lebens entwickelte sich von den rein demokratischen Anschauungen zu antistaatlichen, anarchischen, individualistischen. „Es ist Zeit, daß die Illusionen fallen, und daß die Vernunft zu ihrem Rechte komme. Es gilt, in den eigenen Reihen aufzu-

räumen und der falschen Demokratie den Garaus zu machen", so begann ein Artikel über „die Demokratie und den Rechtsboden", und nach diesem Grundsatze nahm die Entwickelung der neuen Principien ihren Anfang, eine Entwickelung, die ich durch einige Citate am besten darlegen zu können glaube. „Die Freiheit ist Selbstbestimmung", so lautet die weitere Definition, „die Freiheit ist der Leichenkarren des Alten, Abgestandenen, das Brechen der Knospe, nicht das Hineinpressen der Menschheit in irgend eine Schranke, die ihr einst vielleicht sehr weit erschien. Diese Auffassung der Freiheit gehört dazu, um sie principiell zu erstreben. Dann wird man Zukunft und Vergangenheit anders auffassen, als die Rechtsmänner der Demokratie. Dann wird man nicht aus den Nationalversammlungen einen Fetisch, aus jedem liberalen Abgeordneten einen Heiligen machen. Dann wird man einsehen, daß durch die Kraftlosigkeit des Volkes seine Vertreter in ihrer Gesammtheit ohne Kraft waren. Dann wird man sich aber auch emancipiren von der Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Repräsentativsystems und von der Heiligkeit und Unfehlbarkeit der Nationalversammlungen .... Es gilt, die Theorie, welche einen Rechtsboden der parlamentarischen Gewalt schafft, als der modernen Demokratie und der Freiheit entgegengesetzt zu bekämpfen und zu beweisen, daß, sich für die Freiheit vertreten zu lassen, mittelalterlich, feudal und unvernünftig sei .... Das allgemeine Wahlrecht gibt keine Garantie für die Freiheit. Als Negation der Kasten- und Geldvertretung hat es seine Berechtigung. Es isolirt; aber den großen Kessel stehen zu lassen, aus dem das Volk sein Heil schöpfen soll, heißt die Freiheit und den Fortschritt negiren. Es gibt kein absolutes, allgemeines Wahlrecht. Schon das Zahlenverhältniß, die Summe aller Wahlen, z. B. in Frankreich, muß zeigen, wie oft es einer Minorität durch Zusammenlegung von Wahlkreisen gelingen kann, die Herrschaft zu erlangen. Wenn Alle wählen sollen, so wird man mit Recht dem allgemeinen Wahlrecht den Vorwurf machen, daß es die Frauen ausschließe. Die entschuldigende Antwort hierauf kann nur eine sophistische sein. Ferner, kann das allgemeine Stimmrecht eine Wahrheit sein, wenn die ganze Misere des Proletariats bestehen bleibt, wenn Leute käuflich sind und andere Leute Stimmen kaufen? .... Die Demokratie, welche auch den in's Republikanische übersetzten Rechtsboden der Repräsentation nicht anerkennt, muß in sich selbst ihre Heilmittel suchen. Sie muß sich selbst konsumiren. Sie wird daher das republikanische System bis in alle Konsequenzen verfolgen und als Gegengewicht gegen die Nationalversammlungen die Provinzen, Gemeinden und Associationen organisiren. Treu dem Grundsatze, „Selbst ist der Mann", wird sie sich bestreben, das Regierungs- oder Polizeisystem immer mehr auf Null zu reduziren. Denn wir sind nicht des Staates wegen da, nicht da, um die Sklaven irgend eines Rechtsbodens zu sein, der uns überkommen. Staat und Gesellschaft, sie sind unsere Mittel, um zum Zweck als freie Menschen zu gelangen. Und wir sollten die Sklaven unserer Werkzeuge sein? .... Emancipiren wir uns nun von dem alten aristotelischen Irrthum, daß der Mensch in den Staat hineingeboren wird, daß er durch höhere Ordnung die Bleikugel der staatlichen Ordnung stets mit sich schleppen muß, so werden wir zum wahren Begreifen der Gesellschaft, der Nothwendigkeit der freien menschlichen Association gelangen".

In dieser Kritik des allgemeinen Wahlrechts wird schon über die bisherigen Begriffe vom Staat hinausgegangen; noch augenscheinlicher wird dieser Schritt gethan in einem Artikel „Panarchie oder Anarchie?“. Es war der „Abend-Post“ von der „Deutschen Reform“ vorgeworfen worden, daß sie die Panarchie erstrebe; dieser Vorwurf wird entschieden zurückgewiesen. „Die Panarchie von Athen ist gefallen wegen ihrer Sklaven, ihrer Kolonieen, ihres Sokrates. Die alte Welt ist untergegangen, weil sie die Panarchie erstrebte und nicht — die Freiheit“. Die Anarchie dagegen gilt es herzustellen, die „panarchische“ Masse aufzulösen und zu sprengen, einen Zustand herbeizuführen, in dem der Einzelne nicht der Sklave der Masse werde, eben so wenig aber, was schlimmer ist, der Sklave eines Einzelnen. Die Majorität ist deßhalb nichts, als eine „vielköpfige Regierung“, die, wenn sie auch noch so gut ist, dennoch das Recht des Einzelnen beschränkt, und die Amerikaner haben sehr gut daran gethan, gewisse individuelle Rechte ganz außer den Bereich der Regierungsdekrete zu stellen. Jede Regierung muß fallen — das ist der Zweck, den die „Abend-Post“ in politischer Beziehung erstrebt, und auf den sie für's Erste durch Aenderung des allgemeinen Stimmrechts, durch Beschränkung der Majoritätengewalt und durch Emancipirung der Gemeinden und Individuen hinarbeitet.

Mit dem Beginne des zweiten Quartals 1850 ließ die „Abend-Post“ auch die Bezeichnung „demokratische Zeitung“ fallen; daß sie dazu Grund hatte und daß ihr dieß Niemand verargen kann, werden die Leser der deutschen Monatsschrift aus den obigen Citaten ersehen haben. So lange die Demokratie noch danach strebt, nach dem Untergange der jetzigen Machthaber die „Staatsgewalt“ in die eigene Hand zu nehmen und die „staatliche Fürsorge“ wo möglich noch viel weiter auszudehnen, als die frühere Regierung, so lange kann die Partei der „Abend-Post“ allerdings nicht mit ihr Hand in Hand gehen; denn sie will, wie sie sich ausdrückt, das Staatsschiff ganz und gar abtakeln und die freie Gesellschaft auf dem Wege der Association und Assekuranzen herstellen. Deßhalb ist sie auch entschieden feindlich gegen den Socialismus und die kommunistischen Tendenzen sowohl Manteuffels als Cabets, und selbst die „Nationalzeitung“ hat von ihr den Vorwurf des „Kommunismus“ hinnehmen müssen, worüber Dr. Zabel natürlich sehr erschrack. Ihre gewichtigsten Gründe zieht die Partei der „Abend-Post“ aus dem nationalökonomischen Gebiete, auf dem sie sich am sichersten fühlt. Die unbeschränkte Freiheit des Individuums gilt ihr darin über Alles, von ihrer Agitation für den Freihandel hat sie sogar den Namen erhalten, obgleich er nicht das Alpha und Omega ihrer Bemühungen ist, die sich eben so gut auf eine konsequente Umbildung der gewerblichen und Landbau-Verhältnisse erstrecken. Es passirt ihr dabei zuweilen, daß sie mit den Absichten der in politischer Beziehung ultra-konservativen Partei zusammentrifft; so z. B. verfolgt sie mit der „Neuen Preußischen Zeitung“ in Bezug auf die Operationen gegen den schutzzöllnerischen Minister v. d. Heydt ein und denselben Weg.

Daß sich die „Abend-Post“ auch zuweilen gegen den Terrorismus der Revolution ausgesprochen, hat ihr oftmals Angriffe, namentlich von Seiten der rheinischen radikalen Blätter, zugezogen, während ein anderer Theil der Provinzialpresse sich energisch auf ihre Seite stellte. Die „Westdeutsche Zeitung“ begann den Kampf nach ihrer eigenthümlichen Weise; will man in-

dessen unparteilisch sein, so muß man zugestehen, daß sie, obwohl manches Treffende von ihr vorgebracht wurde, dennoch den Kürzeren in diesem geistigen Kampfe zog, ähnlich wie die „Trier'sche Zeitung", die sich zu einem in der That ganz unmotivirten Angriffe gegen die „Lauheit und Flauheit" der „Abend-Post" hergab. Daß die „Abend-Post" mit der hiesigen konservativen Presse in stetem Kampfe liegt, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; die „Deutsche Reform" namentlich sucht ihren Lesern durch lange Citate Schrecken und Abscheu vor der destruktiven, anarchischen Tendenz der „Abend-Post" einzuflößen. Auch von der „Nationalzeitung" ist die „Abend-Post" zuweilen angegriffen worden, ohne daß jedoch der Kampf ein ausdauernder gewesen wäre.

Bis zum Beginne dieses Quartals wurde die Redaktion der „Abend-Post" gemeinschaftlich von Meyen und Faucher geführt. Da Meyen jetzt Berlin verlassen hat, so führt Faucher die Redaktion allein, und seit dieser Zeit ist ein sehr unerquicklicher Umschwung in der Haltung der „Abend-Post" eingetreten. Konnte man ihre Tendenz früher als eine radikal-freihändlerische bezeichnen, so ist sie jetzt eine rein-freihändlerische geworden, eine Tendenz, der man leider unter jetzigen Umständen jede Berechtigung auf Erfolg absprechen muß. Man kann es den Leitern der „Abend-Post" nicht verargen, wenn sie bei ihrer Richtung einen Degout gegen alles Politisiren, als durchaus unnütz und überflüssig, bekommen haben. Wenn sie sich aber ganz von aller Politik zurückziehen wollen, so dürfen sie keinen Anspruch mehr darauf machen, eine Zeitung herausgeben zu wollen, und müssen sich auf eine Zeitschrift beschränken. Denn unser Volk steckt noch tief in der Politik, und betrachtet man diese als etwas Ueberflüssiges und stellt die materiellen Fragen als die einzig berechtigten hin, so muß man sich wenigstens Mühe geben, das Volk darüber aufzuklären, daß es im Irrthum ist, sich über diese oder jene Staatsform zu streiten, anstatt für sein materielles Wohl zu sorgen. Das Dasein der politischen Streitfragen läßt sich nun einmal nicht dadurch wegläugnen, daß man sie ignorirt, und geht die Redaktion der „Abend-Post" auf dem jüngst eingeschlagenen Wege weiter, so wird sie sehr bald an dem Erschlaffen der öffentlichen Theilnahme für ihre Bestrebungen empfinden, daß sie einen Boden anticipirt, den wir noch lange nicht betreten haben. In England, wo jeder Partei alle Mittel erlaubt sind, zu ihrem Ziele zu gelangen, reicht die Agitation aus; bei uns, wo die politischen Schranken erst noch zu bewältigen sind, wo Niemand die rohe Brutalität hindert, mit einem Schlage zu vernichten, was ihr im Wege steht, muß man vor allen Dingen an die Beseitigung der rohen Willkür denken, welche die friedliche Agitation unmöglich macht. Insofern hat die freihändlerische Partei ein großes Verdienst, als sie uns die Wege zeigt, welche in einem freien Staate die Gesellschaft zum Frieden und zum Glücke führen; dieser freie Staat muß aber erst geschaffen werden, und es ist ein tiefer Irrthum, wenn man glaubt, daß er unter den jetzigen Umständen durch eine friedliche Bewegung erreichbar sei. Will die freihändlerische Partei Erfolge von ihrer Wirksamkeit sehen, so muß sie zu gleicher Zeit radikal sein: d. h. sie muß die Umänderung und Vernichtung der Regierungssysteme als Mittel betrachten, um zu ihrem Zwecke, der Verwirklichung der freihändlerischen, individualistischen Principien zu gelangen. Und wenn sie auch die Augen zumacht und die jetzige Misere der Politik nicht sehen will: der Schlag, von

dem sie selbst jetzt betroffen worden, sollte ihr die Augen öffnen und ihr begreiflich machen, daß vor allen Dingen diejenige Staatsform zu beseitigen sei, welche sogar die Debatte über die Principien der Freihandelspartei unmöglich macht. Somit hat Manteuffel wirklich recht, wenn er sagt: „die Leitartikel der Abend-Post gefielen ihm ganz gut; sie theoretisirten so hübsch“. Man wird mir antworten, daß man zuerst über alle Theorieen gelacht habe, bis sie sich verwirklichten; ich aber sage: Oeffnet doch heute dem Handel Thür und Thor, proklamirt doch die Gewerbefreiheit, schafft doch den Staat ab, oder vor allen Dingen, sorgt doch dafür, daß man Euch reden lasse, wie er abzuschaffen sei. Vom Boden des Vorhandenen aus müßt Ihr operiren und nicht zwischen der fatalen Wirklichkeit und der idealen Zukunft schweben, so daß Ihr die eine nicht verlassen und die andere nicht erreichen könnt; schon zeigt der Doktrinarismus Eurer Artikel, daß Ihr von nicht vorhandenen Prämissen ausgeht, bald wird die Theilnahmlosigkeit des Publikums Euch belehren, daß Eure Worte auf einen Boden fallen, den der aufreißende Pflug der Revolution noch lange nicht genug gelockert hat!

Es wäre sehr traurig, wenn die „Abend-Post“ auf diesem zuletzt eingeschlagenen Wege weiter ginge. Die Umsicht, mit der sie neben den politischen auch die materiellen Fragen zu behandeln wußte, hat ihr im Laufe eines Quartals allein tausend Abonnenten zugeführt; die Theilnahme dürfte sich aber gewiß verringern, wenn die bei uns leider nur zu sehr berechtigte Politik von ihr ganz in die Rumpelkammer geworfen würde. Es möchte ihr sonst begegnen, daß sie an einem schönen Morgen des neuen Quartals die Vernichtung des Staates dekretirte und die Abonnementsliste keinen Menschen aufwiese, der ihr Dekret auch nur lesen wolle. Faucher nimmt Alles zu sehr auf die leichte Achsel, das hat sich bei der Führung des Blattes selbst gezeigt. Kurz nach Erlaß der Preßordonnanz kündete er an, daß die Zeitung trotz derselben fortbestehen würde, so daß alle Welt glaubte, die Kaution sei schon herbeigeschafft, und Jedermann seine Beiträge zurückbehielt. Nun, am Zahlungstermin, stellt sich heraus, daß die 5000 Thaler nicht zusammen sind, und die „Abend-Post“ muß dreimal wöchentlich erscheinen. Ein sehr harter Schlag, der das Blatt leicht ruiniren dürfte, namentlich, wenn die drei Leitartikel in der Woche von der Abschaffung des Staates handeln, während in Schleswig-Holstein noch für die Nationalität Blut fließt.

Die unermüdliche Thätigkeit des früheren Hauptredakteurs, des Dr. Meyen, ist zur Genüge schon aus der vormärzlichen Zeit bekannt; Faucher, jetzt alleiniger Redakteur, genießt ebenfalls eines verbreiteten Rufes als Nationalökonom; auch Prince-Smith ist wegen seiner freihändlerischen Wirksamkeit oft und seit langer Zeit genannt worden. Mit Meyen haben sich die jugendlichen Kräfte, die dem Blatte ihre aufopfernde Unterstützung zu Theil werden ließen, fast sämmtlich zurückgezogen, da sie wenig Erfolg von der jetzigen Wirksamkeit desselben erwarten. Es sind nur jene Leute zurückgeblieben, die theils reine Freihändler mit stark aristokratischem Beischmack, theils zu blasirt sind, um für irgend Etwas Partei zu ergreifen. Es waltet in der frischen Schöpfung Meyen's ein leidiger, berechnender Krämergeist, der hoffentlich bald durch bessere Einsicht verscheucht werden wird.

Das Feuilleton der „Abend-Post“ ist stets sehr mannigfaltig, aber ohne

gehörige Ordnung redigirt gewesen. Ihre Leser zählt die „Abend-Post“ vorzugsweise unter den Radikalen der gebildeten Stände, doch hat sie sich durch die Behandlung der materiellen Fragen auch Eingang in den Arbeiterklassen zu verschaffen gewußt, und ihre Abonnentenzahl hat, wie erwähnt, im letzten Quartal um das Doppelte zugenommen. Es kommt darauf an, sie zu erhalten und zu vermehren.

Sollte ich mich zu lange bei der „Abend-Post“ verweilt haben, so mag es zu meiner Entschuldigung dienen, daß Strebsamkeit und Fortentwickelung immer mehr Berücksichtigung verdienen, als das stabile Ausharren auf einem vielleicht noch so anerkennenswerthen Standpunkte. Hiezu kam aber noch, daß ich glaube, die deutsche Demokratie wird bald in immer größeren Kreisen jenen Entwickelungsgrad durchzumachen beginnen, wie ich ihn oben bei der „Abend-Post“ bezeichnet habe. Es tauchen fast überall in Deutschland Stimmen auf, die weiter gehen wollen, als bisher geschehen, und ihre Anzahl würde sich vermehren, wenn nicht überall das Schwert der Gerechtigkeit ihren Lebensfaden abschnitte. Von den Blättern, die mehr oder weniger in der Richtung der „Abend-Post“ gehen, nenne ich hier nur die „Westdeutsche Zeitung“ (in Bezug auf das Repräsentativsystem), die „Neue Oderzeitung“, die „Magdeburger Zeitung“, die leider eingegangenen „Demokratischen Blätter“ in Ratibor, und die sehr tüchtige „Hornisse“ in Kassel, die ebenfalls principiell über die Stufe des schärfsten Radikalismus hinausgegangen ist.

So wäre denn meine Skizze über die größeren Parteiorgane hierselbst beendigt, wenn mir nicht noch eingefallen wäre, daß es hier auch eine sogenannte „Vossische“ und eine „Spenersche Zeitung“ gibt. Man ist so sehr gewohnt, diese Blätter als reine Neuigkeitsboten zu betrachten, daß sie niemals erwähnt werden, wenn von dem Urtheile der Presse über irgend ein Ereigniß die Rede ist. Ich werde mich deßhalb bei ihnen nicht aufhalten. Die Leitartikel beider Blätter strotzen stets von blähendem Unsinn, und die „Tante Voß“ ist wegen ihrer auf das Blödsinnigste sich widersprechenden Angaben weltberühmt geworden. Selbst die Philister, denen eines von den beiden Blättern Bedürfniß gewesen, schämen sich derselben immer mehr, namentlich ist die „Vossische Zeitung“ so in Verruf gekommen, daß sie statt ihrer vormärzlichen 23000 Abonnenten jetzt höchstens noch 8—9000 zählt. Die „Spenersche Zeitung“ ist etwas besser redigirt, steht aber dennoch ebenfalls auf dem Standpunkte vollkommener politischer Unmündigkeit, und hat gleichfalls sehr viele Abonnenten eingebüßt. Als Register für alle möglichen Nachrichten, namentlich Berliner Klatschereien, sind dagegen beide Zeitungen vortrefflich zu gebrauchen, und das ist der einzige Grund, weßhalb sie überhaupt noch gehalten werden. Ihre Leitartikel liest Niemand, und kein Mensch verlangt von ihnen Geist.

Daß ich unter der Bezeichnung „Tagespresse“ nicht die hier erscheinenden Theater-, Musik- und anderen Zeitungen mit inbegriffen habe, versteht sich von selbst. Auch über unseren „Staats-Anzeiger“ läßt sich nichts sagen. Dagegen erlauben Sie mir noch die kleine „Bürger- und Bauernzeitung“, gewöhnlich der „Hahn“ genannt, zu erwähnen. Sie erschien nur dreimal wöchentlich im Verlag von Hempel, und wurde von O. Ruppius gegründet. Dieser verstand es so meisterhaft, den Volkston zu treffen, daß dem Blatte bald zahlreiche Leser zuströmten und seine Verbreitung namentlich

in der Mark eine sehr bedeutende wurde. Nachdem Ruppius geflüchtet, übernahm Krahmer die Redaktion, und da auch dieser wegen Preßvergehen die Stadt verlassen mußte, so hatte Dr. Adolf Wolff, früher Mitarbeiter der Zeitungshalle und Verfasser der „Berliner Revolutionschronik", die Redaktion des sehr wirksamen Blattes übernommen. Gleichwohl ist sie eingegangen, wie auch die „Neuesten Nachrichten", redigirt von Dr. Hirsch, und der „Berliner Volksbote", redigirt unter Verantwortung der Gerhard'schen Verlagshandlung, der Preßordonnanz erlegen sind. Die „Neuesten Nachrichten" waren ein obskures Blättchen, das den „Urwähler" verdrängen sollte, indessen so ungeschickt redigirt war, daß es nicht über 300 Abonnenten hinaus kam. Daß der „Berliner Volksbote" eingegangen, ist kein Wunder. Er sollte monatlich erscheinen, und der erste Bogen ward erst im April dieses Jahrs ausgegeben, wo die Witterung für neue demokratische Blätter nicht mehr günstig war. Die beiden Bogen im April und Mai enthielten Aufsätze von Berends, Dr. Waldeck, Paalzow und Meyen; mit der Zeit würde der populäre Ton dieser Schriftsteller wohl Eingang im Volke gefunden haben.

Ueber unseren unübertrefflichen, von Dohm, Kalisch und R. Löwenstein redigirten „Kladderadatsch" brauche ich Ihnen wohl nichts zu schreiben. Mitarbeiter ist ganz Berlin, und gelesen wird er in ganz Deutschland. Ueber ihn viele Worte machen, hieße Eulen nach Athen tragen. Witzblätter müssen gelesen, aber nicht kritisirt werden.

Wenn Ihre Leser nun noch einmal mit mir einen kurzen Blick auf die Berliner Tagespresse zurückwerfen wollen, so werden sie sehen, daß es um dieselbe noch immer herzlich schlecht bestellt ist. Nicht dem kleinsten Londoner Blatt dürfen unsere großen Zeitungen das Wasser reichen; keine einzige ist so eingerichtet, daß sie alle Bedürfnisse der Leser befriedigte. Die „Vossische Zeitung" bringt zwar Nachrichten genug, ist aber wegen ihrer albernen Politik unausstehlich; die übrigen Blätter bringen zu viel Politik und zu wenig Handels-, Börsen-, Kunst-, Wissenschafts- und Tagesnachrichten, ein Fehler, an dem die gesammte deutsche Presse leidet. Kein Blatt ist vorhanden, in dem die Leser Alles fänden, was sie suchten, wie in einem Londoner Tagesblatte. Die „Abend-Post", die der Londoner Presse nacheifern wollte, und deren Redakteure den Mangel einsehen und ihm abzuhelfen wünschen, haben keine Mittel dazu, ein ausgebreitetes Reportsystem einzuführen. Die übrigen Zeitungen gehen den alten Schlendrian.

So hätte ich denn die „Rose noch gepflückt, eh' sie verblüht". Soll ich mein aufrichtiges Urtheil aussprechen, so glaube ich, wird sie bald verwelkt sein. Ueber kurz oder lang wird die demokratische Presse vernichtet sein, wohlverstanden die demokratische; von den Blättern, die bis jetzt vielleicht zu ihr zählten, und künftig zu politischen Registern werden, spreche ich nicht. Es ist traurig, aber man muß sich keine Illusionen machen; hat doch die „Deutsche Reform" schon gesagt, die Preßordonnanz sei nur eine „provisorische Maßregel" gewesen, es würde noch besser kommen. Wir müssen uns also bei Zeiten auf den Untergang unserer Lieben gefaßt machen, und können für den Augenblick nichts thun, als das Volk zum muthigen Ausharren zu ermahnen und ihm von Neuem den alten Spruch zurufen:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

A. M.

Die Einverleibung Schleswigs in Dänemark.

Altona, Mitte September.

Die fortschreitende Einverleibung Schleswigs in das Königreich Dänemark oder in den zu errichtenden dänischen Gesammtstaat ist nächst der Unterzeichnung des Londoner Protokolls durch den österreichischen Bevollmächtigten das einzige Faktum in der schleswig-holstein-dänischen Angelegenheit seit den letzten vier Wochen. Die Hauptmaßregeln, welche vorläufig, bis auch die dänische Verfassung vom 5. Juli 1849 auf Schleswig ausgedehnt werden kann, jene Incorporation bezeichnen und vorbereiten, sind: das durchgreifende Aufräumen unter den schleswigschen Beamten und die angefangene Zolleinigung zwischen Dänemark und Schleswig. Urtheile man über den innern Werth dieser Maßregeln wie man wolle, erkenne man sie als für sich allein nicht ausreichend, um das Land dauernd an das erobernde Reich zu ketten; sie zeigen wenigstens, daß die Dänen den Muth haben, für die Erreichung ihrer Zwecke rücksichtslos alle Mittel zu ergreifen. Die Statthalterschaft dagegen unternahm nichts, wodurch der Zusammenhang Schleswigs mit Holstein und mit dem deutschen Reiche zu einem unauflöslichen hätte werden können. Sie war unbekümmert darum, daß das ganze Nordschleswig (mit Ausnahme der deutschen Enclaven) sich durch kein Band mit Deutschland verknüpft fühlte, und darum hier mit Gleichgültigkeit, dort mit lebhafter Sympathie die hereinkommenden Dänen empfing, von denen bekannt war, daß sie das Volk gerade nach der entgegengesetzten Seite hinzuziehen bestimmt seien, als wohin es die Statthalterschaft *) hatte richten wollen; ihr kam es als einer beschränkten, über den Geist ihres engeren Vaterlandes in keiner Weise hinausgehenden Regierung nicht bei, das Volk von Schleswig durch freie Institutionen sich zu verbinden und Deutschland anhänglich zu machen; ihr schien es genug, daß die Verfassung vom September 1848 von der Landesversammlung beschlossen war; vergebens suchen wir eine That, wodurch sie wenigstens das Bestreben an den Tag gelegt hätte, das Volk zum Verständniß dieser Verfassung zu führen; selbst unbekannt mit der modernen Richtung, zum wenigsten nicht mit ihr befreundet, ließ sie vielmehr das Volk in den Fesseln des hierarchischen, der Politik feindlichen Unterrichts, und hatte ein frommes Vergnügen an dem jetzt doch als nutzlos erwiesenen Widerstande nordschleswigscher Priester gegen die Eulenburg-Tillisch'sche Landesverwaltung; zog sie sich in Betreff der nothwendigsten Institute der wahren Freiheit (Befreiung des Grund und Bodens, Beseitigung des Zunftzwanges und aller Monopole, Oeffentlichkeit des Gerichtswesens, Geschworene, Civilehe, Trennung der Kirche vom Staat u. s. w.) hinter den Vorwand zurück, daß es ihr nicht wohl anstehe, allzuweit der freien Willensentschließung des Landesherrn vorzugreifen; begnügte sie sich mit der diplomatischen Vertretung der für die wahre Freiheit unergiebigen Landesrechte und der Bildung einer Armee nach den alten Formen der Zopfzeit, ohne irgendwelche originelle Schöpfung; unterdrückte sie die angefangene Bildung einer Volksbewaffnung und erhielt sie so dem Lande denjenigen Charakter innerer Unfreiheit, welchen die Vorzeit überliefert hatte. Nie hat eine Regierung mehr Beruf und bessere Gelegenheit gehabt, einen Staat im Geiste der modernen Bildung zu regene-

*) Die Statthalterschaft, die „gemeinsame Regierung" und die „provisorische Regierung" gelten uns hier als eine und dieselbe Regierung, weil sie alle drei wesentlich denselben Charakter hatten und zum Theil auch aus denselben Personen bestanden.

riren, und nie hat eine mit größerer Stumpfsinnigkeit diese Gelegenheit versäumt. Die Folgen sind eingetreten und werden sich zur Befriedigung Derjenigen, welchen das Kokettiren mit dem legitimen Charakter der „Erhebung" von Anfang an verhaßt war, und zum Staunen Derjenigen, welche hier ein zweites Ungarn erblicken wollten, immer mehr offenbaren. Ganz Nordschleswig und ein bedeutender Theil des südlichen ist bereits ohne ein anderes Zeichen des Widerstandes als die Flucht vieler Deutschgesinnten den Dänen in die Hände gefallen. Vergebens sucht man in der Volksmasse das tiefere Interesse an der Zugehörigkeit zu Holstein und Deutschland, welches hätte erzeugt werden müssen, wenn die Eroberung für die deutschgesinnte Partei gesichert sein sollte. Kein Guerillakrieg wird von den Bewohnern geführt, nur ganz vereinzelt erscheint irgend ein Trotz gegen die Dänen, der, weil er sich auf kleine, unbedeutende Dinge richtet, den Charakter des Kindischen an sich trägt. Die Ergebung ist eine so allgemeine und rückhaltlose, daß man anzunehmen versucht ist, es seien überhaupt nur die jetzt Entflohenen oder gewaltsam Weggebrachten gewesen, welche Deutschland zu überreden gesucht, daß Schleswig von Sympathieen für Deutschland erfüllt sei.

Nachdem nun mit der definitiven Vereinigung der europäischen Mächte für die Erhaltung (genauer: Begründung) des dänischen Gesammtstaats die letzte Aussicht für ein selbstständiges Schleswig-Holstein geschwunden ist, und sogar ein entscheidender Sieg der von Willisen kommandirten Armee nur dann seinen Zweck erreichen würde, wenn, was durchaus nicht zu erwarten, die Statthalterschaft dem Willen der Mächte offen und mit Selbstverleugnung entgegentreten wollte: so gilt es, unbefangen die Lage zu betrachten, in welche Schleswig durch die Zuziehung zu dem dänischen Gesammtstaat versetzt wird. Wir wählen mit Fleiß diesen allgemeinen Ausdruck: Zuziehung zu dem dänischen Gesammtstaat, weil er in Betreff der größeren oder geringeren Selbstständigkeit, welche den Herzogthümern innerhalb der dänischen Monarchie verbleiben soll, ziemlich elastisch ist, und weil eine „Einverleibung" in die letztere zwar faktisch ohne allen Zweifel eintreten, aber dem Namen nach für jetzt wenigstens nicht erfolgen wird.

Die Zwischenstellung Schleswigs, vermöge deren es weder eine dänische Provinz, noch (faktisch) ein selbstständiger Staat war, konnte nur so lange bestehen, als in allen Theilen des dänischen Staatenkomplexes der Absolutismus herrschte, und verworrene politische Zustände bei dem Mangel an Theilnahme des Volks an der Politik sich erhalten konnten. Gegenwärtig, wo Dänemark ein konstitutioneller Staat ist, und Holstein schon um Dänemarks willen eine konstitutionelle Verfassung nicht versagt werden kann, wo das gesteigerte Interesse des Volks an den öffentlichen Zuständen zur festen Gestaltung und Abgrenzung der politischen Verhältnisse drängt, muß auch Schleswigs Stellung eine bestimmte und durchsichtige werden, so daß an eine vollständige Wiederherstellung des Zustandes, welcher vor 1848 war, nicht gedacht werden kann. Nun ist nur entweder S e l b s t s t ä n d i g k e i t Schleswigs als eines besonderen, mit Dänemark durch Personalunion verbundenen Staates, oder A n s c h l u ß desselben entweder an Holstein oder an Dänemark denkbar. Einem besonderen konstitutionellen Staate Schleswig neben den ebenfalls konstitutionellen Staaten Holstein und Dänemark widerstreben aber alle Verhältnisse und der Geist der Neuzeit dazu. Dieser Miniaturstaat von 400,000 Einwohnern auf 164 Quadratmeilen müßte sein eigenes verantwortliches Ministerium haben, das in Schleswig oder in Flensburg seinen Sitz hätte; müßte seine eigenen Finanzen, seinen eigenen Militär- und Seeetat haben und ein eigenes Zollgebiet bilden; also drei Ministerien für Holstein,

Schleswig und Dänemark, drei Finanz- und Militärverwaltungen, wohl gar drei Zollsysteme und Zollgebiete; welche Getheiltheit der Geschäfte! welche Beamtenmasse! welche Kostspieligkeit der Staatsverwaltung! und welche Schwierigkeit der Uebersicht! Ein so künstliches, gleichsam wie zum Scherz errichtetes Gebäude dreier kleiner, durch Personalunion mit einander verbundener konstitutioneller Staaten ist in gegenwärtiger Zeit, wo Alles auf Vereinfachung des Staatswesens hinstrebt, wo die Vervielfältigung und Erleichterung der Verkehrsmittel überall auf Anschluß und Vereinigung, statt auf Absonderung und Fürsichsein hinweist, undenkbar. Mit der vor dem Jahre als Friedensbasis aufgestellten „Selbstständigkeit Schleswigs" ist es auch weder von dänischer noch von deutscher Seite ernstlich gemeint gewesen; beide Theile rechneten auf die innere Unmöglichkeit und die sich von selbst vollziehende Wiederaufhebung dieser Konstruktion. Es bleibt demnach nur die Vereinigung Schleswigs entweder mit Holstein oder mit Dänemark zu einem Staatsganzen übrig. Die erstere wäre nur zugleich mit der Einverleibung Schleswigs in das deutsche Bundesgebiet zu ermöglichen, weil sonst Schleswig nicht unter denselben Gesetzen stünde, wie Holstein, und die schleswig-holsteinische Landesversammlung keine einheitliche Bahn verfolgen könnte; jene Einverleibung ist aber durch den unglücklichen Ausgang, den die deutsche Einheitsbewegung im Jahr 1848 genommen hat, für's Erste gänzlich verloren; sie würde von den europäischen Mächten selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß die schleswig-holsteinische Armee ungehindert ganz Schleswig den Dänen wieder abnähme, nicht zugestanden werden; der einzige Zeitpunkt, wo die feste Hereinziehung Schleswigs an Deutschland möglich war, ist ungenützt vorübergegangen und läßt sich durch kein Glück der Schlachten gegenwärtig wieder zurückrufen. Folglich bleibt in der That nichts Anderes übrig, als die nähere Verbindung Schleswigs mit Dänemark. Sie ist, wenn die übrigen europäischen Verhältnisse sich nicht ändern, die Konsequenz der Geschichte. Ob sie zunächst als bloße Anschließung Schleswigs an den dänischen Verfassungsorganismus, unter Beibehaltung des Namens „Herzogthum," und unter Belassung oder auch Neu-Konstruirung verschiedener Verwaltungsbesonderheiten, oder ob sie sogleich als vollständige Incorporation erfolgt, so daß Schleswig in eben dem reinen Sinne dänische Provinz wird, wie jetzt Jütland ist, vielleicht gar unter dem Namen „Südjütland," bleibt sich ziemlich gleich; das Erstere würde nur eine einstweilige Concession an den der Incorporation widerstrebenden Sinn vieler Bewohner und an das von den Mächten wenigstens zum Schein respektirte historische Recht sein, die sich in der Forteutwickelung der Verhältnisse, welche überall eine immer weiter gehende Ausgleichung ist, auch ohne Zuthun der dänischen Nationalpartei, von selbst aufheben würde. Das gegenwärtige Vorherrschen der sogenannten Gesammtstaats-Partei in Dänemark, und bestimmte Versprechungen, welche von dem dänischen Kabinet neuerdings gegeben sein sollen, lassen in Verbindung mit der Legitimitätspolitik der Mächte erwarten, daß eine das Bestehende möglichst schonende Anschließung Schleswigs an die dänische Monarchie der revolutionären Incorporation für's Erste wird vorgezogen werden.

Diese Konsequenz würde sich in ihrer Verwirklichung selbst zerstören, wenn die Zustände der Bewohner Schleswigs der Anschließung an Dänemark in der That so weit widerstrebten, als dieß öfter von schleswig-holsteinischer Seite behauptet worden ist. Es sind ganz vorzüglich die Sprachverhältnisse, welche gegen das Vereinigungsprojekt geltend gemacht werden. Man hat öfter bald aus Unkenntniß, bald mit bewußter Entstellung der Wahrheit Schleswig als ein deutsches Land hingestellt, und die dänischen Bewohner als eingewanderte Dienstboten, Schiffer, Fuhrleute 2c.

bezeichnet. Nun spricht aber die größere (nördliche) Hälfte Schleswigs einen dänischen Dialekt, und die Friesen auf den westschleswigschen Inseln haben noch eine besondere Sprache, die wenigstens eben so weit von der plattdeutschen als von der dänischen abweicht. Die Zuziehung des ganzen Schleswig zu dem dänischen Verfassungsorganismus ist also mindestens keine größere Unnatürlichkeit, als die Zuziehung des ganzen Schleswig zu einem Staate Schleswig-Holstein, in welchem das Deutsche die Staatssprache ist. Wenn Schleswig nicht getheilt werden soll, wogegen ja gerade die schleswig-holsteinische Partei als gegen einen tiefverletzenden Akt am Lebhaftesten opponirt hat, so werden die südschleswigschen Deutschen eben so gut Deputirte zu der Reichsversammlung des dänischen Kopenhagen senden können, wie die nordschleswigschen Dänen früher Deputirte nach den deutschen Städten Schleswig und Kiel gesendet haben. Die eine Zumuthung ist nicht größer als die andere. Der gleiche Uebelstand, wie der hier in beiden Staatskonstruktionen vorhandene, tritt überall ein, wo ein Staat eine Sprachgrenze in sich schließt. Ihm kann nur dann gründlich abgeholfen werden, wenn sämmtliche Staatsbürger beide Sprachen erlernen, und in den öffentlichen Verhandlungen beide vollkommen gleiches Recht haben. In letzterer Beziehung müßte es das Bestreben der nach Kopenhagen gewählten südschleswigschen Deutschen sein, der ehemals in Kopenhagen sehr viel gebrauchten deutschen Sprache bei den Reichstagsverhandlungen zur Gleichberechtigung mit der dänischen zu verhelfen; so wie im Jahr 1842 einige dänische Nordschleswiger den vergeblichen Versuch machten, die dänische Sprache bei den Verhandlungen des schleswigschen Provinziallandtags zu introduziren. Immer von Neuem müssen sie mit der deutschen Sprache hervortreten; wenn dann der Nationalfanatismus auch in Kopenhagen besseren Bestrebungen wird Raum gemacht haben, wird auch dort die Gleichberechtigung der deutschen Sprache eben so selbstverständlich sein, wie auf dem Friedenskongresse in Frankfurt die Zulassung französischer und englischer Reden sich von selbst verstand.

Ein zweites Hinderniß der näheren Verbindung Schleswigs mit Dänemark wird aus den Verwaltungsverhältnissen des ersteren abgeleitet. Die Herzogthümer hatten in der deutschen Kanzlei in Kopenhagen (die, 1688 unter diesem Namen gegründet, 1806 nach der Einverleibung Holsteins in Dänemark „schleswig-holsteinische Kanzlei“ genannt wurde und 1816 sich zu einer „schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei“ umgestaltet hat) eine gemeinsame Oberregierungsbehörde; sie haben in der „Christiana-Albertina“ eine gemeinsame, von dem Herzog Christian Albrecht zu Gottorf gestiftete Universität; sie haben seit 1834 ein gemeinsames Oberappellationsgericht zu Kiel und eine „schleswig-holsteinische Regierung“ und „Statthalterschaft“ auf Gottorf. Dennoch sind in dem letztgenannten Jahre besondere Provinzialstände für Holstein und für Schleswig errichtet worden, und gilt seit dem Mittelalter in Holstein, dem Bestandtheile des deutschen Reichs, das römische Recht, während in Schleswig dieses von jeher unbekannt gewesen, und von Waldemar II. 1240 das „jütsche Lov“ eingeführt worden ist, da Schleswig bis zu dem Staatsakte von 1460 ein dänisches Lehen war. Das Indigenatsrecht war zwischen Dänemark und den Herzogthümern ein gemeinsames; Deutsche gelangten zu den höchsten Staatsstellen in Dänemark, und Dänen wurden auf vielen Verwaltungsposten der Herzogthümer angestellt. Die Störung, welche in den schleswigschen Verwaltungsverhältnissen durch deren Unterordnung unter die dänischen Ministerien eintritt, wird in der That, nachdem die Flensburger Landesverwaltung Alles unterwühlt und die Abtrennung von Holstein nach allen Seiten hin vorbereitet hat, eine sehr geringe sein. Die mög-

lichst größte Freiheit muß die nothwendigen Veränderungen begleiten. Wenn ein schleswigsches oder ein dänisches Appellationsgericht die Funktionen des Kieler für Schleswig übernimmt, wenn die Behörden daselbst unmittelbar von den höchsten dänischen ressortiren: so muß dagegen der Besuch der Universität Kiel den Schleswigern auch künftig ebenso gestattet sein, wie Holsteiner und Schleswiger bisher in großer Menge in Kopenhagen studirt und die übrigen Bildungsanstalten dieser Stadt, namentlich die Kunst- und Militärinstitute, benutzt haben. Und so muß überall Freiheit der Bewegung zwischen Dänemark und den Herzogthümern verstattet bleiben.

Die national-ökonomischen Fragen werden als die wichtigsten bei der Verbindung Schleswigs mit Dänemark und bei der Ausdehnung des dänischen Gesammtstaats auf das Herzogthum Holstein hervortreten. Die dänische Regierung hat bereits selbst die wichtigste Gefahr abgewendet, welche für den schleswigschen Handel und für das mit Schleswig in Verkehr stehende Ausland in der unmittelbaren Gleichsetzung der schleswigschen Zölle mit den viel höheren dänischen lag *). Sie hat durch das Anfangs dieses Monats veröffentlichte Zolleinigungsgesetz die dänischen Zölle im Ganzen auf den Fuß der schleswigschen herabgesetzt, und nur wenige der letzteren, um der Staatskasse einen vorläufigen Ersatz zu gewähren, erhöht, so daß mit der angefangenen Zolleinigung zwischen Dänemark und Schleswig ein bedeutender Fortschritt zur Handelsfreiheit gemacht ist. Der Handel nach Schleswig hat also nicht denjenigen Schlag erlitten, der ihm durch eine unmittelbare Einverleibung Schleswigs in Dänemark und damit in das dänische Zollsystem bevorstand. Dazu ist durch die fast gänzliche Aufhebung der jütisch-schleswigschen Zollgrenze (welche nur noch für einzuführenden Branntwein besteht) dem Handel der Schleswiger nach Jütland eine bedeutende Erleichterung gewährt worden. Der Vortheil, der aus der Zollvereinigung für Schleswig hervorgeht, ist also überwiegend, namentlich da die eingetretenen Erhöhungen ausdrücklich nur als eine vorübergehende Kriegssteuer von dem Kommissär Tillisch hingestellt worden sind. Wenn, wie es die Absicht der dänischen Regierung ist, auch Holstein zu dem dänisch-schleswigschen Zollgebiet zugezogen wird, und die Handelspolitik dieser drei Länder, welche völlig-gleiche natürliche Verhältnisse haben und also auf gemeinsame Zollgesetze hingewiesen sind, im Wege der Herabsetzung der Zölle fortschreitet, so ist der Vortheil, der allen dreien in nationalökonomischer Beziehung aus der Vereinigung erwächst, sehr bedeutend. Nur Altona, das hinsichtlich der Zollgesetzgebung als Ausland betrachtet wird, verliert augenblicklich durch die Anschließung Schleswigs an das dänische Zollsystem, welche den Vortheil seiner Privilegien auf weniger als die Hälfte herabsetzt. Vielleicht, daß die Vergünstigung, welche dem Absatz seiner Produkte nach den Herzogthümern bisher gewährt war, nach Herstellung des Friedens diejenige Ausdehnung erhält, daß auch nach dem Königreich, Schleswig eingeschlossen, seine Waaren unter den bisherigen Bedingungen den freien Zutritt erhalten.

*) Wie groß der Abstand zwischen beiden war, möge aus folgenden Beispielen erhellen: Für 100 Pfund ungefärbtes Baumwollengarn und Baumwollenwatten ist der schleswig-holsteinische Zoll (jetzt nur noch holsteinische) ohne Begünstigung 3 Mark 27 Schill., mit Begünstigung nur $2\frac{1}{2}$ Schill.; der dänische 15 Thlr. Cour. Für 100 Pfund bunte Waaren beträgt der schleswig-holsteinische Zoll 30 Thlr., der dänische 125 Thlr.

Der Friedenscongreß in Frankfurt a. M., am 22., 23. und 24. August.

Ein Friedenscongreß auf dem gährenden Vulkane der alten Welt, an dessen Fuß noch zerstörte Saaten, Trümmer und Asche von den kaum beendeten Ausbrüchen zeugen, während ein unheimliches Grollen im Innern die rastlose Thätigkeit der feurigen Kräfte verräth, eine friedliche Versammlung von ein paar Hundert schlichten, einfachen Menschen mitten in einer Welt, die sich müde ringt in fast unlöslichen Gegensätzen und Widersprüchen, in einer Stadt, der Geburtsstätte unseligen Streites und Haders, in einer Zeit, die Europa als ein großes Heerlager, in Waffen starrend, sieht! Und fragt Ihr: was die Tausende und abermals Tausende von Bayonetten bedeuten sollen, so wird Euch die Antwort: die Erhaltung des Friedens, der Sicherheit und der Ruhe. Seltsam! wie wenn man uns glauben machen wollte, der Hungertod sei das beste und sicherste Mittel gegen den Hunger. Es muß aber etwas Unabweisbares sein in der Natur des Menschen, das den arglistigen Diplomaten, den ehr- und ruhmsüchtigen Herrscher, den feurigen Volksagitator, wie den friedlichen Quäker dasselbe Wort brauchen läßt. Der Friede ist eine Forderung der Menschheit, deren Formel selbst noch aus den verzehrenden Flammen der Scheiterhaufen eines entmenschten Torquemada leuchtet, der in wahnwitziger Wuth für den Frieden der Menschheit unter der Aegide der alleinseligmachenden Religion morden zu dürfen glaubt. Denn die Willkür, die Herrschsucht, die Brutalität hat sich auch ihren Frieden erfunden, wenn sie dem Schwächeren Stimme und Wunsch nimmt, Andres zu wollen, als was sie erlaubt; sie nennt Frieden die Ruhe des Grabes, die sich auf abgehetzte, gequälte Völker legt, wie ein schwerer Sargdeckel. Diesem Frieden aber hat die erwachte Welt den Krieg erklärt, und sie will keinen andern mehr anerkennen, als der in dem bewußten geistigen Leben, in der freien Thätigkeit die einzigen Grundlagen seiner vernünftigen Existenz sucht. Nicht der Zwang, nicht die apathische Abspannung will sie Frieden nennen, sondern die freie Selbstbeschränkung in der Erkenntniß des Rechts, in der Uebung der Gerechtigkeit. Hierin eben liegt das Große unserer neuesten Bewegung, daß sie zur vollen Anschauung zu bringen sucht, wie der bisherige Zustand gegenseitigen, argwöhnischen Beobachtens nichts ist als der verdeckte Krieg streitender Interessen mitten im Frieden, die dürftige Tünche barbarischer oder lächerlicher Prinzipien, das europäische Gleichgewicht nichts anders als eine Anzahl nebeneinanderstehender Zwangshäuser, nur zu oft an Göthe's Worte im Götz von Berlichingen erinnernd: „Ruh' und Frieden? Ich glaub's wohl! Die wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren." Die Revolution hat darum nicht den Krieg gepredigt, sondern nur die Unmöglichkeit gezeigt, den Frieden mitten im Kampfe, auf Grundlagen, welche stets und immer nur den Krieg gebären müssen, gründen zu wollen. Nur Wahnwitzige können bei den Worten: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit freventlichen Spott treiben. Unsre Bewegung am allerwenigsten hatte vergessen, daß „das Ideal die letzte Wahrheit der Wissenschaft und des Lebens;" sie wußte dieß besser als unsere

Weisen und Schriftgelehrten; sie wußte aber auch, daß der allgemeine Friede nur nach dem Maßstabe vorhanden, wie er im Innern jedes einzelnen Volkes herrscht, und stand damit dem deutschen Kant, der die internationale Ordnung eine Analogie der staatlichen Ruhe nennt, in der praktischen Philosophie näher, als die beschränkte Doktrin hochnasiger gelehrter Herren, die, als die wankenden Säulen verrotteter Vorurtheile zusammenbrechen sollten, nichts schaffen konnten, als die „weisheitsvolle Fiction," wie etwa ein alberner Erzieher nicht den Knecht Ruprecht entbehren kann. Die sichtliche Gestaltung des Gedankens unsres Jahrhunderts war das treibende Element einer Bewegung, die mehr als irgend eine vorhergehende von einer unendlichen Welt von Ideen reinster Humanität und Menschenbildung getragen war. Wer war es denn, der in einer Versammlung, die auf ihr heiliges Recht vertrauend die bisherigen Stützen jeglicher Gewalt verschmähte, wie mit einem unwiderstehlichen Zauber die Männer alle von ihren Sitzen emporzureißen wußte, um einem Volke ihre Anerkennung zu zollen, das die Fesseln eines gleißnerischen Lügensystems zerbrochen und die Völker mit dem Friedensworte der Verbrüderung begrüßt hatte? Der Deutsche Raveaux war es; und vielleicht war jener Augenblick der einzige, wo mit der Gewalt des Blitzes, freilich auch nur mit dessen flüchtiger Dauer, die Idee der Wahrheit auch über die Sünder und Verräther gekommen war. Wer war es, der von der Gleichberechtigung der Völker sprach, von einem Völkerparlamente, das Recht und Frieden zwischen den Staatsindividuen vermitteln solle? Arnold Ruge war es, damals von denselben Männern verlacht, die in stetem „Rechnungtragen" nichts zuwege gebracht, als den unter der tausendjährigen Lüge wankenden Boden wieder zu befestigen, das Rechtsbewußtsein im Volke zu untergraben und in feiger Ohnmacht die großartigen Fragen des Jahrhunderts der rohen racheburstigen Gewalt wieder zu überliefern. Es bedurfte des Wassers, des Weltmeers und des Kanals, um dieselbe Idee dem deutschen Verstande wieder nahe zu bringen. Der Gedanke des Völkerfriedens dürfte im Geiste der Völker gereifter vorliegen als in den Gedanken ihrer Lenker und Treiber; dieß beweisen alle Völkerbewegungen in ihren ersten unverkümmerten und unbefleckten Anfängen. Die Verderbtheit der öffentlichen Verhältnisse, die Lüge der Gesetze und Verfassungen, die Selbstsucht der Führer, mit Einem Worte: der alte, schlechte Staat, wie er sich mit seinen verderblichen Wurzeln im Laufe der Jahrhunderte eingenistet, ist es, der so schnell wieder dem reinen Strom die schmutzige Kloake zuzuführen weiß. Hätte unsere Revolution keine andere Frucht getragen, als diese Erkenntniß, sie bliebe doch die größte aller bisherigen, die dem wahren Frieden besser vorgearbeitet, als alle Waffenstillstands- und Friedensverträge. Anderseits sehen wir aber, daß keine Bestrebung, und sei sie noch so befangen in eigener Kurzsichtigkeit, in blasser Furcht und selbstgeschaffener Einseitigkeit, sich aus dem Kreise jener Ideen losmachen kann, welche, lange heimlich getragen im fruchtbaren Schooße der mütterlichen Zeit, urplötzlich in aller Schärfe und Unwiderstehlichkeit hervortreten. Die Feigheit der Wissenschaft wird muthig; der Fanatismus des Kirchenglaubens wird tolerant; der Patriotismus des Zopfes universell; ja so mächtig ist die Idee, daß

sie ihre Gegner wenigstens zum Heucheln zwingt und die Arme lähmt, welche sich erheben möchten, dem Genius der Menschheit die Flügel zu beschneiden. Lassen wir daher im Allgemeinen unser Urtheil auf der Thatsache eines Friedenscongresses haften in einem Augenblicke, wo Heere auf Heere mobil gemacht werden, militärische Demonstrationen einander ablösen, kriegsdrohende Noten die Welt durcheilen, ja selbst mit hartnäckiger Erbitterung bereits gekämpft wird und eine europäische Verwicklung droht, die nur das Schwert zerhauen dürfte, so braucht es gleichwohl kein verwerfendes zu sein, da Sturm und Donner nicht die Zerstörer der Idee sein können, sondern nur die Luft reinigen und die gefährliche Spannung ausgleichen. Und werde auch um den Wahn gekämpft und den todten Rechtsbuchstaben der Vergangenheit, aus dem Streite selbst muß sich das ewige Recht der Vernunft in siegender Klarheit erheben, aus dem Wahne die vernünftige Weltanschauung, auf daß sich entwirre, was die unheilvolle Vorzeit geboren, und in freien Frieden löse. Wenn daher der Friedenscongreß, auch noch so mangelhaft oder zweideutig in seinen Theilnehmern, uns als eine Ausstrahlung des Geistes erscheinen mag, der uns von der Vergangenheit scheiden und die bessere Zukunft befruchten soll, so wird, eben weil wir nicht eine Phrase an die Stelle der andern, nicht eine neue Lüge für die alte, sondern an ihren Platz die volle Wahrheit und Klarheit setzen wollen, das Urtheil im Einzelnen ein schärferes, rücksichtsloseres sein müssen. Je erhabener die Idee, desto verantwortlicher ihre Träger; und die offene Sünde ist weniger widrig als die heuchlerische Fratze.

Bei dem Eintritte in die Paulskirche, ihren weiten, hellen Raum, so ganz geschaffen für das Parlament eines großen freien Volkes, stürmten alle Erinnerungen einer noch so jungen Vergangenheit mächtig auf mich ein. Wie ein Traum erschienen mir die letzten zwei Jahre, und hätte nicht an der Stelle, wo sonst das Kreuz der Erlösung den Gläubigen geleuchtet, der deutsche Adler seine Fänge gezeigt, und Germania, obschon sehr verblichen, noch immer ihr Schwert gehalten, ich würde wirklich in Versuchung gekommen sein, alles Miterlebte nur für die Geburt einer verirrten Phantasie zu halten. Noch wehmüthiger aber mahnten die Sitze selbst, die alle noch die Namen der früheren Besitzer und dabei allerlei Allotria aufweisen. Die Stellen für das dem Deutschen unentbehrliche Tintenfaß waren leer; diese Reliquien scheinen mit den Ballen der stenographischen Berichte wieder in die allgemeine Circulation geflossen zu sein. Eine natürliche Anziehungskraft trieb mich nach links, um so mehr, als ich sogleich die unangenehme Bemerkung machte, daß der größere Theil der Gäste sich nach rechts drängte, und dieser Stellung selbst die Bequemlichkeit opferte. Ich mußte hiebei gleich zu Anfang mir die Erfahrung in's Gedächtniß rufen, daß von der Idee noch ein gewaltiger Schritt zur Praxis sei, und das gar zu Mangelhafte der letztern auch die erstere etwas zweideutig erscheinen lassen müsse. Denn, beim rechten Lichte betrachtet, wo saßen denn einst in der Paulskirche die Männer, deren Bestrebungen die Grundlagen des Friedens herbeiführen wollten? War es dort, wo eine damals freilich noch zahme, aber schon rachedurstige Aristokratie ihre Vertreter hatte, die den Augenblick ersehnte,

der ihren zerbrochenen Wappenschildern wieder den sonderbaren Werth des Moders zurückgeben sollte? Dort, wo eine gekränkte Bureaukratie, alt und schwach geworden in der süßen Gewohnheit zu regieren, nach dem verlornen Einflusse seufzte? Dort, wo, statt der Wehrhaftmachung des Volkes, der besten Garantie des Friedens, die Vermehrung der stehenden Heere, der gefügigen Werkzeuge des Land und Volk verderbenden Ehrgeizes, der Herrsch- und Ruhmsucht, vorbereitet und durchgesetzt wurde? Dort, wo der tausendjährigen Quelle des Kriegs, den Kronen und Thronen noch eine zweite und ein weiterer hinzugefügt werden sollte, von deren weltgebietender Macht und Herrlichkeit kindischgewordene Greise fabelten? Dort, wo der Verrath lächelte und der Blödsinn lachte, wenn von den Forderungen des ewigen Rechts und den Bedürfnissen des Volks sich die Rede erhob? Oder waren sie etwa nicht dort, die Apostel des wahren Friedens, wo der Schnee des sich gleichgebliebenen Alters, wie die feurige Jugend gleich ernst und begeistert von der Macht des Geistes, von der unveräußerlichen Natur des Rechtes, von der weltversöhnenden Kraft der Freiheit, von den Segnungen der Brüderlichkeit, der Völkergemeinschaft, dem Siege der Humanität sprachen und — träumten?! Welcher Thron wäre der schönere gewesen: der auf den Trümmern des Vorurtheils, der Selbstsucht, der Lüge, der Menschenentwürdigung und uralten Sünde und Corruption errichtete des freien Menschen- und Volksbewußtseins, oder jener in kalter Höhe auf gebrochenen Verheißungen und Schädelstätten unter Strömen von Blut wiederhergestellte der „rettenden Thaten"? Ich meinte immer, der Mann des Friedens säße lieber, wo männliche Kraft den Frieden sichert, als wo feige Schwäche und Verrath den lauernden Gegner zum erfolgreichen Angriffe selbst herausfordern. Ich hatte mich getäuscht; ich merkte, daß ich Leute vor mir hatte, die den augenblicklichen trügerischen Erfolg noch nicht von der Idee zu trennen gelernt, — eine Beobachtung, die dem Gros des Congresses in meinen Augen nicht eben günstig war. Vielleicht, dachte ich, säubern sich die Leute im Verlaufe der Verhandlungen von dem Scheine einer bewußten oder unbewußten Befangenheit und Kleinlichkeit.

In diesen Betrachtungen unterbrach mich der Eintritt des Comités und der hervorragendsten Mitglieder des Congresses, die mit einem mächtigen Beifall und lautem Hurrah nach englischer Sitte begrüßt wurden. Ich gestehe, der Vorantritt Herrn Jaup's, des Staatsraths und gewesenen Ministers „liberalsten Sinnes", genirte mich gleich vorneherein; nicht wegen der keineswegs angenehmen Persönlichkeit, wofür Niemand verantwortlich ist, nur wegen der Erinnerung an die Unverantwortlichkeiten, welche während eines zähen Ministerlebens sich so gut mit dem „liberalsten Sinne" zu vertragen wußten, und namentlich weil mir in der sogleich als unvermeidlich angekündigten Wahl Hr. Jaup's eine Beeinträchtigung der freien Bestimmung und ein neues Zeugniß der deutschen Unverbesserlichkeit zu liegen schien, die nun einmal nichts thun kann, ohne einen Mann mit „Titel und Charakter" an die Spitze zu stellen. Offenbar sollte von Seite der fremden Besucher hierin eine gewisse captatio benevolentiae für uns Deutsche sichtbar sein. Daß

Hr. Jaup in der Nationalversammlung die zwei Procente stehender Heere mit dekretiren half, an denen Deutschlands Wiedergeburt verblutet, daß er als Minister die Grundrechte in praxi gründlich zu escamotiren gewußt und schließlich für im Bruderkriege erworbene militärische Verdienste einen Schaupfennig mit erfunden, mochte man vergessen haben, da der Deutsche ja so gerne verzeiht, namentlich wo er den Nutzen von Andrer Sünden zieht; mich aber berührte es um so unangenehmer, und die Eröffnungsrede des natürlich als Präsident Bestätigten konnte dieses Gefühl nur schärfen. Die demüthigste Anflehung Gottes um Schutz und Beistand zur Förderung des guten Werkes erschien noch als das Ungezwungenste; denn die eigene Schwäche flüchtet sich gerne unter die Fittige einer höheren geheimnißvollen Macht, der man bereitwillig Macht und Willen zuertheilt, unsere Thorheiten wieder gut zu machen. Alles Uebrige war Phrase. Das Vorurtheil des Kriegs, das die allgemeine öffentliche Meinung überwinden soll, ist am wenigsten von Leuten untergraben worden, wie Jaup und Consorten; und gegenüber den deutschen Standgerichten, den Preßordonnanzen, den Verfolgungen freierer Religionsansichten, mußte aus diesem Munde eine Berufung auf Beccaria, die Macht der Presse und der öffentlichen Meinung, die „stärker sei als alle Regierungen", wie das bußfertige Geständniß eines reuigen Schwachkopfes oder als Hohn erscheinen. Wenn aber Angesichts dieser Räume voll bittrer und grausiger Erinnerung, in diesem Grabe der gerechten Hoffnungen eines ganzen großen Volkes, ein Redner von dem „Stolze auf sein Vaterland" sprechen kann, so genügt selbst die ängstlichste Geschäftsordnung, die jede unmittelbare Anspielung auf die politischen Ereignisse der Gegenwart verbot, nicht zur Erklärung und Entschuldigung. Dachte Hr. Jaup etwa daran, daß sich vom Wahrsagen wohl Gewinn ziehen läßt, selten aber vom Wahrheitsagen? Niemand konnte von ihm ein ganz getreues Gemälde erwarten, wohl aber keine Lächerlichkeit, die bei den englischen und amerikanischen Gästen gewiß nur die unwillkürliche Empfindung der Schadenfreude oder des Unglaubens hervorrufen mußte. Ich erwähne diesen Prolog des Vorsitzenden eigentlich nur deßhalb näher, weil er am besten den Charakter ausdrückt, wie er von deutscher Seite dem Congresse aufgedrückt wurde. Daß wir Deutsche dabei im Allgemeinen nicht im Vortheile stehen konnten, lag in der Natur der Sache, wenn wir auch dem Urtheile des englischen „Chronicle" nicht beistimmen mögen, das den Friedenscongreß eine „theatralische Vorstellung nennt, die H. Cobden zu eigenem Ruhm und Vortheil dem Auslande habe geben wollen". Es ist immerhin eine edlere Beschäftigung, das Gesetz der Menschheit, die erhabene Idee von dem Schmutze und Blute reinigen zu wollen, als die Interessen der Aristokratie, des Vorrechts, des Geldsackes zu vertheidigen. Anderntheils wieder mußten Engländer und Nordamerikaner gegen uns bedeutend sich im Vortheile fühlen, in praktischer Hinsicht und in dem, was sie staatlich bereits errungen; aber eben dieser Umstand hätte uns die traurigen Begebnisse der letzten Jahre nicht mit Schweigen übergehen oder gar mit einer Absurdität abfertigen, sondern uns veranlassen sollen, eine Seite des Gegenstandes hervorzuheben, auf die wir uns doch sonst gerne so viel

zugute thun, und die unbestritten unsre stärkste ist, nämlich die theoretische. Dabei durfte man nun freilich nicht, wie H. Jaup gelegentlich der Nichtintervention gethan, mit dem Beispiele des damals noch nicht vollständig wiederauferstandenen Bundestags in's Feld rücken, sondern brauchte einfach nur zu bedenken, wo man stand, wollte man auch nicht weiter zurückgreifen auf die Arbeit unsrer Philosophie, die den ewigen Frieden ja vollständig in ein niet- und nagelfestes System gebracht. Sich von einer Geschäftsordnung auch die nächstliegende Erinnerung in das Innerste zurücktreiben zu lassen, war doch fast zu deutsch! Und Hr. Jaup, der uns nicht das wenigst sichtbare Beispiel von der Tractabilität der Grundrechte während seiner ministeriellen Laufbahn gegeben, hatte am wenigsten Grund, die Starrheit des „Grundgesetzes“ der Geschäftsordnung als versteinerndes Medusenhaupt so zahmen Frevlern gegen dieselbe vorzuhalten. Durch jenes Vergessen des Raumes und der Zeit, sowie durch die letztere scrupulöse Aengstlichkeit wurde gar nichts gewonnen, als daß wir Deutsche eben wieder nur als die „frommen und in der Furcht des Herrn“ wandelnden Knechte erschienen, denen Commissionen aufgetragen werden, die sie dazwischen wohl auch in die verzehrenden Gluthen der Hochöfen liefern können. So habe ich mich denn auch wohl nicht getäuscht, wenn ich zuweilen jenes zweideutige Lächeln um die feinen Lippen John Bulls oder in dem Antlitze der frommen Yankees schweben zu sehen glaubte, das, ein Gemisch von Mitleiden und Hochmuth, nicht eben eine Schmeichelei für den ist, dem es gilt. Wir hätten andere Gefühle bei diesen über das Meer gekommenen Friedensaposteln erwecken können. Als im Frühjahr 1848 die harte Rinde sprang, welche ein dreiunddreißigjähriger Winter um die Herzensfasern des deutschen Volkes erstarrend gelegt, als sich die Brust im ungewohnten Freiheitsgefühle höher hob, da zeigte das Volk, unbewußt fast, was Völker zu thun pflegen, wenn sie frei werden. Der Blick, der verdunkelnden Binde ledig, blieb nicht innerhalb der engen Gränzpfähle, die in achtunddreißig verschiedenen Farben nur des Vaterlands Zerrissenheit bezeugen mochten, nicht einmal innerhalb des schwarzroth-goldnen Bannes, der jene verdrängt zu haben schien; frei und stolz schweifte er zu den Brudervölkern, die der Geist der Freiheit gleichfalls angeweht, und die Hand streckte sich aus, nicht zum Morde und blutigen Kampfe, nein! um die Hand des Bruders zu fassen. Nicht Krieg, nicht Hader um Wahn und Trug, Friede war es, nicht der faule, sondern der gesunde, lebendige, der das Herz eines verzeihenden, fast maßlos mäßigen Volkes erfüllte. Und aus jenen Tagen des Vorparlaments stammen zwei Inschriften in der Paulskirche, welche wie feurige Flammen auf das Haupt des Redners hätten brennen sollen, der da meinte, das deutsche Volk werde „Versäumtes mit Ernst und Eifer nachholen“. Die eine der Inschriften will ich hier wiederholen, da sie bezeichnend genug ist und in der andern Hälfte der Strophe des Gedichtes von Herwegh, dem sie entnommen ist, den Gedanken des Congresses selbst ausdrücklich andeutet. Jene lautet:

O walle hin, du Opferbrand,
Hin über Land und Meer,

Und schling' ein innig Liebesband
Um alle Völker her!

und ihr schließt sich die andere Hälfte, wie folgt, an:

So wird er uns beschieden,
Der große, große Sieg,
Der ewige Völkerfrieden,
Frisch auf zum heiligen Krieg!

Der heilige Krieg freilich wurde zum Wortgeklaube, zur unfruchtbaren Phrase, und der Opferbrand zur wahnwitzigen Gluth der Reaktion, in der alles Herrliche und Große verzehrt in Staub und Trümmer fiel, bis einmal wieder aus den Flammen sich der Phönix ächter Menschheit erhübe. So, wie jene Inschrift zeigt, verstehen Völker ihre Erhebungen; die bisher verlassenen Räume dieser Paulskirche predigen mit erschütternder Kraft, welchen Frieden die Dynasten lieben. Wir hätten, Angesichts dieser Erinnerungen, den fremden Gästen, deren Regierungen in demselben Augenblicke sich gegen das Recht Deutschlands mit dem Erbfeinde der Cultur und Freiheit in einem jener Protokolle verschwören, die auf den Grundlagen eines faulen Friedens den Völkern eine schmählichere Leibeigenschaft um den Nacken werfen, als die des Mittelalters gewesen, zurufen mögen: Können Albions Söhne vergessen, welchen Kampf die Erringung und Erhaltung ihrer Magna charta gekostet, und Nordamerika's Bürger, daß sein Sternenbanner sich nicht auf quäkerndem Pietismus erhoben? Würdet Ihr hier uns predigen und ängstlich jedes schneidende Wort der nackten Wahrheit vornenweg dem gedrückten Herzen entziehen, wenn Eure Parlamentshäuser leer stünden, der Schauplatz neugieriger oder schadenfroher Besuche, und eine fremde Macht im Begriff stände, dem Leoparden die Tatze abzuhauen oder einen Stern im leuchtenden Banner der Union zu verlöschen? Geht und predigt der Leidenschaft, dem Eigennutz, dem niedrigen Interesse, das nichts kennt als das Wohl seiner Kaffeesäcke und Baumwollenballen, Recht und Gerechtigkeit, die einzigen Grundlagen des Friedens! Denn die Völker wissen gar wohl, daß der Krieg ein Unsinn, eine große Dummheit ist; sie wissen, daß ihr Wohlstand und ihr Glück von dieser gefräßigen Harpyie verschlungen und zugleich besudelt wird; aber was nützt diese Erkenntniß, so lange die Gewalt nicht gebrochen ist, welche in dämonischer Wuth die Völker gegen Völker hetzt?

Und doch liegt wieder etwas Erhabenes in der Friedensbotschaft mitten in den erregten Wogen einer gährenden Welt, das nicht allein mit dem Worte des Tadels abgefertigt werden kann. Wann denn sollte man Frieden predigen, als im Kriege, wann anders die Mittel suchen, als wenn der Zweck noch nicht erreicht ist? Auch mag es nicht immer geeignet sein, den Zweck eben nur nach den Persönlichkeiten abzuwägen, — selten vertritt Eine Persönlichkeit die ganze Idee —; wohl aber den Vertreter durch die Idee adeln zu lassen. Wir also wollen nicht in den eben so großen Fehler einer bloß verneinenden Kritik fallen, den unsere Gegner immer begehen. Das Leben bringt die Extreme hervor; das Leben allein kann ihre Versöhnung, oder wenn man will, den Sieg des einen über das andre herbeiführen. Darum beansprucht alles Dazwischen-

liegende seine gewisse Berechtigung. Wie anders lösen sich die Widersprüche, die uns verwirrend in den Weg treten, wenn wir in der ersten französischen Revolution neben den herrlichsten Principien die häßlichste Wirklichkeit sehen; wenn die Humanität die Todesstrafe abschafft, und das Zeugniß dieses Fortschritts neben dem blutigen Standgericht, neben Galgen und Rad steht? Tropfen höhlen Wassersteine aus, und so muß es auch ein Etwas geben, das bald mehr, bald weniger sichtbar an der Lüge und der Sünde der alten Zeit nagt, daß sie endlich Platz machen dem Neubau einer besseren Zukunft. Es ist ein Theil dieses Etwas, die Bestrebungen der Friedensboten; und so widersprechend mit der traurigen Wirklichkeit, ja so krankhaft schwach und jämmerlich Manches dabei erscheinen mag, der Kern davon ist doch ein Strahl jener ewigen Sonne, von der, unbewußt oft, jede Revolution die verfinsternden Wolken zu scheuchen sucht. Mag feige Flucht vor einer wirklichen Lösung der die Welt bewegenden Fragen Manchen auch wie in einen augenblicklich rettenden Port zur Friedensfahne treiben, die kaum noch Anerkennung finden mag, wir wollen nicht verkennen, daß auch Männer darunter, welche im Besitze einer Masse praktischer Anschauungen zu Hause in gleicher Weise thätig und der Mittelpunkt erfolgreicher Bestrebungen sind. Es waren mehr *unsere* trostlosen Zustände und der gegenwärtige Moment, welche dieß weniger hervortreten ließen. Eine gewisse Scheu zügelte das Wort, und in dieser Hinsicht allein, nicht durch die geringe Zahl deutscher Theilnehmer, konnte der Congreß, freilich nicht eben zu seinem Vortheile, ein *deutscher* genannt werden.

Am besten wird es sein, wenn ich hier die vorgeschlagenen und angenommenen Beschlüsse folgen lasse, daran sich leicht Weiteres anschließt:

1) Der Congreß der Friedensfreunde erkennt an, daß die Lösung völkerrechtlicher Fragen durch Waffengewalt den Lehren der Religion, der Philosophie, der Sittlichkeit und den Staatszwecken zuwiderlaufe, und daß es vielmehr eine heilige Pflicht Aller ist, auf Abschaffung der Völkerkriege hinzuwirken. Der Congreß empfiehlt deßhalb allen seinen Mitgliedern, in ihren verschiedenen Ländern und Kreisen, durch sorgfältige Erziehung der Jugend, durch Belehrung von der Kanzel wie von der Rednerbühne, durch die öffentliche Presse und durch jedes sonstige geeignete Mittel dahin zu arbeiten, daß jener erbliche Völkerhaß und alle die politischen und commerciellen Vorurtheile ausgerottet werden, die so häufig zu den traurigsten Kriegen hingeführt haben.
2) Der Congreß ist der Ansicht, daß durch nichts die Erhaltung des allgemeinen Friedens besser gesichert werden könnte, als wenn die Regierungen solche Streitigkeiten, die zwischen ihnen auftauchen, und die nicht durch friedliche Unterhandlungen unter ihnen selbst ausgeglichen werden können, einer schiedsrichterlichen Entscheidung unterwerfen wollten.
3) Der Congreß *fühlt*, daß die Unterhaltung der stehenden Heere, mit denen die Regierungen Europa's sich gegenseitig bedrohen, den Völkern fast unerträgliche Lasten auferlegt und unzählige sonstige Uebel im Gefolge hat. Der Congreß kann deßhalb nicht ernstlich

genug die Regierungen auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen und gleichzeitigen Entwaffnungssystems aufmerksam machen, so weit solches mit Rücksicht auf die innere Ruhe und Sicherheit jedes Staates sich durchführen läßt.

4) Der Congreß spricht wiederholt die Verwerflichkeit aller öffentlichen Anlehen aus, die außer Landes gemacht werden, um fremden Völkern die Mittel zu gegenseitiger Bekriegung zu geben.

5) Der Congreß erklärt sich entschieden für den Grundsatz der Nicht-Einmischung, und erkennt es als das ausschließliche Recht eines jeden Staates, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen.

6) Der Congreß empfiehlt allen Freunden des Friedens, in ihren verschiedenen Ländern die öffentliche Meinung auf die Zweckmäßigkeit eines Congresses von Abgeordneten der verschiedenen Staaten hinzulenken, die die Aufgabe hätten, ein völkerrechtliches Statut für die internationalen Beziehungen zu entwerfen.

Ein Zusatz, auch von Girardin mit der Erinnerung seines unglücklichen Duells vor zwanzig Jahren empfohlen, enthält die Verwerflichkeit des Duells und die Verpflichtung jedes Mitglieds, kein solches anzunehmen.

Ein eigenthümliches Schauspiel boten nun allerdings die Debatten über die vorstehenden Anträge, sowohl durch die Theilnehmer wie durch die Zuhörer. Unter den letzteren bemerkte man die einfachen bescheidenen Gestalten der Quäkerweiber, die mit ihren seltsamen Hutformen sonderbar abstachen gegen die Eleganz unserer Weltdamen. Eine gewisse Heiterkeit spiegelte sich jedoch auf diesen sonst ruhigen, fast leidenschaftslosen Gesichtern, namentlich wenn etwa über einen ihrer Männer oder Väter in dem schönen Betsaale der Geist kam. Die Männer selbst auch mit ihren breitkrämpigen Hüten und dem stehenden Kragen auf sauberem, sonst nicht neumodischem Fracke zeichnet der Mangel des scheu zur Erde gekehrten Blickes, der scheinbaren Zerknirschung, des Augenverdrehens und einer gleißenden Demuth, wie sie das Merkmal der verschiedenen Nüancen unserer Frömmler und Pietisten sind, vortheilhaft vor diesen aus, und selbst vor einigen anwesenden französischen Geistlichen, denen der Stempel des protestantischen Jesuitismus in den Zügen lag. Man versöhnt sich mit diesen Gesichtern, auf denen mehr eine gewisse Verständigkeit ruht als der Fanatismus einer erhitzten Phantasie oder die anmaßliche Ausschließlichkeit; man sieht es ihnen an, daß es kluge Leute sind, die mit einem Fonds praktischer Gutmüthigkeit und Herzlichkeit über dem Himmel die Erde nicht nur nicht vergessen, sondern dieß auch nicht eben glauben machen wollen. Eigenthümlich ist bei den englischen Rednern eine ungemeine Beweglichkeit, die man in der Ruhe kaum von ihnen erwarten würde; es ist aber selbst bei der lebhaftesten Agitation mehr das Streben ersichtlich, den Verstand zu überzeugen oder zu überrumpeln, als auf Gemüth und Herz der Hörer zu wirken. Während der Deutsche sich von seiner eigenen Wärme hinreißen läßt und wohl gar sich selbst Beifall zulächelt, kann der rauschendste Beifall auf dem Gesichte des englischen Redners kaum ein leichtes Zucken des Geschmeicheltseins hervor-

rufen; ruhig wartet der Gefeierte ab, bis die Fluthen der Zustimmung sich verlaufen, ein kühneres Bild, ein schlagenderes Beispiel ist etwa der einzige Dank, den er ihr zollt. Man sieht, daß die Leute viel öffentlich sprechen, und die lebhafteste Gesticulation erscheint keineswegs als Fratze oder Maske der Gedankenarmuth, nur als entsprechender leiblicher Ausdruck der rasch sich folgenden Gedankenwogen.

Wenden wir unsere Blicke auf das Bureau, so treffen wir Jaup's bekannte Persönlichkeit, welche eine Beschreibung und fernere Erwähnung überflüssig macht; rechts sitzt ein französisch-reformirter Geistlicher von Frankfurt, Bonnet, der mehrmals Predigten hielt und Louis Philipp für einen der erwähnenswerthesten Friedensapostel zu halten scheint; weiter dann Emil de Girardin, in dessen Gesicht — ich muß es gestehen — ich doch etwas länger den geistreichen Redakteur der „Presse" suchen mußte, eher aber jene Volubilität in den etwas zugekniffenen, nicht ganz offenen Augen zu finden glaubte, die sich seit 20 Jahren allen Phasen der französischen Geschichte anzuschmiegen gewußt; links vom Präsidenten sitzt Staatsrath Cormenin, der schärfer schreibt als spricht, eine etwas verkommene rechtsgelehrte Größe; dann Vischers aus Brüssel, eine Gnomengestalt mit gescheuten klugen Zügen. Garnier und Coquerel, so wie die deutschen Glieder übergehen wir. Elihu Burrit, der bekannte Friedensapostel, zeigt das Praktische seiner Bestrebungen mehr in seinen kleinen Flugblättern, deren jedes immer kurz und schlagend irgend eine großartige Thorheit beleuchtet und geißelt, als in seiner hohen Stirne und einem gewissen schwärmerischen Anstrich. In der Nähe der Tribüne sitzt R. Cobden mit dem klugen, etwas stechenden Auge, das noch mehr verräth als bloß Friedensgedanken. Wenn er mit dem Stockknopfe am Munde ruhig lauscht, könnte man glauben, daß er Börsengeschäften folge. Aber wenn er spricht, hört man die Begeisterung des Verstandes, wenn ich so sagen darf, der sein Thema nach allen Seiten hin zerlegt, und mit Wort und Hand zermalmt, was er zermalmen will. Der Mann sagt Alles, was er sagen kann, und was er einmal spricht, erlaubt kaum einen Einwand. Bei Girardin glaubt man aber immer noch einen Hintergedanken unausgesprochen, und die Schlagwörter vom allgemeinen Wahlrecht, von Einheit, Arbeit und Freiheit schwimmen mehr chaotisch durch einander, als daß sie sich als bestimmte Krystalle absetzten. Den Rednern in nicht deutscher Sprache kam indeß überhaupt dieser Sprachumstand mehr zu statten, und sie durften, weil von vielen der Zuhörer wenig verstanden, auf dieses hin schon eher sündigen, während der Deutsche gewissermaßen vor sich selbst zu erschrecken schien, hätte er wie Cobden den revolutionären Gedanken aussprechen sollen, daß Regierungen, die sich dem Schiedsgerichte nicht unterwerfen wollten, entfernt werden müßten, oder mit Girardin die Verweigerung des Geldes zur Kriegführung anrathen wollen. Faßte ja den Präsidenten ein Grauen, als ein Deutscher (Dr. Mäurer) an die Stelle im Diogenes Laërtius erinnerte: „daß man so lange philosophiren müsse, bis die Heerführer für Eselsführer gehalten würden," und von den Rechtsforderungen des einzelnen Menschen an die Gesellschaft sprach, deren Zurückweisung ebensowohl Conflikte, Kämpfe und Revolu-

tionen, die im Grunde nichts als Bürgerkriege, herbeiführe, als das Verhältniß von Volk zu Volk! Vom Volke, meinte der Redner, werde das rechte Friedensmittel gefunden werden, da die Regierungen nie ihre Hand zur Ausführung eines Friedensgebäudes bieten würden, unter dessen Grundstein alle europäischen Kronen, deren einzige Stützen die Heere, verscharrt werden müßten. Und der Präsident mahnte bei der Sache zu bleiben, indeß der Redner mitten d'rin war, und sah ängstlich nach der Uhr, ob mit den bestimmten zwanzig Minuten nicht polizeilich Einhalt gethan werden könne! Eine zweite Hinweisung auf die Geschäftsordnung erfuhr ein Herr Bodenstedt aus Berlin, der „im Namen der großen konstitutionellen Partei“ und mit einer Adresse aus Berlin gekommen, dem Friedenscongreß das Ansinnen stellte, die Sache Schleswig-Holsteins schiedsrichterlich in die Hand zu nehmen, aber an dem Beschlusse der Nichtintervention scheiterte. (Mehrere Amerikaner und Engländer haben sich indeß wirklich auf den Kriegsschauplatz begeben, um die Macht ihrer Beredtsamkeit zu erproben.)

Ich kann ein näheres Eingehen auf die einzelnen Reden um so mehr lassen, als der größere Theil nicht eben Neues enthielt. Ein Brief von Viktor Hugo, der nicht erscheinen konnte, nennt die „Freiheit das Gesetz der Menschheit, und den Frieden das Gesetz der Nationen.“ Ich möchte aber wohl fragen, ob das Predigen von der Unsittlichkeit und Sündhaftigkeit jedes gewaltsamen Widerstandes auch gegen Gewalt und Unrecht, ob ein Preisgeben von Ehre und Recht je eine Freiheit errungen? Die Engländer und Nordamerikaner scheinen bei uns einigermaßen das Gedächtniß für ihre eigene Geschichte verloren zu haben; nur aus Cobden's Reden leuchtete jene Gewalt der geistigen Agitation, die, mit Ueberlegung gewählt und beharrlich fortgesetzt, meist ihr Ziel erreicht. Herr v. Cormenin hat etwas sonderbar erst seit dem Sturze des „größten Kapitäns“ über den Krieg nachgedacht; gut, daß er damals noch nicht zu den alten Sündern gehörte, von denen Herr Coquerel erzählte, daß sie sich auf seine Mahnung mit den Worten entschuldigten: „ich bin zu alt, um mich zu bessern.“ Die Geistlichkeit beim Congresse verschwieg aber wohlweislich, oder berührte nur obenhin eine Hauptquelle des Unfriedens und Haders, die fast verderblicher wirkt als die Gräuel des offenen Krieges: den Fanatismus und die glaubenswüthigen Ränke ihres eigenen pfäffischen Mehrtheils. Manche der uns hier vorgeführten Persönlichkeiten sprechen nicht eben sehr dafür, daß ihnen die Berufung auf das Christenthum etwas mehr als eine längst abgenutzte Phrase sei. Wir können die sorgfältige Erziehung der Jugend in den Händen einer bigotten Geistlichkeit, die Belehrung von der Kanzel und das Gebahren der Christusdiener in der öffentlichen Presse hinlänglich, und kaum hat irgend eine Zeit in so kurzer Spanne mehr Schmutz und Frechheit von dieser Seite zu Tage gefördert, als die unsere. Ich hätte gewünscht, die geistlichen Apostel des Friedens hätten hiebei etwas mehr Selbsterkenntniß und selbstanklagende Demuth bewiesen. Als die Völker in der frischen Wonne der Freiheit und des Friedens schwärmten, da schlichen die schwarzen Herren in scheuer Furcht herbei, um sich vom gefährdeten Zeitlichen, wie sie meinten, zu retten, was zu retten sei, oder in den klaren

Freudenwein heimlich das langsam wirkende Gift zu schütten. Die Wenigen, die einer höheren Idee treuer blieben, als den Stolgebühren, sind schnell gezählt.

Die oben mitgetheilten Beschlüsse tragen eine sehr bezeichnende Eigenthümlichkeit an sich. Je mehr sie von allgemeinen Redensarten sich einem bestimmten praktischen Felde nähern, desto unbestimmter und bescheidener gestaltet sich die Formel für die Bestrebungen der Friedensfreunde. Im ersten Antrage „empfiehlt" der Congreß, im zweiten hat er eine „Ansicht," im dritten, dem punctum saliens, um das sich Alles dreht, „fühlt" er gar nur, und mildert die „unerträglichen Lasten, welche die Unterhaltung der stehenden Heere den Völkern auferlegt," durch ein hinzugefügtes höchst albernes „fast," welches „fast" die Vermuthung erweckt, als ob die guten Freunde die stehenden Heere für gar kein so großes Uebel hielten, wenn sie bloß von der Luft unterhalten werden könnten. Daß die Heere sehr viel Geld kosten, das fühlen auch die Regierungen nicht bloß. Victor Hugo sagt einmal: „Die Deutschen haben die Freiheit des Gefühls, die Franzosen die Freiheit des Gedankens;" und sonderbar, während die deutsche Ausgabe der Beschlüsse den Congreß „fühlen" läßt, lautet der französische Text: le congrès pense. Die zahme deutsche Minorität der Friedensfreunde opferte hier in unerschöpflicher Unterwürfigkeit sogar den beschränkten Unterthanenverstand und unsern Ruf als „Volk der Denker." Bei diesem etwas schlüpfrigen Beschlusse ist man überhaupt auch noch anderweitig gestrauchelt. Die der Nothwendigkeit eines allgemeinen und gleichzeitigen Entwaffnungssystems beigefügte Klausel: „so weit solches mit Rücksicht auf die innere Ruhe und Sicherheit jedes Staates sich durchführen läßt," ist mehr als bedenklich; und der Widerspruch eines allgemeinen (also doch wohl auch inneren) Friedens und doch einer Beibehaltung wenigstens eines Theiles der stehenden Heeresmacht läßt uns fast fürchten, daß die Friedensfreunde die polizeiliche „Ruhe und Ordnung" mit der gemüthlichen Beigabe von Kriegszustand und Standrecht noch immer für eine mächtige Garantie des Weltfriedens halten mögen. Die Regierungen können sich dem Congresse noch zu Dank verbunden erachten, daß er die Lasten doch nur für „fast unerträglich" erklärt! Ein hochstehendes Mitglied, der würdige Präsident, meinte eben so geistreich, „die friedliche Ausgleichung sei den Regierungen schon durch finanzielle Rücksichten geboten." Den Schiffern am Rheine sagt man nach, daß sie bei stürmischem Wetter ihrem Schutzpatron eine Anzahl Kerzen versprechen, von derselben aber mit der verminderten Gefahr abbrechen, so daß bei glücklichem Landen der rettende Heilige wenig oder nichts mehr zu erhalten hat. Die Anwendung liegt nahe. Auch scheint uns die Erschöpfung der finanziellen Kräfte schon außerdem eine mehr als mißliche Grundlage des Friedens und nur die trügerische Ruhe des Fieberkranken zu sein, in dessen gebrochenem, glanzlosem Auge wohl ein deutscher Finanzminister die Zeichen der beginnenden Genesung erblicken mag, nicht aber der kundige Arzt, der darin nur die Vorboten des nahenden Todes erkennt. Ein Friede, der nichts als das matte Ende einer Convulsion sein soll, nicht der kräftige Ausdruck des gesunden Lebens, wird uns wahrhaftig nicht von den gräulichen

Erscheinungen des sittlichen und physischen Elends befreien können. Auch Herr Cormenin gebrauchte ein unglückliches Gleichniß, wenn er den Frieden mit dem viel nothwendigeren Uebel des Todes verglich, das man gleichwohl zu vermeiden oder aufzuschieben suche; denn bis heute ist es eben noch Keinem gelungen, dem Tode zu entrinnen, und die thörichten Versuche dazu könnten für die Bemühungen, ein so häufiges Todesmittel, als der Krieg ist, zu verbannen, leicht eine nicht eben günstige Vorbedeutung geben. Es wird besser sein, den Krieg als Krankheit zu betrachten, um Mittel ausfindig zu machen, die ihr Einhalt zu thun vermögen. Auch hier wird der geschickte Arzt sie finden, der von der Wissenschaft verlassene aber nur dem Todtengräber ein Opfer mehr zuführen. Arbeit und Freiheit nannte Girardin mit Recht die zwei Grundsäulen der neuen Gesellschaft; aber das ist es ja, daß die Wenigsten dieser Anwesenden an eine unheilbare Fäulniß der alten gesellschaftlichen Zustände glauben, und ihre ganze Weisheit höchstens in einem jämmerlichen Flickwerke erschöpfen. Die Freiheit ist für die Seele, was die Luft für die Lunge: Lebenselement; nur freie Menschen können friedlich gesinnt sein, nicht der von der Laune des Herrschers zum Mord getriebene Sklave. Entfernet erst die Schranken der Freiheit vom Markte, aus dem Privatleben, aus der Gerichtsstube, aus dem Bureau des Beamten, von der Kanzel, vom Lehrstuhl, aus der Schule, — und die Heere sind von selbst entwaffnet, der Friede dekretirt! Herr Vischers aus Brüssel meinte aber, die Gleichheit der Nationen sei eher zu erreichen, als die Gleichheit der Individuen in der Gesellschaft. Dieß ist ein Gemeinplatz. Die Achtung und Berechtigung des Individuums muß anerkannt sein, ehe von einer Gleichheit der Nationen vernünftigerweise die Rede sein kann. Zwischen dem russischen Kolosse von Millionen Leibeigenen und einer Union freier Bürger wird es nie eine wahre Garantie des Friedens geben.

Der Wissenschaft wurde natürlich auch ihr Antheil zugewiesen; man vergaß nur, daß dieselbe bis jetzt sich fast eben so eifrig mit den Werkzeugen der Zerstörung und des Kriegs, als mit denen des Friedens beschäftigt, und der höhere Theil derselben uns zwar eine Masse unfruchtbarer Kathederweisheit und eine Unzahl von Systemen und Theorien geschenkt, für das praktische Leben aber sehr geringe oder unbrauchbare Ergebnisse geliefert. Es bedarf einer völligen Umschaffung der Grundlagen der Wissenschaft, damit ihrem fruchtbaren Schooße nur die Keime des Lebens, nicht das üppig wuchernde Unkraut der Zwietracht und des Hasses entsteigen; und hiebei sind es denn abermals die bisherigen Hauptvertreter unserer Wissenschaft, denen Vertrauen zu schenken etwas zu viel verlangt wäre. Im Allgemeinen aber kam mir für uns Deutsche an dieser Stelle die treffende Bemerkung eines edlen Deutschen, und noch dazu Frankfurters, in den Sinn, den auch die Jämmerlichkeit unserer Zustände nicht zum Frieden kommen ließ, den er erst auf dem **Père la Chaise** fand. Börne sagt so wahr als geistreich: „Die Deutschen haben das Schießpulver, das Lumpenpapier, die Buchdruckerkunst erfunden, aber nicht für sich, sondern für Andere. Der Deutsche gleicht einem Bohrer, der französische Geist einem Hobel. Wo der französische

Geist eine holperichte Stelle findet, fährt er glättend darüber hinaus, kommt vorwärts. Der Deutsche aber dringt mit seinem spitzigen Geiste immer tiefer ein, aber bleibt immer auf derselben Stelle; er bohrt so lange in das volle Faß der Wissenschaft, bis der Wein ausläuft. Dann kommen andere Völker und trinken sich satt, während er selbst im Trockenen steckt." Das Jahr 48 hat auch diese Bemerkung wieder in trauriger Weise bestätigt, und ich hätte sie meinen Landsleuten auf dem Congresse warnend zurufen mögen, wenn nicht eine deutschängstliche Geschäftsordnung, wie gesagt, bei jeder ernsten Nutzanwendung einem zwischen die Beine gekommen wäre. Bei dem Appell an die öffentliche Meinung mußte uns Deutschen dieselbe Bitterkeit aufsteigen, wenn wir hier nur zwei Nationen vertreten sahen, in deren Munde diese Appellation als etwas mehr denn ein frommer Wunsch erscheint; wenn wir an die kleinlichen Polizeimaßregeln dachten, durch die sich die Erfinder derselben um jeden Preis zu Herren der öffentlichen Meinung zu machen suchen, und wenn wir in der deutschen Spitze des Kongresses selbst nicht ohne Grund lüsterne Nachtreter hoher Polizeivorbilder erblicken durften. Die Wahrheit ist gegenwärtig nicht eben ein Artikel, der viele Nachfrage hat. Im Kampfe „der gesunden Vernunft und der Konsequenz des Prinzips gegen die gedankenlose Macht des Herkommens, gegen das jämmerliche Bedürfniß der Unterdrückungsmaßregeln und die Hinterthüren der elenden Zweckmäßigkeits- und Staatsrettungstheorien; bei den Repressivmaßregeln und gouvernementalen Preßprozessen, bei dem verderblichen Einfluß unlauterer Motive auf den unveränderlichen und leidenschaftslosen Charakter der Justiz, waren es leider nicht unsere Staatsmänner und Wissenschaftler, die den Garantien eines wahren Friedens in die Hände gearbeitet hätten. Für diese Pygmäenseelen und hirnarme Größen ist die polizeiliche „Ruhe und Ordnung," und sei sie auch mit der Ruhe des Grabes und der Stille des Friedhofs erkauft, heute noch das höchste Ideal, es müßte denn die eigene Feigheit sie geschmeidiger machen. Jener Frieden, der als Gesetz des Lebens, aber nicht ohne Bewegung gedacht werden kann, und dessen Verwirklichung erst noch mancherlei Schutt wird weggeräumt sehen müssen, ist den zweizüngelnden Blindschleichen und Wetterhähnen, die sich eine Zeitlang in die Leitung der Geschicke des Vaterlands zu drängen wußten, allerdings ein Utopien, eine müßige Phantasie, deren Apostel man polizeilich unschädlich machen muß. Diese stets den Thatsachen, d. h. der Gewalt, „Rechnung tragenden" Menschen haben nie eine Spur der Energie jenes römischen Senators gehabt, der bei den Friedensvorschlägen Alarichs ausrief: **Non ista pax, sed pactio servitutis!** Wenn auch wir die Initiative der Civilisation als die einzige großartige Intervention betrachten, und in den Waffen des Geistes ein besseres Mittel als Kanonen und Bayonette erblicken, so möchten wir doch nicht vergessen wissen, daß die stehenden Heere unserer Zeit weniger zum Kampfe physischer Kräfte gegen einander aufgestellt sind, als vielmehr nur als Werkzeug gegen den gewaltigen Geist, und wäre es auch nur der der Reform, der der streitenden Welt geben will, wonach sie seit 6000 Jahren vergebens ringt, den wahren Frieden!

In das von keinem Mißton gestörte Concert der Friedensfreunde brachte ein einziges Mitglied zwar nicht eigentlich einen solchen, doch für die mehr in den sublimen Regionen sich bewegende Unterhaltung ein etwas komisches Intermezzo. Der Mann heißt Drucker, ist eigentlich ein geborner guter Frankfurter, lebt in Holland und scheint in spanischen Papieren nicht eben glänzende Geschäfte gemacht zu haben, denn er entwickelte eine bedeutende Malice über die Unredlichkeit der spanischen Regierung gegen ihre Gläubiger. Die Börse ist ihm nicht allein der Barometer, sondern auch der Regulator des Friedens in seinem Sinne. Kreditwesen, Staatspapiere und Staatsschulden helfen nach ihm die öffentliche Ruhe besser aufrecht erhalten, als stehende Heere; er empfiehlt daher mehrere Mittel, um den Kredit und den Werth der Staatspapiere zu erhalten.

Der Häuptling des Stammes der Ozibway, Kah-ge-ga-gah-bowh, wie er sagt, der erste seiner Rasse, welcher aus den Urwäldern Amerika's hieher gekommen, „um das fremde blasse Volk“ kennen zu lernen und hier Friede machen zu helfen, überraschte die Versammlung mitten in seiner Naturrede durch die Ueberreichung eines bisher verhüllten Gegenstandes, der sich als Friedenspfeife herausstellte, wobei der große, etwas beleibte Indianer mit Ringen und Bändern auf den europäischen Kleidern eine bessere Figur spielte, als der Präsident, der das Ueberreichte lächelnden Antlitzes in die Höhe hob und der Beifall stürmenden Versammlung zeigte.

Ich übergehe den stabilen Schluß derartiger Versammlungen mit seinen gegenseitigen Bekomplimentirungen der Bureaumitglieder, den Danksagungen für die Behörden und Alle, die nur irgend mit der Anordnung zu thun gehabt, die von Cobden mit dem hip hip hip eingeleiteten neunmaligen donnernden Hurrahs und dessen Hoch auf das „dereinst vereinigte, glückliche, freie Deutschland,“ auf das die angedunkelte Germania wehmüthig herabzulächeln schien. Eine doppelte Anzahl Hurrahs ward dem allgemeinen und ewigen Frieden dargebracht; eine ähnliche Huldigung für Cobden schloß den Congreß, als dessen nächstjähriger Versammlungsort London bestimmt wird.

Die starken oder schwachen Träger der Idee kommen und gehen, die Idee bleibt. Aber in dem Kampfe zweier unversöhnlicher Gegner, der in dem alten Europa entbrennt, in der Fehde auf Leben und Tod zwischen Freiheit und Absolutismus genügt keine äußerliche Trennung beider; das Feuer glimmt heimlich fort, um bei jedem Luftzuge in helle Flammen aufzulodern. Doch mögen wir in der Trübe der Zeit wohl den Gedanken von dem Siege des freien Menschthums hegen und pflegen und mit dem Dichter denken:

„Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“

Kritiken.

Deutscher Parnaß.

J. Scherr

über:

I. Ein Frühlingsmärchen von A. Böttger. 3te Aufl. Lpzg. 1850.

Es ist pure Verläumdung, wenn man gesagt hat, mit dem Dichten sei es aus in Deutschland, die Phantasie sei erloschen, die Blütheperiode der Nationalliteratur abgeschlossen. Bekanntlich hat der Herr Professor Gervinus diese Ansicht am weitschweifigsten und hartnäckigsten verfochten. Und mit Recht. Haben doch er und seine Herren Kollegen später thatsächlich bewiesen, daß ihre Phantasie nicht weiter reiche, als bis zu Hamlets „geflicktem Lumpenkaiser", und da der deutsche Professor von jeher sich berechtigt glaubte, seinen eigenen, mit tausenderlei unnützem Trödel angefüllten Schädel für das Modell des Universums zu halten, so darf man es auch Herrn Gervinus nicht verargen, wenn er auf die fixe Idee kam, die schaffende Phantasie und der bildende Verstand seien unwiderbringlich verloren gegangen. Zum Glück hat neuestens ein anderer Professor es auf sich genommen, Herrn Gervinus kollegialisch eines Bessern zu belehren, wenigstens in Betreff des Artikels Phantasie. Da liegt vor mir das nagelneue Werk eines Historikers — ich erinnere mich, daß er im März 1848 fulminante republikanische Reden hielt — über Deutschlands neuere und neueste Geschichte, und ich finde da bei Gelegenheit der Besprechung Ludwigs von Baiern den schönen Passus: „Alle Herzen, welche in Deutschland für Freiheit schlugen, jauchzten seiner Thronbesteigung entgegen". Herr Gervinus, ich bitte Sie, werden Sie jetzt noch das Vorhandensein deutscher Phantasie läugnen? Wenn aber das am dürren Holz geschieht, d. h. wenn deutsche Gelehrte der Gegenwart eines solchen Ueberschwungs von Phantasie sich erfreuen, was ist erst von dem grünen Holz, von den Poeten, zu erwarten! Politische Satyren, wenn's hoch kommt, würde Herr Gervinus antworten. Und da hat er von seinem Standpunkte aus abermals Recht. Ja, er mag fühlen, daß er und Konsorten in der Paulskirche einem Sebastian Brandt der Jetztzeit den prächtigsten Stoff zu einem neuen Narrenschiff darbieten, wobei ich gelegentlich bemerke, daß der Witzdampfkessel des Poeten, welcher neulich den „Sohn des Atta Troll" vor dem Publikum tanzen ließ, mir nicht genug compressirte Kraft zu besitzen scheint, um dieses Narrenschiff durch die Salzfluthen der Satyre zu treiben. Kam er von der Linken, so bringt A. Böttger dagegen sein „Frühlingsmärchen" von der Rechten her zu Markte. Es ist ein gar hübsch ausgestattetes Büchelchen und liest sich angenehm, wie denn Böttgers Formgewandtheit schon von seiner Uebersetzung Byrons her rühmlichst bekannt ist. Das Gedicht zeigt an vielen Stellen ächt poetischen Herzschlag und manches Blatt haucht Frühlingsduft. Böttger pikirt sich, entschiedener Royalist zu sein, und kein Vernünftiger wird mit ihm deßhalb rechten wollen; gefällt doch jedem Narren die eigene Kappe am besten. Ob aber Böttger seiner Absicht,

die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848—49 zu satyrisiren, gewachsen sei, das ist eine andere Frage. Er thut zwar alles Mögliche, um recht malitiös zu sein, und scheint seine satyrische Begeisterung aus fleißiger Lektüre der Kreuzzeitung geschöpft zu haben. Aber er fand den rechten Stein nicht, um seine Pfeile zu schleifen. Sie sind meist stumpf, und der Schütze handhabt den Bogen manchmal so ungeschickt, daß das Geschoß des Witzes nebenaus, d. h. in's Schwarze der Monarchie trifft. Die Fabel des Gedichts ist gut gewählt. Die patriarchalische Herrschaft Oberons über das Elfenreich mußte einem so patriarchalisch-monarchisch gesinnten Dichter ein anziehender Stoff sein. Fünf Elfen, der Schneider Spinnebein, der Tanzmeister Schnake, der Schulmeister Specht, der Wirth Raps und der Poet Hiazint, verschwören sich gegen Oberon, von dessen Aeußerem Böttger sagt:

Die Stirn der lichte Thron der Geduld,
Versöhnend die wildesten Triebe,
Sein Mund der Herold von Frieden und Huld,
Sein Auge der Spiegel der Liebe.

Gewiß ein hübscher Oberon, und da der Dichter seine Allegorie etwa nach Dante's Vorgang wahrscheinlich auf der soliden Basis der Zeitgeschichte aufführen wollte, so war ich ungemein neugierig, zu erfahren, welchen der edlen deutschen Fürsten er in seinem Oberon portraitirt habe. Ich ging also in einen hiesigen Bilderladen, an deren Schaufenstern zur Erbauung der deutschen Flüchtlinge stets die Bilder aller Fürsten des Erdkreises ausgestellt sind — was ich anführe, um für den außerordentlich loyalen Sinn des schweizerischen Republikanismus Zeugniß abzulegen — und musterte die erlauchten Physionomien unserer beliebten Landesväter durch. Leider fand ich das Original von Böttgers Oberon nicht, woran aber sicherlich nur schlechte Kupferstecher und Lithographen schuld sind. Da mir hiemit der Hauptschlüssel des Ganzen abgeht, muß ich auf die personelle Deutung des Frühlingsmärchens überhaupt verzichten. Also die genannten fünf Elfendemokraten wühlen gegen Oberons Absolutismus. Nun hat aber der Poet Hiazint eine Liebschaft mit Lilialide, der Tochter des elfischen Premierministers Graf Rauprich von Raupenherz, schwatzt seiner Geliebten von der Verschwörung vor und wird dabei von dem gestrengen Papa belauscht, eine Situation, mit welcher der Dichter ohne Zweifel der universellen Feinhörigkeit deutscher Staatsmänner ein zartes Kompliment machen wollte. Graf Raupenherz wirft den Liebhaber seiner Tochter höflich zur Thüre hinaus und erstattet Serenissimo Rapport. Oberon bescheidet die fünf Rebellen vor sich und standrechtelt sie auf ätherische Art, d. h. er hält ihnen eine sanfte Predigt über das Glück und den Frieden des patriarchalischen Absolutismus, wirft ihnen die Gemeinheit ihres Freiheitsstrebens vor und exilirt sie schließlich aus dem Elfenreich. Ich rathe allen Demokraten, diese treffliche Argumentation zu lesen; sie werden dann erkennen, daß nur das sanfte, friedliche Joch unbeschränkten Monarchismus' das Wahre sei, und ihr Schimpfen auf Windischgrätz und Haynau unterlassen. O gewiß, Herwegh hat Unrecht mit seinem Lied vom Hasse. Wir haben noch lange nicht genug geliebt und vertraut, wir wollen von vorne anfangen, damit voll und ganz zurückkehre das nach Böttger „alleinig auf Liebe gegründete" absolutistische System. Die auf die Erde verbannten fünf Rebellen wühlen in ihrer Verblendung weiter.

In einer großen Volksversammlung von Nixen, Gnomen, Silfen und Elfen wird bewaffnetes Losschlagen beschlossen und sofort in's Werk gesetzt. Bei Gelegenheit eines Hofballs, den Oberon seinen Getreuen gibt, wird die Burg des Elfenkönigs von den Aufständischen gestürmt, und Oberon weicht der Volkssouverainetät, indem er mit überirdischer Resignation erklärt, er wolle das bethörte Volk sich selbst überlassen, bis dessen „Vertrauen" zu seinem angestammten Fürsten wieder zurückkehre und „der Liebe Selbstverläugnung" die Rebellen zu Glück und Unsterblichkeit zurückführe. Hiemit zieht er sich, wie seiner Zeit Leopold von Baden, in's Ausland zurück. Die Elfenrepublik wird sofort proklamirt und der Poet Hiazint zum provisorischen Regenten ernannt. Hier liegt denn die Vergleichung mit Lamartine zu nahe, um übersehen werden zu können, und Hiazint benimmt sich in der That gerade so lyrisch-einfältig, wie sein französischer Mitbruder in Apollo. Er beruft ein Parlament der Geister und nun wird Böttger wahrhaft witzig:

Es war der Wirrwar zu kolossal,
Das Gerede zu bandwurmzähe,
Drum bring' ich es nicht als höllische Qual
Dem menschlichen Blick in die Nähe.
Was aber das Ende vom Liede war,
Die Summa vom endlichen Streite,
Das sieht Jedweder bildlich und klar
Auf der umgewendeten Seite.

Diese umgewendete Seite ist leer. Sie wollten auf das deutsche Parlament sticheln, Herr Böttger, nicht wahr? Aber ist denn diese Masse stenographirter Berichte Nichts, gar Nichts? Des edlen Gagern Brauenrunzeln, Beckeraths parlamentarische Gebete, Dahlmanns Kaisergeburtswehen, Beselers unendliche Löschpapierreden sollten Nichts, gar Nichts sein und bedeuten? Man darf wohl satyrisch sein, Herr Böttger, aber nicht so herzlos ungerecht. Der Doktrinär und Vermittler Hiazint wird von der demokratischen Partei vom Präsidentenstuhl gejagt und eingesperrt, aber das monarchische Element ist mächtig unter den Geistern. Ein Bewerber um die höchste Würde, um die Kaiserkrone, tritt auf:

Ich bin der Fürst von Berberitz,
Aus altem Stamm und Adel,
Mein Urahn war der große Nix,
War ohne Furcht und Tadel ....

Herr Böttger, Herr Böttger, ich fürchte fast, Sie sind ein Erzschalk, am Ende gar ein verkappter Demokrat. Man höre nur. Der von Berberitz wird von der Kaiserpartei richtig zum Kaiser erkoren, und dann wird das Krönungslied gesungen:

O Nix in der Grube
Aus fürstlichem Stand,
Vollblütiger Bube
Beherrsch' unser Land.
Bringt Blumen und Reiser
Und huldigt ihm fix:
Ein Nix ist der Kaiser,
Der Kaiser ist Nix.

Ist das nicht entfernter, nein, naher und nächster Versuch zum Hochverrath oder gar vollbrachte Majestätsbeleidigung? Aber es kommt noch dicker. Auf

Seite 108 finde ich Verse, die mir Böttgers Monarchismus fast problematisch machen:

Der Kaiser hielt in sel'ger Lust
Ein nachmittäglich Schläfchen just,
Und weil, seitdem er herrscht im Land,
Am Hof das Trinken Anklang fand.....

Ei, da mag ein Anderer weiter referiren. Wrangels Belagerungszustandsschnurrbart schwebt mir drohend vor den Augen, und ich beeile mich, so schnell als möglich von dem suspekten Frühlingsmärchen loszukommen. Während obbemeldtem allerhöchsten Mittagsschlaf wird der Kaiser von den Republikanern gefangen genommen und das Kaiserthum macht der republikanischen Präsidentschaft des Gnomen Unke Platz. Mit bassermännischen Farben malt hierauf Böttger ein demokratisch=kommunistisches Revolutionstreiben. Diese Wirthschaft ist so erschrecklich, daß sich Erde und Himmel, Luft und Wasser und alle möglichen Elemente dagegen empören. Es geht wirklich schauerlich zu in dieser Anarchie, und das deutsche Philisterium sollte dem Dichter von Rechtswegen für diese Schilderung eine königlich preußische Pension auswirken. In dem Aufruhr der Naturgewalten birst der Kerker, in welchem die Rothen den Lyriker Hiazint geworfen, und selbiger Hiazint wird im Wirrwar der hereinbrechenden Sündfluth mit seiner Geliebten Lilialide zusammengeführt. Er kann nicht genüg Worte finden, um sich als den Urheber aller dieser Gräuel anzuklagen, und will sich verzweifelnd in die Wellen stürzen. Allein Lilialide findet das nicht convenable, sondern will im Leben und Sterben sein Loos theilen, umfaßt den Theuren und geht mit ihm in's Verderben. Hiemit ist der Bann der Revolution durch die „Selbstverläugnung der Liebe“ gebrochen, Oberon rettet natürlich das Paar und es macht Hochzeit, die Demokratie ist gestorben, verdorben, zersprengt und verbannt, Ruhe und Ordnung stellt sich her, das einträchtige, glückliche, friedliche Regiment des elfischen Absolutismus hebt wieder an, das Geistervolk geht an die Arbeit, und Oberon und seine Aristokratie nimmt das Geschäft des Genießens und Herrschens mit der Liebe Selbstverläugnung wieder auf. Ohne Frage, Böttger hat sich um die Monarchie verdient gemacht, und der Umstand, daß von seinem „Frühlingsmärchen“ schon die dritte Auflage vorliegt, beweist, wie sehr sein Patriarchalismus Anklang gefunden hat bei dem edlen Volke Teuts.

II. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1850. Herausgegeben von **Christian Schad.** Nürnberg, Bauer u. Raspe.

Wenn das Gewitter vorüber, singen die Vögel wieder. Die Lerche steigt, der Himmel ist blau, die Rose duftet, die Quelle murmelt und auf Herz reimt noch immer Schmerz, auf Liebe noch immer Triebe. Deutschland mag sich trösten. Hat ihm das Unglücksjahr 1849 die Freiheit und Einheit wieder in nebelgraue Perspektive gerückt, so hat es ihm zum Ersatz einen neuen Musenalmanach zubereitet, und Vetter Michel ist ja genügsam und mit jedem Spielzeug zufrieden, sei es lyrische Politik oder politische und unpolitische Lyrik. Die im vorliegenden Musenalmanach enthaltene ist sehr politisch, d. h. sie hält es für das Gescheidteste, dermalen nach guter alter

Mode von Herz und Schmerz, **nota bene** vom Privatschmerz zu singen. Unter der meist aus Invaliden und Rekruten bestehenden Kompagnie, welche hier aufmarschirt und ihre Verse präsentirt, geht es recht gemüthlich zu. Z. B. Seite 232:

Erst gab ich ihr ein Veilchen
Und harrte liebeskrank;
Das Mädchen schwieg ein Weilchen
Und sagte schüchtern Dank.

Aber neben dem Gemüth tritt eine höchst bilderkühne Phantasie auf, z. B. Seite 385:

Räder rasseln, Dämpfe sieden,
Blank gefegte Eisenschienen
Harren wie die Orgelbräute,
Daß der Sonntag sie berühre,
An die Geisterkaravane
Klang um Klang sich golden schirret,
Melodien wie lange Mähnen
Flattern silbern um die Wette,
In dem Bügel ruht der Chorus
Mit des Zaums diamantnem Tonfall.

Wirklich? Was man heutzutage nicht Alles erlebt! Der so eben citirte Poet scheint der altfränkischen Ansicht zu sein, das Dunkle — man kann's auch mit Nonsens übersetzen — sei ein wesentliches Attribut des Erhabenen. Uebrigens würde man sehr irren, wollte man etwa den angeführten Proben zufolge meinen, es fehle unserem Musenalmanach an compakter, stofflicher Poesie. Man höre nur, wie das allererste Gedicht S. 4. anfängt:

Wenn der Mensch ein faulend Aas
Lieget unter Erd' und Gras,
Auf und in ihm Würmer, Käfer ....

Wirkt das nicht so natürlich und drastisch, daß man sich die Nase zuhalten muß? Das Gedicht hat die Tendenz, gegenüber dem christlichen Begraben der Leichen das Verbrennen derselben zu empfehlen, und ist von Justinus Kerner verfaßt. Guter alter Mystiker von Weinsberg, geht Dir endlich noch ein Licht auf, daß, wie das Leben, so auch der Tod schön war im Heidenthum? Der königliche Telynschläger aus Bavarenland findet indessen auch im Christenthum das Leben nicht so übel. Er hat vorliegenden Musenalmanach mit einem Sonett zu schmücken geruht (S. 368), welches einen eminenten Beweis abgibt, wie sehr die Entfernung des erlauchten Barden vom Throne der deutschen Poesie zu gute kommt. Um meine kritische Gründlichkeit zu dokumentiren, bemerke ich, daß das Sonett offenbar aus der schönen Zeit stammt, wo der moderne David in der Barrerstraße zu München logirte, wenigstens bei Nacht.

Die Jugend ist zurücke mir gekommen,
Im Stral der Liebe ist sie aufgegangen;
Von der Geliebten hab' ich sie empfangen;
Sie schien es nur, sie war mir nicht verglommen.

So? Ich wage nicht, zu entscheiden, ob diese Poesie vielleicht nicht ein Bischen zu subjektiv genannt werden dürfte, da ja den objektiven Thatbestand nur die „Eine“, die „Spanierin“ herstellen könnte. — Mit größter Freude wird der Leser S. 337 — 355 begrüßen. Hier gibt Daumer in seiner be-

kannten genialen Reproduktionsmanier Nachbildungen von Volksliedern verschiedener Zeiten und Völker. Ganz wunderlieblich ist das altdeutsche Liedchen: „Sprach eine Maid zum Mütterlein“ S. 138. Daumers Portrait dient dem Almanach zum Titelbild. Man sieht es diesem Kopfe an, wie lange und schmerzlich er über dem Molochismus und den „rothen“ Geheimnissen des christlichen Alterthums gebrütet. Auf diesem Feld mag Daumer ackern und säen; die Saat wird aufgehen. Aber wenn er sich beigehen läßt — wie er in seiner „Religion des neuen Weltalters“ an verschiedenen Stellen gethan — vom Sitzpunkt eines Stubengelehrten aus über die Demokratie zu schimpfen und Dinge, die er nicht versteht, wie z. B. die Thaten der glorreichen Wiener Jugend im Jahre 1848, verunglimpfend anzutasten, so wird man ihm ohne Weiteres auf die Finger klopfen, und zwar tüchtig.

Ph. Fallmerayer

über:

I. Das Neueste aus der Historiographie in Baiern.

Es ist ganz recht, wenn man fleißig mahnt und erinnert — undankbare und parteisüchtige Leute könnten es sonst vergessen — mit welchem Glanz und mit welchen Vorzügen die Fürsten aus dem Hause Wittelsbach seit dem Beginn ihrer Dynastie und von den Tagen Kaiser Ludwigs bis auf die neuesten Zeiten schimmerten, und was sie besonders seit 300 Jahren für geistige und politische Hebung des deutschen Volkes, für Größe und Ruhm des gemeinsamen Vaterlandes in uneigennütziger Begeisterung gefühlt und verrichtet haben. Die Zeiten selbst treiben die Gemüther zum Nachdenken und das Uebermaß öffentlichen Elends räth zu gemäßigter und billiger Kritik. Vor wenigen Monaten hat der verdienstvolle und thätige Höfler in gelungener akademischer Rede Thatsachen aufgehüllt, welche den Wittelsbachern des XV. Jahrhunderts zur größten Ehre gereichen und deren wohlthätige Nachwirkung auch für die Gegenwart nicht verloren ist. Fast zu gleicher Zeit hat Dr. Söltl durch seine „Wittelsbacher und ihre Zeitgenossen“ billigen Lesern, wie allbekannt, wundervolles Labsal bereitet, und kaum sind wir vom reichen Mahle aufgestanden, da ladet uns Herr Nathanael v. Schlichtegroll mit seinem „Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Neuburg“ zu neuem Schmaus. Ganz verloren, wie es scheint, hat die öffentliche Meinung ihr Gewicht in Deutschland doch noch nicht, und mitten im Taumel unverhofften Glückes — gleichsam als wäre noch irgendwo Zweifel und Gefahr — wird von allen Seiten an das hohe Tribunal der historischen Muse appellirt. Selbst der Mächtigste und der Größte ist nicht mehr gleichgültig, was das Volk von ihm und seinem Hause spricht. De facto der Erste zu sein und am meisten zu besitzen, genügt für Herrscher-Ruhe nicht mehr, und nur der allgemein befestigte Glaube, daß dynastischer Glanz der Gegenwart überall das nothwendige und natürliche Produkt altererbter Weisheit und Tugend sei, gilt als dauerhafte Unterlage der Gewalt. Dieses Bestreben ist natürlich vor allem lobenswerth und wird ohne Zweifel auch der Brunnen sein, aus dessen Silberstrudel das Glück des deutschen Volkes quillt. Die Hymnen, wie sie jetzt zur Beruhigung der Gemüther und für Dämpfung der gährenden Leidenschaft von

den Alpen bis zum Belt erschallen, sind etwa nicht von den Hohen selbst bestellt und provocirt; nein, sie sind der natürliche Erguß aus freier, von Sehnsucht nach Frieden und stillem Glück geschwollener Unterthanenbrust, und die Großen müssen besonders jetzt nach dem Todtentanz von Idstedt in Geduld ertragen, wenn man ihre Willenskraft, ihren Einheitssinn und ihre patriotische Hingebung anzupreisen nicht müde wird. Sogar der ehrliche Hassenpflug ist entzückt von der Weisheit und Herzensgüte Serenissimi und Daniel Bassermann fand selbst den jetzt so schnöde verkannten Preußenkönig deutschthümlicher gesinnt als er je erwartet hätte. Radowitz lobt seinerseits Fürstenstolz und Freiheitssinn von Sanssouci und noch Niemand hat gesagt, Ranke sei ein wohlbezahlter Hofhistoricus und der alte Raumer ein Sykophant. Wir unsererseits sind nicht da, um durch Mißtöne die allgemeine Psalmodie zu stören und ehrsame Kunstgenossen durch unzeitige Kritik in ihrer Eigenliebe zu verletzen. Wir wollen deßwegen auch gar nicht protestiren, wenn sich Herr Söltl in bescheidener Mäßigung wenigstens für den bojoarischen Cremutius Cordus hält und im erlauchten Grafen, der neulich zu nicht geringer Verwunderung des Publikums selbst in den unterthänigst dedicirten „Wittelsbachern" noch destruktive Tendenzen fand, einen heuchlerischen Falschmünzer und giftigen Pinarius Natta sieht*). Freiheitssinn und energisch-unabhängigen Gedankenstolz wird in Dr. Söltl's Broschüren Niemand vergeblich suchen, da hochgräflich-tugendhafte Empfindsamkeit wegen dynastischer Begünstigung des obengenannten Buches selbst den harmlosen Kultminister Ringelmann zu öffentlichem Sündenbekenntniß und zu reuevoller Buße schreckte. Bekanntlich will Herr Söltl aus besonderer Neigung und ohne alle Nebenabsicht die jüngere oder die rhein-pfälzische Linie des Hauses Wittelsbach auf Kosten der ältern oder der altbaierischen durch den Beweis zu Ehren bringen, daß erstere an philosophischer Duldung, an Vaterlandsliebe, an Freiheitssinn und an staatsmännischen Gedanken der andern in allen Stücken weit überlegen sei. Wollte der gelehrte Herr Söltl als erstes Beleg seiner Thesis den gottseligen, in Baiern noch heute unvergessenen König Maximilan I. unterstellen, so hätte er freilich leichtes Spiel. Größer wären vielleicht die Schwierigkeiten, wenn das Argument historisch-treu mit dem Heidelberger Churfürsten Karl Theodor beginnen müßte. Herr Söltl ist zwar ein gewandter Historicus, aber seiner Gewandtheit ungeachtet würde er in diesem Falle, wie neulich der Däne am Kruggehölze, die letzten Kräfte zusammenraffen müssen, um das Feuer des Widerspruchs und der Kritik zu unterdrücken. Herr v. Schlichtegroll dagegen ist zwar ein eben so glühender und devoter Enthusiast für das jetzt in Baiern glorreich regierende Haus, aber er beschränkt in seiner neuesten Pièce vielleicht klüger als Herr Söltl das kurze Pfälzer-Eulogium auf die kleinen Dynasten von Zweibrücken-Neuburg und vor diesen wieder nur auf ihren Ahnherrn Herzog Wolfgang, der in den Begriffen des 16. Jahrhunderts und nach dem kompetenten Urtheile der Königin Elisabeth von England wirklich ein ausgezeichneter und vortrefflicher Fürst gewesen ist. Im Gegensatze zur älteren, streng katholischen, oder wie Herr Söltl will, finstern und bigotten Linie war die jüngere am Rhein den neuen Ideen im Allgemeinen und der kirchlichen Reform insbesondere gleich in den ersten Zeiten hold. Herzog Wolfgang that (1569) sogar einen strategisch berühmten, ihm selbst aber verderblichen Kriegszug in's Innere von Frankreich, um in allgemeinem Interesse die Sache der Hugenoten gegen den Druck der königlichen Gewalt mit deutschen Kräften zu unterstützen. Unter allen Wittels-

*) Tacit. Annal. IV, 34.

bachern hatten die Prinzen von Zweibrücken allein Feldherrntalent und soldatisches Geschick; aber sie stritten für eine Sache, welche leider zum Verderben Deutschlands weder entscheidend siegen noch auch völlig untergehen konnte. In keinem der beiden Fälle wäre Deutschland vermuthlich geworden, was es heute ist. Eben weil keine der streitenden Parteien die andern ganz bewältigen konnte, und beide feindlichen Brüder — das alte und das neue Kirchenthum — mit gleichen Rechten und mit gleichem Hasse auf heimathlichem Boden sitzen blieben, sind wir dem Fremden gegenüber zur schamvollen Ohnmacht herabgesunken, wie sie jetzt vor aller Welt offen liegt, und das Talent, diese beschämende Ohnmacht endemisch und gewissermaßen unheilbar zu machen, ist aus der alten Glanzperiode bis auf den heutigen Tag beinahe noch allein geblieben. Sogar der Glaube, es sei durch die nur halbgelungene Kirchenreform ein unheilvolles Geschick über den Kontinent hereingebrochen, gewinnt im officiellen Deutschland allmählig festen Grund, und am Ende ist es noch zweifelhaft, ob sich die beiden dynastischen Historiker Söltl und Schlichtegroll mit ihren Künsten selbst des Beifalles derjenigen zu erfreuen haben, deren Ahnen sie wegen ihrer revolutionären Tugenden gelobt und gepriesen haben. Wenigstens ist das Verdammungsurtheil und die wegwerfendste Verhöhnung dieser beiden geschichtlichen Diatriben in den Organen der altkirchlichen Partei, die jetzt in Baiern durch Sepp und Lasaulx unbestrittene Herrschaft übt und selbst die Regierung eingeschüchtert hat, deutlich genug ausgesprochen. Dagegen zu streiten und für zwei unterthänigste Lobredner und Mitesser fürstlicher Gunst eine Lanze zu brechen, fällt uns gar nicht ein. Die gelehrten Herren mögen ihre Sache durch eigene Kraft zu Recht stellen und sehen, wie sie ihre gefährdete Autoren-Eitelkeit und ihr angefochtenes Glück einerseits gegen die Schwäche einer verzagten Staatsgewalt, andererseits gegen die orthodoxe Insolenz einer mächtigen, mit Partei-Argumenten wohl gerüsteten, cynisch-geschmacklosen Faktion sicher stellen. Billigen Leuten genügt es, wenn sie in eigener Beschirmung den ekeligen Unflath und den krätzigen Schurf, der sich allmählig über die bojoarische Literatenwirthschaft zieht, von sich und ihrer Muse abzuhalten Laune genug besitzen. In Baiern für die liberale Sache zu streiten und für sittlichen Ernst und für verständiges Maaß seine glückliche Stellung und seine Ruhe einzusetzen, wäre eine bankerotte und thörichte Spekulation. Daß der gute Geschmack und das gründliche Wissen in unserem Lande wieder verfällt und selbst der sittliche Grundstock des Volkes trotz aller abergläubischen Praktiken mit jedem Jahre schwächer wird, ist unbestritten. Daß aber unter allen deutschen Staaten Baiern allein, wie Piemont in Italien, durch Weisheit und kluges Maaß als Muster glänze, wäre gerade bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge am wenigsten zu verlangen. Natürlich handelt es sich in den literarischen Controversen des Augenblicks nicht etwa um nachhaltige Hebung der materiellen Glückseligkeit und um sittlichen Aufschwung des baierischen Volkes; der Streit ist nur um Wahrung herkömmlicher Vortheile und Befestigung verjährter Mißbräuche, d. h. um Sicherstellung einer Staatsordnung, in welcher der Träge, der Schwache, der Mittelmäßige, der Unwissende und der Unselbstständige mit dem Vorwärtsstrebenden, Redlichen und geistig Unabhängigen nicht etwa blos gleiche Geltung genieße, sondern einer solchen Staatsordnung, in welcher das Schlechte und Unbedeutende über das Bedeutungsvolle und Bessere den Vortheil und das Uebergewicht erlange. Keine Aristokratie ist dem Menschen im Allgemeinen verhaßter als die Aristokratie des Geistes und des Talentes. Unter solchen Umständen die kleine treffliche Pièce des Herrn v. Schlichtegroll zu analysiren und sich lange mit dem Beweis abzumühen, der protestantische Herzog von Zweibrücken habe seiner Zeit das rechte Ziel gewählt und sei ein wohlmeinender

und kluger Fürst gewesen, wäre völlig nutzlos, ja eine Thorheit, nicht blos weil die Gegner dieser Thesis überall triumphiren und als die Mächtigeren in den Augen der blinden Menge auch allenthalben Recht behalten, sondern weil die akatholischen Fürsten selbst aus Furcht vor der Revolution die kirchliche Politik ihrer Vorahnen als kurzsichtig, als unüberlegt, als falsch und eigennützig verdammen möchten. „Hätte ich nur genug Länder und Königreiche zu vergeben," sagte ein kluger Pontifex, „ich wollte alle ketzerischen Potentaten Europa's wieder in den Schafstall der Römischen Kirche zurückbringen"; wie hoch aber in seiner Schätzung Axel Oxenstierna die germanischen Fürsten des dreißigjährigen Krieges stellte, sagt uns deutlich genug der Pufendorf. In den Gemüthern des deutschen Volkes beinahe aller Farben und aller Parteien hat der dänische Angriff auf die Rechte Schleswig-Holsteins und der preußische Friede mit dem Reichsfeind eine Verwandlung hervorgebracht, die man noch vor wenigen Wochen für unmöglich hielt. Am lautesten schreit man wieder, wie allezeit, gegen die Fürsten, als hätten sie in dieser Nationalsache eigenthümliche, vom gemeinsamen Wohl des Vaterlandes unabhängige, wo nicht gar der Gesammtheit geradezu widersprechende Interessen zu verfechten, und als wären sie mit den Fremden zur Unterdrückung ihrer eigenen Völker in einen Bund getreten. Wie ungerecht und hart diese Vorwürfe auch immer sein mögen, so hätte es für den Augenblick doch seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, die erhitzten und aufgeregten Gemüther vom Gegentheil zu überführen. Unter allen Mitredenden aber wäre der Fragmentist vielleicht der ungeeignetste, für eine Sache einzustehen, deren Apologie man mit größerem Rechte Herrn Stüve, dem politischen Kaltwasserdoktor in Hannover, und den ehrenwerthen Paladinen der Neuen Münchener Zeitung überlassen darf. Ernstlich bekämpfen jedoch müssen wir dessenungeachtet den Vorwurf, als wären die deutschen Fürsten unserer Tage nicht mehr, was ihre Ahnen zur Zeit des furor teutonicus und nur vor 300 Jahren noch gewesen sind. Nennet jetzt die Regierenden immer langsam, unentschlossen, zaghaft, selbstsüchtig und über ihren eigenen wahren Vortheil blind; wir dagegen behaupten, sie seien es heute nicht in höherem Maaße, als sie es von jeher gewesen sind. „Je trouve cela fort mauvais en Allemagne, sagte Königin Elisabeth zum Zweibrück'schen Gesandten in geheimer Audienz *), qu'on ne peut tirer résolution suffisante; vos princes, quand ils ont mis un pot au feu par un demi an, lis le renversent et le remettent encore un demi an après." Die leichtsinnigen und vergnügensüchtigen deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts, meint die kluge Britin, wußten nicht immer ganz genau, ob man das vernünftige, nützliche, mögliche und nothwendige thun, das unvernünftige, nutzlose, unmögliche und unnöthige aber lassen soll. „Il ne faut pas toujours s'amuser," sagte zu demselben Abgesandten die Königin Elisabeth!

II. Ueber Arzneikunde auf Kriegsschiffen, Akklimatisation in den Tropenländern 2c. Inaugural-Dissertation von Dr. Siegwart Friedmann.

Erlangen bei F. Enke. 1850.

Daß die getrennten Stämme Deutschlands ihre inneren Schäden durch einheimische Weisheit zu beseitigen und die Feinde der öffentlichen Glückseligkeit im eigenen Lande

---

*) Windsor. 21. Okt. 1569.

niederzuhalten und zu zähmen die Kraft besitzen, hat man in den beiden letzten Jahren deutlich genug erkannt. Mit welchem Nachdruck und mit welchem Erfolge sie aber auch ihre Würde, ihren Einfluß und ihre Macht in wundervoller Eintracht und Bruderliebe gegen fremde Eifersüchteleien Groß und Klein zu schirmen und zu bewahren verstehen, ist eben jetzt im Streite der Nordalbingischen Herzogthümer zu Tag gekommen. Homer's Spruch über Schädlichkeit der Polykoiranie ist durch das beneidenswerthe Loos unseres großen Vaterlandes glänzend widerlegt und trotz germanischer Vielherrschaft wird kein Mensch im Ernst sagen können, daß sich der Fremde über Gebühr in unsere häuslichen Angelegenheiten mischt, oder daß deutsche Kraft und Diplomatenkunst in Feld und Kabinet irgendwo in Europa ihres Gleichen hat. Manchmal scheint es freilich, als wären die Nesselrode und die Palmerston von der Eintracht und von der Furchtbarkeit deutscher Triantarchie noch nicht festgläubig und gründlich in allen Punkten überführt; aber wartet nur, der Zweifel ist nur vorübergehend und die Schleinitz, die Radowitz, die Zeschwitz, die Köferiz und die Itzenplitz mit Hassenpflug und Kleinschrod im Hintergrunde werden die Welt, Deutschland gegenüber, nächstens auf andere Gedanken bringen. Patriotischer Thatendrang und energisch-rasche Beschlüsse der einen im Bunde mit Ehrlichkeit und genialem Blick der anderen reißen alles mit sich fort, und müssen am Ende selbst den boshaften und verkäuflichen „Times" noch Lob-Artikel über centraleuropäische Tüchtigkeit und nahe Größe des deutschen Volks entlocken. Um in der politischen Welt etwas zu bedeuten und erfolgreich im Rath der Gewaltigen mitzureden wären freilich Schiffe, Matrosen, Welthandel und übersee'sche Kolonien nöthig — lauter Dinge, welche Deutschland nach gemeinem Dafürhalten noch immer nicht in vollem Maße zu eigen hat; aber wer bürgt dafür, daß nicht plötzlich, wie einst aus dem vergewaltigten und verhöhnten Carthago, wider Jedermanns Erwarten auch aus den verödeten Häfen Deutschlands eine Wolke stolzer Wimpel hervorbricht und geschwellt vom zornvollen Hauch des furor teutonicus zum Schrecken fremden Uebermuthes über die nordischen Meere braust? War einst nach dem Schlag von Cannä am Heil der ewigen Roma nicht zu verzagen erste und vornehmste Quiritenpflicht, so ist das Verdienst jener Bücherschreiber und Publicisten unseres Volkes, die bei gesundem Sinn und von Gotha-Blödsinn unberührt noch an eine bessere Zukunft Deutschlands glauben, nicht weniger ehrenwerth und bedeutungsvoll. Und eben weil ich selbst bei aller Mißlichkeit der Lage die Hoffnung doch nicht verlieren will, mustere ich in der Literatur des Tages mit verdoppeltem Eifer das kleine Häuflein derjenigen, die desselben politischen Glaubens sind. Schon in der Einleitung zu seiner kleinen und bescheidenen Arbeit verräth Herr Friedmann, daß er in diesem Punkte ganz auf unserer Seite steht. Verhältnisse der verschiedensten Art, wie er sich ausdrückt, lassen ihn hoffen und auguriren, daß der wehrlose Zustand des deutschen Volkes zur See nicht mehr sehr lange währen möchte, und auf diesen glücklichen Zeitpunkt hin hat Herr Friedmann zu Nutzen und Frommen in Zukunft kolonisirender und schiffemächtiger Germanen sein medizinisches Tropen-Vademecum aufgesetzt. Natürlich hat trotz Wendelstein und Amazone der seefremde Deutsche das Leben und die Verwandlungen des nordischen Menschenleibes in der heißen Zone bisher weniger gründlich beachtet und erforscht, als z. B. die Fauna der Andeskette und die Palmen-Flora des Marañon. Als gewissermaßen erster Versuch, diese Lücke auszufüllen, soll Herr Friedmann's Pièce auch dem Nicht-Mediziner willkommen sein. Die Grundgedanken und die vorzüglichsten Belege seiner Schrift hat der geehrte Verfasser als Schiffsarzt in niederländischen Diensten während zehnjährigen Aufenthalts in Ost- und Westindien durch eigene Erfahrung gesammelt und eingebracht. Der medizinische

Theil der Abhandlung bleibt hier füglich unberührt, weil wir aus Furcht vor dem Tadel der Wiener Journalisten nicht noch einmal von Dingen reden wollen, die wir nicht gelernt haben. Herr Friedmann berührt aber in seinen Thesen die Wechselwirkung zwischen Klima und menschlicher Gesittung überhaupt, worüber, nebenher gesagt, auch ein Laie in der Medizin seine Meinung haben darf. Der Verfasser — wir bemerken es ausdrücklich — möchte sich gerne im akademischen Lehrfach versuchen und im rauhen München von den Krankheiten der heißen Zone und von ihren Medicinen reden. Als Ausweis hinlänglicher Befähigung sind Abhandlung und Thesen vorgelegt. München ist aber eine hochberühmte Universität, und, wie Jedermann weiß, zugleich Akropolis und indestruktibles Danewirke der theologischen Lehre über Erbsünde, deren Vertheidigung und wissenschaftliche Begründung zu gemeinem Nutzen des deutschen Volkes als Hauptaugenmerk und genialstes Streben besonders der medicinischen Fakultät dahier gelten kann. Alle Uebel, von der Cholera und den Staatsschulden bis zu den letzten republikanischen Ungebührlichkeiten in Colmar und Mühlhausen herab werden im gelehrten München auf die Erbsünde reduzirt. Mit dieser Bemerkung will man nichts und Niemand tadeln; wir waren in diesem Punkte ja seit langer Zeit ungefähr derselben Meinung, und möchten auch Herrn Friedmann gerne auf die rechten Wege bringen. Herr Friedmann kommt von jenseits des Aequators und wird noch nicht wissen, wie die Dinge in Deutschland überhaupt und auf der gepriesenen Hochschule in München insbesondere stehen. Wenn er aber für Erklärung menschlicher Zustände in der heißen Zone mehr an die Physiologie der Erde und an A. Humboldt als an den Altvater Noah und seine Söhne Sem, Ham und Japhet denkt, so könnte sich am Ende, unläugbarer Verdienste ungeachtet, vielleicht der geehrte Herr von Ringseis aus Andacht und Konsequenz seiner Bewerbung doch entgegenstellen, wie er es schon bei der öffentlichen Disputir-Uebung nicht undeutlich merken ließ. Es wäre für die Sache selbst ein empfindlicher Verlust, wenn man seine reichen Schätze des Fleißes und der Erfahrung vor der medicinischen Jugend unseres Landes auszulegen Herrn Friedmann hindern wollte.

Monats-Korrespondenzen.

† **Frankfurt, Ende September.**

„Die völlige Verderbtheit, und die vollendete Bildung, durch welche man zur Unschuld zurückkehrt, machen beide der Schamhaftigkeit ein Ende."
Schleiermacher's Briefe über die Lucinde.

Wie kommen Schleiermacher, die Lucinde und ein politischer Monatsbericht zusammen? Auf die einfachste Weise von der Welt und viel ungezwungener als der alte selige Bundestag wieder in die Reichs- und Krönungsstadt am Ufer des gelben Mains. Wir überlassen es dem Leser, sich am Ende für einen oder den andern der Gründe dessen zu entscheiden, was wir nun einmal ein Ende der Schamhaftigkeit zu nennen belieben.

Am zweiten September des Jahres 1850 war es, daß der mit dem Fluche der Nation beladene, überdieß an gerechter Selbstverzweiflung untergegangene Bundestag wieder unter die Lebendigen zurückgekehrt, um die bereits im Glauben etwas wankend gewordenen Deutschen von der gelegentlichen Wiederkehr der Gestorbenen schla-

gend zu überzeugen. Wir gewahrten an diesem Tage keine besonderen Zeichen und Wunder; die Resurrektion selbst war Wunder genug. Seltsamerweise brachte uns die löbliche „Ober-Postamts-Zeitung“, welche das gewiß verdiente Glück hat, unter jedem deutschen Regimente amtliches Organ zu sein, das Protokoll der ersten Sitzung des Revenant mit einem bedenklichen Druckfehler, der die „erste dießjährige Sitzung der deutschen Bundesversammlung“ in eine Sitzung der „Bundesplenarversammlung“ verwandelt hatte. Schon glaubten wir, der künstliche Jongleurapparat, von dem längst vorher schon Herr v. Blittersdorf gesprochen und mittelst dessen sich das „Plenum“ unmittelbar in den „engern Rath“ umwandeln solle, habe etwa im entscheidenden Augenblicke doch seine Dienste versagt; allein der Inhalt des Protokolls, mehr noch die amtliche, andern Tags nachhinkende Berichtigung belehrte uns eines Bessern, und daß ein großer Druckfehler beinahe durch einen andern verfälscht worden wäre; — und doch war Hr. Hassenpflug in jener ersten Sitzung nicht vorhanden! Bei der Durchlesung des interessanten Aktenstücks machten wir die Bemerkung, daß über diese Gesellschaft der Zeitensturm spurlos dahingerauscht, daß er kaum etwas genommen von dem alten breiten Style hoher Bundestags-Kanzlei, von der souveränen Zuversicht und jenem übermüthigen, eingefrornen Dünkel, der so saubere Beschlüsse einst diktirt. Es war, als ob dießmal nur etwas länger Ferien gewesen, die einige Aktenstöße mehr sich haben anhäufen lassen, zu deren Erledigung es einiger Präsidialermunterungen bedarf. Bei der Zählung der theuren Häupter fanden sich zwar bedauerliche Lücken; der Präsident glaubt aber an die bald eintretende allgemeine Einsicht von der Vortrefflichkeit des Bundestags. Dreizehn deutsche Regierungen waren vertreten; Kurhessen durch das auf gleichem Wege wandelnde Sachsen, da Hassenpflug in bundestäglichen Geschäften abwesend war. Lichtenstein soll von einer Viertelsstimme zu einer ganzen avancirt sein, Mecklenburg-Strelitz aber die Beförderung von einer halben zu einer ganzen Stimme abgelehnt haben. Ein dänischer Gesandter stellte den Antrag, daß die „sogenannte“ Statthalterschaft in Rendsburg aufgefordert werden solle, sich aller kriegerischen Maßregeln zu enthalten, und dabei gerirten sich die übrigen engeren Rathsherren, als ob von einer Streitsache zwischen dem Kaiser von China und Japan, und nicht von einem deutschen Lande die Rede sei. Gewiß, der verlorene und wiedergefundene Sohn beginnt seine neue Laufbahn mit einer vortrefflichen Empfehlung bei der Mit- und Nachwelt, welche das Präsidium natürlich nicht vergaß. An demselben Tage der Wiedertaufe eines alten Sünders begann der treueste Kämpe der Reaktion, der große Logiker des Bundestags, seine Reihe maßloser Gewaltthätigkeiten gegen Verfassung und Gesetz mit der Auflösung der Ständeversammlung in Churhessen. Niemand bezweifelt den Zusammenhang der beiden faits accomplis. Aber der Versuch Herrn Hassenpflugs, des enfant perdu der Reaktion, scheiterte nicht sowohl an der eignen Unfähigkeit, als an dem nicht erwarteten Widerstande des verfassungstreuen Volkes. Der Fälscher hatte auf die bodenlose Schlechtigkeit der Beamten, namentlich der Gerichte, auf den blinden Gehorsam des Militärs gerechnet; die Rechnung war falsch. Man kann nicht Alles allein thun; man war gezwungen, auf halbem Wege stehen zu bleiben; die „rettende That“, außerdem der Gegenstand anerkennender Huldigung, sank zur lächerlichen Posse herab; der schlechte Schauspieler machte Fiasco; und dieselben Leute, die im Falle des Siegs die energische Aufopferung des Verhaßten mit der lobenden Phrase der „geretteten Gesellschaft“, des vom Abgrunde zurückgerissenen Staates gedankt haben würden, haben jetzt nur den Vorwurf des „bösen Gelüstens mit der Ohnmacht“. Nie wohl ist mit dem Wohl und Wehe eines Volkes ein frevleres Spiel getrieben worden; kaum

je aber auch ist ein großartigeres Beispiel gesehen worden, wie die freche Gewalt, der Uebermuth eines wahnsinnigen Verbrechers an dem festen und entschlossenen Sinne eines Volkes ohnmächtig zu Schanden geworden.

Uebrigens hat diese kurhessische Geschichte, die in unserer nächsten Nähe spielt, in ihren Ausgangspunkten, die offenbar hier liegen, und ihrem Verlaufe etwas so ungemein Widriges, daß sie den Beschauer neben der Entrüstung mit Wehmuth erfüllen muß. Man mag die hinter alte und neue Redensarten versteckten Gelüste zweier Großmächte, die sie selbst Bemühungen zu einer dauernden „Neugestaltung Deutschlands" mit Anerkennung der Zeitbedürfnisse (!) zu nennen belieben, noch mit einigem Humore verfolgen, — die Hassenpflugiade aber hat mit unerbittlicher Offenheit die ganze bodenlose Trostlosigkeit unsrer Zustände vor den Augen der Welt aufgedeckt. Bis dahin hatten wir Deutsche uns immer noch bei der kläglichsten politischen Ohnmacht mit einer gewissen Selbstgefälligkeit unseres tief sittlichen und rechtlichen Charakters gerühmt und getröstet, so vielfach auch die Erfahrung der letzten Jahre bereits den Glauben wankend gemacht. Diese Erfahrung beruhte immerhin auf einzelnen Fällen, die eine entschuldigende Erklärung finden konnten oder von andern aufgewogen wurden. Aber mit Hassenpflug trat die cynische Schamlosigkeit der Reaktion, noch mit dem Stempel des gemeinen Vergehens bezeichnet, einem ganzen Volksstamm, und zwar erfolgreich, entgegen. Freund und Rathgeber eines Fürsten wurde ein verurtheilter Fälscher, und keine einzige deutsche Regierung erhob die Stimme gegen eine solche entwürdigende Genossenschaft. Was man dem Volke bieten zu können glaubte, zeigt, was man von ihm gehalten. Erst der Gipfel des Hohns brach ihm die Spitze ab. Aber heute noch ist es nicht die sittliche Entrüstung über die freche Verhöhnung alles Rechts, nicht die Rettung einer bedrohten Verfassung, welche die „gutgesinnte" Presse dem wackern Hessenvolke zustimmen läßt. In ihr ertönt keine einzige rückhaltslose Stimme für das schmählich behandelte Volk; nur der Aerger, daß der fehlgeschlagene Versuch rückwirkend dem monarchischen Princip selbst den letzten Stoß gegeben. Hätte Hassenpflug gesiegt, so würde der Vorwurf des „trotzigen und brutalen Herausforderns ohne das rechte Bewußtsein der innern Berechtigung und der innern Kraft" sich in das Lob der rettenden Energie verwandelt haben. Dem Fiasco folgt stets der Hohn; mit dem Gelingen wäre der Fälscher von Greifswalde der Retter deutscher Ehre und des moralischen Ansehens deutscher Fürsten, das eine steuerverweigernde Kammer tief herabgewürdigt, gewesen!! Unbelehrt und unbekehrt drängt man im Großherzogthum Hessen unter kaum andern Umständen, als daß eben ein Dalwigk noch kein Genosse Hassenpflugs in einem Fälschungsprozesse ist, nach denselben Vorgängen: Auflösung der Kammern und Oktroyirung.

Unter Oesterreichs Vorsitze und Rußlands Protektion tagt der unvollständige Bundestag wieder im düstern Palais der Eschenheimer Gasse. Die hessische Verwicklung und ihre unvermuthete Wendung mag die Kreise der Diplomatie und ihre Pläne etwas in Verwirrung gebracht haben; gänzlich gestört worden sind sie dadurch nicht. Man scheint neue Diktate aus der Wiener Kanzlei abzuwarten, Preußen sperrt sich herbeizutreten. Indem es von dem Alten, historisch Berechtigten so lange und so viel zu halten sucht, als seinem Sonderstreben nützlich ist, will es von den Resultaten der Revolution so viel in sich aufnehmen, als das Gelingen seiner eigensüchtigen Pläne befördert. Wir können seine Stellung nicht besser bezeichnen, als mit diesem Urtheil der österreichischen „Reichszeitung". Die „freie Vereinbarung, freie Konferenzen" sind jetzt die Stichwörter für eine Politik der Haltlosigkeit, des Schwankens und Zuwartens.

Wir lassen gerne heute ein Gemälde voller Schatten, auf dem das Auge vergebens einen Lichtpunkt sucht, auf dem es sich erholen könne. Wenige Wochen, und wir werden statt zerrissener Linien wohl ein Bild geben können, wenn düster, doch einheitlich, verständlich. Der Friedenskongreß, welcher hier eine Stelle finden sollte, und dem wie eine höhnende Parodie die berührten Vorgänge gefolgt, ist es wohl werth, eine eigene Bearbeitung zu erhalten, die wir ihm bereits gewidmet. Im engeren Kreise Frankfurts ist die Unthätigkeit in der Verfassungsfrage nicht eben unterbrochen, sondern nur, gleichsam als kleine Abfindung der öffentlichen Meinung, der Entwurf einer revidirten Verfassung, wie ihn eine gemischte Kommission ausgearbeitet, im Drucke erschienen und an die Bürger vertheilt worden. Die Vorschläge des Senats sollen folgen.

Hamburg, Ende Septbr.

Man wird Hamburg einen gewissen Einfluß auf die norddeutsche Politik nicht bestreiten. Er trat vor dem Jahre hervor, als Hamburgs Beitritt zu dem preußischen Bundesstaate als Lebensbedingung des letzteren empfunden wurde und alsbald den Anschluß von Bremen und Lübeck, später auch, obwohl unter Widerstreben der Landesversammlung, den des Großherzogthums Oldenburg herbeiführte. Hamburgs Beschickung des Bundestags und dadurch eingeleiteter Abfall von der Union würde auch jetzt in Bremen, Lübeck und Oldenburg wenigstens den Abfall von der Union nach sich gezogen haben. Darum möge es immerhin als ein Ereigniß anerkannt werden, daß Hamburg auf die österreichische Einladung zur Beschickung des Bundestags mit einem Absagebriefe geantwortet hat. Wir wollen darin nicht bloß eine Folge der Abhängigkeit von Preußen erkennen, die bekanntlich seit einem Jahre viel größer ist als vorher; wir finden es vielmehr höchst natürlich, daß der Handelsstaat Hamburg in der Wiederherstellung des Bundestags keinen Vortheil sieht. Hat doch dieser Bundestag dem deutschen Handel nicht die geringste Förderung oder Erleichterung gewährt, weder in Bezug auf die Abschaffung der Binnenzölle und die Herstellung eines einheitlichen deutschen Zollgebietes, noch in Bezug auf den Schutz des deutschen Handels im Auslande, noch in Bezug auf eine gemeinsame Vertretung der deutschen Handelsstaaten durch Konsuln und Agenten, welche jetzt jeder einzelne Staat für sich selbst besorgen und dadurch sein Budget mit sehr großen Mehrausgaben beschweren muß. Wie hoch auch der negative Vortheil, welchen durch die Garantie der inneren Sicherheit, d. h. durch die Erhaltung der bestehenden Verfassung die Bundesversammlung gewährt, von der hamburgischen Regierung geschätzt sein mag: diese Garantie ward theils früher schon durch die Nähe Preußens und Hannovers unnöthig gemacht, theils wird sie jetzt durch das ausdrückliche Unionsverhältniß, in welches Hamburg zu Preußen getreten ist, weit überboten, so daß durchaus nicht zu erklären wäre, aus welchen Gründen sich der Hamburger Senat nach dem Bundestag zurücksehnen sollte. Denn eine so kindische Ansicht darf man doch dieser weltklugen Behörde nicht zutrauen, daß sie glauben sollte, mit der Wiederherstellung des Bundestages kehrte auch wie durch ein Wunderinstrument die „selige Ruhe“ zurück, welche unter dem alten Bundestage, übrigens nur in relativem Sinne, vorhanden war. Hamburg fand sich zudem öfters durch gewisse Maßregeln des Bundes genirt und mußte die unvollkommene oder ganz unterbliebene Ausführung derselben durch seine „eigenthümlichen Verhältnisse“ entschuldigen. So ist z. B. in Hamburg der Bundesbeschluß, welcher

das Versammlungsrecht aufhob und alle nicht-religiöse Versammlungen und Vereine von der Erlaubniß und Kontrole der Polizei abhängig machte, niemals publicirt worden, so daß daselbst fortwährend ohne Behinderung freie Zusammenkünfte und Vereinigungen stattfanden. Ueberhaupt erhielt sich in Hamburg gegenüber dem Sinn und Geiste des Alles maßregelnden Bundestags viel persönliche Freiheit und eine gewisse, mit den Sitten Englands übereinstimmende Ungebundenheit des öffentlichen Lebens, welche Hamburg bei allen inneren und äußeren Mängeln immer zu einem angenehmen Aufenthaltsort für Fremde macht. Ein richtiger Instinkt widerstrebt deßhalb, ganz abgesehen von sonstigen politischen Ueberlegungen, der abermaligen Unterordnung unter eine Centralbehörde, in welcher gerade das Gegentheil der hamburgischen Lebensrichtung, in welcher der Geist französischer Büreaukratie und Vielregiererei fortwährend als ein charakteristisches Merkmal hervortrat. Durch die entschiedenen Absagebriefe der an der Union festhaltenden Staaten, unter welchen Hamburg — d. h. nicht das gänzlich gleichgültige oder mit Verachtung darauf hinblickende Gros des Volks, sondern der Senat und der konservative Theil der Erbgesessenen — einzig und allein sich als unerschütterlich gezeigt hat, ist es denn vorerst glücklich verhindert, daß die Reaktion der deutschen Regierungen wiederum als compakte Macht auftreten, und das Ungeheuer eines renovirten Bundestages sich als eine Auctorität in Deutschland hinstellen darf. Besser die Gespaltenheit in der Freiheit, als die Einheit in der Knechtschaft. Auch der Hamburger Senat fühlt etwas von dieser Wahrheit, wie wenig er sie auch principmäßig anschaut und ihr vollkommen huldigt. An der Unterthänigkeit unter Preußen ist es auch nach seinem Gefühl gerade genug, so daß eine weitere nicht von nöthen.

Oder ist vielleicht die andere Anschauung richtiger, daß die Abhängigkeit des Senats von Preußen bereits so weit vorgeschritten ist, daß er gar nicht gewagt hat, eine andere Meinung über den Bundestag zu haben, als die von der preußischen Regierung öffentlich kundgegebene? Hamburg ist ja in der That nur noch als ein preußischer Vorposten zu betrachten, und der Senat Preußen gegenüber wie ein mediatisirter Fürst; so daß, gleichwie Preußen auf hamburgischem Gebiet durch preußische Beamte seine Befehle vollziehen läßt, wie auf preußischem Territorium, so auch der Hamburger Senat seine Politik aus der preußischen Hauptstadt holt.

Es wäre interessant, darüber Kenntniß zu erlangen, in wie weit das Ministerium der rettenden Thaten auch bei dem gegenüber der Verfassung vom 23. Mai vom Senat beobachteten Verfahren die Hand im Spiele hat. Nach fast 4 Monaten ist noch keines der organischen Gesetze dem Publikum vorgelegt, keines vom Senat vor die erbgesessene Bürgerschaft gebracht. Die zur Ausarbeitung derselben niedergesetzte Kommission hält sich in einem Dunkel, aus welchem kein Lichtstrahl in das Auge der Nicht-Eingeweihten fällt. Natürlich, daß daraus der Schein entsteht, als ob es überhaupt mit der beschlossenen Verfassung kein Ernst sei, und die Zurechtmachung der organischen Gesetze nur den Vorwand bilde, um die Einführung derselben bis zu dem günstigen Moment aufzuhalten, wo man dieselbe ganz über Bord werfen könne. So hat es denn eine saubere Genossenschaft von vier erbgesessenen Bürgern wagen können, nach Ausgabe von 5 „Zur Verwahrung gegen Beseitigung der Grundgesetze der Stadt Hamburg" betitelten Heften und unter einer förmlichen Erklärung, daß sie den Rath- und Bürgerbeschluß vom 23. Mai als zu Recht bestehend nicht anerkenne, gegen die in demselben liegende Absicht einer Beseitigung der rechtmäßigen Grundgesetze der Stadt Hamburg und deren Verdrängung durch eine neue sogenannte Staatsverfassung sich entschieden verwahre und sich und allen Bürgern der Stadt

alle Rechts- und Zuständigkeiten u. s. w., selbst die Anrufung des höheren Rechtsschutzes der deutschen Reichs- oder Bundesgewalt sich vorbehalte, am 16. v. M. ein Petitum an den Senat zu richten, daß „Hochdieselben geneigen wollen, die Vorbereitungen zur Einführung der intendirten „Staatsverfassung“ zu sistiren und auf verfassungsmäßigem Wege beruhigende Zusicherungen zu geben, daß die Fundamentalgesetze der Stadt gegen ähnliche Untergrabung durch die zu ihrer Aufrechthaltung verpflichtete höchste Gewalt in Hamburg für die Zukunft gesichert seien, jedenfalls aber den Unterzeichneten über die Eingabe der obigen Erklärung Akte zu geben“. Zwar hat der Senat den Unterzeichnern der Eingabe unterm 6. d. das einfach-abweisende Dekret ertheilt, „daß den gesetzwidrigen Anträgen der Supplikanten nicht zu deferiren ist“; es muß aber Jedem, auch wenn der unvernünftige Trotz, womit in Hamburg öfter einzelne Persönlichkeiten ohne Rücksicht auf das öffentliche Urtheil hervortreten, gehörig in Rechnung gebracht wird, einleuchten, daß jener Schritt von ein paar einzelnen Männern ohne die Gefahr, sich vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen, erst dann gethan werden konnte, wenn die allgemeine Meinung über die Sicherheit der beschlossenen Verfassung eine sehr geringe, und der Zweifel an der Redlichkeit derer, welche berufen sind, sie in's Leben zu führen, sehr weit vorgeschritten ist. Nur in der Dunkelheit kommen die Fledermäuse hervor. Fast möchte man auch in Berücksichtigung der durch ganz Europa wehenden reaktionären Luft annehmen, daß es jenen Rittern ohne Furcht (ihre Namen sind: Dr. Harder, Heinrich Hübbe, Hugo Hübbe und Dr. Trummer) mit der Wiedereinsetzung der alten Verfassung in ihre früheren Rechte voller Ernst, und daß sie, die Verwirklichung ihres Projekts für möglich haltend, ein ähnliches Spektakelstück aufzuführen gesonnen seien, wie die mecklenburgische Ritterschaft. Denn schon haben sie sich mit ihrem Bestreben nach dem Hauptoperationspunkt alles norddeutschen Reaktionswesens, nach Berlin, gewandt und in Leitartikeln der „Kreuzzeitung“ (überschrieben: „Der hamburgische Verfassungsstreit“) die Gerechtigkeit ihrer Sache auseinanderzusetzen angefangen. Und wenn das Alte darum ein Recht hat, ferner zu bestehen, weil es längere Zeit hindurch, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, zum allgemeinen Schaden oder zum allgemeinen Nachtheil, bestanden hat, so kann es ja nicht fehlen, daß auch die Verfassung vom 23. Mai demselben Schicksale anheimfällt, wie die Verfassung der Konstituente, daß sie nämlich als ein revolutionäres Beginnen verurtheilt wird. Bliebe dann Hamburg in dem Sumpfe stecken, in welchen es die Recesse vom Jahr 1712 versenkt haben, so wäre ganz allein die Tiefe und Allgemeinheit der Ignoranz und mittelbar der hierarchische Volksunterricht als Ursache davon anzuklagen.

Die Summe, welche Hamburg an Schleswig-Holstein für die Verpflegung des hamburgischen Kontingents schuldet, hat natürlich der Senat verweigern zu müssen geglaubt, weil er die Staatskasse bereits durch die Einquartierung der preußischen Truppen mehr als zu viel beschwert hat. Mußte er doch so eben erst „zur Ausgleichung der jetzt auf 440,000 Mark zu veranschlagenden Unterbalance“ eine außerordentliche Erhebung von zwei Drittheilen der Brandsteuer als demnächst an die erbgesessene Bürgerschaft zu stellenden Antrag veröffentlichen. Die Verwendungen, welche für die jetzt sogar ohne allen ersichtlichen Zweck hier liegenden preußischen Kostgänger gemacht wurden, und wozu die Geldmittel durch interimistische Anschaffung aufgenommen sind, haben allein bis Ende vorigen Jahrs mit Einschluß der Zinsen einen Aufwand von 559,000 Mark erfordert. Der monatliche Aufwand seit den 4 bis 5 ersten Wochen nach dem 13. August v. J. (dem Tage, wo die preußische Ehre durch den Angriff auf die preußischen Truppen verletzt wurde),

also seit der definitiven Ordnung dieser Angelegenheit, beläuft sich auf etwa 135,000 Mark, worauf nach dem preußischen Tarif eine Vergütung von etwa 60,000 Mark monatlich bezahlt wird. Das Alles, um einen Wortbruch zu decken und dem Volke eine ihm gehörende Verfassung vorzuenthalten. Freilich jetzt gehören die preußischen Truppen in Hamburg zu dem preußischen Beobachtungskorps an der untern Elbe.

Auch die freiwillige Anleihe der Herzogthümer hat hier eine sehr geringe Unterstützung gefunden, obgleich in einmaligen Beiträgen, wie wir in unserer vorigen Korrespondenz erwähnt, die wohlhabenderen Klassen eine allgemeine Freigebigkeit bethätigt haben. Offenbar fehlt aber für die Anleihe das nothwendige Vertrauen zu den ferneren Unternehmungen der Holsteiner. Die Männer der Börse sind schon von vorn herein überall den revolutionären Bestrebungen abgeneigt, weil nur wenige derselben zum Ziele führen und auf die Einsatzsummen einen Gewinn abwerfen; wenn aber, wie in dem gegenwärtigen Falle, zu den allgemeinen ungünstigen Verhältnissen, unter denen das Unternehmen auftritt, auch noch eine gewisse Rath- und Thatlosigkeit hinzukommt, welche durchaus nicht erkennen läßt, was eigentlich sowohl zunächst als in letzter Instanz die Leiter des Unternehmens beabsichtigen; wenn der Mangel an Energie und rechtzeitigem Eingreifen einen totalen Bankerott mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen läßt; wenn Alles auf gothaische Politik hinweist, die, wie sehr auch in der Theorie von Kaufleuten gebilligt, doch in praxi ihnen nur als höchst unzuverläßig erscheinen kann: so ist es in der That nicht zu verwundern, wenn die Kapitale sich von solchem Unternehmen zurückhalten. Was ist von der dänischen Regierung, nachdem sie wieder in den Besitz von Holstein gekommen ist, für diejenigen zu erwarten, welche den Insurrektionskrieg mit Geldmitteln unterstützt haben? Und von dem dänischen Könige will ja eben auch die Statthalterschaft nicht los; ja sie führt nicht einmal gegen denselben Krieg, so daß er heute oder morgen die Regierung seiner angestammten Lande wiederum antreten kann. Welche Sicherheit aber bietet die Statthalterschaft für sich allein, welche die Landesversammlung! — Existenzen, die sich selbst täglich den Boden unter den Füßen locker machen. Wahrhaftig sie haben Unrecht, die unter solchen Umständen den unpatriotischen Sinn derjenigen verklagen, welche die fernere Laufbahn der Statthalterschaft nicht unterstützen wollen. Es sind hier in den letzten 2½ Jahren mehrere verunglückte Versuche zur Begründung neuer Zeitschriften gemacht worden; wir nennen nur die „Abendpost" von Faucher, dem bekannten Freunde und Meinungsgenossen von Prince-Smith und Max Stirner, den „Volksfreund" von Ferd. Löwe, Mitglied der konstituirenden Versammlung, und ein architektonisches Journal, welches zu einer allgemeinen Zeitschrift für schöne Kunst sich erweitern sollte. Gegenwärtig wird hier ein neues literarisches Unternehmen verbreitet, dem bei der Eigenthümlichkeit der hamburgischen Noblesse ein größerer Erfolg zu versprechen ist. Es ist dieses ein englisches Wochenblatt, welches unter dem Titel „The British and Hamburgh Standard" ein mit umfassenden Kenntnissen und reichen Erfahrungen ausgerüsteter Engländer, Namens Ormonde, der hier vor einiger Zeit mit vielem Beifall dramatische Vorstellungen in englischer Sprache gab, redigiren wird. Es soll „eine kurze Wochenschau der neuesten politischen Ereignisse vom unparteiischen Standpunkt aus bringen, die besten Leistungen aus dem Gebiete der englischen Belletristik und Wissenschaft durch Auszüge verbreiten helfen, über Poesie, Musik, Theater und plastische Kunst referiren und auch den lokalen Tagesneuigkeiten Beachtung schenken". Im Allgemeinen will es die Förderung der höchsten Humanitätszwecke im Auge haben. Schon im Anfang der dreißiger Jahre erschienen in Hamburg englische Blätter: der „Reporter", der besonders über die eng-

lischen Parlamentsverhandlungen referirte, und an welchem sich der oben genannte Prince-Smith betheiligte, und der „Gleaner". Sie sind, wohl hauptsächlich dadurch, daß sie für ihren Inhalt zu enge Gränzen zogen, wieder untergegangen. Die Zeitschrift des Hrn. Ormonde, von welcher am 5. Oktober die erste Nummer erscheinen soll, hat sich mit der Förderung alles dessen, was für die Humanität wichtig ist, einen umfassenderen Zweck vorgesetzt. Sie wird mehr Unterstützung finden, als jene früheren Blätter, weil die hamburgische höhere Welt sich unterdeß mit mehr Bewußtsein dem englischen Leben zugewendet hat, und weil sie zugleich die Kunst zu einem ihrer Hauptgegenstände machen will, welcher jetzt in Hamburg sich ein nie dagewesenes reges Interesse zugewendet hat.

Berlin, Ende September.

Daran dachte wohl Niemand mehr! Daß noch einmal im Herzen Deutschlands der Belagerungszustand auf der Degenspitze oktroyirt, daß noch einmal die Macht der Bajonette aufgerufen werden würde, um einer Kammerauflösung zur Folie zu dienen — und das Alles im September 1850, nachdem Wrangel schon vor zwei Jahren mit all' der tollen Wirthschaft in Berlin fertig geworden war, das hatte wohl Keiner mehr erwartet. Es ist, als zöge noch einmal eine Episode aus dem Jahre der Erhebung des deutschen Volkes vor unseren Augen vorüber, und ringsum steht alle Welt und staunt, und frägt sich: Ist dieß das Ende oder der — Anfang vom Liede? Freilich, die Hessen waren ein ganz absonderliches Volk. Vor dem März die „Blinden" genannt, von Hassenpflug über alle Maßen mit Ruthen und Skorpionen gezüchtigt, haben sie nach dem März ohne große Anstrengung bis auf diesen Augenblick eine Freiheit behauptet, deren Erinnerung, möchte man sagen, bei den anderen deutschen Stämmen fast erloschen war. Es war ein abnormer Zustand, man muß es eingestehen. In Kurhessen kein Attentat gegen die Preßfreiheit, kein Eingriff in das Versammlungsrecht, vor allen Dingen nicht einmal eine Beschränkung des Wahlrechts. Zwar wurden die Kammern aufgelöst, als sie über das zurückgekehrte Hassenpflug'sche Regiment zum ersten Male den Bann aussprachen; aber man oktroyirte doch nicht mit der Auflösung zugleich ein neues Wahlgesetz, man schien nur Zeit gewinnen zu wollen, denn die Rückkehr der verjagten Opposition war mit Gewißheit zu erwarten. Und nun im August des Jahres 1850 eine Kammer mit dem Sozialdemokraten Bayrhoffer als Präsident; ein Blatt in Kassel, „die Hornisse", von unermeßlichem Einflusse auf das ganze Land, mit einer Sprache, wie sie der Sommer von 1848 kaum je gehört, nicht mit dem hohlen Pathos einer sich selbst vernichtenden Leidenschaft, sondern gewitzigt durch zwei Jahre trüber Erfahrungen, das hessische Volk zu einem bestimmten Ziele hinlenkend, die Demokratie reinigend und läuternd, die Gestaltung der Zukunft nicht aus dem Auge verlierend, alle Konsequenzen des Prinzips ziehend, alle Resultate der freien geistigen Fortentwickelung in sich aufnehmend; neben ihr das freieste Versammlungsrecht, Zettel an den Straßenecken, welche die Sitzungen der „demokratisch-sozialen Vereine" ankündigten; neben Bayrhoffer der Präsident dieser demokratisch-socialen Vereine, der Mitredakteur der „Hornisse", der Dr. Kellner, im permanenten Ausschusse der Ständeversammlung — war das nicht ein wahrhaft mährchenhafter Zustand gegenüber der geknebelten Preßfreiheit zu Wien, Berlin, zu München und Dresden, gegenüber den vernichtenden oder verstümmelten Volksvertretungen zu Wien, Berlin, zu München und Dresden, gegenüber der Polizeiwirthschaft, gegen-

über dem Militärregiment, der als heilig erklärten Willkür im ganzen deutschen Vaterlande?

Das war nicht zu ertragen! Der ganze Körper krank und die eine Hand gesund? — die mußte auch noch gelähmt werden, und zwar gelähmt mit einem Schlage. Es war, als gingen den schwarzen Leuten in Hessen mit einem Male die Augen auf über die babylonische Wirthschaft, in der sie lebten, als fielen ihnen mit einem Male die Schuppen von den Augen und sie sähen den Abgrund, an dem sie wandelten. Das Land ohne Steuern, in den Händen der Sozialisten und Demokraten — wie hatte man das nur ertragen, nur dulden können, das mußte gut gemacht werden! Daher die Ständeauflösung, die Dekretirung der Forterhebung der Steuern, die Vernichtung der Presse, des Vereinsrechtes, die Erklärung des Kriegszustandes über das ganze Land in rasender Hast, als wolle man die versäumte Zeit auf Windesflügeln wieder einholen! Blitzende Bajonette auf den Straßen, und doch Todtenstille seit langer Zeit; Militärdiktatur, und kein Mensch, der sie provozirt hätte. Es ist, als hätte eine unsichtbare Stimme, vielleicht die Stimme des reaktionären Gewissens dem Kurfürsten und seinem Premier zugerufen: Wie? Ihr hattet keinen Belagerungszustand? Ihr habt das Wahlrecht nicht verstümmelt? Die Preß-, die Vereinsfreiheit nicht vernichtet? — und als hätten diese, vom mahnenden Schreckensrufe getrieben, voll Scham, so weit hinter den Anforderungen der Gegenwart zurück geblieben zu sein, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, und mit einem Male sich wieder in Ansehen zu bringen gesucht bei dem großen Chorus der Kontrerevolution.

In dem Moment, wo ich dieß schreibe, scheint ein Ruhepunkt eingetreten zu sein. Der plötzliche Wahnsinn dieser unerhörten Gewaltmaßregeln scheint selbst die gutgesinntesten Leute in Schrecken und Angst vor seinen Folgen gejagt zu haben. Wie man vor dem plötzlich wahnsinnig Gewordenen zuerst zurückbebt, nachher aber Muth faßt, ihm entgegenzutreten, so scheint das erste Entsetzen der kalten Besonnenheit gewichen zu sein, man trifft Anstalten, der Unverschämtheit den früheren Zügel wieder anzulegen. Das Volk, betäubt zuerst von den Schlägen, die unvermuthet auf sein Haupt hernieder hagelten, sieht den Feind genauer an, erkennt seine Schwäche, streckt die Hand aus, und sieht ihn zurückweichen. So ist es in diesem Augenblicke. Die Zustände in Kurhessen aber sind der Art, daß kein Mensch bestimmen mag, was in der nächsten Stunde geschehen wird.

Die Vorgänge in Hessen haben ganz Deutschland erschüttert. Ich will den eingetretenen Ruhepunkt benutzen, um Ihnen zu sagen, welchen Eindruck sie in Berlin gemacht haben. Mit welchem Auge die Demokratie auf Kurhessen schaut, werden Sie, ohne daß ich es Ihnen zu berichten brauchte, selbst errathen können. Zwar ist die Demokratie von allen Illusionen zurückgekommen, sie hegt die Hoffnung nicht, daß ihre Brüder in Kurhessen siegen werden; aber sie muß sich auf der anderen Seite sagen, daß solchen Gewaltthaten zufolge Alles möglich ist, daß Niemand ermessen kann, wohin der Zorn eines im Uebermaße gereizten Volkes führt. Die eine Zuversicht aber hegt sie mit Gewißheit: daß das Volk von Kurhessen die Krisis, wie sie auch enden möge, mannhaft überstehen werde.

Die Demokratie ist deßhalb auch viel ruhiger, als die sogenannte konstitutionelle Partei. Sie kennt die Tragweite der Ereignisse und ist der leeren Reden überdrüssig geworden, während die Konstitutionellen im Gefühl der langen Täuschung mit großer Erbitterung gegen den Fälscher Hassenpflug zu Felde ziehen. Wir wissen Alle sehr gut, wie die Konstitutionellen sich verhalten würden, wenn einem Minister ihrer Partei die Aufgabe übertragen worden wäre, die Demokratie zur Raison zu bringen.

Daß der Schlag gegen sie selbst mit geführt ist, das bringt sie in Wuth; daß er von einem „Fälscher“ unternommen wird, gibt ihnen eine noch festere Stütze zur Opposition. Die Demokratie weiß, daß die Reaktion in ihren Personen und Mitteln nicht wählerisch ist, sie sieht ihre oft wiederholten Aussagen jetzt durch die That bestätigt. Sie wendet sich deßhalb auch weit weniger gegen den Fälscher, als gegen den Despoten Hassenpflug, während auch bei dieser Affaire wieder jene konstitutionelle Eigenschaft zu Tage kommt, daß man zwar die heimliche Sünde zuläßt, gegen die unverschleierte aber mit furchtbarem Geschrei zu Felde zieht. Sie sollten die moralische Entrüstung unserer Bureaukraten sehen, die sich zu Aeußerungen hinreißen lassen, vor denen selbst ein demokratisches Ohr zurückschreckt. Alle diese Leute nehmen es nicht so genau; man weiß, daß sie die Nebennützungen des Aemtchens nicht verschmähen; aber es mit offener, unverschämter Frechheit zu treiben, wie Hassenpflug, die Defraudation an's Tageslicht treten zu lassen — das verdient in ihren Augen gebührende Strafe. Die preußische Bureaukratie schrickt jedes Mal vor Aerger und geheimer Furcht zusammen, so oft der Name des „Fälschers“ Hassenpflug durch die Welt gerufen wird. —

Der Kurfürst von Hessen mit dem Gesammtministerium hat fliehen müssen, da Civil- und Militärbehörden ihm den Gehorsam weigerten — diese Nachricht, die ich so eben erfahren, dieses Faktum, das hier mit allgemeinem Jubel aufgenommen worden, das uns in eine jener längst verschwundenen Stimmungen zurückversetzte, dieses Faktum bringt durchaus keine Veränderung in das Verhältniß der preußischen Regierung zu den kurhessischen Zuständen, über welches ich Ihnen so eben berichten wollte. Im Gegentheil, es gibt den preußischen Plänen erst die gehörige Festigkeit, und ist, ich kann Ihnen das versichern, mit Genugthuung aufgenommen worden, da es das Feld zu den preußischen Operationsplänen bedeutend ebner macht. Die Ereignisse scheinen sich wieder so rasch folgen zu wollen, daß die Leser der deutschen Monatsschrift, wenn sie diese Zeilen zu Gesicht bekommen, längst wissen werden, ob ich jetzt Recht gehabt, oder nicht. Ich kann deßhalb nichts thun, als einfach zu berichten, wie die preußische Regierung die kurhessische Frage aufgefaßt hat; inwiefern die weiteren Ereignisse auf diese Auffassung influenziren werden, dafür kann ich nicht bürgen.

Es ist eine Thatsache, daß man nirgends an den Höfen Deutschlands auf die hessischen Ereignisse unvorbereitet war. Man wußte sehr gut, was Hassenpflug im Allgemeinen zu thun beabsichtigte; man konnte aber natürlich über die spezielleren Schritte, welche von den befreundeten Kabinetten ergriffen werden sollten, nicht eher etwas beschließen, als bis man die Haltung des Volkes gegenüber den Hassenpflugschen gewagten Experimenten kennen würde. So viel ist gewiß, daß man eher alles Mögliche erwartet hätte, als eine solche Kraft des passiven Widerstandes. Man hatte vergessen, daß Kurhessen sich über zwei Jahre lang in unbeschränkter Freiheit bewegt, und während der Zeit selbst eine passive Kraft erlangt hatte, wie sie an keinem anderen Orte in Deutschland zu finden war. Zwei Jahre unbeschränkter Freiheit in ganz Deutschland! — und wir möchten sehen, wie die Scenen zu Wien, Berlin und Dresden jetzt enden würden! Man hatte in Kassel einen leicht zu brechenden aktiven Widerstand, eine günstige Gelegenheit erwartet, das Land mit fremden Truppen zu überschwemmen; diese Gelegenheit blieb aus, kein Mensch rührte sich, Keiner aktiv für, Keiner aktiv gegen die Regierung; Proteste genügten, um selbst einen alten Haudegen, wie Bauer, in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Der Kurfürst und sein Getreuer waren wie gelähmt durch diese Ruhe; dann scheint ein panischer Schreck sie plötzlich überkommen zu haben; wie das hinterlistige Thier der Wüste, so schlichen sie

plötzlich davon, als sie den kalten, festen Blick der Standhaftigkeit auf sich gerichtet sahen.

Sobald die ersten Nachrichten aus Kassel hier anlangten, ward die Intervention beschlossen. Man verhehlte sich nicht, daß sie mit Schwierigkeiten, mehr moralischen, als physischen, verknüpft sei; dennoch erlangte der Spruch des Herrn von Radowitz: „Herrscht der Teufel heut auf Erden, wird Gott morgen Meister werden!" die Oberhand, man beschloß, alle Nebenrücksichten bei Seite zu lassen, und vor allen Dingen Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Diese Nebenrücksichten waren nicht unbedeutend, und wurden von den ministeriellen Blättern vielfach ventilirt, so daß der Leichtgläubige leicht hätte überzeugt werden können, man werde diese Nebenrücksichten nicht gelten lassen und nicht interveniren. Es war zu bedenken, daß Hassenpflug ein offenbarer Fälscher sei, daß man sich moralisch auf eine unerhörte Weise kompromittirte, wenn man seinen Gewaltthaten zu Hülfe eilte. Es war zu bedenken, daß der Verfassungsbruch zu Kassel mit einer unerhörten Frechheit, wie die „Neue Preußische" selbst eingestehen mußte, mit einem unverzeihlichen „Leichtsinn" begangen worden war, daß auch nicht der entfernteste Schein eines Rechts existirte, daß man also für den krassen Absolutismus in optima forma interveniren mußte. Es war ferner zu bedenken, daß in Kassel keine Revolution tobte, sondern daß man die preußischen Soldaten der gefährlichen Ruhe eines gesetzlich im Recht befindlichen, politisch sehr aufgeklärten Volkes anvertrauen mußte. Es war endlich zu bedenken, daß die Intervention für Hassenpflug der härteste Schlag war, den man gegen die eigene deutsche Politik führen konnte; denn während in der bekannten Denkschrift des Herrn Matthis von neuem das Banner der Union sehr hoch geschwungen worden, mußte man hier Partei ergreifen für einen der erbittertsten Gegner der Union, für Hassenpflug, mußte man einschreiten gegen die konstitutionelle Partei im hessischen Volke, die den Versicherungen ihrer Führer zufolge für die Union schwärmte; genug, in Kurhessen interveniren hieß der Union von Seiten Preußens selbst den Todesstoß versetzen.

Alle diese Bedenken wurden von den ministeriellen Blättern vielfach erörtert; die „Konstitutionelle Korrespondenz" vergaß sich so weit, Herrn Hassenpflug und seinen Herrn an die „Heilighaltung der geschworenen Eide" zu erinnern! Es war indessen vorauszusehen, daß all' diese Bedenken nicht Stich halten würden gegen die Rivalität Preußens gegen die anderen deutschen Mächte und gegen den obersten Grundsatz, den sich die preußische Regierung gestellt: Ruhe und Ordnung, überall wo sie gestört im deutschen Vaterlande, wieder herzustellen. Es war unklug von der preußischen Regierung, die Schattenseiten eines Verfahrens so stark hervorheben zu lassen, das sie doch endlich einzuschlagen im Begriff stand. Die vielen Konferenzen, die zwischen dem König, Herrn von Radowitz und dem Ministerium in dieser Angelegenheit gepflogen wurden, drehten sich namentlich um die Form der Intervention. Es galt, das spezifische Preußenthum, die Partei der „Neuen Preußischen", vor Allem das hessische Volk zufrieden zu stellen. Man fand die Mittel dazu. Denen, die Preußens sehr herabgekommene Ehre über Alles halten, sagt man, daß eine Intervention nöthig sei, weil Baiern, Oesterreich und Hannover im Begriffe stünden, ihre Truppen einrücken zu lassen; Preußen müsse seine Ehre wahren, und Hessen nicht zum Spielballe der finsteren Pläne Oesterreichs werden lassen. Den Kreuzrittern gab man die Versicherung, die Intervention geschehe nur im Interesse der Ruhe und Ordnung, ohne alle anderen Nebenabsichten, eine Ansicht, die gewiß von den Gliedern des Ministeriums selbst um so lieber geltend gemacht wurde, als sie die eigene Gesinnung aussprach. Dem hessischen Volke endlich denkt man zu sagen: das preußische Heer käme, um gegen die Pläne Hassenpflugs die

Verfassung aufrecht zu erhalten, und das Land zu schützen gegen die Machinationen Baierns und Oesterreichs!! Wir werden sehen, ob das hessische Volk eine solche Motivirung der Intervention gläubig acceptiren wird.

In diesem Augenblicke vielleicht stehen die preußischen Truppen im Begriff, die hessische Gränze zu überschreiten. Was weiter geschehen wird, liegt außerhalb aller Berechnung. Wohin wird die Kugel treffen, die man im Begriff steht, aus dem Laufe zu schleudern? — Mit der Nachricht von der Flucht des hessischen Kurfürsten zugleich traf die telegraphische Depesche von einer zweiten Schlacht in Schleswig-Holstein hier ein. Es scheint sich heute herauszustellen, daß diese zweite Schlacht eine zweite Niederlage gewesen ist. So groß indessen ist die Theilnahme für die Vorgänge in Kassel, daß die Depesche aus Schleswig-Holstein fast übersehen wurde. Der Grund liegt nicht bloß darin, daß in Kassel für die Freiheit, in den Herzogthümern nur für die Nationalität gekämpft wird; er liegt darin, daß hier Jedermann die Herzogthümer schon aufgegeben hat, daß man ihren Namen nur noch mit dem Schmerze der Resignation zu nennen gewohnt ist. Unter dem Absolutismus sind wir nicht deutsch, sind wir Preußen, Oesterreicher, Baiern, können wir es nicht hindern, daß man ein Stück nach dem anderen von Deutschland losreißt; sind wir frei, so werden wir unsere Nationalität selbst zu wahren wissen, wenn es dann noch Leute gibt, die uns die bloße Nationalität streitig machen wollten.

Ja, man hat hier die Herzogthümer aufgegeben. Nicht das Volk hat sie verlassen, das Volk fühlt tief für seine Brüder im Norden; aber was ihm jetzt noch zu thun übrig bliebe, wäre vergebene Mühe, da seine Kraft durch die erstarkte Macht der Fürsten gebrochen ist. Selbst seine Geldspenden stellt das Volk ein; es kann unter jetzigen Umständen nur wünschen, daß das traurige Schauspiel in Schleswig-Holstein sobald als möglich beendet werde, daß kein Tropfen Blut mehr fließe, da er doch nur unnütz die Ströme vergeblich geflossenen Blutes vermehren würde. Schmachvoller ist nie ein Volk behandelt worden, als das deutsche in der Frage der Herzogthümer!

Es war zuerst ein dunkles Gerücht, daß Rußland und England an Preußen die Forderung gestellt hätten, zu Gunsten des dänischen Königs in den Herzogthümern zu interveniren, widrigenfalls sie selbst die Integrität der dänischen Monarchie mit den Waffen in der Hand wiederherstellen würden. Es war zuerst ein dunkles Gerücht, Niemand wollte es glauben. Erst als es von allen Seiten bestätigt wurde und keine ministerielle Feder sich rührte, mit bekannter Geschäftigkeit es zu desavouiren — da ward es zur Gewißheit, daß das deutsche Volk durch seine Fürsten von der Selbstständigkeit einer Nation herabgesunken sei zu der Bedientenrolle eines Vasallenstaates. Preußens Regierung, Preußens Heer, Preußens Volk herabgewürdigt zu lautlosen Dienern der Russen und Engländern, und mit den Preußen den Deutschen von Fremden die Waffe in die Hand gedrückt gegen die eigenen Brüder!

Niemand hatte russischer Seits seit langer Zeit etwas anderes erwartet, denn die Gesinnungen, die Pläne des russischen Monarchen sind bekannt. Autokrat im eigenen Lande, ist es ihm nur ein sekundärer Zweck, die Autokratie im übrigen Europa wieder herzustellen; sein Hauptzweck geht auf die Vermehrung des russischen Einflusses, auf die Vergrößerung der russischen Suprematie, wo es angeht, auch auf die wirkliche Vernichtung fremder Nationalitäten und ihre Einverleibung in den russischen Koloß. Das erste Bollwerk des westlichen Continents ist bereits gefallen; schon krümmt sich Polen unter den Fängen des nordischen Adlers. Ungarn liegt todtmatt. Auch ein Stück Deutschland, die Ostseeprovinzen, zahlen dem Czaren ihren Tribut. Noch aber

ist Deutschland eine starke Mauer gegen den russischen Absolutismus; nur über ihre Trümmer geht der Weg gegen Frankreich und die Schweiz. Mit einem Male ist sie nicht zu stürzen, darum muß bei Zeiten Bresche geschossen werden. Die Wirren in Schleswig-Holstein bieten eine vortreffliche Gelegenheit dazu. In den Herzogthümern wohnt ein kräftiger Volksstamm, der den Tyrannen von jeher gefährlich war; es lohnt sich schon der Mühe, das deutsche Volk um eine halbe Million seiner besten Kinder ärmer zu machen. Sind die Deutschen in den Herzogthümern einmal dänisch, unwiderruflich dänisch geworden, so sind sie verloren. Dänemark ist ein kleines Land, das nur von der anderen Mächte Gnade, namentlich von Rußlands Gnade lebt. Dänemark vermag dem Andringen der Russen auch nicht den geringsten Widerstand zu leisten; außerdem sind die Verbindungen bekannt, in denen Rußland mit Dänemark und Oldenburg steht. Gehen die Sachen auf der jetzigen Bahn weiter, so dürfte keine allzulange Zeit verfließen, und ein Gürtel zieht sich im Norden Deutschlands hin, der von demselben Geist inspirirt wird, wie der südliche Gürtel von der Moldau und Wallachei aus bis zum adriatischen Meere. Zwei riesige Arme legen sich um dein Herz, Deutschland! Wie lange noch wirst du frei athmen?

Und England vereint seine Forderungen mit denen Rußlands; das Bündniß zwischen beiden Mächten ist eine bittere Wahrheit geworden. Es gab eine Zeit, in der man glauben konnte, England spiele auch hierbei seine alte Rolle, es verfolge auch hierbei seine alte Politik gegen Rußland, es unterstütze den Todfeind öffentlich, um ihn heimlich zu verderben. Diese Illusion muß man jetzt aufgeben. Die Dinge sind zu ernst geworden, um eine zweideutige Politik zu verfolgen, und sind die Pläne Englands auch jetzt noch gegen Rußland wirklich, gegen die Herzogthümer nur zum Schein gerichtet, will England die Herzogthümer nur als Mittel gegen Rußland gebrauchen: wir müßten seine Politik aus tiefster Seele verabscheuen, wenn der Weg, Englands Pläne zu erreichen, nur über die Leiche der Herzogthümer ginge. Aber dem ist auch nicht so, man kann es nicht mehr glauben. Englands Pläne sind für's erste wirklich gegen Deutschland, gegen die Herzogthümer gerichtet. England fürchtet ein freies Schleswig-Holstein seines Handels wegen, es will die Anlegung von Häfen an der Nordseeküste verhindern, es will die deutsche Industrie vom Meere absperren. Das Alles will das „freie" England, und es frägt wenig danach, ob eine halbe Million Menschen diesen sauberen Absichten zum Opfer fällt. Ein wirklich freies, und deßhalb auch edelmüthiges Volk könnte eine solche Politik nie verfolgen. Aber England ist nicht frei, in England herrschen nur Klassen, die einander respektiren, weil sie sich gegenseitig fürchten. Nehmt dem englischen Bourgeois die Furcht vor dem englischen Arbeiter, und er behandelt ihn mit derselben Brutalität, wie unsere Geldmenschen unsere Proletarier. Wie demüthig ist die stolze britische Nation gegenüber dem mächtigen Amerika! Wie stolz, wie hochfahrend und anmaßend tritt sie jetzt auf gegen Deutschland, weil sie uns zu schwach glaubt zum Widerstande! Sie zeigt sich in ihrer ganzen Brutalität gegen das wehrlose Schleswig-Holstein. Es ist ein Unterschied, ja! Aber ist es ein so bedeutender zwischen dem, was der gemißhandelte Haynau gethan, und dem, was England zu thun im Begriff steht? Ist es ein so großer Unterschied, Ungarn zu unterdrücken, oder Deutsche von ihrem Mutterlande loszureißen und der rachsüchtigen Willkühr eines fremden Fürsten zu überliefern?? —

Doch genug davon! Rußlands diabolische und Englands krämerhafte Schlauheit begegnen sich in der Unterdrückung eines Theils, in der Schwächung der ganzen deutschen Nation. Wer könnte zwei Mächte daran hindern, über eine andere das Loos zu werfen? Dergleichen Beispiele zeigt die Geschichte in Menge. Wir würden es

lächelnd mit ansehen, wenn Rußland und England unseren Tod dekretirten. Aber das ist es ja nicht, was diese Frage zur wichtigsten für Deutschland macht: Rußland und England verlangen, daß Deutschland sich selbst den Todesstoß gebe, sie fordern von der preußischen Regierung die Intervention in einem deutschen Lande zu Gunsten des dänischen Königs; sie verlangen, daß das deutsche Volk sich selbst zerfleische, damit es um so eher ein Spielball der Krämer und Barbaren werde. So tief also sind wir gesunken, seitdem wir unsere Freiheit verscherzt haben, daß Niemand unsere Nationalität mehr achtet! So tief haben uns die Scenen in Ungarn, in Baden, in Dresden in den Augen fremder Nationen herabgesetzt, daß sie das deutsche Volk, daß sie die deutschen Truppen für des Brudermordes fähig halten! Sehen die deutschen Fürsten jetzt, wohin die Vernichtung der Freiheit im eigenen Lande sie geführt hat? Direkt in die Abhängigkeit von fremden Mächten. Wie konnten die Fürsten glauben, durch die Unterdrückung der Freiheit sich selbst zu retten! Wie anders können sie ihre Selbstständigkeit wahren, als durch die Unterstützung ihres Volkes? Und das Volk hat sich abgewandt von denen, die es zum Sklaven fremder Nationen gemacht haben.

Es wäre ein schandbar Ding gewesen, wenn die deutschen Fürsten aus eigenem Antriebe die Waffen gegen die Herzogthümer gekehrt hätten, ein schandbar Ding! — aber, es wäre der Verblendung, dem Uebermuthe, der absolutistischen Willkür zu verzeihen gewesen. Jetzt nun haben alle deutschen Regierungen offen ihre Sympathieen für die Herzogthümer betheuert, offen die Rechte Schleswig-Holsteins gewahrt wissen wollen; mögen sie also sagen, was ihnen beliebt — wenn sie jetzt noch gegen die Herzogthümer handeln, geschieht es nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf fremden Befehl. Eins müßten sie sonst erlogen haben: entweder ihre Sympathieen, oder ihre Abhängigkeit.

Ludwig XIV., der größte Despot von Frankreich, ist gerade nicht bekannt wegen seines großen Ehrgefühls. Aber man weiß, daß er, geschlagen und tief gebeugt um Frieden flehend, und bereit, alle Bedingungen anzunehmen, die letzte Kraft zusammenraffte, als man von ihm verlangte, den eigenen Enkel vom spanischen Thron zu verjagen. Das sind jetzt beinahe 150 Jahr her, und die Kultur, sagt man, soll während der Zeit bedeutende Fortschritte gemacht haben. Aber ich habe Niemanden davon sprechen hören, daß das deutsche Volk seine letzte Kraft zum Widerstande zusammengenommen habe, als man von ihm verlangte, eines seiner besten Glieder eigenhändig zu verstümmeln. Und wie viel mehr ist ein Volk, als ein König!

Nun freilich, sagen Sie, handelt es sich darum, ob Preußen dem Ansinnen Rußlands und Englands nachgegeben haben würde. Eine kitzliche Frage allerdings, die man im Interesse des deutschen Volkes sehr gern erledigt gesehen haben möchte. Gewiß, von Ihren Lesern zweifelt Niemand daran, wessen die preußische Regierung fähig ist. Das freilich gestehen auch die Unentschiedenen zu, daß Preußen kein Bedenken tragen würde, die Rebellion überall, wo sie sich zeigt, zu Boden zu drücken; aber sie zweifeln vielleicht daran, ob Preußen gegen die schleswig-holsteinische Regierung einschreiten würde, deren Gesetzlichkeit so idyllisch rührend ist, daß sie einen Schriftsteller zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil er den König von Dänemark beleidigt hat!! Im Interesse der Aufklärung des deutschen Volkes und namentlich der Unentschiedenen, sagte ich, wäre es zu wünschen, daß die preußische Regierung durch die That zeigte, wie selbst eine solche Gesetzlichkeit keine Gnade vor ihren Augen findet, wenn es sich darum handelt, Rußlands Willen zu thun. Aber wir werden es nicht erleben, Preußen wird den eklatanten Schritt nicht zu thun, seine Trup-

pen werden nicht einzurücken brauchen in die nordischen Niederungen: diese Schritte werden ihm erspart werden durch die Bereitwilligkeit einer Partei, die wegen der Dienste, die sie den Fürsten geleistet, berüchtigt ist.

Preußen wird seine Gewaltmaßregeln nicht anzuwenden brauchen, dem deutschen Volke werden die Augen nicht geöffnet werden — Dank der schleswig-holstein'schen Statthalterschaft, Dank den Gothaern, die in derselben sitzen, Dank ihrem General Willisen! Noch einmal werden die Gothaer sich als Schild vor die Krone Preußen werfen, das Schmachvollste abzuwenden, was ihr widerfahren konnte: die Prostitution vor der ganzen Welt. Von einer größeren Aufopferung wird die Geschichte nie zu erzählen wissen, vielleicht auch nie von einer größeren Schwäche, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen. Die Statthalterschaft selbst wird die Herzogthümer opfern, um die Schmach ihrer Vernichtung von dem Hause Hohenzollern abzuwenden. Oder sollte es anders kommen? Sollte die Statthalterschaft den Muth besitzen, es aufzunehmen mit allen feindlichen Mächten? Sollte sie dem günstigen Augenblick vertrauen, und endlich einmal begreifen, daß an einem fortgesetzten Kampfe zuletzt die ganze deutsche Opposition Theil nehmen müßte? Ich glaube es nicht, niemals haben die Gothaer gehandelt, nur unterhandelt. Die unermeßliche Tragweite der Konsequenz ist ihnen unbekannt. Erschreckt von den gegen sie heranstürmenden Gewalten werden sie nichts Eiligeres zu thun haben, als Heer und Volk zu überreden, daß Kampf und Ausdauer vergeblich sei. Sie werden den braven Truppen die Waffen aus der Hand winden, dem Volke versprechen, daß seine Rechte gewahrt werden sollen. Sie werden vielleicht selbst im Londoner Protokoll noch Garantieen für die Selbstständigkeit der Herzogthümer entdecken! Sie werden das Land den Dänen überliefert haben, ehe Heer und Volk zur Besinnung gekommen sind. Scheint es nicht fast, als habe Willisen die letzte Schlacht nur verloren, um das Land zu überzeugen, daß ein Kampf vergeblich sei? Wir wollen nicht schmähen, nicht zürnen; was hülfe es auch? Sie sind blind, aber es ist mehr als traurig, daß eine Nation durch diese Blindheit zu Grunde gehen muß! —

Durch die jüngsten Ereignisse in Kassel und die neueste Wendung der Dinge in Schleswig-Holstein ist der Gang der sogenannten deutschen Frage natürlich etwas unterbrochen worden. Man wird sogar froh sein, daß sich die Augen Deutschlands von der ruhigen Entwickelung derselben ablenken. Daß sie sich langsam ihrem Ende zu bewegt, daran zweifelt wohl Niemand. Der Standpunkt, auf dem man zuletzt angelangt war, war derjenige der „freien Konferenzen“ zwischen den einzelnen Bundesmitgliedern; man ist jetzt noch nicht viel weiter gekommen. Allein es wird nicht schwer sein, zu deduziren, daß selbst diese „freien Konferenzen“ keine andere Form annehmen können, als die einer berathenden Bundesversammlung; es leuchtet ein, daß alle scheinbaren Bemühungen zuletzt doch nur auf diesen alten Punkt hinauslaufen werden. Jetzt freilich haben wir mehr zu thun, als auf die einzelnen Phasen zu achten, die dieser ruhige Gang der Dinge durchmachen wird. In der kurzen Zeit von zwei Jahren sind wir noch nicht wieder in dem Grade Diplomaten geworden, daß der Schlag unseres Herzens für Kurhessen und die Herzogthümer übertönt werden könnte von dem Bohren des Holzwurms in der Rumpelkammer der Eschenheimer Gasse. Wir können nicht anders, wir müssen uns unserem Enthusiasmus hingeben. Erst wenn die neue Illusion, die neue Erregung verschwunden, wird das Herz wieder ruhig genug schlagen, um ohne Erbitterung auf die sich selbst vernichtenden Wirrsale der Diplomatie blicken zu können.

Auch Berlin war in den letzten Tagen nicht ohne einige Bewegung; ein Sturm

im Glase Wasser! Die Agitation für die Gemeinderathwahlen brachte wieder einen Hauch von Leben in die Reihen unserer Handwerker und Besitzenden. Freilich nur einen Hauch von Leben, denn jede frische Kraftäußerung war von vornherein unmöglich, erdrückt durch die Polizeigewalt. — Bekanntlich entfiel jenem Füllhorn, das im Frühjahr 1849 geöffnet wurde, auch eine neue Gemeindeordnung, welche die Stadt- und Landverwaltung über einen Leisten schlug. Die Kammern acceptirten dieselbe mit wenigen Abänderungen, wahrscheinlich weil sie glaubten, dieselbe müsse ganz vortrefflich sein, da von demokratischer und reaktionärer Seite gleich energische Proteste gegen dieselbe erhoben wurden. Es war das indessen ein einfaches Zeichen, daß sie gar nichts tauge; gestützt auf ein Dreiklassenwahlsystem, konnte sie der Grundlage unserer Gesellschaft, der Gemeinde, keine andere Vertretung verschaffen, als jene zwitterhafte, wie wir sie in den Kammern gesehen haben. Daß hier in Berlin gerade die Wahlen durchaus reaktionär ausgefallen sind, hat seinen Grund in den speziellen Zuständen unserer Hauptstadt und in den Machinationen, die angewendet wurden. Wo sich sonst die Demokratie an den Gemeinderathswahlen betheiligte, hat sie Kandidaten genug durchgebracht. Aber man hätte gar nicht wählen sollen. Hatte man einmal den passiven Widerstand bis auf die Enthaltsamkeit an den politischen Wahlen ausgedehnt, so mußte man konsequenter Weise auch von der Gemeinderathswahl abstehen. Der Rhein war uns darin vorangegangen. Trotzdem faßte man hier den Plan zu wählen, namentlich, um wieder einige Agitation in das Volk zu bringen. Kaum merkte das die Reaktion, so setzte sie alle Hebel in Bewegung, um den Sieg davon zu tragen. Sie hinderte die demokratischen Vorversammlungen; sie gestattete den konservativen Vereinen wider den Wortlaut des Gesetzes ein Centralkomité für die Wahl zu bilden; sie predigte Tag und Nacht in ihren Blättern; sie sammelte die Stimmzettel der Abwesenden und ließ sie mitzählen; sie spielte den Demokraten ihre Stimmzettel in die Hände; sie versprach endlich, der König und der Hof werde zurückkehren, wenn konservative Gemeinderathswahlen wieder einige Bürgschaft für die Ruhe der Stadt gewährten. Wie hätte der letzte Grund nicht den Ausschlag bei allen unentschiedenen Handwerkern geben sollen, namentlich da die demokratischen Blätter, „Urwähler“ und „National-Zeitung“ sich viel zu wenig mit der Sache beschäftigten und nur zu demokratischen Wahlen aufforderten, ohne den Leuten auch Gründe für solche demokratische Wahlen an die Hand zu geben! „Hätte die Abendpost noch existirt,“ sagte mir neulich Jemand, „die Wahlen wären anders ausgefallen.“ Ja, hätte sie existirt!

Die Wahlen sind konservativ ausgefallen; der König und der Hof werden zurückkehren. Die Stadt Berlin hat diese Rückkehr mit schweren Opfern erkauft. Während in dem Institute der früheren Stadtverordneten wenigstens eine Minderheit von demokratischen Vertretern den Bitten und Wünschen des niederen Volkes zum Organe diente, wird die Majorität der Bewohner Berlins in dem künftigen Gemeinderathe auch nicht durch eine einzige Stimme vertreten sein. Der krassesten Reaktion ist Satisfaktion gegeben worden; ausgestoßen ist aus der Vertretung der Stadt Jeder, der die Vertretung überhaupt nöthig hat. Weder die Arbeiter, noch die kleineren Handwerker und Kaufleute haben im Gemeinderathe Jemand, der ihre Rechte vertritt. Die „glücklich situirte Minderheit“ bläht sich auf den Purpursesseln der Macht, ohne auch nur, wie früher, das Bild des Elends im Winkel neben sich zu dulden. Man wird später sehen, ob es gewagt war, zu behaupten, daß die Stadt Berlin die Rückkehr des Monarchen mit schweren Opfern erkauft habe. War früher wenig Ruhe in Berlin, so wird künftig noch weniger sein. — In diesem Augenblicke ist man damit beschäftigt, zu diesem würdigen Gemeinderathe einen passenden Oberbürgermeister zu

wählen. Wahrscheinlich wird man zu Krausnick, der vor dem März diese Stelle bekleidete, zurückkehren, oder den berüchtigten Herrn Naunyn noch ferner in seinem Amte belassen.

Es war eigentlich meine Absicht, Ihnen dieses Mal neben der politischen Skizze auch ein kurzes Referat über andere Erscheinungen im Berliner Leben, namentlich über die berühmten Vorstellungen der Rachel, einzusenden. Die Ereignisse, die ich vorher ausführlicher geschildert, haben es mir unmöglich gemacht. Vielleicht finde ich auf andere Weise Gelegenheit, meine Absicht auszuführen. Aber wie gern würden ohnehin die Leser der deutschen Monatsschrift die Vorstellungen der Rachel missen, wenn ihnen statt dessen öfter die Komödie einer Hassenpflug'schen Flucht zu Theil würde!

Dresden, im September.

Wer möchte in den eigenthümlichen Zeiten, welche wir gegenwärtig durchleben, noch zu behaupten wagen, daß das von den Frauen geltende Sprüchwort: „je weniger von ihnen gesprochen wird, desto besser steht es im Hause", auch auf die Staaten anzuwenden wäre? In ruhigen Zeiten, in jenen Decennien, — Augenblicken für den Weltgeist — wo die Geschichte der Menschheit still zu stehen scheint, weil eine große Idee ihrer Erfüllung nahe gekommen, während die ersten Keime einer neuen, nur wenigen Auserwählten sichtbar, emporsprießen, da mochte mit Recht jenes Sprüchwort auch auf die Staaten angewendet werden können. In so tiefbewegter Zeit aber, wie die unsre, kann das Schweigen der Presse gerade das Gegentheil bedeuten.

Wenn die öffentlichen Zustände einen solchen Grad von Unnatur erreicht haben, wie jetzt in den deutschen Einzelstaaten, wenn Verfassungs-Verletzungen etwas Alltägliches geworden sind, wenn jeder Tag neue Thatsachen in das große Schuldbuch der Reaktionsmänner einträgt, wenn von einer Verständigung überhaupt nicht mehr die Rede ist, dann ist es am besten, zu schweigen. So habe ich seit zwei Monaten nicht über Sachsen berichtet; gleichwohl wird kein Deutscher dieses Schweigen mißgedeutet und aus demselben einen Schluß auf das Prosperiren unsres Ländchens gezogen haben. — Die Extreme berühren sich, aber — es ist nicht mit den Staaten wie mit den Hausfrauen! Ueberhaupt erscheint in der allgemeinen Springfluth der Reaktion nur der Moment von einigem Interesse, in welchem die Wogen derselben den Damm des Rechts, der Volksfreiheit und des Gesetzes überschreiten. Als solchen signalisirte ich Ihnen in meinem letzten Berichte die Auferstehung der im Jahre 1848 zu Grabe getragenen „Stände". Gelang dieses Manöver, so war es natürlich, daß dann die hinter jenem Damm befindlichen kümmerlichen Niederungen, als da sind: das Geschwornen-Wahlgesetz, das öffentliche und mündliche Verfahren bei Preßvergehen 2c., sofort in den Fluthen verschwinden mußten. Sie wissen bereits, daß es gelungen. Der Zusammentritt dieses Landtags war auf den 15. Juli anberaumt worden. Mehrere Tage lang erschien es ungewiß, ob die zweite Kammer in beschlußfähiger Anzahl (50) zusammenkommen werde oder nicht. Die ministeriellen Blätter schwankten zwischen Furcht und Hoffnung. Nur 49 Mitglieder hatten sich angemeldet. „Ein Fünfzigster, ein Fünfzigster! — einen ganzen Jahrgang der Freimüthigen Sachsenzeitung unentgeltlich für einen Fünfzigsten!" — Da —

„Ein Bauersmann sanft und keck
„Naht aus der Stellvertreter Chor — —
„Und alle Ritter und Edelfrauen
„Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen!“

Darauf Victoriaschießen im Lager der Reaktion. —

Die vormalige Opposition ist theils flüchtig, theils im Kerker oder in Folge von Verurtheilungen des ständischen Rechts verlustig gegangen. Der Rest derselben hat sich natürlich von einer Betheiligung an diesem Landtage fern gehalten.

Zwar war es noch immer nicht sicher, ob alle eingetretenen Mitglieder, welche die Konstituirung dieser Kammern ermöglicht hatten, bleiben würden, da einige von ihnen gewichtige Kompetenz-Zweifel auf dem Herzen zu haben vorgaben. Als aber die große Mehrheit, wie sich von einer aus Rittergutsbesitzern, Beamten und Landleuten bestehenden Versammlung nicht anders erwarten ließ, diese Kompetenz ausgesprochen hatte, da — blieben diese Ehrenmänner ebenfalls auf ihren Sitzen und stimmten unverdrossen bis auf den heutigen Tag. Zwei von ihnen waren leider während der Sitzungen der beiden letzten aufgelösten Volksvertretungen Mitglieder der Linken. Apostaten hat es ja zu allen Zeiten gegeben!

Obwohl die Herren „Landstände“ nicht allzu häufig tagen, berathen sie natürlich viel geschwinder, als die aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangenen und deßhalb nach Hause geschickten Volksvertreter. Denn — es gibt keine Opposition. Die Berichte der Ausschüsse sind lobpreisende Umschreibungen der die Regierungsvorlage begleitenden Motive; eine Diskussion entsteht nur, wenn sich in einem der Herren Stände das Gewissen regt und er dieß unbedachter Weise kund gibt, wie z. B. der Dr. Großmann, Superintendent in Leipzig, von der ersten Kammer, bei Gelegenheit der nachträglichen Genehmigung der berüchtigten Preßverordnung vom 2. Juni. „Wir sind denn doch wohl nicht als bloße Ja-Herren hierhergekommen!“ rief der entrüstete Diener der Kirche, als der Präsident der Kammer, von Schönfels, ihm — natürlich aus „formellen“ Gründen — das Wort entzog, weil der Redner leider einige Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit eines Paragraphen der Verordnung auszusprechen wagte. Im Allgemeinen aber herrscht unter den „Ständen“ Friede und Freude und das herzlichste Einverständniß mit den „Herren“ Ministern. Dafür sprechen: das gemeinschaftliche Mittagessen der Minister und Kammern am Tage der Feier des Konstitutionsfestes — 4. September — welches „Fest“ dießmal im Allgemeinen aus naheliegenden Gründen am Lande spurlos vorüberging, — ferner verschiedene Dampfwagenfahrten, bei deren einer, zur feierlichen Schlußsteinlegung des letzten Bogens der Göltzsch-Thal-Ueberbrückung auf der sächsisch-baierischen Staatsbahn, sogar der König sich betheiligte. — Als die Mitglieder der letzt-aufgelösten Kammern einmal nach Leipzig zur Industrie-Ausstellung gefahren waren, da wurden sie freilich von der Freimüthigen Sachsenzeitung nichtsnutzige „Bummler“ genannt, die dem Lande das Geld aus der Tasche stehlen; seit der Wiedereinsetzung des Vollbluts in seine ständischen Privilegien findet man es natürlich ganz in der Ordnung, daß die Männer, welche sich schon durch ihr bloßes „Erscheinen“ um Thron und Vaterland so hoch verdient gemacht haben, sich einige Erholung von ihrer anstrengenden Arbeit — Vertilgung der letzten Spuren des fluchwürdigen Jahres 1848 — vergönnen.

Man wird vielleicht fragen, was die unabhängige Presse zu diesem Treiben sagt? Die Antwort ist sehr einfach: Es gibt keine unabhängige Presse in Sachsen. Die gesammte Presse ist von dem polizeilichen Ermessen abhängig. Und gerade hinsichtlich der Aufsätze, welche Zweifel an der Berechtigung der Regierung zur Einbe-

rufung der Stände auszusprechen wagen, kennt dieses Ermessen keine Gränzen. So zeigte sich die Regierung gegen die Polemik, welche die Unionsblätter „Neues Dresdner Journal“ und „Deutsche Allgemeine Zeitung“ um jenes Anlasses willen unterhielten, wohl im Gefühl ihres Unrechts, in hohem Grade empfindlich. Eine unbefangene Kritik des Landtags und seiner Leistungen würde die Unterdrückung des betreffenden Blattes zur Folge gehabt haben. Und wirklich sind bereits die beiden genannten Zeitungen wiederholt polizeilich mit Beschlag belegt worden, weil ihre Spalten einen bescheidenen Tadel der Landtagsbeschlüsse oder einen leisen Zweifel an der Kompetenzberechtigung der Kammern enthielten.

Das Ministerium hat Recht: De mortuis nil nisi bene! Das Volk weiß, daß diese „Stände“ im Jahre 48 begraben wurden; für das Volk sind sie die Todten, wenn sie auch unter dem galvanischen Strome ministerieller Machtvollkommenheit sich mechanisch bewegen. Ohne Friktion, ohne Opposition, wie können da die Verhandlungen Interesse erregen? Wußte man doch vorher, was von diesen Kammern zu erwarten war. Auch haben ja fast alle Errungenschaften in Sachsen, wie z. B. die Grundrechte, das Vereinsrecht 2c., entweder nur auf dem Papiere bestanden, oder sie waren in Folge des Jahr und Tag verhangenen Kriegsstandes längst schon aufgehoben worden. Das Volk scheint zudem aus der Anschauungsweise des Ministeriums von der „provisorischen“ Natur aller Dinge auf Erden etwas gelernt zu haben. Es räsonnirt mit seinem schlichten Verstande ungefähr so: Wenn das Wahlgesetz vom 15. November 1848 bloß provisorisch war, wenn, trotz der königlichen Worte *), die Stände von 1831 nach dem „letzten“ Male noch ein „allerletztes“ Mal versammelt werden können, dann ist eben alles von Menschen Geschaffene „provisorisch“; dann werden auch die Schöpfungen eines Ministeriums Zschinsky keine ewige Dauer beanspruchen. Und nicht bloß die vile multitude, sondern wirklich die große Mehrheit, selbst der Mittelklasse, der Bürger und Gewerbtreibenden, hegt solche ketzerische Ansichten. Die bedeutende Erhöhung der Grund- und Gewerbesteuern, der Fleischsteuer 2c. tragen nicht dazu bei, dem Volke die Segnungen der gegenwärtigen Zustände so klar zu machen, wie dieß im Interesse der Reaktion zu wünschen wäre. „Das Land war aber auch so gräßlich unterwühlt“, sagen die Blätter unsrer Junkerpartei und gerathen in Entzücken über die hohe Intelligenz der unvergleichlichen Stände-Versammlung, während außerhalb der roth-reaktionären Kreise allgemein behauptet wird, die im Landhause gehaltenen Reden wären wirklich nicht der Rede werth. Die Leere der öffentlichen Tribünen legt für diese Ansicht des Publikums ein stummes und doch beredtes Zeugniß ab. Requiescant!!

Ist es auch nicht zu läugnen, daß sich noch immer eine ziemliche Anzahl „Böswilliger“ in Sachsen befindet, welche mit dem gegenwärtigen Regimente nicht zu harmoniren vermögen, so muß anderer Seits zugegeben werden, daß innerhalb des pays légal, zu welchem, in diesem Sinne, ich die Beamten aller Grade und Klassen, die Offiziere und größeren Grundbesitzer, die Stadträthe und Stadtverordneten zähle, eine Servilität der Gesinnung herrscht, wie wohl in keinem anderen deutschen Lande. Das Verfahren des Leipziger Senates in der Wahlangelegenheit ist bekannt; in ähnlicher Weise haben sich, um desselben Anlasses willen, die Stadtverordneten Dresdens gerirt, von denen nur 9 unter 40 sich der Wahl eines Abgeordneten für den Landtag enthielten oder dagegen protestirten. Mit einem Gefühl von Scham blickt der Sachse von unabhängiger Gesinnung nach Kurhessen hinüber, wo sich Beamtenthum, Armee

*) S. Juliheft d. Deutschen Monatsschrift S. 147.

und Volk gegenüber der Verfassungsverletzung der Regierung einmüthig die Hände reichen. Wäre die sächsische Büreaukratie, wäre Sachsens Richterstand von derselben Manneswürde erfüllt gewesen, wie ihre hessischen Amtsgenossen, der Landtag von 1831 würde jetzt nicht in Dresden tagen. Statt den gleißenden Schein von Recht und konstitutioneller Form wahren zu können, hätte das Ministerium wenigstens zu offenem Oktroyiren schreiten müssen. Glauben Sie mir, in Sachsen wäre Hassenpflug bereits am Ziele! —

Ein charakteristischer Beitrag zur Servilitätsgeschichte der Gegenwart sei hier noch erwähnt, zugleich ein Beleg, wie man auf alle Weise den Monarchen über die Stimmung des Volkes zu täuschen sucht. Seit Jahr und Tag war die Dresdner Bürgerschaft von zahlreichen Einquartierungen belästigt worden; umsonst die Anträge des aufgelösten Landtags auf Aufhebung des Kriegsstandes; umsonst die Petitionen von Stadtrath und Stadtverordneten bei dem Ministerium wegen Verminderung des Garnison-Etats und somit Aufhören der Einquartierung. Da endlich erklärt die Regierung, daß vom 1ten September ab nur 300 Mann per Bataillon im Dienst verbleiben sollen, (wodurch, beiläufig gesagt, die Dresdner Besatzung, 10 Bataillone Infanterie, die doppelte Stärke, als vor 1848, erhält). Man wird dieselben möglichst in Kasernen unterbringen, die Einquartierung fast gänzlich aufhören lassen. Diese Huld und Gnade des Ministeriums ist zu groß und unverdient, als daß man sie stumm hinnehmen könnte. Der Dresdner Anzeiger, ein nicht-politisches Blatt für allerlei Ankündigungen ꝛc., gelesen in den höchsten und niedrigsten Regionen, enthält einen emphatisch abgefaßten Dank dem um das Wohl des Landes so hochverdienten Ministerium für — die schleunige Gewährung der von Dresdens Bewohnern hinsichtlich der Einquartierung ausgesprochenen Bitte, sowie gleich beiläufig für Zusammenberufung der „rechtmäßigen“ Vertreter des Landes (der alten Stände). Das ultraservile Machwerk war unterzeichnet: „Die patriotisch-gesinnte Bürgerschaft und ein großer Theil der unangesessenen Einwohner“. Es schloß mit den Worten:

„Lang lebe der König! Es freue sich
„Wer unter ihm athmet im rosigen Licht.“

Auf einen Fuß mehr oder weniger kommt es diesen begeisterten Sängern nicht an.

Natürlich, daß ein einziger oder vielleicht einige Reaktionäre, zu fernerer Täuschung des Regenten, diesen Aufsatz veröffentlicht hatten. Aber — niemand von der Bürgerschaft hat dagegen reklamirt. Die Einen nicht aus Ueberdruß und Ekel, die Andern nicht aus Furcht. Das ist das Traurigste an der ganzen Sache, denn es stachelt den Uebermuth dieser Handvoll Junker, welche jetzt in der That vermöge der Freimüthigen Sachsenzeitung das Land regieren, höher und höher.

Zur ferneren Charakteristik dieses Blattes und unseres Regierungsorganes, des Dresdner Journals, damit aber der sächsischen Zustände im Allgemeinen, sei hier beiläufig erwähnt, daß in beider Spalten dem Herrn Hassenpflug und seinem staatsrettenden Unternehmen das Wort geredet wird. Die Neue Preußische hat diese Frechheit bis jetzt noch nicht gehabt; sie hat in Sachsen ihren Meister gefunden. —

Aus alledem mag man einen Schluß auf den Zustand der sächsischen demokratischen Presse ziehen. Sie ist durch die Preßordonnanz vom 7. Juni nicht bloß decimirt, sondern so gut wie vernichtet worden. Die „Dresdner Zeitung“, das Hauptorgan der Demokratie, ward unter dem 4. August unterdrückt. Seit ihrer Begründung im Spätsommer 1848 bis zu ihrem gewaltsamen Tode hat sie, trotz des inzwischen eingetretenen ungeheuren Umschwungs, mit unerschütterlicher Treue und Standhaftigkeit die Grundsätze und Interessen der Demokratie verfochten. Für ihren Verlust

können die nur dreimal wöchentlich erscheinenden „Vaterlandsblätter“, welche der verdorrende Einfluß der Preßordonnanz ebenfalls, wenn auch etwas langsamer, zu Grunde richten wird, nicht hinreichenden Ersatz gewähren. Wenige Tage nach dem Hingang der „Dresdner Zeitung“ traf auch das „Leipziger Reibeisen“, ein sehr verbreitetes Blatt, in welchem die Gebrechen und Schwächen des Reaktionssystems mit gesundem, vielleicht zuweilen allzuderbem Humor „gerieben“ wurden, das gleiche Schicksal. Die „Volksblätter“, welche zweimal wöchentlich erscheinen und in sehr populärem Tone redigirt werden, hat man bisher seltsamer Weise noch verschont. Sie beschränken sich allerdings in neuerer Zeit größtentheils auf das Referiren von Thatsachen und haben sich in ihrem Räsonnement sehr gemäßigt. —

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn tüchtige und gewandte Publizisten ihre Aufsätze, mögen dieselben auch spezifisch-sächsische Verhältnisse und Persönlichkeiten betreffen, in nicht-sächsischen Blättern erscheinen lassen. Neuerdings haben zwei derartige Artikel, der eine betitelt: „Die Mißregierung in Sachsen“, abgedruckt in der Berliner „Constitutionellen Zeitung“ (Nr. 260 ff.), der andere: „Albert von Langenn“, eine Charakterskizze zur Schilderung des sächsischen Richterstandes in Nro. 207 ff. der „Neuen Deutschen Zeitung“, in hohem Grade die Aufmerksamkeit der sächsischen Leser gefesselt. Wurden in dem ersten derselben die Maßnahmen der Regierung in unbefangener Weise beurtheilt, also gerechtem Tadel unterworfen, so schilderte der zweite mit treffenden Zügen den Charakter und die öffentliche Wirksamkeit eines Mannes, der seit seiner Mission nach Leipzig zur Erörterung der unseligen August-Ereignisse des Jahres 1845, bei allen Fraktionen der Liberalen in Mißkredit steht. In neuester Zeit hat er auch für die außer-sächsischen Kreise eine gewisse Bedeutsamkeit erlangt, indem er als Mitglied des Schiedsgerichts, welches über das Zurechtbestehen der Mecklenburg-Schwerin'schen Verfassung beschließen sollte, berufen worden war. Ueber sein muthmaßliches Votum sprach sich schon jener Aufsatz mit ziemlicher Sicherheit aus. Der Verfasser hat, wie die neuesten Berichte aus Schwerin melden, nur zu sehr Recht gehabt. Mecklenburgs Ritter werden dem Hrn. v. Langenn eine Dankadresse votiren; er hat ihre Privilegien zu wahren gewußt. —

Wie sehr in Sachsen der Volksgeist sich gegen das altlutherische Kirchenregiment sträubt, und mit welchen Augen außerhalb der offiziellen Kreise die orthodoxe Glaubensrichtung betrachtet wird, als deren oberster Repräsentant der Oberhofprediger Dr. Harleß erscheint, dürfte aus folgender Thatsache erhellen. Dr. Harleß hatte bei Eröffnung der Ständeversammlung die übliche Landtagspredigt gehalten. Der Text derselben, dem alten Propheten Sacharja entnommen, war in höchst willkürlicher und tendenziöser Weise auf die Gegenwart angewendet worden. Diese Predigt hatte sich des Beifalls der Regierung in so hohem Grade zu erfreuen, daß den Geistlichen des Landes die unerhörte Zumuthung gemacht wurde, die Abschrift der Predigt während des Gottesdienstes der Gemeinde von der Kanzel herab vorzulesen. (So viel zur öffentlichen Kenntniß gekommen, haben sich nur zwei Seelsorger dieß zu thun entschieden geweigert.) Auch im Druck war diese neueste Loyalitäts-duftende Blume der Beredsamkeit des protestantischen Oberhirten, welche der bekannten „Heer-Predigt“ desselben Verfassers vom März 1848 gar nicht ähneln soll, zu haben. Da erschien ein kleines Schriftchen unter dem Titel: „Der Prophet Sacharja“ 2c., in welchem die geschraubte Verbindung von Text und Predigt, ja das „Unchristliche“ der letzteren vom theologischen Standpunkte aus in leicht faßlicher, populärer Weise dargethan und dabei Hrn. Dr. Harleß einigermaßen in's Gewissen geredet wurde. Als Verfasser bekannte sich ein ehemaliger Lehrer der Leipziger Bürgerschule, Sparfeld, den natürlich die

„Freimüthige Sachsenzeitung“ dafür moralisch zu vernichten sucht. Nichtsdestoweniger erlebte die Brochüre bereits die fünfte Auflage. —

Noch immer haben die Verurtheilungen in Folge der unseligen Maitage nicht ihr Ende erreicht. Neuerdings sind wieder mehrere sehr harte Urtel gegen Männer gefällt worden, denen selbst der bessere Theil ihrer politischen Gegner seine Achtung und Anerkennung nicht versagen kann. Der edle Heubner ist bereits nebst dem vormaligen Musikdirektor Röckel zu lebenslänglicher Haft in das Zuchthaus nach Waldheim abgeliefert worden. Er darf sich mit Uebersetzen von englischen und französischen Büchern beschäftigen, wird aber hinsichtlich der Kost, Kleidung ꝛc. dem Diebe und Räuber gleich behandelt. Wer wird auch mit einem Hochverräther, und noch dazu mit einem demokratischen Hochverräther, Umstände machen! Ja, wenn er ein Hochverräther wäre à la Hassenpflug und Konsorten, dann würde man ihn nicht in's Zuchthaus geschickt haben. Diese Leute kann man anderwärts besser brauchen. —

Sollte ich es Ihnen nicht schon im Anfange dieses Schreibens gesagt haben, daß Sachsen ein ruhiges und glückliches Land ist, so will ich es hiermit schließlich ausdrücklich erwähnen. Die „Freimüthige“ sagt es, die Regierungsblätter sagen es, folglich muß es wahr sein, denn diese Organe lügen nie, das ist bekannt. Wie man in der äußeren Politik, mit dem alten Bundestage als Polarstern, seit Jahr und Tag in geradem ehrlichem Strich gesteuert hat, eben so in der inneren: überall die alte bewährte „Sächsische Treue!“

Wird nicht einem Geschichtschreiber, welcher dereinst die Ereignisse der Gegenwart unbefangen erörtert, das Verständniß dieser Treue fehlen, wird er nicht unwillkürlich auszurufen sich versucht fühlen: Fides Saxonica — Punica fides? — Die augenblicklichen Machthaber zucken die Achseln: Was thut das? Nach uns die Sündfluth! — Vielleicht; vielleicht aber auch mit Euch!! —

Feuilleton.

Deutschland

von Heinrich Heine.

Im Oktober 1849.

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wird's daheime:
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das ist vom Uebel;
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemüthlich ruhen Wald und Fluß,
Vom sanften Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallt's — ist das ein Schuß?
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Es knallt! Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Götheseier!
Die Sonntag, die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier!

Auch Lißt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgeröthet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands —
Kein Russe, kein Kroat hat ihn getödtet!

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet sich zu Tode,
Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er ruht in der Kommode.

Es lebt der Franz und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Kinder Kreis:
So lag ich und so führt' ich meine Klinge.

Wenn ich den Namen Ungar hör',
Wird mir das deutsche Wamms zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge.

Es klingt mir wieder im Gemüth
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied,
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenloos,
Es sind dieselben alten Mähren —
Die Namen sind verändert blos,
Doch sind's dieselben „Helden lobebären“.

Es ist dasselbe Schicksal auch:
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held nach altem Brauch
Den thierisch-rohen Mächten unterliegen.

Und dießmal hat der Ochse gar
Mit Bären einen Bund geschlossen —
Du fällst, doch tröste dich, Magyar,
Wir andern haben schlimm're Schmach genossen!

Anständige Bestien sind es doch,
Die ganz honett dich überwunden;
Doch wir gerathen in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt. Ich kann
Ertragen nicht den Duft der Sieger,
Doch still, Poet, das greift dich an —
Du bist so krank, und schweigen wäre klüger!

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Dr. L. Tafel in Stuttgart.







